**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

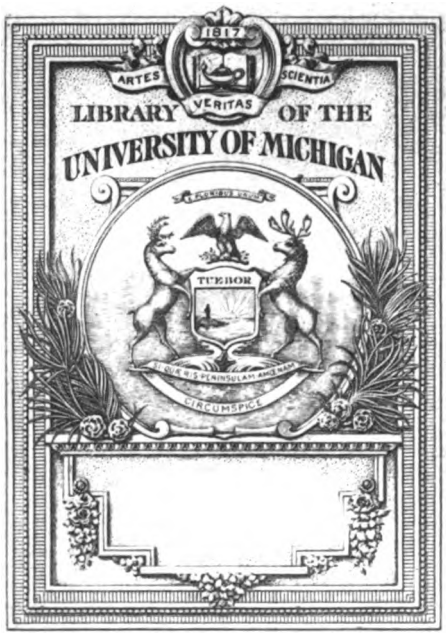
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 3 9015 00240 812 1
University of Michigan – BUHR

Digitized by Google




Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

GN
700
.M285

Digitized by Google

Digitized by Google

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

# Mannus

## Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

20. Band (1928)

Mit 174 Abbildungen im Text und 12 Tafeln

Leipzig • Verlag von Curt Kabitzsch
1928

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Printed in Germany.

Druck der Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Digitized by Google

General Harr.

# Inhaltsverzeichnis.

Seite

Abhandlungen und Mitteilungen . . . . . 1, 265, 369
Nachrichten . . . . . 262, 445
Bücherbesprechungen . . . . . 245, 365, 429

## Abhandlungen und Mitteilungen.

Adrian, Walther: Beiträge zur Vorgeschichte Minden-Ravensbergs. Mit 18 Textabb. 384
Andree, Julius: Altsteinzeitliche Funde aus Westfalen. V. Mit 6 Textabb. . . . 35
Bayer-Wien, J.: Zum Problem der Gliederung des Eiszeitalters . . . . . 25
Beninger, E.: In einer ernsten Angelegenheit . . . . . 216
Braune, Kurt: Ein neuer Fund der Glockenbecherkultur im Leipziger Land. Mit 9 Textabb. . . . . 409
Derselbe: Töpfereirohmaterial der Latènezeit mit Kammstrichen und Fingerabdrücken. Mit 4 Textabb. . . . . 421
Engel, Carl: Neues über den Schönfelder Stil. Mit 68 Abb. im Text und auf 6 Tafeln 265
Erörterungen über die Annahme einer astronomischen Pflegestätte zu Haus Gierke (Wolfg. Schultz, P. D. Neugebauer, Riem, Karl Weerth, W. Teudt, J. Hopmann, E. Alsfeld) . . . . . 218
Henneböle, Eb.: Altsteinzeitliche Funde im Lürmecketal. Mit 8 Textabb. . . . 162
Jung, Erich: Götter, Heilige und Unholde. Mit 39 Textabb. . . . . 118
Knoke, Friedrich: Noch einmal der Angrivarierwall . . . . . 202
Kossinna, Gustaf: Ausflug der Berliner Zweiggesellschaft nach dem Burgwall bei Lossow. Mit 4 Textabb. . . . . 214
Derselbe: Zu Schuchardt's „Alteuropa" . . . . . 216
Derselbe: Zum Bronzekreuz von Woltwiesche . . . . . 428
Kossinnas 70. Geburtstag. Mit 1 Tafel . . . . . 449
Krone: Die Skelettgräber vom Mühlenberge bei Woltwiesche. Mit 2 Textabb. . . . 425
Lehmann, Ernst: Der bronzezeitliche Friedhof auf dem Erfurter Flughafen. Mit 3 Textabb. und 5 Tafeln . . . . . 54
Lienau, M. M.: Der Burgwall an der Steilen Wand bei Lossow. Mit 1 Plan . 209
Marschalleck, Karl H.: Zur Südgruppe der Trichterbecher. Mit 7 Textabb. . . 179
Moschkau, Rudolf: Ein Glockenbecher von Pegau bei Leipzig? Mit 2 Textabb.. 416
Müller-Brauel, Hans: Ein mandelförmiges Feuersteingerät aus dem Kreise Zeven. Mit 1 Textabb. . . . . 418
Nietsch: Die Eiche in der indogermanischen Vorzeit . . . . . 44
Polemik Menghin-Bayer . . . . . 447
Polemik Schultz . . . . . 445
Preidel, Helmut: Die absolute Chronologie der germanischen Fibeln der frührömischen Kaiserzeit. Mit 14 Textabb. . . . . 79
Sänger, Georg: Ein paläolithisches Artefakt (?) aus dem Saaletal bei Weißenfels. Mit 1 Textabb. und 1 Profil . . . . . 172
Sauermilch, Curt: Eine Fundstätte mikrolithischer Kultur bei Holzminden a. d. Weser. Mit 1 Textabb. . . . . 175
Schulz, Walther: Zwei Bestattungsplätze der Latènezeit bei Artern a. d. Unstrut. Mit 12 Textabb.. . . . . 186
Derselbe: Hermunduren-Thüringer und die Bevölkerung der frühgeschichtlichen Zeit in Böhmen . . . . . 197
Strzygowski, J.: Natur und Unnatur in der Bildenden Kunst . . . . . 1
Derselbe: Der Humanismus und die Kunstgeschichte des Ostens und Nordens . 369
Voges, Th.: Hausurnen am Heeseberge bei Jerxheim . . . . . 185
van Werveke, L.: Über die Zahl der Vereisungen in Nord- und Mitteldeutschland und über das Alter des Rabutzer Tones. Mit 1 Textabb. . . . . 315
Wolff, K. H.: Der heutige Stand der Rassenforschung . . . . . 328

Digitized by Google

**Bücherbesprechungen.** Seite

Åberg, Nils: The Anglo-Saxons in England during the early centuries after the invasion (Walther Schulz) . . . 257
Bolin, Sture: Fynden av romerska mynt i det fria Germanien (M. Jahn) . . 440
von Buttel-Reepen, H.: Über Fensterurnen (Walther Schulz) . . . . . 443
Carthaus, Emil: Auf der Suche nach dem Pithecanthropus, dem Affenmenschen von Java (Hans Weinert) . . . 430
Eichhorn, G.: Der Urnenfriedhof auf der Schanze bei Großromstedt (Walther Schulz) 256
Fischer-Günther: Deutsche Köpfe nordischer Rasse (Hans Weinert) . . . . . 431
Gorjanovic-Kramberger: Der diluviale Mensch von Krapina (Hans Weinert) 432
Goeßler-Deeck: Verzeichnis der vor- und frühgeschichtlichen Altertümer im Museum der Stadt Ulm (Beatrice Goering) . . . 253
Gummel, H.: Hannoversche Urgeschichte im Schrifttum 1893—1923 (B. v. Richthofen) 443
Günther, Hans F. K.: Rassenkunde des deutschen Volkes (Hans Weinert) . . 430
Derselbe: Der Nordische Gedanke unter den Deutschen (Konopacki-Konopath) . . 249
Heberer, G.: Eiszeitliche Großsäugetiere in neuer Rekonstruktion (W. O. Dietrich) 251
Hentschel, Willibald: Vom Vormenschen zum Indogermanen (Hertha Schemmel) . 368
Hertlein, Friedrich: Die Geschichte der Besetzung des römischen Württemberg (Friedrich Wagner) . . . 442
Hilzheimer, Max: Natürliche Rassengeschichte der Haussäugetiere (Otto-Friedrich Gandert) . . . 252
Derselbe: Die Stammesgeschichte des Menschen (Otto-Friedrich Gandert) . . . . 252
Hinzpeter, Georg: Urwissen von Kosmos und Erde (Wolfgang Schultz) . . . . 429
Ipek: Jahrbuch für prähistorische und ethnographische Kunst (J. Dettmar) . . . 346
Jaekel, O.: Zur Urgeschichte des Menschen (Hans Weinert) . . . . . 430
Kern, Fritz: Stammbaum und Artbild der Deutschen und ihrer Verwandten (Hertha Schemmel) . . . 432
Kossinna, Gustaf: Altgermanische Kulturhöhe (Carl Engel) . . . . . 246
Derselbe: Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit Teil II (Carl Engel) . . . 366
Derselbe: Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit (D. G(ordon) C(hilde) Teil I . . . 365
Kynast, Karl: Apollon und Dionysos (Maria Grunewald) . . . . . 434
Lindenheld, Emile: Les stèles funeraires en forme de maison chez le Mediomatriques et en Gaule (Walther Schulz) . . . 438
Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde (Wolfgang Schultz) . . . . . 444
Rademacher, C.: Die Heideterasse zwischen Rheinebene, Acher und Sülz (Hans Müller-Brauel) . . . 255
Reinecke, Adolf: Armin-Siegfried. Das Drama der Deutschen in fünf Akten (Hertha Schemmel) . . . 440
Reinerth, H.: Die jüngere Steinzeit der Schweiz (O. Tschumi) . . . . . 253
Röder, Fritz: Die sächsische Schalenfibel der Völkerwanderungszeit als Kunstgegenstand und siedlungsarchäologisches Leitfossil (Walther Schulz) . . . . . 443
Schirmann: Mensch und Gesellschaft (Fritz Geschwendt) . . . . . 443
Schmidt, P. Wilhelm: Volk und Rasse (Hertha Schemmel) . . . . . 249
Schnippel, E.: Ausgewählte Kapitel zur Volkskunde von Ost- und Westpreußen (Heß von Wichdorff) . . . 260
von Sydow, Eckardt: Primitive Kunst und Psychoanalyse (G. Wilke) . . . . . 259
Wagner, Friedrich: Die Römer in Bayern (Fr. Winkelmann) . . . . . 442
Weinert, Hans: Der Neandertalerschädel von Le Moustier . . . . . 432
Weiser, Lily: Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde (Konrad Jarausch) 438
Wilcke, Max: Der Zeitzer Kreis und seine Bevölkerung in vor- und frühgeschichtlicher Zeit (Heß von Wichdorff) . . . 254
Wolf, Heinrich: Angewandte Geschichte (Hertha Schemmel) . . . . . 433
Wolff, K. F.: Rassenlehre (Hertha Schemmel) . . . . . 247

Digitized by Google

APR 28 192

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

# Mannus

## Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

20. Band
Heft 1-3

Leipzig • Verlag von Curt Kabitzsch
1928

Digitized by Google

# Inhalt des vorliegenden 1. bis 3. Heftes des 20. Bandes:

Seite

## I. Abhandlungen.

Strzygowski, J., Natur und Unnatur in der Bildenden Kunst ..... 1
Bayer-Wien, J., Zum Problem der Gliederung des Eiszeitalters ..... 25
Andree, Julius, Altsteinzeitliche Funde aus Westfalen. V. Mit 6 Abbildungen ..... 35
Nietsch, Die Eiche in der indogermanischen Vorzeit ..... 44
Lehmann, Ernst, Der bronzezeitliche Friedhof auf dem Erfurter Flughafen. Mit 3 Seiten Textabbildungen und 3 Tafeln ..... 54
Preidel, Helmut, Die absolute Chronologie der germanischen Fibeln der frührömischen Kaiserzeit Mit 14 Textabbildungen ..... 79
Jung, Erich, Götter, Heilige und Unholde. Mit 39 Textabbildungen ..... 118

## II. Mitteilungen.

Genneböle, Eb., Altsteinzeitliche Funde im Lürmeckental. Mit 8 Abbildungen im Text .... 162
Sänger, Georg, Ein paläolithisches Artefakt (?) aus dem Saaletal bei Weißenfels. Mit 1 Abbildung und 1 Profil ..... 172
Sauermilch, Curt, Eine Fundstätte mikrolithischer Kultur bei Holzminden a. d. Weser. Mit 1 Tafel 175
Marschalleck, Karl H., Zur Südgruppe der Trichterbecher. Mit 7 Abbildungen ..... 179
Voges, Th., Hausurnen am Heeleberge bei Jerxheim ..... 185
Schulz, Walther, Zwei Beisetzungsplätze der Latènezeit bei Artern a. d. Unstrut. Mit 12 Abbildungen ..... 186
—, Hermunduren-Thüringer und die Bevölkerung der frühgeschichtlichen Zeit in Böhmen .... 197
Knoke, Friedrich, Noch einmal der Angrivarierwall ..... 202
Lienau, M. M., Der Burgwall an der Steilen Wand bei Lossow. Mit 1 Plan ..... 209
Kossinna, Gustaf, Ausflug der Berliner Zweiggesellschaft nach dem Burgwall bei Lossow. Mit 4 Abbildungen ..... 214
—, Zu „Schuchhardt's Alteuropa" ..... 216
Beninger, E., In einer ernsten Angelegenheit ..... 216
Erörterungen über die Annahme einer astronomischen Pflegestätte zu Haus Sierke (Wollg. Schultz, P. V. Neugebauer, Riem, Karl Weerth, W. Teudt, J. Hopmann, E. Bisfeld) .... 218

III. Bücherbesprechungen ..... 245
IV. Nachrichten ..... 262


# Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Förderung der Vorgeschichte unseres Volkes ist jetzt nationale Pflicht; dies kann nicht besser geschehen als durch Beitritt zur genannten Gesellschaft.

**Der Mitgliedsbeitrag** der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte beträgt für 1928 16 RM.; für Mitglieder der Berliner Zweiggesellschaft 1 RM. mehr; österreichische Mitglieder zahlen fürs Jahr 24 Schilling, Mitglieder in der Tschechoslovakei 120 kč. Im übrigen beträgt der Beitrag für Mitglieder im Ausland 18.— RM. Die Einzahlung des Beitrages hat an den Verlag von Johann Ambrosius Barth, Leipzig, Salomonstraße 18b, dem der Verlag Curt Kabitzsch angegliedert ist, zu erfolgen. (Postscheckkonto Leipzig 28, Postsparkassenkonto Wien Nr. 156720; Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen, Prag, Krakauer Gasse 11). Die Mitglieder erhalten außer dem „Mannus" das auf 9—10 Nummern berechnete „Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit" kostenlos.

**Neuanmeldungen** sowie **Abmeldungen** sind entweder an den Vorsitzer, Herrn Geh. Regierungsrat **Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstrasse 10** oder an den Schatzmeister der Gesellschaft, Herrn **Ernst Suethlage, Berlin NW 21**, Quitzowstraße 123, zu richten.

**Anschrift-Änderungen** erbeten an den Verlag von **Curt Kabitzsch, Leipzig**, Salomonstraße 18b.

**Manuskripte, Vorlagen** usw. sind nur an den Herausgeber, Herrn Geh. Regierungsrat **Professor Dr. G. Kossinna**, Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10 einzuliefern (Einschreiben!). Manuskripte sollen möglichst einseitig beschrieben sein, Zeichnungen reproduktionsfähig ausgeführt unter Vermeidung von Bleistiftstrichen oder mit Bleistift ausgeführten Schattierungen. Am besten geeignet sind **Federzeichnungen**, die jedoch tief schwarz gehalten sein müssen. Graue Striche erschweren die Wiedergabe.

**Der Bezugspreis** des „**Mannus**", im Buchhandel während des Erscheinens beträgt RM. 24.— für den Band (einschließlich des Nachrichtenblattes für deutsche Vorzeit), nach Abschluß des Bandes wird er erhöht. Ferner sei auf die **Ergänzungsbände** aufmerksam gemacht, von welchen 5 bereits vorliegen.

**Die Bände I—XIX** und **Ergänzungsband** I bis V können neu eintretende Mitglieder und Abonnenten, soweit noch vorhanden, nachbeziehen. Man wende sich an den Verlag.


Digitized by Google

# I. Abhandlungen.

## Natur und Unnatur in der Bildenden Kunst.

Von Josef Strzygowski.

Ich schließe an einen in Warschau auf dem Historikerkongreß 1927 angekündigten und in dessen Berichten gedruckten Vortrag „Geschichte, Vorgeschichte und Fachforschung", in dem ich versuchte, zu zeigen, daß die Vorgeschichte im Grunde mit den Methoden der Geschichte arbeitet. Dabei ging ich von der geschichtlichen Zeit aus und möchte dazu heute eine Ergänzung insoferne bieten, als ich, wenn man so sagen darf, von der der Vorgeschichte vorausgehenden Zeit und den Anfängen der Bildenden Kunst im besonderen spreche, auf die niemals der Historiker oder Prähistoriker, die beide lediglich vom Erhaltenen ausgehen, sondern immer nur der Fachmann kommen kann, der im Wege von Wesensbetrachtung und Entwicklungsforschung die bestehenden Lücken unseres Denkmälerbestandes sieht und Geschichte nicht schreiben kann, bevor er nicht die Anfänge bedacht hat. Diese Anfänge aber lassen sich auf doppeltem Wege in Überlegung ziehen, einmal rückschließend vom Menschen, aber auch vorschreitend von der Natur aus.

Unter dem Titel „Die Abstammung der Kunst" hat W. Bölsche im Verlage des „Kosmos" in Stuttgart 1926 ein Büchlein erscheinen lassen, worin er im Sinne von Darwin und Haeckel vertritt, daß der Begriff organischer „Kunstformen" an sich kein bloßes Bonmot (S. 28) und die Vorstellung von der Kunst als dem eigensten Besitze des Menschen und seinem besonderen Unterscheidungsmerkmal dem Tiere gegenüber hinfällig sei. Die Forschung über Bildende Kunst, wie wir die Kunstgeschichte in ihrer neuen Richtung nennen (vgl. des Verfassers „Krisis der Geisteswissenschaften" 1923) kann an solchen Äußerungen nicht stillschweigend vorübergehen. Sie hat die Schranke zwischen einer geschichtlichen Zeit und der Vorgeschichte ebenso niedergeworfen wie die zwischen Kultur- und Naturvölkern. Die räumliche Ausdehnung ihres Forschungsgebietes ist der Erdkreis geworden; wollte sie Weltgeschichte der Bildenden Kunst schreiben, dann würde sie tatsächlich an das Weltganze denken. Aber so weit geht sie nicht; gerade der vorliegende Aufsatz möchte Grenzen insoferne ziehen, als er bei der Erde als Forschungsgebiet bleibt, aber freilich fragt, ob das Kunstschaffen wirklich an das Vorhandensein des Menschen gebunden sei. Die Kunst könnte, wenn die genannten Naturforscher Recht hätten, älter sein als der Mensch. Ihre Bedeutung würde, weil sie dann eben schon der Welt des „Organischen" angehörte, ins Ungemessene wachsen und unsere Kunsthistoriker Kleinlichkeitskrämer allerletzten Ranges sein, wenn sie sich wie bisher auch weiter nur um das kümmerten,



Digitized by Google

was in den Museen aufgespeichert ist oder durch Forschungsreisen für diese nutzbar gemacht werden kann. Die Forschung über Bildende Kunst würde allen anderen Geisteswissenschaften den Rang abgewinnen, wenn sich nachweisen ließe, daß die Kunst (im weiteren Sinne) eher an der Menschwerdung mitbeteiligt als erst vom Menschen gezeugt wäre. Das ist die eine der Fragen, die uns hier beschäftigen sollen.

Die zweite ist eben die nach den Anfängen der Menschenkunst selbst oder der Kunst im engeren Sinne. Es gehört zu den Schwächen der Kunsthistoriker, daß sie sich an das klammern, was erhalten ist, nicht nur im geschichtlichen Aufbau selbst, sondern auch dann, wenn sie sich an die Frage der Anfänge heranwagen. Sie bilden sich dann sofort eine Überzeugung, die mit den zuletzt als den ältesten erhalten nachgewiesenen Kunstdenkmälern übereinstimmt. Das griechische Märchen von dem Vorantritt der Zeichnung ist freilich überwunden. Als Riegl seine Stilfragen schrieb, hatte man gerade die südfranzösischen Beinschnitzereien der Eiszeit gefunden, also mußte die Bildnerei am Anfange stehen. Dann kamen die Malereien an den Decken der Höhlen von Altamira, jetzt sind es die Felszeichnungen von Alpera und aus Nordafrika, die die Gemüter in Bewegung setzen. Alles starrt wie gebannt auf diese neuesten Fundtatsachen. Indem man an diese erhaltenen Zeugen und nicht an die weit bedeutungsvolleren Lücken unseres Wissens denkt, sucht man im Wege des alleinseligmachenden philologisch-historischen Verfahrens über das Beobachten hinauszukommen, inventarisiert und katalogisiert, eröffnet neue Schubfächer und baut neue Speicher. Mit der Denkmalkunde geht nicht Hand in Hand Wesensbetrachtung und Entwicklungsforschung: was die Gelehrten über die von ihnen entdeckten Sachen sagen, erscheint geradezu wichtiger als die Welt dieser Sachen selbst.

Wir sind also heute noch nicht so weit, um über das Zufällige des letzten Fundes hinaus eine Vorstellung von Wesen und Werden der Bildenden Kunst gewinnen zu können, unabhängig von den an Lage, Boden und Blut des Beschauers gebundenen „Ästhetiken", wie sie die Humanisten für Westeuropa, Tolstoi für Osteuropa, Tagore für die nach dem Süden Asiens vorgedrungenen Nordvölker und Hsie-ho u. a. etwa für China ausgearbeitet haben. Was ist Kunst vom Standpunkte der Welt, des Erdkreises und aller Zeiten und Völker? Wissen wir schon, was die Bildende Kunst z. B. der Menschheit sein könnte und worauf das Ringen der Jahrzehntausende, die wir gerade in ihr allmählich überblicken, eigentlich hinaus will? Ich sehe nachfolgend vom Weltall ab und beginne mit der uns Menschen unmittelbar umgebenden Natur; immerhin aber möchte ich doch wenigstens erinnern an den Gemeinplatz, daß der liebe Gott die Welt auch für das Auge unerschöpflich schön hergerichtet hat und wir das größte seiner Wunder, die Welt im großen und im kleinen, alle Tage wieder in Andacht erleben. Solche oder ähnliche Stimmungen der Naturkunst, durch Menschenhand ausgelöst, wünschen wir Alten auch heute noch von der Kunst im engeren Sinne.

Ich beginne mit einem Blick auf das, was man Naturkunst (Kunstformen der Natur) nennen könnte, gehe dann auf die Menschenkunst über und verfolge sie in den drei Strömen, die meinem Auge heute als Anfänge erscheinen, jene drei Breitengürtel der Erde, den südlichen, warmen um den Äquator, den nördlichen, kalten um den Pol und dazwischen jene Mitte, die bisher allein im Vordergrunde kunstgeschichtlicher Arbeit gestanden hat. Zum Schluß ein Blick auf die Stammbaumeinstellung der Geschichte, Philologie und Philosophie.

Digitized by Google

## 1. Naturkunst.

In meinem zuerst 1907 erschienenen Büchlein „Die Bildende Kunst der Gegenwart" und deutlicher ausgesprochen in der zweiten Auflage 1923 heißt es vom Wesen der Kunst, sie sei seelisch Natur aus Menschenhand; das Schaffende, ewig Schöpferische der Natur werde durch die Hand des Künstlers geistig folgerichtig weitergeführt. Er sei ein Fühler der Natur, durch den sie Entwicklungsmöglichkeiten in neuen Werten und Wertgruppen versuche. Dazu muß der Künstler selbstverständlich unverfälschte Natur, sein seelischer Gehalt kindlich hingegeben dem Einfachen und Wahrhaftigen, seine Kunst ein Werkzeug sein, das er willenlos dem inneren Drange überantwortet. Nur dann schaffe Natur in ihm und er mache mit dem Handwerk der Bildenden Kunst anschaulich, was den tiefsten Kern, das Wesen seiner Lebenskraft bilde.

Die Natur kann nicht anders als so schaffen, wie hier der Künstler gewertet wurde. Sie hat keinen Willen, folgt jenen geheimnisvollen Gesetzen, deren Erreger wir nicht kennen. Sie muß, kann nicht anders. Das ist es, was wir künstlerische Freiheit nennen, das Schaffen nach den Gesetzen der eigenen Natur, frei von Unnatur. Was nun ist Natur, was Unnatur?

Das künstlerische Gesetz, das durch die gesamte Natur der Erde, ihre Ordnung, geht, ist — ich denke dabei an den Standpunkt Schmarsows — einmal das des Gleichmaßes zum Zwecke des Zusammenhaltens bzw. der Standfestigkeit (Symmetrie); die Erdrinde, die Pflanze, das Tier, der Mensch, sie alle bauen sich im Gleichmaß auf. Sie alle befolgen auch naturgemäß ein zweites Gesetz, das der Unterordnung der Teile unter das Ganze (Proportion). Der Baum mit seinen Ästen ist dafür das ausgesprochendste Sinnbild. Doch geht alles nicht so sehr in der Fläche als strahlenförmig im Freiraume vor sich. Unser Zeitmaß täuscht in der Erdrinde und der Pflanze Ruhe vor, in Wirklichkeit herrscht schon in dieser „unbelebten Natur" die Wiederkehr des Gleichen in Abständen (Rhythmus), die wir am Tiere und dem Menschen als Bewegung werten. Diese drei Gesetzmäßigkeiten sind Formwerte, abhängig vom Rohstoffe und der Werkarbeit, die die Natur vollbrachte, indem sie die Erdrinde und darauf Pflanzen, Tiere und Menschen bildete. Das sind nach Rohstoff und Werk ebenso verschiedene Gattungen wie Bauen, Bilden, Malen usw. Die Formgesetze, obwohl in aller Natur die gleichen, sind doch dem Grade nach vor allem in Ruhe und Bewegung sehr verschieden. Die Gestalten wechseln im Rahmen der Gattung, die Form dagegen ist ihrem Wesen nach immer die gleiche.

Natürliche Kunst wäre danach eine Gesetzmäßigkeit in der Anordnung von Punkt, Linie, Fläche und Block im Raume, sei es im Gleichmaß, sei es nach der Unterordnung der Teile unter das Ganze, sei es in der Wiederkehr des Gleichen in Abständen. Das alles betrifft die äußere Erscheinung. Nun aber ist Erscheinung an sich für uns noch nicht Kunst. Wir fordern eine Bedeutung, sie sei nun wie die Gestalt etwas, das sich verstandesmäßig anordnen läßt (Gegenstand), oder etwas, das wie die Form unwägbar im Ausdruck wechselt, der seelische Gehalt (Inhalt). Man lese über diese Werte meine „Krisis" nach. Die Ahnung dieser Dinge ist es wohl gewesen, die Bölsche S. 18 unbewußt zur Ausscheidung von Erdrinde und Pflanze veranlaßt und ihn beim Vergleiche mit der Menschenkunst nur das Tier als nächstverwandtes Lebewesen heranziehen ließ; den Vergleich „noch über das Lebendige hinaus zu führen, also sozusagen kosmisch zu stellen, scheint für unseren Zweck hier nicht ratsam, da die Frage so schon schwer genug ist". Auch ich möchte glauben,



Digitized by Google

daß man in solchen Untersuchungen zunächst wohl an den Grenzen der Erde Halt machen, dafür aber immer die Erde als Ganzes (von vornherein wenigstens) im Auge behalten muß.

Schon die Natur gewinnt Ausdruck, je mehr in ihr die Formwerte von Symmetrie, Proportion und Rhythmus gesteigert oder gelegentlich seltsam auf den Kopf gestellt scheinen. So fällt Böcklins Toteninsel als Landschaft auf, weil sie streng symmetrisch gegen den Geist der natürlichen Erscheinung des Landschaftsgebildes aufgebaut ist — wie der Künstler sagte, um feierlich zu wirken; so empfinden wir auch gelegentlich gerade das, was dem Gesetz ins Gesicht schlägt als künstlerisch wirksam. In allen diesen Dingen ist es zunächst die Masse, die zu uns in der Natur wie im Bilde spricht. Wir könnten ähnliche Beobachtungen im Gebiet des Räumlichen und Tonigen anführen.

Hier sei über Bölsche hinaus doch an einiges erinnert, das Künstler Architekten und Ingenieure beachten und bewundern, ja aus der Natur als anregendes Vorbild nehmen, ohne sie erreichen zu können, z. B. die verstrebende Werkart eines menschlichen Oberschenkelknochens. Oder man halte das Gerüst eines Schwammes (Heraklinelliden) neben einen amerikanischen Wolkenkratzer, oder beobachte die Biene (Megachile cetuncularis), wie sie Blätter im Dreiviertelkreise ausschneidet und damit ihren Wohnbau verkleidet.

Das zweite Hauptgebiet, in dem die Natur in der Art der Bildenden Kunst schafft, ist das der Farbe. Erdrinde, Pflanzen und Tiere erfreuen uns durch farbige Erscheinungen, der keine Menschenhand, selbst ein Dürer oder Menzel nicht nachkommen können. Die Wirkung ist die der Kunst; ob sie nun, wie wir von der Menschenkunst erwarten, Ausdruck sei, das ist freilich eine andere Frage. Bölsches Beweisführung für die Naturkunst beschränkt sich auf dieses Gebiet und das Tier im besonderen. Er wendet sich zunächst gegen die überwuchernde Neigung, alles durch Schutzfärbung erklären zu wollen. In manchen Lehrbüchern schienen die Tiere und Pflanzen nachgerade nur noch Kampf-ums-Dasein-Organe, sozusagen reine Feinmechanik zu Schutz und Trutz und nationalökonomischem Drill zu sein. In den unberührten Eigengesetzen aber lebe sich unverkennbar auch jenes Rhythmische aus, wie in unserem nichttechnischen menschlichen Felde die menschliche Kunst, wobei verborgene harmonische Ordnungen innerlich ihre Rolle spielten, immer mit merkwürdig leisen Bezügen zum Kunstproblem. Und in der Beweisführung legt Bölsche den Finger auf das beharrende Prinzip, das die Forschung über die Menschenkunst bisher so sehr vernachlässigt hat und dessen Beobachtung eine Umwälzung in der gesamten Einstellung der Kunstgeschichte hervorrufen dürfte; davon später.

Ein solches Beharrendes ist die Vererbung, die bestrebt sei, gleichsam naturalistisch das Gegebene immer wieder nachzugestalten. R. Semon hatte den Gedanken der Ähnlichkeit mit dem menschlichen Gedächtnisse verfochten; dann folgte der Gedanke der „Mutation", auf neue Lösungen des freien Gestaltungsproblems gerichtet, auch im Rhythmischen. Das seien sinnfällige Analogien, die in veränderter Zusammensetzung und unendlich höherer Vergeistigung zu menschlichem Kunsterleben und Kunstschaffen führen konnten. Dazu kommen in zweiter Reihe bei dieser Kunstbetrachtung im Naturfelde Fragen des Instinktlebens, also echte Kunsttriebe. Bölsche verweist u. a. auf das Paradebeispiel aller instinktiven Tierkunst, die Taten der Lauben- und Kragenvögel des australischen Gebietes, die wirkliche Kunstbauten „Tanzlauben" aufführen, ähnlich wie der Gärtnervogel von Neuguinea, Betätigungen des Geschlechtslebens, wie sie sich ja auch bei den Hochzeitskleidern in einer

Digitized by Google

erhöhten Farben-Formenrhythmik offenbarten. Man könnte vermuten, die ungeheure Geschlechtserregung wühle auch die an sich und unabhängig vorhandenen rhythmischen Bildungskräfte stärker auf, vielleicht schon die organischen, jedenfalls aber die instinktiven. Wie dem auch sei, die Theorie der „geschlechtlichen Zuchtwahl", wie Darwin sie bezeichnet hatte, werde jederzeit ein interessantes Ideendokument der Menschheit und der Kunstgeschichte bleiben. Bölsche glaubt, daß Gefühle mitspielen könnten, so schwer die Empfindungsseite auch im Instinktbegriff von heute unterzubringen sei.

Was der Naturforscher nur zögernd vorbringt, weil er wohl selbständig tief in die Natur eingedrungen ist, dagegen die Tatsachen der Kunst und was man heute ihre Geschichte nennt, nur aus zweiter Hand kennt, das möchte der Forscher auf dem Gebiete der Bildenden Kunst aus seiner selbständig geleisteten Lebensarbeit heraus aufnehmen und neugefaßt, an den Naturforscher zu weiterer Überlegung zurückgeben. Wenn ich vorher von meinem Standpunkt aus festzustellen suchte, was Kunst im Sinne der Natur sei, dann ließe sich sagen: Natürliche Kunst wäre jene, die aus Rohstoff und Werk zu dem bestimmten Zweck entstände, über den Alltag hinaus Ruhe und Liebesglück zu sichern. Die ältesten heute bekannten Erzeugnisse der Menschenkunst sind von diesem Wesen sehr weit entfernt. Die paläolithischen Darstellungen des Tieres oder des nackten, gemästeten Weibes haben einen anderen Sinn, scheinen eine Art Bannungszauber ausüben zu wollen, wie wir ihn etwa heute noch als Zweck der Kunst bei den sog. Naturvölkern am Äquator mit der Bildenden Kunst verbunden sehen. Zeigen also die ältesten erhaltenen Zeugen der Betätigung des Menschen auf dem Felde der Bildenden Kunst bereits eine unnatürliche Wendung und wie haben wir uns die Anfänge selbst vorzustellen?

## 2. Menschenkunst.

Auf die Frage nach Wesen und Werden der Menschenkunst ist eine Antwort ausgeschlossen, solange man die Wege der „Kunstgeschichte" geht, wie sie heute noch üblich sind. Diese verfolgt einen bestimmten Stammbaum, der von den altorientalischen Monarchien ausgeht und über Hellas und Rom angeblich auf das Abendland führt. Bei dieser einseitigen Abschließung ist es sehr leicht möglich, daß der Versuch von Bölsche ganz unbeachtet blieb. Bis jetzt stand die Kunstgeschichte allen solchen Versuchen, ob sie nun von Naturforschern oder anderen Gelehrten ausgingen, mit verschränkten Armen gegenüber — es sei denn, daß jemand wie K. Wörmann sich verpflichtet fühlte, jede Äußerung, die sich auf Bildende Kunst bezieht, gewissenhaft aufzuzeichnen. Was gingen sie, die sich bequem auf den Museumsstandpunkt beschränkte, überspannte Meinungsäußerungen an? Sie hatte es mit der darstellenden Kunst zu tun, dem Museumsmenschen scheint es womöglich schon überflüssig, sich mit dem Bauen zu beschäftigen. Das nannte man dann Kunstgeschichte und die Fakultäten und Akademien sind heute noch blind genug, das für Wissenschaft zu halten. Sie schwören ja selbst alle zusammen auf die humanistische Ästhetik und den von der Renaissance aufgerichteten Mittelmeer-Stammbaum und träumen wie Jesse von den höchsten Gütern der Menschheit, als wenn sie diese am Schreibtische selbst zeugten. Die philologisch-historische Methode war das Schlafmittel, durch das sie sich einwiegen ließen. Für das übrige sorgte die Geschichtsphilosophie. So hat die „Kunstgeschichte" sich, wie sie glaubt, allgemein überzeugend zurechtgelegt, daß Ägypter und Mesopotanier am Anfange der historischen Zeit die Grundlagen

Digitized by Google

gelegt hätten und die Kunst von ihnen auf die Griechen und Römer übergegangen sei. Daraus wäre im Wege des Christentums das Romanische und Gotische entstanden und die Renaissance hätte erst recht an die alte Überlieferung angeknüpft. So denkt man heute zwangsläufig und setzt in Erziehungsfragen alles daran, diese in den letzten Jahrhunderten zum Massenwahn ausgebildeten Glauben als Grundlage festzuhalten. Auf diesem Wege findet sich natürlich keine Brücke zu den Naturwissenschaften oder gar zu Fragestellungen, wie der nach Natur und Unnatur in der Bildenden Kunst.

Indem man alles in einen Topf wirft, vor allem das Griechische zur Antike zählt und alles Iranische und Indische ausschaltet, entsteht ein Zerrbild, das den Bock zum Gärtner macht, d. h. die altorientalische Machtkunst, die Antike, die Hellas und Rom vernichtet hat, zur Hauptsache erhebt und ganz übersieht, daß die Aufrichtung der Weltreiche durch Alexander und Augustus etwas auslöscht, was in der altgriechischen Kunst und dem Rechte der römischen Republik einzigartig dastand, die Gesinnung der vom Norden nach den südlichen Halbinseln ausgewanderten Völker. Was uns in der Kunst des alten Orients, im Hellenismus und der des kaiserlichen Rom vor Augen steht, ist die unnatürliche, von Willensmächten ausgebeutete Kunst, die dient. Die natürliche Kunst ist im Rahmen der „Antike" die griechische Kunst, in der die nordische Seele ihre Freiheit bewahrt hat, bis seit Alexander „Hellas in des Orients Umarmung stirbt". Ich habe dieses Schlagwort zuerst 1902 in der Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung" ausgesprochen. Es hat nichts genützt, die Archäologen sind als kernechte Humanisten Diener der Macht und wollen gar nicht erkennen, welcher Unterschied zwischen Macht und Freiheit in der Kunst greifbar vor uns steht.

Die Natur schafft unmittelbar aus ihren Kräften, in der Bildenden Kunst ist Auge und Hand des Menschen zu einem ihrer Werkzeuge geworden. Nur der Mensch fühlt sich im Gleichgewicht, der sich zum Werkzeuge seiner eigenen Natur ausgebildet hat. In der Wissenschaft wie in der Kunst ist das für die Wirkung der Tat entscheidend. Die Natur der Kunst ist eine andere als die der Wirklichkeit; sie ist Natur von Menschenhand, im unendlichen Geiste der Weltseele geschaffen.

In der Natur setzt sich diejenige Form dauernd als Gestalt durch, die im Kampf ums Dasein als zweckmäßig und lebenstüchtig den Sieg davongetragen hat, so der Bau von Tier und Pflanze oder gewisse Farben zum Schutz oder zur Anlockung des anderen Geschlechtes. In der Kunst von Menschenhand ist es nicht anders, auch da muß die Kunst (biologisch) einen Zweck haben. Es war der westeuropäischen Ästhetik vorbehalten, ihn zurückdrängen zu wollen und das ist erklärlich aus der Gesinnung der Macht, die sie letzten Endes zu stützen und in ihrer Unnatur zu befestigen hatte. Erst wenn man die Kunst unabhängig von diesem in geschichtlicher Zeit vorwiegenden unnatürlichen Zweck ansieht, erkennt man den natürlichen Zweck der Kunst und entdeckt dabei vor allem einen Kunststrom, den die Kunstgeschichte bisher völlig vernachlässigt hat, den des Nordens. Davon später. Ich bleibe zunächst bei der heute noch fast ausschließlich beobachteten Machtkunst. Sie liegt wie ein Bann auf dem Geiste des Humanismus, der die Wissenschaft, also auch die „Kunstgeschichte" beherrscht.

In seinem Kern bedeutet dieser im Gefolge der Macht auftretende Wahn nichts anderes, als daß Steinbau und Darstellung allein für echte Kunst angesehen werden. Im Mittelpunkt alles künstlerischen Denkens soll angeblich die Menschengestalt stehen, nach der sich womöglich auch die Ver-

Digitized by Google

hältnisse eines Bauwerkes in den Teilen richten müßten. Was sind dem Humanisten „lange zeltartige Galerien aus planmäßig oben zueinander geneigtem Reisig und Graswerk im Schmuck von roten Beeren, bunten Federn, weißen Bachkieseln“ u. dgl., wie sie Lauben- und Kragenvögel erbauen! Er hat sich ja nicht einmal um den Holzbau, geschweige denn um den Zelt- und Rohziegelbau bekümmert. Er sieht schon die Menschenkunst so einseitig, daß jedem ehrlich mit der wissenschaftlichen Arbeit Ringenden vor dieser Willkür grauen muß. Aber ich will in diesem einführenden Aufsatz gar nicht vom Bauen sprechen. Was kann dem Humanismus Naturkunst sein, wenn er ganz verrannt doch nur die Menschengestalt als vollgültig ansieht und es Museumsbeamte und Hochschullehrer genug gibt, die nie über das Bauen oder gar die Bedeutung des Zierates für die Geschichte der Bildenden Kunst nachgedacht haben, bequem in ihren Kanzleien oder auf Lehrstühlen sitzen und Bücher über Bilder und Statuen schreiben. Der Staat bezahlt diese „Wissenschaft“, damit ist sie gerechtfertigt.

Ist es nun wirklich auf die Dauer möglich, die darstellende Kunst zum Maßstabe für die Kunst überhaupt machen zu wollen, hat uns da der Humanismus in den letzten Jahrhunderten nicht in eine Sackgasse gelockt, die völlig blind macht gegen das eigentliche Wesen der Bildenden Kunst, so daß die Kunstgeschichte von heute nur mehr von Dingen redet, über die sie in einem verhängnisvollen Irrtume befangen ist! Wenn der Stammbaum, der heute von allen Lehrkanzeln herab gepredigt und in allen wissenschaftlichen Handbüchern der Kunstgeschichte vertreten wird, gar nicht für die Kunst, sondern nur für eine, und zwar jene unnatürliche Kunst gälte, die tatsächlich nur ein Erzeugnis jenes Menschen war, der nicht ohne Macht und Besitz leben kann, und gerade deshalb vom Humanismus auf den Schild erhoben wurde? Wenn diese Kunst lediglich ein Ausfluß jener unnatürlichen Einrichtungen wäre, die der Mensch getroffen hat, um sich an der Macht allen anderen Lebewesen, insbesondere seinen Mitmenschen gegenüber zu halten und die humanistischen Gelehrten dann eben nichts anderes wären als Anbeter dieser Macht in der Verherrlichung und ausschließlichen Anerkennung ihrer bezeichnendsten Schöpfung, der Machtkunst?

Die Humanisten glauben und Bölsche (S. 37) redet ihnen das nach, daß erst der Mensch als bewußte Einzelpersönlichkeit echte Kunst schaffen konnte. Wir sind in der Züchtung solcher „Persönlichkeiten“ derart weit gekommen, daß uns, glaube ich, allen zusammen graut. Immer entschiedener macht sich die Erkenntnis geltend, daß die Kunst ihre zeugende Höhe überschritten hat, seit die „beharrenden Kräfte“ zu wirken aufgehört haben und jeder einzelne glaubt, Kunst aus dem Ärmel schütteln zu können. Jeder dünkt sich ein Weltschöpfer und die Kunst ein Werkzeug, das nach Belieben gemeistert werden kann. Was dabei herauskommt, erleben wir auf unseren Ausstellungen und noch mehr in den Kunstzeitschriften. Bölsche glaubt (S. 39) einen klugen Einzelaffen einschieben zu müssen, um den Übergang der Natur- zur Menschenkunst verstehen zu können. Ich möchte raten, lieber zunächst zu überlegen, was die Menschen in den letzten Jahrhunderten an Künstlern im Dienste der Macht gezüchtet haben und ob das, was wir heute im Durchschnitt als „Künstler“ bezeichnen, nicht jene Künstelei ist, die seit dem 16. Jahrhundert und für die Zukunft die Kunst in ihrer natürlichen Stammesart ganz auszurotten droht.

In den Jahrhunderten seit der Renaissance waren Westeuropäer am Werke sich ihre Kunst neuerdings wie einst in der Antike — die Griechen

Digitized by Google

ausgenommen — und dann wieder seit hellenistisch-römischer Zeit und Karl dem Großen eine Willkürkunst zurechtzuschneidern, wie sie der Macht zu Gesicht steht und dann nur durch einzelne Massen- oder große Einzelpersönlichkeiten in schweren Kämpfen durchbrochen wird. Eine schwere Gefahr für die irrige Einstellung auf Unnatur ist, wenn wir den Kirchenbau und was damit an Ausstattung zusammenhängt, zum Führer durch die „Stilentwicklung" nehmen, ohne zu beachten, was in den Grundtypen, wie dem griechischen Tempel oder der christlichen Basilika an volkstümlichen Voraussetzungen steckt, bevor sie noch in Stein übertragen wurden. Man lese dazu mein Armenienwerk oder „Der Norden in der Bildenden Kunst Westeuropas". Sobald wir das aber tun, lenken wir von der Unnatur ab und gelangen sofort auf Pfade, die den Menschen als Fortsetzer einer schon von der Natur gegebenen Art Kunst zeigen. Man sieht, wie sich die Frage zuspitzt und dürfen der Sache nur nicht damit ausweichen, daß wir sozialistische oder kommunistische Zeichen der Zeit in der Wendung sehen, die ich fordere. Wir wollen mit der neuen Richtung keine neue Schreckenswirtschaft gegenüber der Ausartung des Humanismus durchsetzen, sondern, lediglich diesen veranlassen, endlich in wissenschaftliche Bahnen einzulenken, die ohne Rücksicht auf Macht und Besitz, aber auch ohne Rechthaberei und Eigennutz laufen.

Hatte die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts unter Vorantritt von Hegel sich vorwiegend mit der inneren Gestalt beschäftigt, dem Ausdruck der Gemütsbewegungen u. dgl., so trat unter Führung des Kreises um Marees, Hildebrandt und Siedler, in der zweiten Hälfte eine Wendung, weg von der ursprünglich führenden Ästhetik ein. Man warf sich mit der Einseitigkeit der „Inhaltsästhetiker" von früher auf die Form, glaubte das Heil rein wissenschaftlicher Arbeit vor allem in den Fragen des künstlerischen Raumes finden zu können, alles vorgeführt womöglich am Beispiel der italienischen Kunst, der Antike und deren Schülern. Man ahnt, glaube ich, heute noch nicht, daß damit nur ein halber Schritt getan war. Der ganze wird erst geschehen, wenn man Natur und Unnatur in der Bildenden Kunst scheiden gelernt hat. Solange man im Sinne Hildebrands z. B. nur eine Kunst gelten ließ, konnte eine solche Fragestellung überhaupt nicht auftauchen; dazu muß man erst lernen, zwischen Nord-, Mittel- und Südgürtel in der Bildenden Kunst zu trennen.

Was das heißt, wird manchem vielleicht klar werden, wenn ich im Anschluß an das bereits Gesagte die altorientalische Kunst samt aller Antike einem mittleren Erdgürtel zuschiebe und Hellas mit Iran und dem arischen Indien zum nordischen Erdgürtel ziehe, dem ein Südgürtel am Äquator gegenübersteht. Man beachte: „am Äquator", also nicht wie im Norden um den kalten Pol des Südens, sondern der tropischen Hitze ausgesetzt. Dadurch sind die natürlichen Voraussetzungen für Nord und Süd in der Bildenden Kunst unendlich verschieden und es wird zu einer Hauptfrage wie die Mitte, der mittlere Gürtel mit der Machtkunst überhaupt entstehen konnte. Diese Entwicklungsannahme dürfte vielleicht, in einer prähistorischen Zeitschrift zuerst vorgebracht, einige Beachtung finden. Ich gehe zunächst die einzelnen Gürtel, die ich von der Bildenden Kunst aus annehmen zu müssen glaube, einzeln durch.

### 1. Die ursprüngliche Nordkunst.

Sie schlösse, wenn meine schon 1917 in „Altai-Iran" hervortretende, in der „Krisis der Geisteswissenschaften" zusammengefaßte Lebenserfahrung

Digitized by Google

zu Recht besteht, unmittelbar an das Kunstschaffen der Natur an, wäre die eigentliche natürliche Kunst. In meinem Buche „Die Bildende Kunst der Gegenwart", 2. Aufl., 1923, habe ich versucht, ihr Bild vom Endpunkte aus zu zeichnen; heute handelt es sich um die Anfänge. Wie kommt es, daß diese anders sein sollen, als die der Mitte und des Südens, wo sind die Denkmäler, auf Grund deren sich wissenschaftlich gesicherte Tatsachen feststellen lassen? Es ist überaus bezeichnend für den Stand der Forschung über Bildende Kunst, daß solche Fragen nicht nur von Kunstfreunden, die der wissenschaftlichen Arbeit fernstehen, sondern auch von den Fachgelehrten selbst allen Ernstes gestellt werden. Wir haben die ganze Welt nach Kunstdenkmälern abgesucht und vor allem in jenen Gebieten gegraben, die irgendwie mit dem Mittelmeer in Verbindung standen oder von denen man glaubte, daß sie, wie Indien, Mittelasien und China den Stammbaum der Humanisten bewähren könnten; nur die eigene Heimat, den Norden, hat man, soweit die vorrömische Zeit in Betracht kommt, von seiten der Kunstgeschichte völlig vernachlässigt. Man glaubte, die Kunst dieser primitiven Barbaren in den Händen der Vorgeschichte genügend gut aufgehoben und nahm alles gläubig hin, was diese auf Grund des in Stein, Bronze oder Eisen Erhaltenen zu sagen wußte. Es fiel niemanden ein, ernstlich vom Standpunkte der Bildenden Kunst über die Tatsachen nachzudenken. Bölsche macht sich mit Recht lustig über das, was darüber z. B. bei Hörnes zu lesen steht. Und doch ahnt er nicht, wie unwissenschaftlich Vorgeschichte und Kunstgeschichte arbeiten, wenn sie sich nur um das kümmern, was erhalten ist und darüber dann geschichtsphilosophische Bücher schreiben. Daß es Lücken gibt, die mehr Beachtung verdienen als alles Erhaltene, und daß sämtliche Wissenschaften darüber wie nach Übereinkommen mit Totschweigen hinweggehen, das kann er sich als Laie in geisteswissenschaftlichen Dingen wohl kaum vorstellen.

Die Denkmäler der Nordkunst sind also bisher, soweit sie — ich betone — erhalten sind, nur von den Prähistorikern beschrieben und — immer im Rahmen des Erhaltenen — gesichtet worden. Man hat dabei als Leitfossilien der Kunst jene drei Rohstoffe verwendet, die oben genannt wurden, dazu die Töpferei, während in Wirklichkeit in Europa vor allem das Holz, in Asien führend das Zelt und der Rohziegel in Betracht kommen. Ich habe in dem Buche „Der Norden in der Bildenden Kunst Westeuropas" die Wege zu weisen gesucht, auf denen der Fachmann versuchen kann, die verlorene Holzkunst Europas durch Rückschluß wieder zu finden und in mehreren Aufsätzen, die noch nicht gesammelt sind, darauf hingewiesen, wie das auch Asien gegenüber geschehen kann. Für den Zeltbau mache ich aufmerksam auf die Untersuchung über das Lambrequin, für den Rohziegelbau auf den über den Feuertempel, beide in der Revue des arts asiatiques von 1926/27 erschienen. Eine Einführung unter dem Titel „Die asiatische Kunst" als Eröffnungsaufsatz im 1. Bande des Jahrbuchs der asiatischen Kunst. Ein Buch über Wesen und Entwicklung der asiatischen Kunst ist in Fertigstellung.

Das Wesen dieser bisher von der Kunstgeschichte übersehenen Kunst des Nordens liegt, soweit zunächst Rohstoff und Werk in Betracht kommen, darin, daß sie ursprünglich z. B. nicht Freibauten in Stein aufführte. Vielmehr hat sich in ihr das Handwerk an jenen Rohstoffen entwickelt, die für das Bauen und Bekleiden im Norden in erster Linie in Betracht kommen, also wohl in Holz, an Faserstoffen u. dgl. Damit Hand in Hand geht die durch die strengen Forderungen des Winters geforderte Zweckmäßigkeit. Wir sehen das Bild einer Kunst vor uns, wie es Semper im „Stil" zu zeichnen suchte,

Digitized by Google

nur am unrechten Orte. Der Norden ist ursprünglich der ausgesprochene Träger dieser von Handwerk und Zweck ausgehenden Art. Man überlege das bisher in den Vordergrund gestellte Gegenteil der Mittelmeerkunst, bei der das Handwerk ebenso zurücktritt, wie der nächste natürliche Zweck; sie dient eben der Macht — mit Ausnahme des Altgriechischen — und nicht dem Leben unmittelbar. Ihr sind darstellende Gegenstände die Hauptsache, der Stein hat an Stelle des Holzes die Führung. Die Kunst des Nordens ist bis etwa 1050 vorwiegend bei ihrer ursprünglichen Art geblieben. Ich habe dabei der Kürze halber freilich nur Westeuropa im Auge. Ein Band über Osteuropa wird nächstens erscheinen.

Die wichtigste Tatsache im Wesen der Bildenden Kunst des Nordens ist ihre Freude an Form und Farbe. Da diese ursprünglich zweckmäßig gebunden sind, an das Bauen in Holz bzw. das Bekleiden, so läßt sich verstehen, daß beide in der Fläche wirksam werden, d. h. weder mit Raum und noch weniger mit Licht und Schatten arbeiten. Die Linie und der Punkt nach freien Rhythmen verteilt, die Linie zuerst eckig, dann geschwungen, die Farbe mit einer besonderen Vorliebe für rot und gelb. An seelischen Werten, soweit nicht die Freude am Schaffen selbst deutlich spricht, macht man unerwartete Entdeckungen bei jenen Nordvölkern, die nach dem Süden ausgewandert sind, am reinsten vielleicht bei den Iraniern; bei Hellenen und Indern schon im Wege der menschlichen Gestalt, die sie erst im Süden als Ausdrucksmittel annahmen.

Entscheidend ist die Erkenntnis, daß man es im Norden Europas und Asiens nicht mit Primitiven, Barbaren, Wilden u. dgl. zu tun hat, sondern lediglich mit einer anders als im Süden und der Mitte gearteten Kunst. Wenn wir heute zurückblicken auf all die drolligen Versuche, die gemacht wurden, seit, von mir vorwärts gedrängt, Wickhoff und Riegl voreilig im Auftrage der Wiener Akademie der Wissenschaften und des österreichischen archäologischen Institutes ihre Werke „Wiener Genesis" und „Die spätrömische Kunstindustrie" schrieben, dann wundert man sich, daß diese, wie ich vermute, letzten Zuckungen des Humanismus, den eingebildeten Limes auch heute noch aufrecht halten zu wollen, nicht in irgendeinem wissenschaftlichen Lager sachlich ernst genommen und an meiner Gegenstellung unbefangen gemessen wurden. Es bricht eben auf allen Sachgebieten der Geschichtsforschung zu viel zusammen, wenn ich Recht behalte. Man muß nur lesen, mit welcher Unverfrorenheit junge Gelehrte es wagen, den Kopf in den Sand zu stecken und unter duldendem Lächeln ihrer Oberen so zu machen, als wenn nichts geschehen wäre. Ich verweise auf ein klassisches Beispiel, das ich Literarische Wochenschrift 1925, S. 953ff. (Beyer, Der syrische Kirchenbau) besprochen habe.

Die Kunstgeschichte ist bisher ahnungslos vertrauend der Führung der Philologen und Historiker gefolgt, indem sie glatt auf den einzigen, von diesen zugelassenen Stammbaum hereinfiel und nur das Mittelmeer mit seiner Kunst als Maßstab gelten ließ. Man muß die Geschichte der Kunstgeschichte von Vasari bis etwa Hildebrandt — wie ich sie einleitend in meiner „Krisis" zu geben versuchte — ansehen, um sich klar zu werden, mit welchem Hochmut da auf alles herabgesehen wird, was nordische Eigenart bedeutet, auch bei Dürer. Grünewald hätte längst zu einer Gesundung von der falschen Einschätzung der italienischen Kunst führen können [1]). Man läßt eben den Norden und die schöpferische Kraft seiner in Stein bauenden

[1]) Vgl. meinen Aufsatz: „Vom Wesen deutscher Kunst" „Die Kultur", 1928.

Digitized by Google

Holzkunst ebensowenig gelten im Westen wie im Osten, für dessen Eigenart wieder Greco Anlaß zu pflichtgemäßen Untersuchungen hätte werden sollen. Die Folge ist, daß der künstlerische Eigenwert der Nordkunst, soweit nicht die Prähistoriker dafür etwas getan haben, fast unbeachtet blieb. Man lese dazu zwei Aufsätze in dem Acta Academiae Aboennis, den einen über Asien „Die Stellung des Islam im geistigen Aufbau Europas" (Hum. III, 1922), den andern „Das Erwachen der Nordforschung in der Kunstgeschichte (Hum. IV, 1923).

Die Entwicklung der Nordkunst spielt sich im Norden selbst in der Richtung des Breitengürtels ab. Erst die nach dem Süden wandernden Nordvölker stoßen jenseits der Berge mit der Südkunst zusammen. Es wird später zu überlegen sein, was aus dieser Berührung entstand. Vorläufig haben wir es nur mit der ursprünglichen Nordkunst selbst zu tun und bis zu der Zeit, in der vom Süden her weltliche, geistliche und Bildungsmächte den Norden ähnlich vergewaltigten, wie etwa die Europäer später die ursprünglich das Land bewohnenden Amerikaner ausgerottet haben. In Europa blieb doch wenigstens der Nordmensch körperlich am Leben. Um so mehr hat man ihn geistig in Vergessenheit gebracht.

Die Ästhetiker von einst und die Formalisten von heute wollen uns glauben machen, daß die Größten in der Form die Künstler der Mitte gewesen seien. Wie viele gute Deutsche sind durch diesen Glauben ähnlich wie Dürer auf Abwege geleitet worden! Die Freiheit, mit der Mâle 1916 in der Revue de Paris jeden germanischen Einschlag in der westeuropäischen Kunst leugnete und nicht einen deutschen Zug in der Kunst des Mittelalters zuließ, ja von den Deutschen sagte, daß sie zu allen Zeiten nachgeahmt und insbesondere die Kunst des Mittelalters fix und fertig von Italien und Frankreich übernommen hätten, wird sich in Zukunft, wenn man erst einmal ernstlich über den Norden zu arbeiten beginnt — ich empfehle dem Leser das Werk meines I. Wiener kunsthistorischen Institutes „Der Norden in der Bildenden Kunst Westeuropas" — kaum mehr wiederholen können. Was Mâle fabelt, gilt nicht einmal für die darstellende Kunst. Selbst die menschliche Gestalt ist von den durch Normannen und Friesen gedrängten Franken in dem nach Art des Holzbaues wachsenden Steinbau neu gefunden worden.

Aber das ist ja die Spätzeit, von der ich hier gar nicht reden will. Für uns kommen die Anfänge der nordischen Kunst und deren Schicksale in Betracht. Wo sollen diese nun anders liegen als darin, daß die Bewohner des Nordens als Kältegürtel von vornherein gezwungen waren, durch Bauen und Kleiden für den Winter vorzusorgen und sich in der Winternacht mehr Gedanken über das Leben zu machen als der Südmensch und später der der Mitte. Stein, Bronze, Eisen und die Töpferei erzählen von all dem freilich nichts. Der Kunstforscher muß von den Rohstoffen ausgehen, die für Bauen und Kleiden in Betracht kommen, ob davon nun etwas erhalten ist oder nicht. Das kann natürlich nie der Historiker, dazu gehören planmäßige Wesens- und Entwicklungsforschung. Ich habe mich in verschiedenen Arbeiten bemüht, dafür einige Hinweise zu geben und will sie hier nicht wiederholen. Die Schiffsladung edelster Holzkunst der Wikingerzeit und die alten norwegischen Stabkirchen geben dazu Anlaß genug. Aber wie sollen die Kunsthistoriker zur Vernunft kommen, wenn die Norweger selbst in der vom Staat herausgegebenen Bearbeitung des Osebergfundes alles vom Süden, bzw. der Mitte, ableiten, statt nun endlich einmal den Norden auf eigene Füße zu stellen. So hat es Schetelig gehalten, so wird es wohl auch bei Bearbeitung der

Digitized by Google

reichen Textilfunde bleiben. So denkt Meinander in Finnland über die Holzkirchen dieses fernen Thule, das uns heute noch ein Abbild der westeuropäischen Kunst um 1000 etwa gibt. Ich gehe auf alles das und die einschlägige Literatur nicht ein: man nehme „Der Norden in der Bildenden Kunst Westeuropas" in die Hand oder meinem Aufsatz im Finskt Museum 1925 „Den nordiska Konstforskningen under humanismens ok" und wird dort Anregungen genug finden.

## 2. Südkunst.

Der Süden schlechtweg ist die andere Halbkugel der Erde südlich des Äquators und für uns in Europa am ehesten greifbar in Afrika. Dort deckt sich „Süden" im Sinne der Forschung über Bildende Kunst schon eher mit „Süden" im Sinne der Erdkugel; ein Großteil Afrikas liegt tatsächlich jenseits des Äquators, was in Europa und Asien bei keinem Teile der Fall ist. Zwar beschäftigen wir uns mit dem Süden in diesem Erdsinne vorläufig überhaupt nicht; aber es muß doch gelegentlich darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Eingewöhnung in die geläufigen Begriffe Nord und Süd in Zukunft zu Schwierigkeiten führen könnte, wir daher gut täten, im Gebrauch dieser Schlagworte mit einigem Bewußtsein Vorsicht anzuwenden.

Das gewöhnliche ist, daß man mit Süden den Süden von Europa und Asien bezeichnet: von unserem Standpunkt aus jedoch werden das in Zukunft die Hauptgebiete der Mitte sein, vor allem die südlichen Halbinseln dieser beiden Erdteile und die Nordküste Afrikas. Für uns heißt „Süden" der äquatoriale Gürtel mit seiner tropischen Wärme, der von vornherein ganz andere Lebensgewohnheiten schafft als der kalte Norden. Wir vernachlässigen den geographischen Süden, der ja bis zum Pol reicht und ebenso die gemäßigten Südgebiete, die Europäer erobert haben, wie die Südspitzen von Afrika und Australien.

Die Kunst des warmen Südens muß nach Lage, Boden und Blut von vornherein eine völlig andere gewesen sein als die des kalten Nordens. In der Bruthitze des Äquators gab es keine Notwendigkeit, sich durch feste Bauten und eine dauerhafte Gewandung gegen alle Unbilden der Witterung zu schützen. Auch sind dort die Rohstoffe völlig andere als im Norden.

Die Denkmäler der Südkunst stehen nicht in halbwegs ununterbrochener Folge vor uns wie etwa die Nordkunst, soweit deren Rohstoffe überhaupt haltbar waren; die Südkunst zeigt zwei durch Jahrzehntausende unterbrochene Gruppen. Die eine, die wir paläolithisch nennen, wurde zuerst in Südfrankreich entdeckt und wird heute in Spanien und Nordafrika in immer reicheren Spuren erforscht; die andere ist die Kunst der äquatorialen Naturvölker, die bis an die Gegenwart heranreicht. Es frägt sich, ob der Fachmann berechtigt ist, beide Gruppen unter dem Namen „Südkunst" zusammenzufassen.

Die Möglichkeit einer solchen Annahme ist gegeben durch die Wesensverwandtschaft der Bildenden Kunst beider Gruppen. Einmal in dem, was sich an Rohstoff und Werk an den erhaltenen Zeugen beobachten läßt: die Neigung, den anstehenden Fels als Bildfläche für die Anbringung von Zeichnungen oder Malereien zu benutzen; dann die Tatsache, daß beide Gruppen „darstellen", d. h. sachlich durch die Wiedergabe des Lebens gebundene Bilder vorführen.

Eigentlich müßte ich auch bei der Süd- wie bei der Nordkunst eine ursprüngliche von einer späteren trennen. Zwischen beiden liegen hier Jahrzehntausende. Die eine, wie gesagt, ist die paläolithische, die andere die Kunst

Digitized by Google

der heutigen Naturvölker. Trotzdem nehme ich den Süden ungeteilt, weil es scheint, als wenn die Kunst der warmen Länder keine so einschneidende Veränderung erfahren hätte wie im Norden, wo die Kunst durch das Eingreifen der Mitte (in Europa wenigstens) völlig aus ihrem alten Geleise geriet. Es scheint kennzeichnend für den Ursprung der Macht im Sinne des Mittelgürtels, daß sie sich in der Ausbreitnng nicht — mit Ausnahme von Amerika — nach dem Süden, etwa nach dem äquatorialen Afrika oder Australien gewendet hat, sondern immer wieder Asien und Europa im Auge hielt, die Gebiete, aus denen nach meiner Annahme die Eroberer der Nordgrenzen des Südens wahrscheinlich kamen und im mittleren Gürtel überhaupt erst die planmäßig durchgreifende Macht der altorientalisch-europäischen Art aufrichteten. Wären die Eroberer aus dem Süden gekommen, dann hätten sie sich auch später wieder nach den ihnen bekannten Gebieten zurückgewandt. Es scheint nicht, daß die Macht, die Untertanen voraussetzt, ohne Eroberung und Unterwerfung, von außen her entstehen konnte. Der Süden war dabei wohl nur leidend beteiligt, insofern als er an den Nordgrenzen unterworfen nnd seine Bevölkerung von den handelnden Eroberern zu Untertanen gemacht wurde. Ich sehe überall in der Kunst den Adel der Gestalt für die herrschende Oberschicht vorbehalten, die Untertanen aber in Gesichtszügen, Haltung und Gebärde als minderwertig gekennzeichnet. Man denke nur an einen attischen Grabstein, wie den der Hegeso oder ähnliche Bilder aus Ägypten oder Mesopotamien.

Was wir Geschichte nennen, kommt vorläufig für die Südkunst irgendwie geschlossen nicht in Betracht, wohl aber die merkwürdige historische Tatsache, daß wir eine Südkunst in Südeuropa und Nordafrika aus der alten Steinzeit haben und dann erst wieder die Südkunst von heute, also z. B. alles, was im inneren Afrika heute noch etwa in Buschmannzeichnungen u. dgl. besteht. Es ist doch außerordentlich merkwürdig, daß die Kunst von heute mit der vor Zehntausenden von Jahren noch annähernd übereinstimmt. Dann gehört zur Südkunst die vorarische Kunst Indiens, der Südsee, Australiens und Südamerikas, soweit dort heute noch „Naturvölker" wohnen.

Das Entscheidende im Wesen der Südkunst scheint darin gelegen, daß sie nicht Sinnbilder, sondern Wirklichkeit schafft. Sie stellt nicht im gleichen Sinne dar, bildet nicht nach wie die Kunst des mittleren Gürtels, sondern schafft künstliche Lebewesen, Abgötter, die höher gewertet werden als die natürlichen. Sie können menschliche oder tierische Gestalt haben, können aber ihre Wirkung auch ohne jede Naturgestalt tun. Die Bedeutung wird immer höher stehen als die Erscheinung. Die Kunstschöpfungen des Südens haben zumeist etwas Zeit- und Raumloses, was daher rühren mag, daß sie schriftlos eingeführt, eine ganz allgemeine Art vorführen.

Wir haben bisher kaum grundsätzlich damit gerechnet, daß das Handwerk am Äquator ein anderes sein muß als im kalten Norden. Nicht nur standen dort andere Rohstoffe infolge der tropischen Pflanzen- und Tierwelt zur Verfügung; vor allem konnte das Werk niemals jene peinlich genaue Ausführung erlangen, als da, wo Bauen und Bekleiden unbedingt notwendig sind. Außerdem spielt noch eine geschichtliche Tatsache mit herein: die Südvölker wohnten gern in Höhlen und bildeten im anstehenden Fels oder malten darauf. Ihre Anfänge waren also so grundverschieden von denen des Nordens, daß Rohstoff und Werk der Bildenden Kunst von vornherein ganz andere künstlerische Werte hervorbringen mußten. Auch als sie anfingen, auf den Freibau überzugehen, kamen sie doch auf ganz andere Wege. Die Hölzer des Südens sind eben vom Standpunkte der Baukunst nicht zu vergleichen mit

Digitized by Google

den Hölzern des Nordens, erlaubten keine der Bauarten des Nordens, weder den Block- noch den Ständerbau, selten Fachwerk, sondern führten zu ganz anders gearteten, leichteren Bauweisen.

Die Menschen der alten Steinzeit, die ihre Jagdtiere an die Wände oder Decken dunkler Höhlen malten, wiesen bereits den Weg, mit dem die Ägypter in die Geschichte treten: auch sie statten die dem Lichte unzugänglichen Gräber und das Tempelinnere mit Wandmalereien aus. Noch im ersten Jahrtausend n. Chr. finden wir in den indischen Höhlen von Adschanta und den buddhistischen Höhlentempeln von Chinesisch-Turkestan, wie in den christlichen von Kleinasien solche nur durch künstliche Beleuchtung sichtbar zu machende Wandmalereien. Die Katakomben Roms und Unteritaliens gehören, scheint es, noch dieser uralten Strömung an. Anders im Norden. Die ältesten dort erhaltenen Spuren der Malerei stammen aus Handschriften. Die oberirdischen Gebäude, in denen allein sonst Malerei üblich war, sind bis auf geringe Reste verschwunden.

Die geistigen Werte der Südkunst sind sachlich gegeben in einem anderen Sinne freilich, als, wie wir sehen werden, im Mittelgürtel, der die Darstellungs- und Wirkungsmittel der Bildenden Kunst in den Dienst von Macht und Besitz stellt. Von solcher Ordnung weiß der eigentliche äquatoriale Süden nichts. Ihn hat der Norden in der Regel nicht erreicht, er lebt nach Lage und Boden ohne geistige Bedürfnisse hin. Freilich hat ein geistvoller Orientalist eine Völkergruppe des Südens, die Neger, zu einer Art Sauerteig für das Aufgehen der Kunst in der Mitte und dem Norden machen wollen — davon im Schlußabschnitte; hier ist dazu zunächst nur zu sagen, daß möglicherweise das Blut der südlichen Menschheit ursprünglich Afrika bis an das Mittelmeer und vielleicht sogar darüber hinaus auch Teile der südlichen Halbinseln von Asien wie Europa füllte, bis nordische Einwanderer jene neuen Verhältnisse schufen, indem sie (wie als Annahme zu begründen sein wird), einzelne Südvölker an der Grenze unterwarfen und sich und ihren Sinn für Ordnung bei ihnen als herrschende Oberschicht durchsetzten. Wir würden dann ein Verfahren einschlagen müssen, das einesteils von dem heutigen Zustande der Südvölker zurückschließt, andererseits aber in der Kunst des Mittelgürtels die Züge aufsucht, die ursprünglich südlich gewesen und durch den Zustrom des Nordens geistig umgebildet worden sein könnten. Es scheint, daß die in Lage, Boden und Blut wurzelnden Werte der Bildenden Kunst des Südens mehr in verzückten Wallungen bestehen, ganz entgegen den seelisch dauernden Zuständen des Nordens, die auf formale Ordnung drängen. Dieser Gegensatz fällt vielleicht am stärksten im Bauen auf.

Da das Bauen im gewöhnlichen Sinne im Süden unbekannt ist, fehlt dort auch das sonst für das ganze künstlerische Empfinden entscheidende Denken in bestimmten Zweckformen. Da auch von seiten der Bekleidung solche Zwecke im Süden niemals entscheidend wirken können, so fällt diese Voraussetzung der Bildenden Kunst im Süden fast ganz weg in einem allerdings ganz anders gerichteten Sinne wie das die humanistische Ästhetik für die Machtkunst der europäisch gewordenen Mitte feststellen wollte: Wenn es wahr ist, daß der Südmensch sich Gott in eine Sache eingeschlossen zu denken vermag, dann ist es möglich, daß im Süden Zweck und Gegenstand im geistigen Sinne eine untrennbare Einheit bilden.

Die Gestalten der alten Steinzeit sind heute allgemein bekannt. Wir haben es — die ostspanischen Nischenmalereien, von denen später zu sprechen sein wird, ausgeschieden — mit zwei Gruppen zu tun, beide von ausgesprochen

Digitized by Google

naturnaher Treffsicherheit, ob es sich nun um die Darstellung des Jagdtieres oder die des fetten Weibes handelt. Die Kunst der südlichen Naturvölker von heute entfernt sich davon nicht sehr, auch sie weiß mit außerordentlicher Sicherheit Tier und Mensch in unmittelbarer Naturnähe wiederzugeben. Daraus schließen wir: die Südkunst habe wohl, wie später noch die der Mitte in Hellas und Indien an die einwandernden Nordvölker die menschliche Gestalt abgegeben.

Es ist natürlich die große Frage, ob wirklich, wie ich annehme, der Süden mit der Verwendung der menschlichen Gestalt für seine künstlerische Tätigkeit vorangegangen ist. Wir können auf seine führende Rolle vorläufig nur daraus schließen, daß die Buschmannzeichnungen z. B. geradezu auf das engste verwandt erscheinen mit altsteinzeitlichen Schöpfungen und vor allem, daß nach einer Übergangszeit, in der sich die Kunst der Mitte neben der des Südens ausgebildet hatte, gerade Ägypten an der Spitze zu stehen scheint.

Während der Norden Naturgestalten, falls er sie schon da und dort verwendet, so geometrisiert, daß sie kaum noch als solche zu erkennen sind, legt der Süden immer auf die Erhaltung der Gestalt das Hauptgewicht, wenn er auch im Sinne der Form Umbildungen vornimmt. Man denke an das, was wir Karikatur nennen: die Erhaltung der Gestalt trotz aller eigenmächtigen Formveränderungen. Die Masken bieten für solche Fragen einen ungemein reichlichen Arbeitsstoff. Doch ist schon die „Venus von Willendorf" etwas wie eine naturalistische Karikatur.

Beachtenswert ist eine in der afrikanischen Bildnerei nachweisbare Neigung zur Streckung der menschlichen Gestalt nach der Höhe. Sie teilt diese formale Umbildung der Natur mit dem Norden, aber merkwürdig: während der Norden den Unterkörper streckt, läßt der Süden den Oberkörper emporschießen. Die Mitte hält sich an die Verhältnisse der Natur, bildet diese richtig nach. Schon nach dieser Einteilung gehört die griechische Kunst zum Norden.

Zu diesem eigentümlichen Formwerte der Streckung des Oberkörpers kommt im Süden eine Neigung zum Überquellenlassen der menschlichen Gestalt, dem zugleich eine Scheu vor der leeren Fläche innewohnt. Die indische Kunst hat diese Neigung auch noch in arischer Zeit nicht verleugnet. Die afrikanischen und Südseevölker lassen sie heute noch ganz ausgesprochen hervortreten.

Wir Europäer sehen mit dem Verstand: es gibt unzählige Völker, die mit dem Herzen sehen, nicht etwa nur die „Primitiven". Im Südgürtel freilich haben wir es ausschließlich mit letzteren zu tun und es frägt sich hier im Süden erst recht, ob jemand, der mit dem Verstande sieht, also der Europäer, einen andern, der mit dem Herzen sieht, überhaupt verstehen bzw. sich anmaßen darf, ihn beurteilen zu können. Levy-Bruhl „Die geistige Welt der Primitiven", sagt wohl mit Recht, daß ein wesentlicher Zug der Geistigkeit der Naturvölker das Fehlen aller diskursiven Denkvorgänge (abstraktes Denken und vernunftgemäße Veranlagung) sei; aber er hat vom wissenschaftlichen Standpunkt aus meines Erachtens nicht das Recht, sie daraufhin einer niederen Gesellschaftsordnung zuzuweisen. Was heißt niedrig, was heißt hoch? Das sind doch nichts anderes als Urteile des europäischen Denkens, die verallgemeinert zu Maßstäben werden, mit denen wir in der Beschauerforschung zu tun haben, nicht aber schlechtweg bei sachlichen Verfahren. Wir müssen uns da schon bemühen, ohne die Dinge gleich als niedrig hinzustellen, sie sachlich zu beschreiben, zu betrachten und zu erklären, dann erst können wir in einer eigenen Abteilung versuchen, sie zu beurteilen, müssen nur zuerst unseren

Digitized by Google

eigenen Standpunkt und den anderer darlegen. Levy-Bruhl trennt die Verfahren nicht, kommt daher bei allem Bemühen, den Primitiven gerecht zu werden, nicht zu wissenschaftlich brauchbaren Ergebnissen.

Das Menschentum, das sich aus den beharrenden Kräften des äquatorialen Südens entwickelt hat, ist ein dort bis auf den heutigen Tag beharrendes. Die auffallendsten Tatsachen, die die Kunstgeschichte von heute zu verzeichnen hat, aber nicht weiter beachtet, sind gewisse Gelenke, die aus dem Nebel der Anfänge auftauchen und zunächst lediglich zu Fragestellungen Anlaß bieten, ohne daß wir schon irgendwie Antworten geben könnten. Dahin gehört die Tatsache, daß die paläolithische Südkunst gleich in einer, nach unserem westeuropäischen Urteil naturalistischen Vollkommenheit da ist, die beweist, daß wir es nicht mit Anfängen, sondern auch bei diesen im Augenblick ältesten Kunsterzeugnissen schon mit Spätwerken zu tun haben.

Über die Entwicklung der Südkunst kann der Fachmann auf dem Gebiete der Bildenden Kunst noch kaum etwas aussagen, weil er weder die Anfänge auch nur ahnen kann, und dann, weil er nicht weiß, in welchem Verhältnisse das Erhaltene zu dem steht, was einst geschaffen wurde. Er kann annehmen, die Südkunst hafte von vornherein an der Naturnachbildung, einmal weil sie das Handwerk, im wesentlichen auf leichtes Bauen und Flechten beschränkt, zu wenig zu eigenem Gestalten anregt, dann aber, weil die Seelenkräfte in der überreichen Natur weniger durch den Kampf ums Dasein zur Entfaltung gelangten, man sich daher mehr auf die Erreichung und den Genuß des Vorhandenen einstellte. Dem Südmenschen bleibt die harte Arbeit des Nordmenschen für den Winter und seine Forderungen erspart. Der Einfall Gobineaus, die Möglichkeit der Entstehung von Kunst aus einem Einschlage von Negerblut herleiten zu wollen, ist, soweit dabei der sinnliche, auf die Gestalt gerichtete Einschlag in Betracht käme, nicht glatt von der Hand zu weisen, wenn Kunst im humanistischen Sinne, vor allem solche im Wege der Menschengestalt, wäre. Oben wurde öfter die Meinung geäußert und wird unten noch zu begründen sein, daß die Machtkunst des mittleren Gürtels aus der Durchdringung von Nord und Süd entstand. Es würde dann, kurz gesagt, der Norden die Form, der Süden die Gestalt in die neue Entwicklung geworfen haben.

Die lenkende Willensmacht des Südens ist der Aberglaube, in dessen Bann auch der Machthaber selbst steht; er muß den Zeichen, die der Zufall bringt, ebenso gehorchen, wie jeder andere. Wenn man genauer zusieht, so wird man von dieser Gesinnung noch sehr viel bis in die „höchsten Kreise" hinauf an Höfen und in Kirchen nachwirkend finden: Der mittlere Gürtel hat eben von dieser rätselsüchtigen Art des Südens sehr viel noch an Europa übermittelt — darin mag Gobineau recht haben.

Die Bewegungen im Rahmen des Südgürtels lassen sich in Zahl und Wirkung wohl kaum vergleichen mit denen des Nordgürtels, schon deshalb nicht, weil die Eiszeiten die Äquatorialgebiete nicht oder kaum erreichen und der Südmensch gar keinen Grund hat, Lage und Boden zu wechseln.

### 3. Die Kunst des mittleren Gürtels.

Der mittlere Gürtel, der sich als dritter dem kalten Norden und dem warmen Süden zugesellt, liegt seit Jahrtausenden zwischen den Gebirgen, die seit dem Ende der Eiszeit den Norden begrenzen, also zwischen Alpen-Taurus-Himalaja und jener Grenze des Südens, die nördlich des Äquators verläuft. Vor allem gehören zum mittleren Gürtel alle die Halbinseln von Europa und Asien, die in das Meer vortreten, dazu der Nordrand von Afrika.

Digitized by Google

Die auf dem Mittelgürtel eingestellte „Kunstgeschichte" ist die unserer Kunstmuseen. Diese sammeln historisch; da aber ursprünglich nur die Mitte in haltbaren Rohstoffen arbeitete, so können sie nur diese Art sammeln und was damit zusammenhängt. Sie unternehmen Forschungsreisen in die ganze Welt des Mittelgürtels und tragen zusammen, was dort erhalten ist, wohlgemerkt natürlich immer nur, was erhalten ist. Was nicht erhalten ist, läßt sich nicht sammeln, darauf sehen die Musen begreiflich mit Verachtung herab.

Die Kunstgeschichte, die leichtgläubig genug bisher mit Vorliebe diese Bahnen der Museumsgelehrten ging, nie grundsätzlich ihren eigenen wissenschaftlichen Aufbau überlegt hat, wie es der Fall wäre, wenn die Hochschulen führten (was ich in Darmstadt 1907 durchsetzen wollte), arbeiten nach dieser Museumsauffassung, die durch die der staatlichen Denkmalpflege ergänzt wird, darauf los, ohne jemals die großen bestehenden Lücken zu beachten. Es war einst nicht anders in den naturhistorischen Museen. Die Tier- und Pflanzenkunde war dort ebenso die Hauptsache, wie in den Kunstmuseen die Denkmalkunde. Wir stehen in der Kunstgeschichte heute noch in dem Zeitalter, in dem in der Naturforschung überallhin kühne Forschungsreisende auszogen in die weite Welt, um möglichst umfangreiche Sammlungen mit recht viel Seltenheiten und neu entdeckten Arten zusammenzubringen und in die Heimat zu schicken. Hier saßen die Museumsgelehrten, trugen alles fein säuberlich ein und errichteten auf Grund der Tausende von Bälgen, Fellen, Schädeln und Spiritusstücken ein tiergeographisches Lehrgebäude, das nur den einen Fehler hatte, daß ihm die Fenster fehlten zum Ausblick in die freie Natur. Über dem toten Tier vergaß man das Leben, später auch über der Vergangenheit die Gegenwart. Hätte man von Anfang an ebenso fleißig beobachtet wie gesammelt... der Wissenschaft wäre mancher Trugschluß erspart geblieben" (Sloericke, „Zwischen Pol und Äquator", S. 13).

Was wir als Gegengewicht gegen den Eifer der Sammler und die Museumsgesinnung fordern, ist also zunächst Beobachtung vom Standpunkte der Gegenwart aus, Kunstbetrachtnng, die Wesenstatsachen feststellt. Wir haben bisher von Tatsachen nur solche des Bestandes und im übrigen solche gekannt, die irgendeine Moderichtung, heute etwa die formale heraushob. Es wäre Zeit, endlich einmal das Allgemeine der künstlerischen Tatsachen überhaupt planmäßig auf rein denkmalkundlicher Grundlage als Oberbau aufzurichten und damit zugleich vergleichend die Möglichkeiten von Werten und Wertgruppen, sowie die ihres Ursprunges zu erörtern. Die Naturforscher wissen besser als die Humanisten, was das heißt; mit Ästhetik oder sonst einer Art von Philosophie hat das nicht das geringste zu tun, sondern ruht rein auf philologisch-historisch sichergestellten oder durch Rückschluß für die Lücken nachgewiesenen Denkmälern; nur legt die neue Kunstforschung auf diesen Unterbau Schichten von Wesenstatsachen, die nicht mit den alten philologisch-historischen Methoden, sondern nur durch Verfahren des sachverständigen Fachmannes herausgearbeitet werden können. Diese „Wesensbetrachtung", die auf das Allgemeine der künstlerischen Tatsache ausgeht (Systematik), ist leider bisher nicht planmäßig durchgeführt; man lese darüber Näheres in meiner „Krisis", S. 115 f.

Derselbe Tiergeograph, den ich eben anführte, fährt S. 14 fort: „Schon sehr bald kam man aber dahinter, daß bei den gegenwärtigen Faunen höchst auffallende und merkwürdige Erscheinungen zutage treten, die sich durch tiergeographische Betrachtungen allein nicht erklären ließen. Man wollte Auskunft haben über das „Woher" und „Warum", und da blieb nichts übrig,



Digitized by Google

als noch eine andere Wissenschaft zu Hilfe zu rufen, nämlich die Versteinerungskunde." Glückliche Naturgeschichte. Von den Kunstdenkmälern, die ausgestorben und einst in Rohstoffen ohne Dauer errichtet waren, hat sich leider nicht einmal eine Versteinerung erhalten, es sei denn, daß es sich um Natur- und nicht um Menschenkunst handelt. Die Denkmäler von Menschenhand sind viel zu jung, als daß sie seit ihrem Entstehen und Vergehen im Leben hätten in Erdschichten geraten können, die uns Späteren die Freude der Erhaltung gemacht hätten.

Im Grundsätzlichen handelt es sich hier weder um die Denkmalkunde der Museen, noch um die Wesensbetrachtung, die ich für das Um und Auf der fachmännischen Forschung ansehe, sondern um „Entwicklung". Dieses Schlagwort wird in den Geisteswissenschaften nicht minder harte Kämpfe entfesseln wie einst in den Naturwissenschaften. Die Humanisten haben ebensowenig eine Ahnung davon, was Entwicklung ist, wie einst wohl die Naturgeschichtler: Sie halten eben Geschichte für Entwicklungsforschung. Und doch heißt forschen, sich nicht nur an das Gegebene halten, sondern u. a. auch nach dem suchen, was verloren ist oder vor aller geschichtlichen Zeit liegt, d. h. Jahrzehntausendströmen nachgehen, gegen die die paar Jahrtausende bzw. Jahrhunderte, die die Geschichte überblickt, nichts sind als ein kurzes Ende. Dieses Ende ist zugleich so voll von Unnatur, daß die von Europa unterjochte Menschheit ganz vergessen hat, was Natur in der Bildenden Kunst ist. Sie kennt fast nur noch jenen Zustand der Unnatur, in dem die Menschen sich herumraufen um den Besitz der Macht, „Weltreiche" eine Rolle spielen und die Menschheit als solche dem Auge als unwissenschaftlicher Forschungsgegenstand entschwindet. Man lese nur, was der jetzige preußische Unterrichtsminister Becker darüber zu sagen hat (vgl. „Die Stellung des Islam zum geistigen Aufbau Europas", Acta Acad. Aboensis Hum. III). Wenn Philologen und Historiker in die Entwicklung unserer Museen, die schon in den Händen der Sachleute kaum vorwärtskommt, dreinreden, dann entschwindet auch die letzte Hoffnung auf eine bahnbrechende Tat im Aufbaue dieser Museen zu unseren Lebzeiten [1]).

Das alles ist Kunst, die nicht aus Rohstoff und Werk hervorgeht und überdies Zwecken dient, die mit der Kunst an sich nichts zu tun haben — unnatürliche Kunst. Die Kunst des mittleren Gürtels ist Machtkunst, d. h. sie fühlt sich nicht an das Handwerk gebunden, nimmt ihre Rohstoffe gern, soweit es sich um Prunk handelt, ohne Rücksicht auf die Kosten von fernher und häuft von einheimischen Rohstoffen gelegentlich solche Massen auf, daß man schon an der Leistung der zusammengetriebenen Arbeitskräfte erkennt, über welche Mittel der Wille des Machthabers verfügte. Ägypten und Mesopotamien haben ja den Historikern in dieser Richtung immer den größten Eindruck gemacht. Zweck und Gegenstand stehen völlig im Dienste des Herrschers und seines Hofes, der Kirche und der Schriftgelehrten. Diese machen die Programme, die die Kunst zu erfüllen hat, der Künstler selbst steht völlig in ihrem Dienst. Die menschliche Gestalt dient dazu, die Rangordnung zwischen Gott, König, seiner Umgebung und dem Untertanen herzustellen. Die Form muß eine Wirkung durchsetzen, die der verblüffenden Aufmachung, die Hof, Kirche und Schriftgelehrte fordern, gerecht wird, ungeheure Größenausmaße und prunkende, auf demütigende Auswirkung berechnete Edelstoffe weisen alle Besinnung von vornherein in die Schranken. Seelischer Gehalt? Man

[1]) Vgl. Preuß. Jahrbücher 203, 1926, S. 163 f.

Digitized by Google

hat ihn weder, noch verlangt man ihn, Macht und Besitz sind die Triebfedern aller künstlerischen Leistung, die zusammen mit den von der Macht beliebten Inschriften den Ruhm des Einzigen für alle Ewigkeit wahren soll.

Es gibt in diesem Wesen der Machtkunst des mittleren Gürtels gewisse Abstufungen, insbesondere wenn gegenüber den südlichen Grundzügen etwas von nordischer Seele in den mittleren Gürtel gedrungen ist. Aber die völlige Blindheit der Humanisten dem Machtwesen gegenüber erklärt es doch, daß man die altgriechische Kunst ruhig mit zur „Antike" hat ziehen können, statt sie zu benutzen, um durch sie in den Geist des Nordens einzudringen. Die menschliche Gestalt ist ja deutlicher als jeder Buchstabe lesbar. Die Machtkunst hat davon den ausgiebigsten Gebrauch gemacht, im Sinne des Machthabers und dessen, den er auf Erden zu vertreten vorgibt, Gottes. Die Griechen blieben davon, wenn sie auch den Stein und die menschliche Gestalt entlehnten, frei, münden erst mit Alexander in die Strömung des mittleren Gürtels ein, wie später durch Rom und Byzanz der Norden von Europa selbst.

Die Entwicklung der Kunst des mittleren Gürtels ist uns in ihrem Ablauf bekannt; die Humanisten haben mit Ägypten beginnend diese Machtkunst bis auf unsere Tage als „die Kunst" verfolgt. Dagegen haben sie nie gefragt, welches ihre Anfänge waren und ob es wirklich berechtigt ist, ihre Kulturhöhe nach der Größe ihrer Steinbauten und nach ihren Darstellungen bzw. der Naturnähe der Gestalten, vor allem der menschlichen zu messen.

Was zunächst die Anfänge betrifft, so läge es nahe, die Kunst des mittleren Gürtels wegen seiner Neigung zum Steinbau und zur Darstellung einfach der Südkunst zuzurechnen. Und doch kann ich wenigstens dem nicht durchaus zustimmen. Ich sehe in der Kunst des mittleren Gürtels eine andere Art insofern, als sie sich nicht wie die Südkunst auf die Macht über Tier und Weib beschränkt, sondern Macht überhaupt, Herrschaft über alles Leben, auch das nach dem Tode darstellt. Wir ahnen vorläufig noch kaum, wie viele Stufen zwischen der „alten Steinzeit" und der Kunst der altorientalischen Monarchien zurückgelegt worden sein möchten. Die Menschengestalt war inzwischen in den Vordergrund getreten, wurde aber immer noch mit jenem Naturalismus behandelt, wie ihn die Tierdenkmäler und die Darstellung des fetten Weibes der alten Steinzeit erkennen lassen.

### 4. Die spätere, darstellende Kunst des Nordens.

Die ursprüngliche Kunst des Nordens ist von der darstellenden, der wir zum Schluß einige Worte schenken möchten, getrennt durch den Einbruch des Südens oder besser der Mitte nach dem Norden. Völker wie die Griechen und Inder, die ihre seelische Eigenart auch dann noch bewahrten, als sie auf den südlichen Halbinseln den Steinbau und die menschliche Gestalt übernahmen, gaben ihre Kunst an Stelle der Kunst der altorientalischen Monarchien an die Macht des mittleren Gürtels ab und diese war es dann, die diese darstellende Kunst der ausgewanderten Nordvölker nach dem Norden selbst trug.

Es ist schon oben gesagt worden, daß die ursprüngliche Kunst des Nordens bis um 1050 vorherrschend war, trotz aller Bemühungen Karls, der Kirche und der Klöster. Wir können das am Holzbaue feststellen. Dann aber bricht es wie eine Sturmflut über das Land, es wird eine Schande, noch länger im Sinne des Nordens in Holz zu bauen und nun setzt eine Entwicklung ein, die die Gewohnheiten des Holzbaues in Stein überträgt und die darstellende Kunst immer mehr an Stelle der früheren, schmückenden setzt. Rohstoff und Werk, Gegenstand und Gestalt ändern sich vollkommen und soweit Hof, Kirche und



Digitized by Google

Gelehrsamkeit herrschen, auch Form und Inhalt; trotzdem scheint es kein vergebliches Bemühen wie im Bauen so auch in der darstellenden Kunst, soweit sie sich nicht von den herrschenden Mächten unterkriegen ließ, den alten Nordstrom als Unterströmung weiter bestehend nachzuweisen. Er ist noch da, nicht nur wie im Rokoko, wenn einmal der Bann der Macht vorübergehend gebrochen wird, sondern zu allen Zeiten, wenn es der Macht nicht gelingt, einen Meister, dessen Natur tief in den beharrenden Kräften des Nordens verwurzelt ist, ganz im Zeitgeiste glatt zu hobeln. Der arme Raffael, ein zart empfindsamer Umbrier, wird durch den Willen der päpstlichen Macht mit Hilfe unzähliger Entlehnungen zum liebenswürdigsten Klassizisten, der sich schließlich ganz selbst verliert. Tizian und Rubens sind handfeste, völlig im Geiste ihrer Zeit wurzelnde Maler. Aber Männer wie Lionardo, Michelangelo, Giorgione, unser Dürer und Rembrandt durchbrechen die eiserne Zwangsjacke, die der mittlere Gürtel dem Norden angelegt hat und stehen bisweilen in nordischer Urkraft dem kleinen Geschlecht ihrer zeitgenössischen Umgebung gegenüber. Haben die anderen Geisteswissenschaften nichts Ähnliches nachzuweisen?

Nicht diese Dinge oder gar die Bedeutung der Landschaft für die Entwicklung des nordischen Unterstromes [1]) will ich hier in den Vordergrund stellen, sondern nur etwas, das sich schon in den vorgeschichtlichen Wanderungen der Nordvölker nach dem Süden ausbildet; eine darstellende Ausdruckskunst, die überall da auftritt, wo nordisches Blut sich der menschlichen Gestalt bedient, um auszudrücken, was ursprünglich vom Norden durch Linie und Farbe allein zur Wirkung gebracht worden war. Wir sind so in die Lage versetzt, durch die schauspielernde menschliche Gestalt seelische Gehalte als ausgesprochen nordisch nachzuweisen, die festzustellen wir im Wege von Linien und Farben allein noch nicht gelernt haben. Dieser Unterstrom umfaßt das ganze eurasische Gebiet, er ist mit Iran und später dem Buddhismus ebenso bis China vorgedrungen, wie mit den Griechen und Indern mitten in die Machtkunst des mittleren Gürtels. Die prachtvollste Blüte dieser Art ist die altgriechische Kunst selbst vor Alexander. Ihr Rätsel löst sich überhaupt erst, wenn wir sie aus der Antike ausschalten und im Zusammenhange mit Indien, Iran und dem Norden sehen lernen. Der seelische Gehalt, der in Großen, wie Phidias und Praxiteles steckt, kehrt zu allen Zeiten wieder, solange nordisches Blut am Werke ist. Ich will darauf hier nicht näher eingehen, ein eigenes Werk wird diese wichtige Angelegenheit vorzuführen suchen. Aber die Griechen scheinen nicht die ersten gewesen zu sein, die ihrer Freude an der vom Norden mitgebrachten geschwungenen Linie, sei es in der Anordnung von Gruppen, sei es im Faltenwurfe Ausdruck gegeben haben.

Die nach dem Süden vordringenden Nordvölker stauen sich zumeist an den Küsten der südlichen Halbinseln, wenn es ihnen nicht wie den Wandalen gelingt, von Europa nach Afrika überzusetzen. Entdeckt man daher im südöstlichen Spanien eine „Diluvialkunst", die nichts mit der darstellenden Kunst der alten Steinzeit des Aurignacien, Solutreen und Magdalenien zu tun hat, aber angeblich damit gleichzeitig sein soll, so darf die Frage nicht ununtersucht bleiben, ob in der Verwendung der im Süden üblichen Menschengestalten nicht Züge stecken, die nahelegen, wie bei den Griechen und Indern an ein vom Norden auf Südboden übergetretenes Volk zu denken, das wohl die

[1]) Vgl. mein „Die Landschaft in der nordischen Kunst" (Bibliothek der Kunstgeschichte, Nr. 17).

Digitized by Google

Gestalt des Südens, den Menschen übernommen, aber dabei doch seine Neigung zu selbständiger formalen Umbildung in Linie und Farbe beibehalten hat.

Wir nennen diesen Kunstkreis gern nach seinem ersten Fundort „Alpera" in der Provinz Albacete. Diese der Kunst der Altamirahöhlen entgegengesetzte Alperakunst malt schwarz und rot in offenen Felsnischen, die gelegentlich in ganzen Gruppen bis zu fünfzehn beisammen liegen. Man sieht auf den ersten Blick, der naturnachahmenden Gestalt gesellt sich hier ein ausgesprochener Formwert, die ausdrucksvolle Linie, die von der Natur nur die Bewegung nimmt und diese nun willkürlich — im Sinne der formalen Karikatur — in der Wirkung steigert. Kubin etwa erzielt heute auf ähnliche Art seine Erfolge.

Die nackten Männer sind mit Pfeil und Bogen beschäftigt, Tieren gegenüber. Die Bewegungen sind niemals die gleichen, wie bei den zumeist bekleideten Frauen, die uns inmitten der Herden den Rücken zuwenden. Aus den Männern aber spricht von einem zum anderen wechselnd innere Gestalt. Wäre die Gestalt einfach natürlich gegeben, so würde sie südlich von Altamira nicht weiter auffallen. Weil aber die innere Gestalt in ihrer Wirkung formal, d. h. ohne bei der Naturnachahmung zu bleiben, durch Dehnung und Zusammenziehung, Streckung bis zur körperlosen Linie, vor allem im Ausdruck scheinbar willkürlich gesteigert ist, so scheint mir ein nordisches Kunstwesen trotz aller Darstellung vorzuliegen. Es dürften Menschen vom Rande des Eises nach Süden vorgedrungen sein, die zwar die Naturnachahmung nicht für Kunst hielten, aber angeregt durch die darstellende Kunst, die sie im Süden vorfanden, die menschliche Gestalt in einer Weise zu beobachten begannen, die sie befähigte, die Ausdruckskraft der Linie, die sie aus dem Norden mitbrachten, derart kennzeichnend in den Dienst der Menschenwiedergabe zu stellen, daß die treffendste Kennzeichnung der Eigenart jedes Einzelwesens eben dadurch entstand, indem die Linie zur Karikatur übertrieben wurde.

Diese Alperamaler traten der Südkunst näher als spätere Nordvölker, darauf weist eine scheinbare Kleinigkeit, die Vorliebe für die Streckung des Oberkörpers. Bei allen anderen Nordvölkern, die die menschliche Gestalt, sei es übernahmen oder selbständig einführten, bezieht sich die Neigung zur Streckung auf den Unterkörper.

Die Forschung über Bildende Kunst trennt in Fragen seelischen Gehaltes zwischen Massen- und Einzelpersönlichkeit („Krisis", S. 171 f.). Die bedeutendsten Masseneinheiten, die wir heute nachweisen zu können glauben, sind in der Bildenden Kunst einmal die Menschen des Südens, die schon vor und während der Eiszeit um das Mittelmeer herum eine darstellende Kunst ausübten, und andererseits die Menschen des Nordens von Europa und Asien, die nach der Eiszeit eine Kunst aufweisen, die bildlos schmückt. Der einzelne Künstler, der an der Entwicklung dieser beiden Kunstströme mitgeholfen haben mag, unterliegt als Einzelner völlig dem Banne der Masse, der er angehört, es sei denn, daß ihn Willensmächte in unnatürliche Bahnen lockten und dafür sorgten, daß sein Name mit dem ihren ruhmvoll verknüpft wurde. Nur da, wo die Geschichte zu Hause ist, kommen daher auch die Nachrichten über einzelne Künstler her, sonst verschwindet der einzelne gerade so in der Masse wie die unzähligen anderen schöpferischen Menschen, die vor dem Aufkommen der Schrift und der Geschichte im Norden Taten wirkten: ihr Gedächtnis ging in der Sage von Mund zu Mund. Leider, scheint es, nicht in den Bauhütten des Mittelalters. Glaubt man, daß die Meister der Wessobrunner Apostel oder der Stifterfiguren des Naumburger Domes weniger

Digitized by Google

Beachtung verdienen, als ein Giotto oder Donatello oder daß Giovanni Pisano, der Michelangelo der inneren Gestalt nach vorwegnahm, durch geringere Meister als er selbst war, gegen die Art seines Vaters zum Einlenken in die nordischen Bahnen gebracht wurde? Es gab im Norden künstlerisch bedeutendere Kräfte als im mittleren Gürtel. Wenn kein geschwätziger Vielschreiber und Hofdichter sie nennt, so liegt es daran, daß dort ursprünglich kein Boden für das historische Denken war; erst die Humanisten haben es vom Süden her auch im Norden heimisch gemacht.

## 5. Beschauerfragen.

Ich weiß nicht, ob es mir gelingen dürfte, die Annahme dreier Erdgürtel als entscheidend für die heute schon erkennbaren Anfänge und das Werden der Bildenden Kunst so überzeugend darzulegen, daß man anfangen wird, die Kunstgeschichte daraufhin umzubauen. Dazu würde zuerst einmal notwendig sein, daß man aus der Unnatur des mittleren Gürtels das Griechische herausnimmt; dieses mündet erst seit Alexander in den Machtstrom der „Antike" ein. Das alles sind Neuerungen von so weitgehenden Folgen, daß ich den Umschwung, falls er überhaupt kommt, wohl kaum erleben werde. Die Kunstgeschichte müßte ganz anders wissenschaftlich reif, d. h. Forschung sein, wenn sie sich so bald mit meinen Arbeiten auseinandersetzen wollte. Vorläufig verfährt sie damit noch durchaus willkürlich, einer plaudert nach, was er vom Hörensagen über meine Arbeiten weiß, ernstlich durchgearbeitet hat sie wohl überhaupt niemand. Besonders bezeichnend ist der Fall Scheltema.

Das Wesen der Nordkunst festzustellen habe ich mich zuerst 1904 in meinem „Mschatta" und dann ausführlich 1917 in meinem „Altai-Iran", S. 145 f. bemüht. Es ist kennzeichnend für die Lage der „Kunstgeschichte", daß ein Wölfflinschüler wie Adama van Scheltema in seinem Buche „Die altnordische Kunst" meine Arbeit einfach totschweigen kann, obwohl er im Abbildungsverzeichnis angibt, eine Aufnahme meinem Werke entnommen zu haben. Die Folge davon ist, daß Scheltema statt mit den Lücken zu rechnen, sein Buch ebenso einseitig schrieb wie alle Prä- und Kunsthistoriker.

Die Kunstgeschichte wird, sobald sie sich in die Forschung über Bildende Kunst umbildet, einen Neubau von Grund auf beginnen müssen. Die Teile, die sie bis jetzt herausgearbeitet hat, hängen in der Luft, einmal, weil zwischen ihnen unbedachte Lücken klaffen und dann, weil die Wucherungen der Willensmächte und Bewegungskräfte zur Hauptsache gemacht, die Mauern daher nicht auf den Felsen der aus dem Beharrenden hervorgegangenen Jahrtausende alten Kunstströme errichtet wurden.

Die Forschung über Bildende Kunst ist in ihrem Hauptteile Sachforschung, sie treibt Beschauerforschung eigentlich nur, um im Nachwuchs den sachlichen Beobachter zu erziehen. Wenn ich nun die Geschichte der Kunstgeschichte vom Standpunkt „Natur und Unnatur in der Bildenden Kunst" ansehe, muß eine Klärung eintreten insofern, als diejenigen, die zu betrachten und zu erklären versuchten, streng geschieden werden von denen, die sich bei der philologisch-historischen Vorarbeit befriedigten. Vom letzteren kann man niemals erwarten, daß sie auch nur den Begriff „Forschung" gelten ließen (vgl. „Die Geisteswissenschaften" I, Dvorzak), geschweige denn jemals über den Rahmen der Geschichte und Geschichtsphilosophie hinaus zur Wissenschaft zu bringen wären.

Digitized by Google

Bis jetzt standen Natur- und Geisteswissenschaften getrennt nebeneinander. Man glaubt noch immer an einen von Gott eigenhändig geschaffenen Adam, auf dem im Sinne Michelangelos die erste Seele im Wege etwa des elektrischen Funkens vom Schöpfer selbst übergeht. Die Grenze zwischen Natur und Geist ist freilich scharf zu ziehen, wenn man die Geisteswissenschaften erst mit dem Aufkommen der Schrift beginnen läßt und macht, als wenn es vor den Ägyptern, Mesopotamiern und Griechen überhaupt nur das liebe Vieh gegeben hätte, zu dem auch der Mensch gehörte, so daß der große Augenblick womöglich überhaupt erst mit den Griechen gekommen wäre. Wie töricht solche Schulmeisterei ist, wird gerade angesichts der Frage nach Natur und Unnatur deutlich. Die Griechen bringen ihre einfache, natürliche Art aus dem Norden mit und verstehen es, sich, trotz der Annahme von Stein und Darstellung doch durch Jahrhunderte seelisch im alten nordischen Fahrwasser zu halten. Was aber ist der Norden, wenn wir von ihnen auf ihn zurückschließen!

Wichtiger als alle Erziehung des Nachwuchses im Sache der Forschung über Bildende Kunst selbst ist die ganz allgemeine Frage, ob die Erziehung des deutschen Volkes auch weiter auf philologisch-historischem Boden, getrennt von den Naturwissenschaften bleiben darf oder ob wir nicht verpflichtet sind, endlich umzusatteln und ungeheure Fortschritte machen würden, wenn wir durch Betrachtung und Erklärung Wesen und Entwicklung in den Geistes- wie den Naturwissenschaften zu erfassen suchten und dadurch den kundlichen Lehrstoff, der aus Büchern zu erlernen ist, in den Schulen zu einer lebendigen Einheit brächten. In dieser Richtung hat sich meine „Krisis" und jetzt „Forschung und Erziehung" bewegt. Mit Bezug auf die Vorgeschichte sei mir hier noch eine Bemerkung erlaubt.

Die Kunstgeschichte, der ich hier Bahn brechen möchte, beschäftigt sich nicht nur mit dem Ablauf eingetretener Entwicklungen, sondern mit dem Eintritt solcher Entwicklungen selbst. Die Annahme dreier Erdgürtel bietet dazu eine Handhabe, wie ich sie schon ahnte, als ich gegen Wölfflin die beiden Aufsätze schrieb: „Süden und Mittelalter" (Monatshefte f. Kunstwiss. XII. 1919, S. 313f.) und „Norden und Renaissance" (Zeitschr. f. Bild. Kunst, N. F. XXXI, 1919/20, S. 98f.). Was Wölfflin Entwicklung nennt, sind Abläufe, bei denen Willensmächte und Bewegungskräfte hereinspielen, nicht etwa nur ein Ablauf sich „immanent" abwickelt. Ähnlich könnte es bei der ostspanischen Malerei der Altsteinzeit gewesen sein. Wenn ich recht behalte und wir damals schon mit einem Vorstoß von Nordvölkern nach einer südlichen Halbinsel und bis nach Afrika hinein zu tun haben, dann versteht man die Vorwegnahme des Neolithikums durch die Alperakunst und faßt den Ablauf etwas anders als es kürzlich in den Tagungsberichten der Deutschen anthropologischen Gesellschaft geschehen ist. Um kurz zusammenzufassen: wir können über Abläufe nicht urteilen, bevor wir nicht die Anfänge der Entwicklung kennen. Die Anfänge werden in Urzeiten durch Lage, Boden und Blut mehr bestimmt als in der sog. geschichtlichen Zeit, immer aber muß im Ablauf das Eingreifen von Willensmächten und Bewegungskräften beachtet werden. Kunstgeschichte, die nur mit „immanenten Entwicklungen" rechnet, ist im Sinne der Humanisten am grünen Tisch ausgeheckt.

Zum Schlusse sei mir gestattet, nochmals auf meine Annahme dreier Erdgürtel zurückzukommen, die, sagen wir, seit dem Ende der Eiszeit bestehen. Es ist möglich, daß gerade die Eiszeit Nordvölker tief nach dem Süden gedrängt und dadurch die Entstehung des mittleren Gürtels veranlaßt hat. Man wird

Digitized by Google

davon am wenigsten da merken, wo sich Nord und Süd unmittelbar geradezu berührten, so im Westen in Spanien und Nordafrika. Ich halte es durchaus für möglich, daß dort Nordvölker, wie später die Wandalen, frühzeitig auf afrikanischen Boden übertraten und wir Kunstkreise, wie etwa den von Alpera nachweisen können, die ihren Ausgangspunkt an der afrikanischen Küste haben, aber bis an die Pyrennäen heranreichen. Im übrigen ist ja mein Vorschlag, die Alperakunst zum Teil auf nordische Einschläge zurückzuführen, lediglich eine Annahme, die oben begründet worden ist.

Je weiter wir nach Osten gehen und das Mittelmeer sich erweitert, bis es dann durch Syrien und Vorderasien abgeriegelt wird, desto größer wird der Zwischenraum zwischen den Gebirgen, die den Norden südlich abgrenzen und den Tropen. Das aber sind gerade die Gebiete des mittleren Gürtels, in denen, wenn ich die Denkmäler recht zum Sprechen bringe, Nordvölker durch Unterwerfung der Einheimischen die neue Machtkunst zwischen Nord und Süd schufen. Erst in Indien scheinen sich Süden und Norden wieder unmittelbar zu berühren, weil Teile Indiens dauernd selbst ein Teil des Südens blieben.

Digitized by Google

# Zum Problem der Gliederung des Eiszeitalters.

Von J. Bayer-Wien.

Trotz mehr als halbhundertjähriger Bemühungen einer großen Anzahl Geologen, Prähistoriker und Paläontologen will es nicht gelingen, zu einer allgemein anerkannten Gliederung des Eiszeitalters zu kommen, ja es macht fast den Eindruck, als vertieften sich die Gegensätze der Anschauungen in dem Maße als Beobachtungsmaterial zur Verfügung steht. Die Gründe für diese Tatsache liegen einesteils in dem Stoff, andernteils bei den Forschern. In dem Stoff, weil wir es hier mit einem viel rascheren und daher weniger scharf akzentuierten Wechsel der Situation zu tun haben als bei den langdauernden älteren geologischen Abschnitten, bei den Forschern, weil sie meist je nach ihrem Fach das Problem nur von einer bestimmten Seite anfassen. Schließlich hat man es mit zahllosen subjektiven Urteilen auf den in Betracht kommenden Wissensgebieten zu tun, die in jedem Fall nachzuprüfen einem Einzelnen unmöglich ist.

So erleben wir es, daß das diluviale Eiszeitalter von einer Minderheit als Einheit aufgefaßt wird, indem man nur Oszillationen des Eises gelten läßt, während die Mehrzahl den letzteren den Charakter selbständiger Abschnitte zuerkennt, woraus sich die Auffassung zweier oder mehrerer selbständiger Eiszeiten ableitet.

So hat fast jede Chronologie ein anderes Fundament. Die Entscheidung über die Zahl der Eiszeiten kann aber doch nur, was immer wieder betont werden muß, auf geologischer Basis gewonnen werden, nur auf Grund des geologischen Profils des Diluviums. Dieses liegt nirgends so deutlich, weil im großen und ganzen ungestört, wie in den Gebieten mit Inlandeis. Von hier hat daher die Gliederung auszugehen.

Blickt man diesbezüglich nach Nordeuropa, so haben zahlreiche Aufschlüsse, besonders in Deutschland, stets das gleiche Bild ergeben: 3 durch 2 wärmere Horizonte getrennte Grundmoränen, so daß die meisten norddeutschen Geologen 3 Eiszeiten und 2 Zwischeneiszeiten unterscheiden. Von dieser gut fundierten Basis bin ich bei meiner Gliederung des Eiszeitalters, unabhängig von früheren Gliederungen, ausgegangen, wobei ich zunächst versuchte, in diesen Rahmen die diluvialen Kulturen einzugliedern. Was diese betrifft, nahm ich als Grundlage jene Reihenfolge von Kulturen und Faunen, die zuerst von E. Lartet und G. de Mortillet erkannt und durch alle späteren Funde im wesentlichen als richtig bestätigt wurde. Sie besteht darin, daß das Chelléen und Altacheuléen einer ausgesprochenen Warmzeit angehören, worauf bis zum Magdalénien eine Mammutzeit folgt, die zwischen zwei Eishochständen eine Schwankung aufweist.

Digitized by Google

Diese beiden verläßlichen Befunde versuchte ich nun miteinander in Einklang zu bringen, wobei sich ergab, daß das Chelléen-Altacheuléen dem 1. norddeutschen, die Schwankung mit dem Aurignacien dem 2. norddeutschen Interglazial angehört. Die Beweise dafür sind ausführlich in meinem Buch „Der Mensch im Eiszeitalter" zusammengefaßt. Es bedurfte nirgends einer gewaltsamen Lösung, sondern die beiden voneinander ganz unabhängig entstandenen Reihenfolgen deckten sich aufs beste.

Aus diesem Befund konnte nichts anderes abgeleitet werden als eine biglaziale Gliederung des Eiszeitalters, da sich das 2. norddeutsche Interglazial nicht als Vollinterglazial, sondern nur als Schwankung innerhalb einer Eiszeit darstellte.

Mit dieser Auffassung ist nun W. Soergel nicht einverstanden [1]). Das ist kein Wunder, wenn man sich vergegenwärtigt, daß, abgesehen von den Monoglazialisten, keine zwei anderen Eiszeitgliederungen solche Gegensätze aufweisen, wie die unseren: hier 2 Eiszeiten, bestehend aus 3 Eisvorstößen, dort 11 Eiszeiten bzw. Eisvorstöße. Das ist eine so große Differenz der Anschauungen, daß man schon daraus die große Verschiedenheit der Wege erkennt, auf denen diese Ergebnisse zustande gekommen sind. Meinen Weg habe ich bereits beschrieben, wie schaut nun der Soergels aus? Das ergibt die Lektüre seiner Arbeiten, besonders derer, die sich mit der Vollgliederung des Eiszeitalters befassen [2]). Hier sehen wir eine verwirrende Fülle von Ereignissen in Form von Eisvorstößen und Zwischeneiszeiten, für die ihr Vertreter größtenteils die geologisch-paläontologischen Belege schuldig bleibt. Abgesehen davon, erhellt aus dem für die einzelnen Kulturstufen errechneten absoluten Alter die Unhaltbarkeit dieser Aufstellung, wovon noch zu sprechen sein wird.

Daraus ergibt sich, daß es unmöglich ist, die Soergelsche Quartärchronologie als Grundlage für Erörterungen über die durch die Kritik dieses Autors angeregte Frage zu nehmen, in welcher Richtung sich künftig etwa noch Änderungen an unserer Aufstellung ergeben könnten.

Unter diesen Umständen können wir nur von unserer geologisch fundierten Gliederung ausgehen, die allein eine klärende Erörterung der Probleme ermöglicht und wollen uns zuerst mit dem älteren, dann mit dem jüngeren Diluvium befassen.

Soergel ist dagegen, die sog. Etruscus-Fauna in dasselbe Interglazial zu stellen, dem das Chelléen angehört und sucht durch Gegenüberstellung der Faunen von Süßenborn, Ehringsdorf-Weimar, Mauer und Rabutz die Unmöglichkeit meiner Auffassung darzutun. Bezüglich Süßenborn stimmen wir überein, aber Ehringsdorf-Weimar und Rabutz soll nicht mit den oberen Sanden von Mauer harmonieren, für die Soergel die gleiche altertümliche Fauna anführt, die sich in den unteren Sanden findet.

Meine Parallelisierung beruht u. a. auf der Beurteilung der Fauna der oberen Sande durch E. Koken, der die Faunen der unteren und oberen Sande nicht wie Soergel für gleich schattiert hält [3]): „Die obere Abteilung

---

[1]) Josef Bayers Chronologie des Eiszeitalters. Eine kritische Betrachtung. Bd. 19, S. 225—250. 1927.

[2]) Die Gliederung und absolute Zeitrechnung des Eiszeitalters, Fortschritte der Geol. und Paläont. H. 13. 1925. — Die diluvialen Terrassen der Ilm und ihre Bedeutung für die Gliederung des Eiszeitalters. Jena 1924.

[3]) Die diluviale Vorzeit Deutschlands. S. 185.

Digitized by Google

mag den Frankenbacher Sanden entsprechen, deren Fauna zwar noch durch Elephas antiquus charakterisiert ist, aber vor allem Reste von Pferd, Wisent und einem starken Edelhirsch geliefert hat. Sie ist ärmer an Arten als die eigentliche Maurer Stufe, und zwar fallen die an das Pliocän erinnernden Arten aus[1])".

Was nun die Frankenbacher Sande betrifft, so schildert unser Gewährsmann an anderer Stelle[2]) ihre geologische Situation, die große Ähnlichkeit mit Mauer aufweist, und ihren faunistischen Inhalt, der andererseits wieder sehr dem von Chelles und Weimar gleicht. Die Fauna besteht nämlich aus Elephas antiquus, Elephas primigenius, Cervus sp., Equus caballus, Bos primigenius, Rhinoceros sp. Das ist aber die Fauna, wie sie für das Chelléen-Acheuléen Westeuropas charakteristisch ist, wobei besonders Mammut für eine späte Stellung der Fauna spricht. Diese Fauna findet sich hauptsächlich im „Schleichsand", darunter folgt .... eine Lettenschicht .... „Darunter kommen dann nochmals, genau wie bei Mauer, Flußsande mit Bithynia und Unio ....."

In seiner Faunenliste führt dann auch Koken die oberen Sande von Mauer als gleichaltrig mit dem Chelléen an[3]).

Jeder Unparteiische wird nach diesem Urteil Kokens die Berechtigung der von mir vorgenommenen Parallelisierung zugeben.

Ist Kokens Befund richtig, bleibt es nebensächlich, ob die bewußte Nagerschicht zuoberst in den Sanden von Mauer im Sand selbst primär liegt, oder erst nach dessen Bildung hineingelangt ist, weil sie ja in dem einen wie anderem Falle nur die 2. norddeutsche Vereisung bedeuten kann. Wäre Kokens Befund aber unrichtig, die Chelles-Fauna in Mauer also nicht vertreten, ließe sich die Parallelisierung mit Weimar usw. natürlich nicht aufrecht erhalten.

Wovon hängt nun die Klärung der Frage ab, ob wir es bei Mauer mit dem gleichen Interglazial wie Chelles[4]), wenn auch einem früheren Abschnitt, zu tun haben oder überhaupt mit einem älteren Interglazial? Einzig und allein davon, ob die Strecke von der ersten norddeutschen Eiszeit bis zum jüngsten Eisvorstoß das gesamte Diluvium darstellt oder nicht, mit anderen Worten, ob der Foreſtbed-Horizont Englands bzw. der Tegelen-Horizont am Kontinent mit dem ersten norddeutschen Interglazial identisch oder ein früheres Interglazial ist, ob also die erste norddeutsche Vereisung der Crag-Serie Englands oder dem Boulder Clay im Hangenden des Foreſtbed entspricht. Ich entschied mich aus verschiedenen Gründen für die erstere Parallelisierung, so u. a. deshalb, weil der dem Foreſtbed auf dem Kontinent entsprechende Tegelen-Horizont nebst altertümlichen Faunenelementen Paludina dil. führt, die man allgemein als Leitfossil des ersten norddeutschen Interglazials ansieht und auch Elephas primigenius gemeldet wird, den man in diesem Horizont schwer erklären kann, wenn man auf ihn eine frühere als die mittlere norddeutsche Eiszeit folgen läßt. Auch wäre das Altchelléen des Foreſtbed mit seinen schon recht gut ausgeprägten Typen vom Frühchelléen und Chelléen durch die sicher sehr langwährende erste nord-

[1]) Nur hier gesperrt.
[2]) E. Koken, Beiträge zur Kenntnis des schwäbischen Diluviums. Neues Jahrb. f. Mineral. usw. XIV. Beilage-Band, S. 158ff. 1901.
[3]) Diluviale Vorzeit. S. 160, 3. Fauna.
[4]) Wie auch Werth annimmt. Foss. Mensch. S. 529ff.

Digitized by Google

deutsche Eiszeit zu trennen, was eine sehr weite zeitliche Dehnung der ältesten Faustkeilkultur-Entwicklung bedeutet. Diese und andere Gründe veranlaßten mich, die sog. Etruscus-Fauna der der altdiluvialen Eiszeit folgen zu lassen.

Die Frage der Gliederung des Altdiluviums spitzt sich also darauf zu, ob die warme Antiquus-Etruscus-Fauna vor oder nach dem Trogontherii-Horizont zu setzen ist. Betrachten wir nun daraufhin die in Betracht kommenden Profile, so geben sie keine eindeutige Antwort, und zwar deshalb, weil die Tierhorizonte nicht klar in Erscheinung treten. Die Gründe dafür sind bekannt. So folgt in Mosbach dem Horizont des Mastodon arvernensis eine Faunenmischung, die nicht gestattet, etwa eine ältere Antiquus-Fauna von einer jüngeren Trogentherii-Fauna scharf zu unterscheiden oder umgekehrt. Da aber hier der Trogontherii-Horizont unmittelbar dem Mastodon-Horizont aufzuliegen scheint, war es naheliegend, den ersteren als den auf letzteren unmittelbar folgenden glazialen Horizont anzusehen. In den beiden Stationen, wo die beiden in Frage stehenden Faunen sozusagen rein vorliegen, in Mauer und Süßenborn, fehlt leider eine Überschneidung der beiden, die ihr Verhältnis offenbaren würde. Der einzige bisher aus Mauer bekannte Elephas trongontherii-Fund ist nicht sicher horizontiert. Hier bliebe nur eine phylogenetische Analyse über, die Vergleichung des Entwicklungsstadiums der gleichen Arten. Wie sehr hier die Ansichten der einzelnen Forscher auseinandergehen, beweist z. B. die verschiedene Beurteilung des Altersverhältnisses zwischen der Antiquus- und Trogontherii-Fauna durch Pohlig und Soergel.

Als Moment für die Annahme eines jüngeren Alters von Süßenborn gegenüber Mauer könnte Equus cf. germanicus Nehr. des ersteren Fundorts angesehen werden.

Paläontologisch ist dem Problem auf Grund des gegenwärtig vorliegenden Beobachtungsmaterials also schwer beizukommen, so daß es eher geologisch zu lösen sein wird.

Nehmen wir an, Geikie hätte damit Recht, den Chillesford Crag als älter denn die erste norddeutsche Eiszeit anzusehen, was durchaus im Bereich der Möglichkeit liegt und von mir bereits bei Inangriffnahme des III. Teiles meines Buches erwogen wurde, dann wären an dem bisher geltenden Schema der norddeutschen Geologen wesentliche Änderungen vorzunehmen. Vor allem wäre die diluviale Skala nach unten noch um eine Warmzeit und einen Eisvorstoß zu erweitern. Paludina dil., die bisher als Leitform des ersten norddeutschen Interglazials gilt, würde diese Stellung einbüßen, da sie auch im Tegelenhorizont (Tönisberg, Neede östlich der Yssel) erscheint usw. Das aus diesem Horizont gemeldete Mammut könnte dann wohl nur eine dem Elephas trogontherii nahestehende Form sein.

Mauer usw. wäre nicht mehr „präglazial" zu nennen, sondern erstinterglazial im Sinne Geikies[1]).

Soviel über die Möglichkeit von Änderungen in der Gliederung des älteren Quartärs.

Nun zum jüngeren Quartär.

---

[1]) Natürlich kann Mauer und Tegelen auf keinen Fall verschiedenen Interglazialen zugeteilt werden, wie das Werth vertritt (Der fossile Mensch S. 529). Daß Mauer dem Forestbed altersgleich ist, habe ich stets vertreten. Daraus ergibt sich auch, daß der Homo heidelbergensis kein Eolithiker ist, sondern der Mensch des „Early Chellean" Englands, das bereits primitive Faustkeile führt.

Digitized by Google

Hier besteht bekanntlich zwischen meiner Auffassung und der meiner „Gegner" der wesentliche Unterschied, daß ich nach dem ersten norddeutschen Interglazial kein Interglazial mit Antiquus-Fauna mehr folgen lasse, sondern nur mehr die „jungquartäre Eiszeit", deren 2 Vorstöße durch die Aurignac-schwankung getrennt werden, welche Schwankung ich dem zweiten norddeutschen Interglazial gleichsetze. Soergel betont ganz richtig, daß hier die Entscheidung liegt. Es handelt sich also darum: ist die beispielsweise im Sirgensteinprofil sehr deutlich ausgeprägte Strecke zwischen unterer und oberer Nagetierschicht (Moustérien bis Magdalénien) identisch mit dem Rixdorfer Horizont oder stellt sie eine spätere Schwankung dar und ist das zweite norddeutsche Interglazial ein Antiquus-Interglazial mit warmem Moustérien, wie das von Penck, Wiegers, Werth, Soergel u. a. vertreten wird, was sich so ausdrückt, daß nach dieser Anschauung Chelles und Ehringsdorf zwei verschiedenen Interglazialen angehört, eine Frage, die natürlich für die Urgeschichte von größter Wichtigkeit ist.

Meine Beurteilung der Sachlage ist auch hier wieder vom norddeutschen Normalprofil ausgegangen, auf das ich dann das archäologisch-paläontologische Schema projiziert habe.

Was ersteres betrifft, habe ich an Hand der zahlreichen Profile im Vereisungsgebiete Nordeuropas, hauptsächlich Norddeutschlands gezeigt, daß dem II. norddeutschen Interglazial eine Primigenius-Fauna milder Schattierung eigen ist, daß aber eine Antiquus-Fauna weder hier noch später erscheint. Genau dieselbe Faunenreihenfolge wie vom I. norddeutschen Interglazial bis zur jüngsten Grundmoräne zeigt nun das archäologisch-paläontologische Schema: die Antiquus-Fauna nur während des Chelléen und Altacheuléen, dann zwei Kältepole mit dazwischen liegender milderer Zeit während des Aurignacien. Auch das Verhältnis der Kulturen zu den Lössen und Terrassen spricht für diese Gleichstellung.

Soergel will nun gerade dort, wo wir die Kaltzeit des Moustiervorstoßes sehen, das Interglazial von Ehringsdorf einschieben, das dem II. norddeutschen Interglazial entsprechen soll.

Liegt nun schon ein unlöslicher Widerspruch darin, daß das letztgenannte Interglazial zwischen den Grundmoränen nirgends eine Antiquus-Fauna führt, während dieser Elephant in den Travertinen von Weimar ungemein häufig ist, so sprechen auch andere Erwägungen dagegen, vor allem die oben angegebene, seit Mortillet immer wieder bestätigt gefundene Tatsache, daß eine Antiquus-Fauna nach dem Acheuléen nicht mehr erscheint, eine Tatsache, die deshalb nicht an Bedeutung verliert, weil es Soergel ablehnt, die Archäologie mitsprechen zu lassen, und zwar mit der unstichhältigen Begründung, daß „noch heute über die Eingliederung verschiedener reicher Artefaktbestände in die Abfolge der Kulturen bei den Prähistorikern große Meinungsverschiedenheiten, die eine stratigraphische Auswertung dieser Artefaktbestände verbieten", bestünden [1]).

Hier muß darauf verwiesen werden, daß es für die faunistische Beurteilung der Zeitstrecke völlig belanglos ist, ob für den einen oder anderen Fund eine verschiedene archäologische Beurteilung vorliegt; maßgebend ist, daß sich eben nirgends im archäologischen Schema zwischen Jung-Acheuléen und Moustérien ein Horizont mit Antiquus-Fauna einschiebt, wie ihn die

[1]) A. a. O. S. 225.

Digitized by Google

Gliederungen von Penck, Geikie, Werth, Wiegers, Soergel usw. voraussetzen.

Davon abgesehen, wollen wir einmal sehen, was herauskäme, wenn die Soergelsche Aufstellung richtig wäre.

Vergegenwärtigen wir uns: die Schwankung zwischen Moustérien und Magdalénien, also die „Aurignacschwankung", könnte nur jünger sein als die oberste Grundmoräne Deutschlands. Wo, frage ich, gibt es in einem Profil einen Beleg für eine solche Schwankung? Ist es heute, wo Penck, Ampferers und meinem Nachweis folgend, die „Achenschwankung" längst fallen gelassen hat, noch möglich, im Jüngstglazial eine so beträchtliche Schwankung unterzubringen? Alle glazialgeologischen Beobachtungen haben ergeben, daß es eine solche nicht gibt. Für einen zweiten Hauptvorstoß Soergels fehlt im geologischen Profil jeglicher Ausdruck und damit auch für eine auf die jüngste Grundmoräne folgende Schwankung. Desgleichen ist die Achenschwankung zu streichen, die Soergel zu neuem Leben erwecken will, nachdem ihr Urheber sie und die Laufenschwankung bereits vor Jahren aufgegeben hat.

Ebenso deutlich tritt die Unmöglichkeit, die Aurignacschwankung dem jüngsten norddeutschen Inlandeis folgen zu lassen in Erscheinung, wenn wir ihren Inhalt in Südeuropa betrachten. Hier weist sie, etwa von Südfrankreich an, eine Fauna mit Rh. Merckii zusammen mit Moustérien auf (Olha, Isturitz), in Spanien gar mit Acheuléen (Castillo, unterste Warmschicht), so daß wir unter Zugrundelegung der Soergelschen Datierung zu einem jünstglazialen Alter des späteren Altpaläolithikums kämen, dies alles, wo wir aus dem Fehlen des Aurignacien führenden Löß III auf der Terrasse des Solutré-Vorstoßes (Nieder-Terrasse) wissen, daß schon das Aurignacien älter sein muß als das Maximum des letzten Inlandeises, eine Tatsache, der jüngst auch von H. Obermaier [1]) Rechnung getragen wird [2]).

Ein Hauptargument für die Einschaltung eines Interglaziales zwischen Acheuléen und kaltem Moustérien ist die oft mächtige Verlehmungszone des Löß I (älterer Löß). Ich gebe ohne weiteres zu, daß man diese Verlehmung auf den ersten Blick am liebsten mit einer langwährenden Warmperiode erklären möchte, aber überall, wo sich bisher in diesem Horizont Kultur und Fauna vorgefunden hat, war es Moustérien, das in Europa, vom Süden abgesehen, stets mit Kaltfauna erscheint. Deshalb habe ich die Entstehung dieser Laimenzone in die Zeit des Moustiervorstoßes versetzt. Soergel, der sich über den „sehr bedauerlichen Mangel an allgemein-geologischen Kenntnissen" angesichts dieser „wahrhaft abenteuerlichen Vorstellung" entsetzt, will ich verraten, daß diese „abenteuerliche Vorstellung" nicht vereinzelt dasteht, sondern daß sie z. B. auch Koken hatte, der meines Erachtens ganz

[1]) Eberts Reallexikon. Taf. 194, S. 403.

[2]) Besonders deutlich tritt die Unmöglichkeit einer so späten Ansetzung der Schwankung durch Mentone in Erscheinung. Hier ist nämlich der Warmhorizont keineswegs mit Chelles bzw. Taubach identisch, wie Obermaier, Werth, Penck u. a. glauben, sondern eben mit unserer Aurignacschwankung, was sich aus der mit Mitteleuropa ziemlich übereinstimmenden Stellung des Aurignacien in der oberen Kaltzeit ergibt. Wenn letztere hier an der Riviera nun derartig stark betont ist (glaziale Fauna mit Ren usw.), spricht das eindeutig für einen Haupteisvorstoß, für den sich aber, wenn wir nicht den jüngsten Geschiebemergel Nordeuropas darauf beziehen, kein geologischer Beleg finden läßt. Daß es sich hier aber etwa um den „baltischen Halt" handelt, ist so gut wie ausgeschlossen, denn dieser war viel zu wenig intensiv (wenn er nicht überhaupt nur eine Stillstandslage des Eises darstellt), um eine derartige Wirkung im Mittelmeergebiet hervorzurufen.

Digitized by Google

richtig urteilt, wenn er sagt: „Die Anhäufung humoser Stoffe auf der Oberfläche des älteren Lösses hat Veranlassung gegeben, Vergleiche mit dem russischen Tschernosem zu ziehen. Da dieser zu den zonalen Böden gehört, so läßt sich der einmal eingeführte Begriff dann wieder zu Rückschlüssen auf Klima und Vegetation verwerten. Im Grunde liegt aber nichts anderes vor, als was wir sooft in sandigen und lehmigen Ablagerungen sehen, eine beschränkte Anreicherung mit Humus, wie sie unter wechselnden Bedingungen zustande kommt, von der Tundra bis zur Bai von Bengalen" [1]). Die humosen Zonen können also ohne weiteres während einer Eiszeit zustande kommen. Mit Kraftausdrücken schafft man Tatsachen nicht aus der Welt. Was aber die Dauer der Entstehung einer Verlehmung betrifft, erinnern wir uns, wie relativ rasch die den Löß I durchziehenden Zonen entstanden sein müssen, denn sie spielen sich samt der Bildung dieses Lösses in der Zeit vom ausgehenden Chelléen bis zum Ende des Acheuléen ab [2]). Es müssen also klimatische Verhältnisse geherrscht haben, welche die Entkalkung besonders begünstigten. Daß diese auch während des Hochstandes einer Eiszeit vor sich gegangen ist, erscheint nur dem unglaublich, der diese Zeitabschnitte für die Zeiten der stärksten Lößbildung hält. Gewiß wird sich in einem gewissen Ausmaße auch während des Maximalstandes Löß gebildet haben, aber so langsam, daß die dünnen Schichten entkalkt werden konnten, während in den Übergangszeiten der Löß relativ sehr rasch und in solcher Masse abgelagert wurde, daß er so gut wie unverändert blieb.

Bevor wir also Soergels These eines Interglazials zwischen Löß I und Löß II annehmen, muß von ihm die Beantwortung meiner Frage [3]), wo sich in West- oder Mitteleuropa ein Profil mit zwei durch eine Mammutfauna getrennten Antiquus-Horizonten findet, gefordert werden.

Auch alle übrigen Momente sprechen dagegen, daß der Taubacher Horizont jünger als der Chelles-Horizont ist. So im Ilmtal die Beschaffenheit der Ilmkiese im Liegenden der Travertine, die einen viel älteren Habitus zeigen als durchschnittlich der Mousticrschotter und von A. Weiß meines Erachtens mit Recht dem Süßenborner Schotterkomplex genähert wird, wenn sie auch vielleicht dessen jüngsten Teil repräsentieren. Dafür spricht auch der altertümliche Charakter der in diesen Kiesen gefundenen Faunenreste, über die Soergel selbst ein Urteil fällt, das unsere Auffassung vom Alter der Travertine nur bestätigt. So führen die Ilmkiese unter den unteren Travertinen „Elephas trogontherii" usw. [4]), „einen M. M. II max. des Elephas trogontherii", wozu er bemerkt: „Das Vorkommen dieser Elefanten und die Lagerungsverhältnisse des Pleistozän in der Umgegend von Weimar sprechen dafür, daß diese Ilmkiese dem II. Interglazial angehören" [5]). Daß diese feuersteinführenden Kiese nicht interglazial sind, ergibt schon ihre kälteliebende Fauna, aber wir stellen fest, daß Soergel selbst sie soweit zurückversetzt hat, daß die Travertine in ihrem Hangenden ohne weiteres in das erste norddeutsche Interglazial versetzt werden können. Das bestätigt er in der gleichen Arbeit S. 77 unbewußt, wenn er schreibt: „Schließlich möchte ich noch ganz kurz auf zwei weitere kleinere Schottervorkommen in Thüringen hinweisen, die beide dem

[1]) R. R. Schmidt, Die diluviale Vorzeit Deutschlands. S. 198.

[2]) Das geht daraus hervor, daß sich in den westeuropäischen Profilen an der Basis des Lösses I das Spätchelléen-Altacheuléen findet, zuoberst in diesem Löß aber noch das Jungacheuléen.

[3]) Eine Frage an W. Soergel. Die Eiszeit. 1926.. S. 127.

[4]) Palaeontographica. Bd. LX. S. 51.

[5]) Gemeint ist I. norddeutsches Interglazial.

Digitized by Google

II. Interglazial angehören. Nach den wenigen Fossilien, die sie geliefert haben, ist ihre Fauna wohl als ein jüngeres Äquivalent der Süßenborner Fauna aufzufassen. Das ist erstens der feuersteinführende Ilmkies unter dem älteren Travertin von Ehringsdorf mit Elephas trogontherii, zweitens Kiesmassen bei Dieselbach mit Elephas trogontherii und Rhinoceros Merckii. Beide Vorkommen entsprechen in ihrem Alter einem Teil der „älteren" Schotter von Steinheim". Von Steinheim ist aber sicher, daß es zumindest in seiner älteren Fauna[1]) dem Süßenborner Faunenkomplex angehört.

Wenn Soergel in der gleichen Arbeit S. 107 von Elephas primigenius an der Basis des älteren Travertin zu Taubach-Ehringsdorf spricht und diese Angabe in seinen jüngsten Arbeiten wiederholt, so sei darauf hingewiesen, daß auch die jüngere Fauna von Steinheim diesen Elefanten sowie Rhinoceros tichorhinus führt, die aber mit Equus germanicus aller Wahrscheinlichkeit nach nicht zum III. Glazial, sondern noch zum II.(Süßenborner) Glazial gehört.

Aus dem Gesagten geht also hervor, daß das Liegende der Weimarer Travertine nicht gegen, sondern für deren Datierung als erstes norddeutsches Interglazial spricht.

Bei Rabutz vergißt Soergel aufzuklären, wie die glazialen Ablagerungen im Hangenden des Tones zu erklären sind, wo doch nach dem übereinstimmenden Urteil der deutschen Geologen die letzte Vereisung viel nördlicher Halt gemacht hat, weiters die Ursache anzugeben für die sehr starken Veränderungen der Oberflächengestalt des Landes, die während und nach der Ablagerung des Beckentones hier stattgefunden haben und die nach Weber „kaum durch etwas anderes als durch ein Landeis bewirkt sein können"[2]). Dazu kommt der vom gleichen Forscher hervorgehobene „auffallend starke Zersetzungszustand der meisten Pflanzenreste, der trotz des der Erhaltung günstigen Einschlußmittels größer ist als bei allen mir" (Weber) „bekannten interglazialen Pflanzenablagerungen ....."

Abgesehen von diesen und vielen anderen Momenten sei nur der seltsamen Situation gedacht, die sich unter der Annahme der Richtigkeit der Soergelschen Gliederung ergäbe: wir hätten in Westeuropa die Fauna des Weimar-Interglazials gar nicht vertreten, obgleich sie hier, unter den günstigeren klimatischen Verhältnissen, doch noch zu reicherer Entfaltung hätte kommen müssen. Weiters ist für die Identität beweisend, daß zwischen beiden Faunen auch phylogenetisch nicht der geringste Altersunterschied zu bemerken ist, wie Soergel, was er wahrscheinlich vergessen hat, 1912 selbst mitgeteilt hat. In seiner zitierten Arbeit über Elephas trogontherii und Elephas antiquus[3]) untersucht er nämlich Antiquus-Molaren „aus Kiesen der Flins (Département Seine et Oise), in der wiederholt Artefakte des Chelléen gefunden worden sind", wobei er zu folgendem Ergebnis kommt: „Die erwähnten französischen Molaren sind mit den Antiquusresten von Taubach ungefähr gleichalterig, vielleicht noch etwas jünger, gehören also dem III. Interglazial an"[4]).

Dieses Urteil läßt nur den Schluß zu, daß das Chelléen mit Taubach altersgleich ist oder daß der paläontologische Befund

[1]) El. trogontherii, Equus cf. germanicus usw.
[2]) Die Pflanzenwelt des Rabutzer Beckenton usw. Bot. Jahrb. LIV, Beibl. 120, S. 43.
[3]) A. a O. S. 80f.
[4]) Hier gesperrt.

Digitized by Google

wertlos ist. Da wir letzteres im Interesse Soergels nicht annehmen wollen, bestätigt er selbst unsere zeitliche Gleichstellung der beiden Horizonte.

Schließlich sei noch bemerkt, daß gerade durch den eventuellen Wegfall der Etruscus-Fauna aus dem Chelles-Interglazial auch die von Soergel betonte faunistische Schwierigkeit der Parallelisierung des Taubach-Rabutzer Profils mit ersterem hinwegfiele.

Fassen wir zusammen: eine Erweiterung der Gliederung des Eiszeitalters gegenüber unserer jüngsten Darstellung kann für das ältere Diluvium dann eintreten, wenn der Horizont von Tegelen sich tatsächlich als älter erweisen sollte als die erste norddeutsche Zwischeneiszeit [1]). Für eine Verlängerung des Diluviums vom Chelléen aufwärts durch ein weiteres Interglazial sehen wir aber bisher keine Unterlage. Die größtmögliche Ausdehnung des Quartärs wäre sonach: Jungpliozäner Vorstoß (Mastodon arvernensis, Elephas meridionalis), Klimabesserung während des Foreſtbed-Tegelenabschnittes (ältere Antiquus-Fauna-Prächelléen), 1. Haupteiszeit (altdiluviale Eiszeit)-Trogontherii-Fauna, Interglazial mit Chelléen-Altacheuléen — jüngere Antiquus-Fauna, 2. Haupteiszeit (jungdiluviale Eiszeit)-Primigenius-Fauna — Jungacheuléen bis Magdalénien [2]).

Ich behalte mir vor, bei Zutreffen der Voraussetzungen diese Reihenfolge an die Stelle der bisher vertretenen zu setzen, d. h. zu meiner früheren Auffassung zurückzukehren. Ob in diesem Falle der Biglazialismus durch ein Drei-Eiszeit-System zu ersetzen wäre — die dann natürlich nicht den 3 Eiszeiten der norddeutschen Geologen entsprächen — hängt von der Bewertung ab, die dann der Crag-Serie Englands bzw. dem Foreſtbedhorizont zukommen würde, d. h. ob es sich um eine Volleiszeit bzw. ein Vollinterglazial handeln würde.

Ob so oder so, in jedem Fall fundieren wir unsere Gliederung auf vorhandene, in weiten Gebieten einheitlich festgestellte Ablagerungen, während Soergels Gliederung des Eiszeitalters von einem steifen Schematismus, von unbewiesenen Theorien und willkürlichen Berechnungen ausgeht, für die sich in keinem Profil tatsächliche Belege beibringen lassen.

Die Zahl der Terrassen und der Lösse stimmt weder mit den durch Ablagerungen belegten Eiszeiten überein, noch stimmt ihr Verhältnis zueinander [3]), noch gestattet die paläontologische Folge einen derartigen Klima-Zyklus. Dabei werden, wenn nötig, ruhig Faunenhorizonte konstruiert, ohne daß sie je irgendwo beobachtet wurden, wie die angebliche dritte Nagerschicht, die dem Bühlvorstoß entsprechen soll, obgleich sich erst jüngst wieder bestätigt hat, daß nach der mit dem Alt-Magdalénien auftretenden Lemmingschicht ohne Rückschlag bereits die alluviale Tierwelt folgt [4]).

Von diesen Hemmungslosigkeiten auf geologischem und paläontologischem Gebiet — hierher gehört auch die Versetzung des Rixdorfer-Horizonts in das erste norddeutsche Interglazial [5]) — kann man aber ganz absehen, um

[1]) Diese Möglichkeit berücksichtigt bereits der III. Teil meines Buches.

[2]) Die beiden Antiquus-Faunen wären aber nicht identisch mit denen Pencks usw., sondern die ältere und jüngere Antiquus-Fauna Pencks entspräche der jüngeren hier.

[3]) Nach Soergel müßte je ein Löß auf der verwitterten Oberfläche je einer Terrasse liegen, was bekanntlich nicht der Fall ist. Ferner: bei Anwendung der Formel, daß jeder Löß einer Eiszeit entspricht, bekommt man genau doppelt soviele Eiszeiten, als durch Grundmoränen bezeugt ist.

[4]) E. v. Mandach, „Die kleinen Wirbeltiere der prähistorischen Station „Bsetzi". Bericht d. Naturw. Ges. zu Freiburg i. Br. 2. H., S. 1ff. 1927.

[5]) Cl. trog. usw. S. 106.



Digitized by Google

trotzdem ein richtiges Urteil über Soergels „Vollgliederung des Eiszeitalters" zu erhalten, denn wie fundiert dieses ganze Phantasiegebäude ist, enthüllt am besten die famose absolute Zeitbestimmung. Hier genügt die für das Magdalénien gegebene Ziffer 67000 bis 21000, oder die Datierung des Aurignacien in die Zeit 110000 bis 72000 Jahre vor der Gegenwart, um zu sehen, daß es sich hier nicht um einen wissenschaftlichen Aufbau handelt, sondern um die Ausgeburt schrankenloser Phantasie, gepaart mit verblüffender Unkenntnis der Diluvialarchäologie. Sonst wäre es ausgeschlossen, der zweifellos nur wenige Jahrtausende zukommenden Madeleine-Stufe die 10fache Dauer der Weltgeschichte zuzumessen.

Um nur eine kleine Auswahl von Folgen der Soergelschen Berechnung des Magdalénien vorzuführen: wir haben in weiten Gebieten Europas zwischen Alt-Magdalénien und Vollneolithikum keine Kulturspuren. Dieser „Hiatus" hat vielleicht wirklich einige wenige Jahrtausende betragen, nach Soergel würde er etwa 50000 Jahre ausmachen. Oder: die Plastiken des Aurignacien schätzt man heute übereinstimmend auf 20000 bis 25000 Jahre, nach Soergel wären sie mindestens 70000 Jahre alt. Bemerkt sei, daß natürlich auch die übrigen Berechnungen Soergels falsch sind, wenn sich nur eine als unrichtig erweist. Daß dies beim Jungpaläolithikum der Fall ist, weiß jeder, der halbwegs eine Ahnung von der Kulturentwicklung während des Diluviums besitzt. Natürlich sind auch die Zahlen für das Altpaläolithikum viel zu hoch gegriffen.

Unter diesen Umständen brauche ich die Frage nicht zu erörtern, wer „leichtfertig" arbeitet, ob der, der sich auf die geologischen und anderen Tatsachen stützt, oder jener, der eine Vielheit von Erscheinungen behauptet und dafür nicht die Hälfte Belege beibringen kann, der sich heute bereits vermißt, die fernsten Kulturstadien des Eiszeitalters genau auf ein Jahrtausend festzulegen, wo wir uns, wie die Literatur der letzten Jahre zur Genüge zeigt, noch nicht einmal annähernd über die Zahl der diluvialen Großerscheinungen einigen können.

Digitized by Google

# Altsteinzeitliche Funde aus Westfalen.

Von Privatdozent Dr. Julius Andree, Münster i. Westf.

## V.

### Unbekannte Artefakte aus der Feldhof-Höhle im Hönnetale.

Mit 6 Abbildungen.

Dicht an der Grenze der Kreise Arnsberg und Iserlohn liegt im Hönnetal nahe dem Klusensteiner Felsen in einer hohen Kalksteinkuppe die Feldhof-Höhle (Abb. 1). Sie öffnet sich mit einem großen Portale von 7 m Breite und 4 m Höhe nach Norden (Abb. 2), ist eine typische Flußwasserhöhle, die sich vom Eingang etwa 90 m fast genau nach Süden hinzieht und, wie man besonders in den letzten Ausläufern feststellen kann, aus einer Spaltenhöhle entstanden ist. Im ganzen behält sie eine Breite von 6—9 m und eine Höhe von 5—6 m bei, verengert sich an einigen Stellen, hat hier und da Ausbuchtungen und in der letzten Hälfte eine Abzweigung, ebenfalls mit Ausbuchtungen, nach Osten, die sich jedoch an mehreren Stellen und an ihrem Ende wieder mit dem Hauptgang der Höhle vereinigt. Ein zweiter, nordwestlicher Eingang zur Höhle ist jetzt durch große Blöcke versperrt.

Die Feldhof-Höhle[1]) ist — wie die Balver Höhle im Hönnetale (vgl. 1; dort nähere Literatur) — des öfteren Gegenstand von Untersuchungen gewesen, über die wir einige wenige und ziemlich belanglose Berichte besitzen. Ende der 60er Jahre grub hier der Bergassessor Frhr. v. Dücker (5, 6, 7), Fuhlrott (8, 9) und R. Virchow (17, 18) besuchten die Höhle um 1870, ebenso v. Dechen (4) und Schaaffhausen (13, 14, 15). Der einzige Bericht, der etwas mehr über die Ablagerungen in der Höhle bringt, ist der des Bergingenieurs Beuther (3) von 1869. — Heute ist die Höhle bis auf 55 m frei von Ablagerungen. Das Südende zeigt noch die alte Höhlenausfüllung.

Beuther (3) unterschied bei seinen Untersuchungen, die er in etwa 25 m Entfernung vom Eingang der Höhle vornahm, im ganzen vier verschiedene Schichten (von oben nach unten):

a) 1,20 m „dunkle Erde" oder „Lehm" mit „Kalksteinstücken der verschiedensten Dimensionen". In der Schicht kamen „Reste von Elephas, Equus, Cervus usw., sowie die Steinwaffen" vor.

[1]) Die Höhle wird in der älteren Literatur öfters als „Klusensteiner" oder „Große Klusensteiner Höhle" aufgeführt, liegt aber nicht im Klusensteiner Felsen. Bei Wiegers (19) und Obermaier (12) wird sie fälschlich als „Klusensteiner Höhle bei Letmathe" bezeichnet. Bei Letmathe (an der Lenne, rund 20 km vom Hönnetale entfernt) liegt nur die Martinshöhle. Im Klusensteiner Felsen selbst befinden sich die obere und untere „Burghöhle".



Digitized by Google

b) u. c) 0,60—1,20 m „Sand- und Geröllschichten", die „vorzugsweise Reste von Raubtieren" enthielten. Die obere Schicht war „mehr locker, die untere durch Sinterbildung mehr brekzienartig geworden".

d) Zu unterst lag auf der Kalksteinsohle der Höhle „in der Regel" eine Schicht feinen Lehms.

Beuther erwähnt nicht das Vorhandensein einer Sinterdecke als oberen Abschluß der Ablagerungen. Gleichwohl ist hier und da eine solche vorhanden gewesen, wie aus einem Berichte v. Dückers (5) hervorgeht; auch jetzt kann

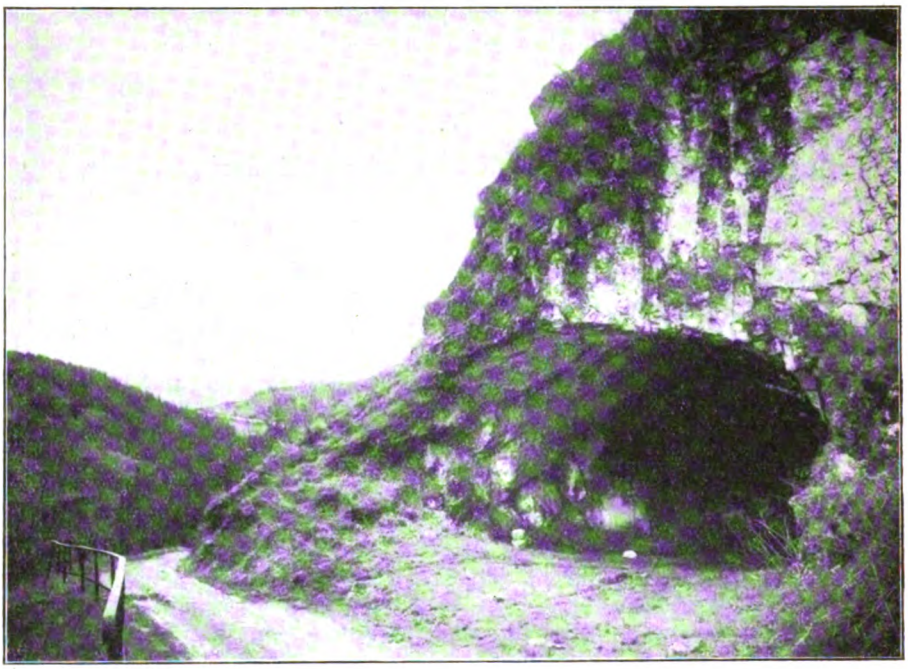


Abb. 1. Die Feldhof-Höhle im Hönnetale. Aufnahme von Museumsdirektor Dr. Reichling-Münster [1]).

man noch Reste einer Sinterdecke an den Höhlenwänden erkennen, ebenso wie im Südende der Höhle die Ablagerungen größtenteils von einer Sinterschicht bedeckt sind. Die Verhältnisse werden ähnlich denen der Balver Höhle (1) gewesen sein. Bei der Sinterdecke handelt es sich ja meist um eine ab und zu auch fehlende Versinterung von lockeren Kalksteinbrocken, von dünnen Schutt- oder Lehmanhäufungen, die oben auf den ganzen Ablagerungen ruhen.

Die ältere Literatur enthält zahlreiche Hinweise auf Funde von Steinwerkzeugen in der Feldhof-Höhle, jedoch immer ohne Angabe einer Fundschicht und ohne Abbildungen. Auch von den Werkzeugen selbst sind nur wenige bekannt; der Verbleib der meisten ist nicht festzustellen.

[1]) Für die Aufnahme zu den Abb. 1 und 2 bin ich Herrn Museumsdirektor Dr. Reichling zu großem Dank verpflichtet.

Digitized by Google

R. R. Schmidt (16) erwähnt 1912 den großen, 21 cm langen Faustkeil (Abb. 3, 1), dessen Stellung noch nicht geklärt ist. R. R. Schmidt sah ihn als frühneolithisch an, soll ihn jedoch jetzt nach Cl. Lipperheide (11) zum Spät-Acheuléen oder Früh-Moustérien stellen. Nach Zimmermann (20) und Lehner (10) handelt es sich um einen Keil des Chelléen. Commont (16), Wiegers (19) und Obermaier (12) rechnen den Faustkeil zum älteren Acheuléen. Die Ansichten gehen also ziemlich weit auseinander. Fest steht jedenfalls, daß sich bisher keinerlei Werkzeuge in der Feldhof-Höhle gefunden haben, die etwa sonst noch dem Chelléen oder Acheuléen angehören

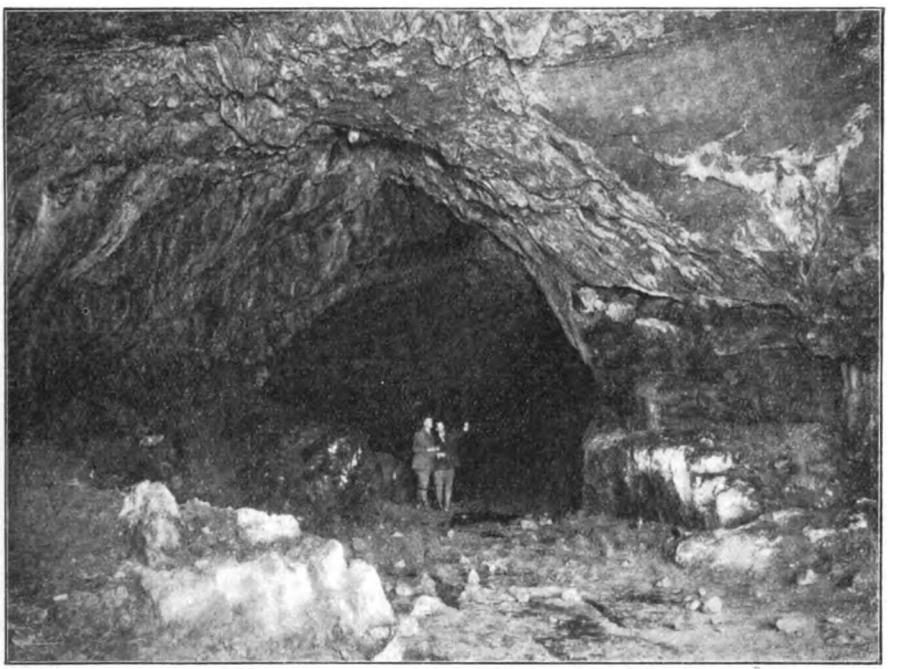


Abb. 2. Nordeingang und vorderer Teil der Feldhof-Höhle. Aufnahme von Museumsdirektor Dr. Reichling-Münster.

könnten. Auch Frühneolithikum ist aus den Höhlen des Hönnetales nicht bekannt geworden.

Ein weiterer Fund, dessen ursprüngliche Lagerung in der Höhle ebenfalls nicht mehr nachzuweisen ist, ist eine längliche, schmale, klingenförmige Spitze aus Feuerstein (Abb. 3, 2). Lehner (10) hält sie für eine Moustier-Spitze. R. R. Schmidt soll sie nach Cl. Lipperheide (11) zum Magdalénien stellen.

Schließlich ist noch das Fragment einer Knochenspitze (Abb. 3, 3) zu erwähnen, die an der Basis zweiseitig abgeschrägt ist und kleine Einkerbungen aufweist. R. R. Schmidt (16) sieht diese Spitze als „sicher rezent" an. Ich möchte sie jedoch mit Cl. Lipperheide (11) dem Magdalénien zurechnen. Hierher gehören ferner eine Reihe kleinerer Werkzeuge, die sich ebenfalls

Digitized by Google

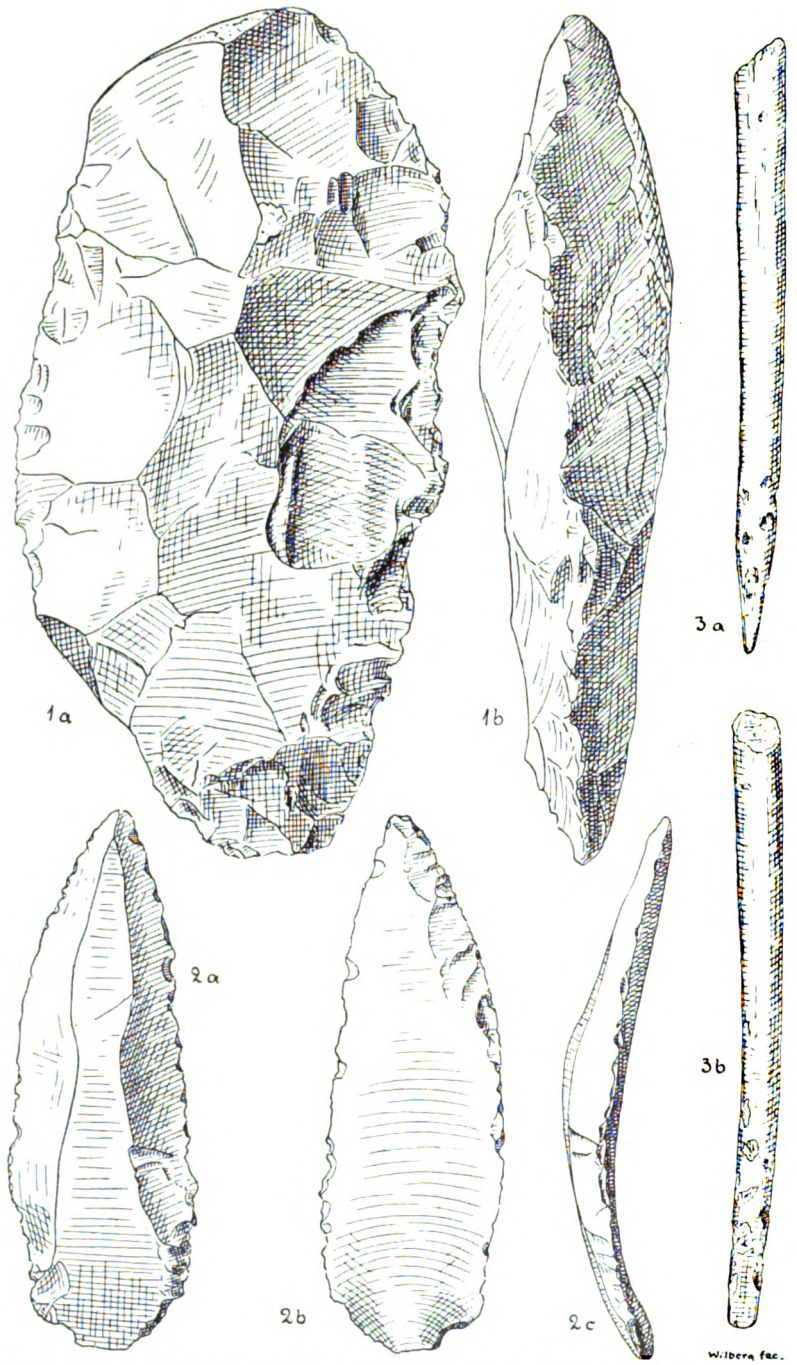



Abb. 3. Funde aus der Feldhof-Höhle. 1 Faustkeil aus Feuerstein. 2 Silexspitze. 3 Fragment einer Knochenspitze mit doppelseitig abgeschrägter Basis und kleinen Einkerbungen. $^3/_4$ d. nat. Gr. Originale im Provinzialmuseum zu Bonn. Nach Andree (2).

Digitized by Google

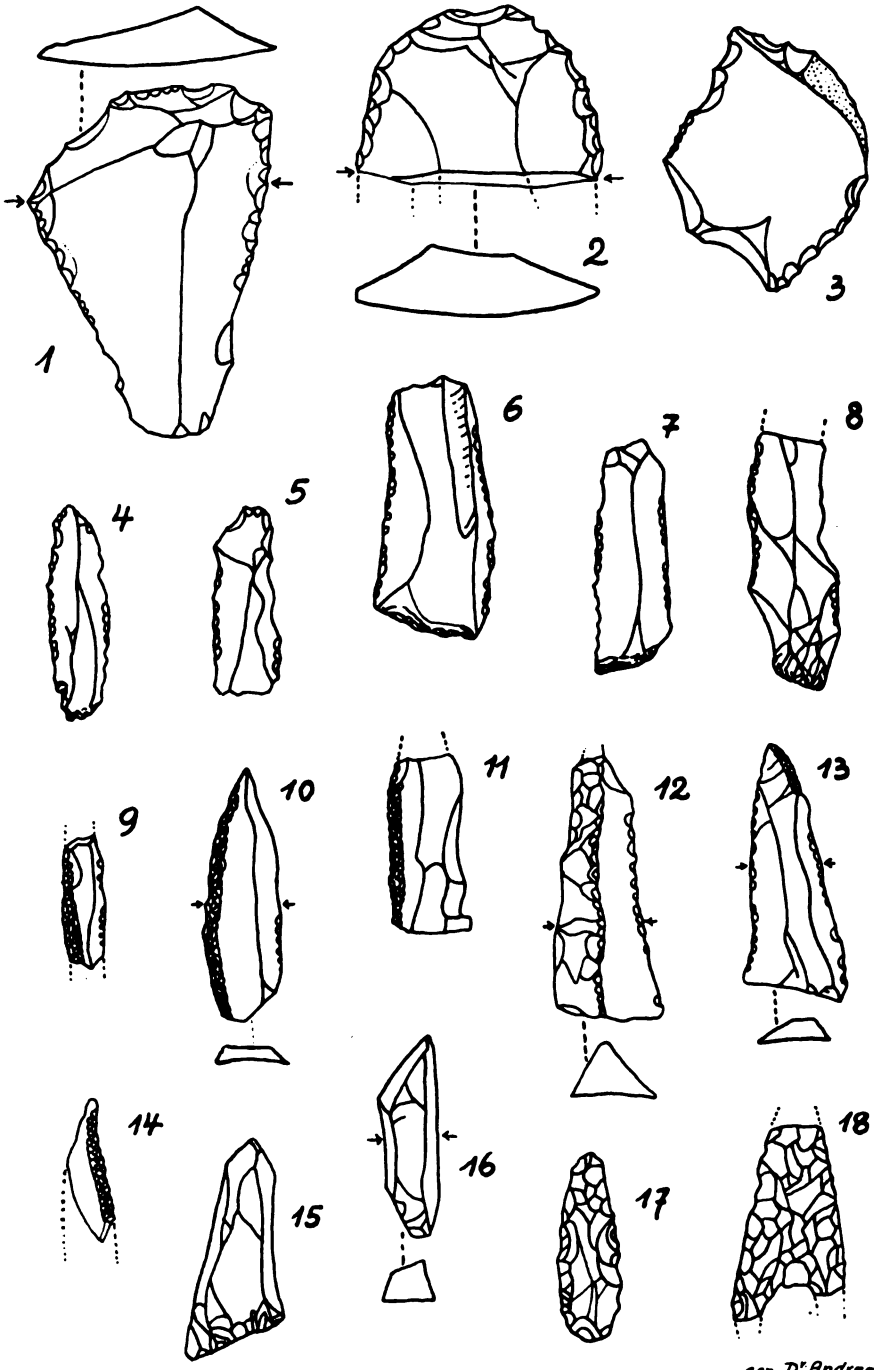



Abb. 4. Silexartefakte aus der Feldhof-Höhle. Nat. Größe. 1—16 Magdalénien. 1 Klingenabsplitz mit Schaberkanten. 2 Fragment einer breiten Klinge. 3 Schaber. 4—8 Messerchen (4 und 5 aus Kieselschiefer). 9—11 Messerchen mit abgestumpftem Rücken. 12—14 Bohrer. 15 und 16 Stichel. 17 und 18 neolithische Pfeilspitzen. Originale: 1—16 Prov.-Museum Bonn, 17 und 18 Geolog. Institut Freiburg i. Bad.

Digitized by Google

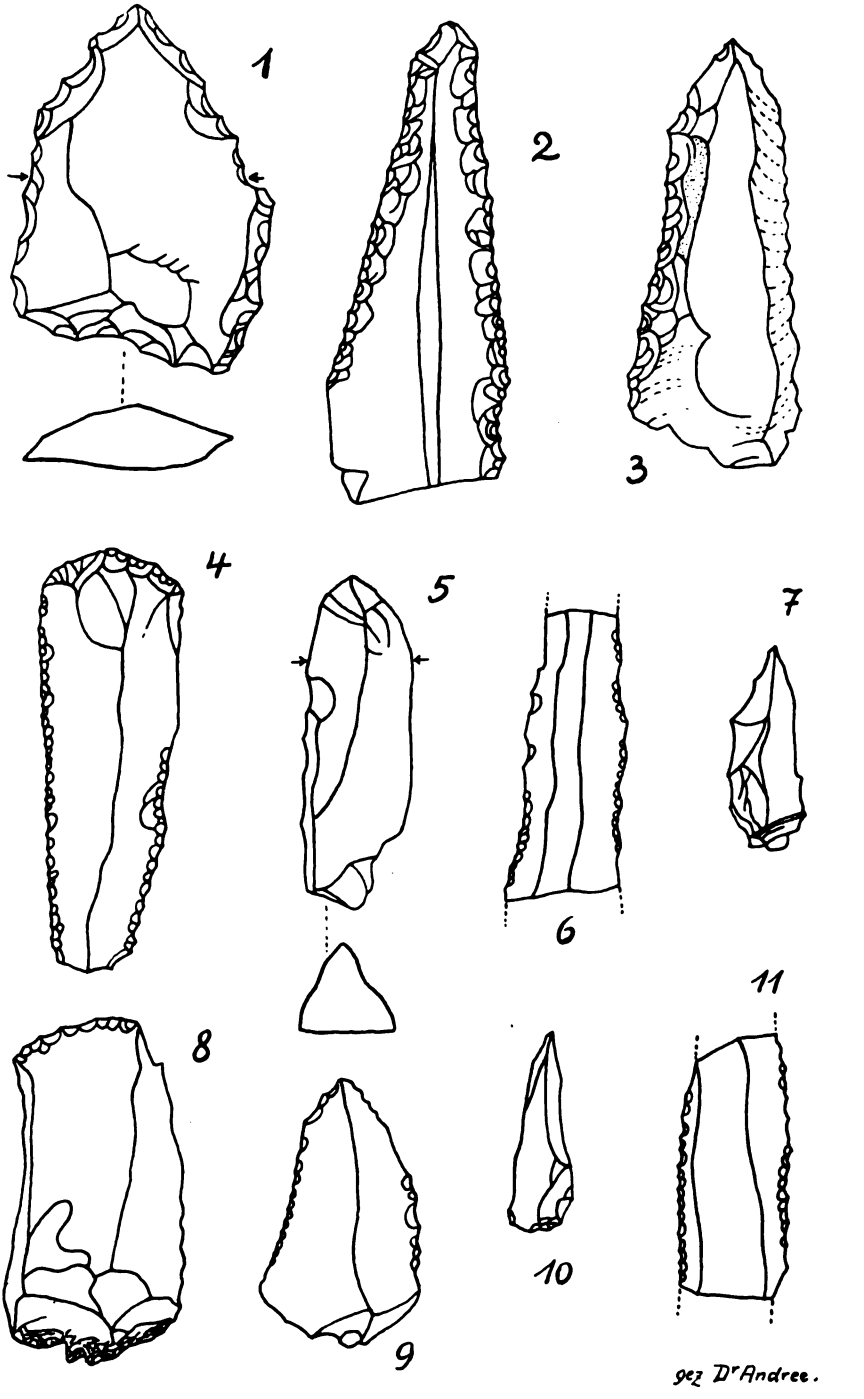



Abb. 5. Silexartefakte aus der Feldhof-Höhle. Nat. Größe. 1 Primitive Mouſtier-Spitze. 2 Klinge mit Stichelſpitze (Aurignacien). 3 Spitzklinge (Aurignacien). 4—11 Magdalénien-Artefakte. 4, 5 und 8 Klingenkratzer. 7, 9 und 10 kleine Spitzen, 6 und 11 Fragmente von Meſſerchen. Originale: Geolog. Inſtitut Freiburg i. Bad.

Digitized by Google

im Prov.-Museum zu Bonn befinden (Abb. 4, 1—16) [1]) und bisher noch nicht veröffentlicht sind. Es handelt sich in der Hauptsache um kleine Messerchen (Abb. 4, 4—11), darunter solche mit sehr fein bearbeitetem, „abgestumpftem" Rücken (Abb. 4, 9—11), ferner kleine Bohrer (Abb. 4, 12—14) und zwei kleine Stichel (Abb. 4, 15 und 16). Dazu kommen noch zwei einfache Schaber (Abb. 4, 1 und 3) und das Fragment einer anscheinend etwas größeren, breiten Klinge (Abb. 4, 2); alles Werkzeuge, wie sie aus dem süddeutschen Magdalénien gut bekannt sind.

Ebenfalls zum Magdalénien zu stellen sind dann acht weitere Artefakte (Abb. 5, 4—11), die zusammen mit anderen (Abb. 5, 1—3; Abb. 4, 17 und 18) 1884 von C. Lent aus dem „Höhlenschutt" der Feldhof-Höhle gesammelt wurden. Alle Stücke befinden sich in der vorgeschichtlichen Sammlung des Geologischen Institutes zu Freiburg i. Bad.; dem Direktor des Institutes, Herrn Geheimrat Prof. Dr. Deecke, bin ich für die liebenswürdige Überlassung der Stücke zu größtem Danke verpflichtet. Auch in diesem Material sind in zwei Fragmenten Messerchen vertreten (Abb. 5, 6 und 11), außerdem kleine, breitere oder schmalere Klingenkratzer (Abb. 5, 4, 5 und 8) und drei kleine Spitzen (Abb. 5, 7, 9 und 10).

Was die Lentschen Funde besonders wertvoll macht, ist nicht nur, daß ein Teil des Materials eine gute Ergänzung zu den Bonner Magdalénien-Artefakten ist, sondern es sind — wenn auch nur in wenigen Stücken — Kulturen vertreten, die bisher noch nicht aus der Feldhof-Höhle bekannt waren.

Der Jüngeren Steinzeit gehören zwei kleine, fein bearbeitete Pfeilspitzen an (Abb. 4, 17 und 18). Funde dieser Zeit sind in den Höhlen des Hönnetales außerordentlich selten; mir ist nur ein prachtvoller Dolch aus der Balver Höhle bekannt (Abb. 6).

Abb. 6. Spätneolithischer Dolch aus der Balver Höhle. 3/4 d. nat. Gr. Nach Andree (2).

[1]) Herr Museumsdirektor Prof. Dr. Lehner stellte mir die Stücke zur Verfügung, wofür ich auch hier meinen besten Dank aussprechen möchte.

Digitized by Google

Noch wichtiger ist das Artefakt Abb. 5, 1. Es ist eine mittelgroße, nur an den Rändern bearbeitete Spitze mit glatter Unterseite, die dem Mousterien angehört. Da ihre Bearbeitungsweise recht einfach ist und an die primitiven Spitzen und Spitzschaber vom Kartstein und von der Irpfelhöhle erinnert, so möchte ich sie ebenfalls einem Primitiv-Mousterien zurechnen. Daß Artefakte dieser Stufe in der Feldhof-Höhle vorkommen, haben meine Ausgrabungen 1925/26 im Hönnetale gezeigt [1]).

Ebenfalls war das Aurignacien bisher aus der Feldhof-Höhle unbekannt. Das Lentsche Material enthält eine Spitzklinge (Abb. 5, 3) und eine Klinge mit Stichelspitze (Abb. 5, 2) dieser Kultur. Beide Artefakte finden sich in gleicher Form unter den Aurignacien-Werkzeugen des Sirgensteins (Urgeschichtl. Sammlung Tübingen) und der Gr. und Kl. Ofnet (Urgeschichtl. Staatssammlungen München).

Nicht mit absoluter Sicherheit festzustellen ist die Verteilung der Kulturen auf die einzelnen Schichten in der Feldhof-Höhle, da bei den besprochenen Funden jegliche Angaben hierüber fehlen. Beuther (3) erwähnt nur aus seiner Schicht a „Steinwaffen". Durch meine Grabungen 1925/26 ist festgestellt, daß die unterste Schicht in der Höhle (Schicht I) steril war. In den darüber folgenden Schichten II und III, die den Schichten c und b von Beuther entsprechen, fanden sich primitive Moustier-Werkzeuge. Die Schichten IV und V (z. T. als Sinterschicht ausgebildet) erwiesen sich als fundleer. Man kann demgemäß annehmen, daß die Verteilung der Kulturen folgende war.

| Beuther 1869 | Grabungen 1925/26 | Kulturen |
|---|---|---|
| — | Schicht V (z. T. Sinterschicht) | Neolithikum? (Funde Freiburg) |
| Schicht a | Schicht IV | Magdalénien? (Funde Bonn und Freiburg) Aurignacien? (Funde Freiburg) |
| Schicht b | Schicht III | Primitiv-Mousterien (Funde Bonn und Freiburg) (Funde 1925/26) (Faustkeil?) |
| Schicht c | Schicht II | |
| Schicht d | Schicht I | — |

Die große Bedeutung der älteren, jetzt bekannt gewordenen Funde besteht darin, daß nunmehr das Vorkommen von Primitiv-Mousterien und Magdalénien sichergestellt, das Vorkommen von Aurignacien und Neolithikum für die Feldhof-Höhle neu belegt ist.

## Literatur.

1. Andree, Julius, Die altsteinzeitlichen Funde aus der Balver Höhle. Zeitschr. f. vaterländ. Gesch. u. Altertumskunde. Bd. 82. Münster, 1924.
2. Derselbe, Die Bedeutung der westfälischen Höhlen für die Urgeschichte Westfalens. Heimat, Dortmund, 1925, Heft 3.

[1]) Eine ausführliche Arbeit über die Grabungen und ihre Ergebnisse erscheint gleichzeitig unter dem Titel „Das Paläolithikum der Höhlen des Hönnetales in Westfalen" als Band 42 der Mannusbibliothek.

Digitized by Google

3. Beuther, Fundbericht von 1869.
4. Dechen, v., Die Feldhof-Höhle. Korresp.-Bl. f. Anthrop., 1874, S. 44.
5. Dücker, v., Vorgeschichtliche Spuren des Menschen in Westfalen. Verh. Naturhist. Verein. Bonn. 1869. C., S. 13.
6. Derselbe, Bericht über Ausgrabungen in westfälischen Höhlen. Ebenda, 1869. S., S. 115.
7. Derselbe, Über vorgeschichtliche Spuren des Menschen in Westfalen. Ebenda, 1870. C., S. 77.
8. Fuhlrott, Die Höhlen und Grotten in Rheinland-Westfalen. Iserlohn, 1869.
9. Derselbe, Das Hönnetal. Verh. Naturh. Verein. Bonn, 1869. C., S. 129.
10. Lehner, Führer durch die antike Abteilung des Provinzialmuseums in Bonn. 1915. S. 5.
11. Lipperheide, Die Höhlen des Hönnetales. Dissertation Münster, 1923. (Ungedruckt.)
12. Obermaier, „Norddeutschland. A. Paläolithikum". In Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte. Bd. IX, 1. Lief., Berlin 1927, S. 1.
13. Schaaffhausen, Über Steinwerkzeuge und fossile Knochen aus den Höhlen des Hönnetales. Verh. Naturhist. Verein. Bonn. 1870. S., S. 111.
14. Derselbe, Über Ausgrabungen in westfälischen Höhlen. Korresp.-Bl. f. Anthrop., 1875. S. 63.
15. Derselbe, Über die begonnenen Untersuchungen westfälischer Höhlen. Verh. Naturh. Verein. Bonn. 1875. S., S. 273.
16. R. R. Schmidt, Die diluviale Vorgeschichte Deutschlands. Stuttgart 1912.
17. Virchow, Bericht über einen Besuch der westfälischen Knochenhöhlen. Berlin. Ges. f. Anthrop., 1870. S. 366.
18. Derselbe, Die Klusensteiner Höhle. Korresp.-Bl. f. Anthrop., 1875. S. 69.
19. Wiegers, Diluvialprähistorie als geologische Wissenschaft. Abh. d. preuß. Geol. Landesanstalt. N. F., Heft 84. Berlin 1920.
20. Zimmermann, Ein paläolithischer Fund bei Bonn. Jahrb. d. preuß. Geol. Landesanstalt für 1916. Bd. XXXVII. Teil II, Heft 1. S. 47.

Digitized by Google

# Die Eiche in der indogermanischen Vorzeit.

Von Dr. Nietsch, Halle a. S..

Der Urwald des vorgeschichtlichen Deutschlands wird ganz allgemein als sehr unwegsam angesehen und infolgedessen für äußerst kulturfeindlich gehalten. Diese Vorstellung trug in Anbetracht der für größere Waldrodungen wenig geeigneten Werkzeuge vor allem des Steinzeitmenschen dazu bei, in den stein- und bronzezeitlichen Siedelungsgebieten des deutschen Waldlandes von Natur offene, steppenartige Landstriche oder Heideflächen als grundlegend für die Besiedelung vorauszusetzen.

Aus einer an anderer Stelle gegebenen Schilderung von Urwäldern im heutigen Europa [1]) sei hier das für die Vorgeschichtsforschung Wichtigste hervorgehoben. Die verbreitete Auffassung von der allgemeinen Unwegsamkeit des mitteleuropäischen Urwalds trifft nicht zu. Es können im einzelnen recht verschiedene Waldbilder entstehen. Besonders gut gangbar ist für gewöhnlich der Buchenurwald, der im jungsteinzeitlichen Deutschland außer in den Gebirgen teilweise auch schon im Flachland ausgebildet war und dort, wo er sich in größerer Ausdehnung fand, die Wanderungen auch zahlreicher Menschenscharen erleichtern konnte. Größere Schwierigkeiten setzten die damals in den tiefer gelegenen Landschaften ausgedehnten Wälder, in denen die Eiche herrschte, wegen der reicheren Ausbildung ihres Unterholzes dem Eindringen entgegen. Aber auch dieser Eichenmischwald zeigte im einzelnen jedenfalls verschiedene Wegsamkeit. Es ergab sich die Vermutung, daß an Stelle von immerhin nicht überall vorauszusetzenden waldfreien Flächen der in Mitteleuropa früher durch die Natur sehr begünstigte Eichenwald in ursächlichem Zusammenhang mit der Anlage mancher Siedelungen gestanden habe.

Die zu dieser Mutmaßung führenden Gründe wurden in der angeführten Darstellung nur angedeutet, sie sollen hier weiter verfolgt werden.

Soweit sich die Forstgeschichte im geschichtlichen Deutschland überblicken läßt, lag in frühmittelalterlicher Zeit, manchmal bis in das späte Mittelalter und die Neuzeit hinein, die Bedeutung des Waldes viel weniger auf dem Gebiet der Holzgewinnung, die vielfach nur für den geringen Bedarf der Nachbarschaft in Betracht kam, sondern man wertete den Wald in erster Hinsicht — abgesehen von der Jagd — als Viehweide [2]). In diesen „Hutewäldern" sah man die Eiche gern, besonders in ihrer als Stieleiche (Quercus

[1]) H. Nietsch, Mitteleuropäischer Urwald. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Nr. 1/2. 1927.

[2]) Vgl. A. Schwappach, Handbuch der Forst- und Jagdgeschichte Deutschlands, Bd. I. 1886 und H. Hausrath, Forstgeschichte der rechtsrheinischen Teile des ehemaligen Bistums Speyer. 1898.

Digitized by Google

pedunculata) bezeichneten Unterart, einmal wegen ihrer reichen Fruchterzeugung (Mast, Eckerich), sodann auch deshalb, weil ihr lichter Schatten — licht im Vergleich zu dem der stark schattenden Tannen, Fichten und Buchen — eine gute Begrasung des Bodens zuläßt. Von den anderen waldbildenden Baumarten konnte sich die ebenfalls fruchttragende Buche mit der Eiche an Bedeutung nicht messen, einerseits wegen der Behinderung des Graswuchses durch ihren starken Schatten im dicht geschlossenen Bestand, zum andern deswegen, weil der Fruchtertrag der Buche im ganzen geringer als derjenige der Eiche zu sein pflegt und auch größeren Schwankungen von Jahr zu Jahr unterworfen ist; die besonders reichen sog. Vollmastjahre folgen bei der Buche einander in größeren Abständen als bei der Eiche und Fehljahre sind häufiger. So ist es verständlich, daß im Mittelalter in den der gemeinsamen Weidenutzung dienenden Wäldern vielfach gerade die Fällung von Eichen vor ihrem natürlichen Absterben verboten war.

Die große Wichtigkeit des Waldes für die Viehwirtschaft geht beispielsweise aus den von Hausrath mitgeteilten Tatsachen hervor. Danach wurde im frühen Mittelalter sogar der Wert eines Waldteils urkundlich nach der Zahl der einzutreibenden Schweine bezeichnet. Im Jahre 1547 wurden in die aus Eichen, Buchen, Weißbuchen, Linden, Ulmen gemischten, besonders mastreichen Waldungen der Lußhardt bei Speyer, welche eine Fläche von etwa 90 qkm bedeckten, über 20000 Schweine zur Mast eingetrieben, außerdem weideten im Sommer Tausende von Rindern und Pferden in diesem Wald. Dabei wurde die Rücksicht auf den Bestand des Waldes nicht außer Acht gelassen, einzelne Teile wurden abwechselnd in Bann gelegt, um den Nachwuchs zu schonen, auch dem Hochwild zuliebe wurde anscheinend die Viehweide manchmal zurückgesetzt. Ein Beispiel dieses alten Weidewaldes mit seinen breitausladenden uralten Eichen in Mischung mit anderen Holzarten, oft parkartig mit reichem Graswuchs am Boden, bietet das kleine Naturschutzgebiet bei Sababurg in Hessen.

Die in geschichtlicher Zeit erkennbare Entwicklungsrichtung vom Wald als Nährgrund zum Holzforst läßt Rückschlüsse auf das Verhältnis des Menschen zum Wald im vorzeitlichen Deutschland zu. Es wäre erstaunlich, hätte nicht mindestens schon der Neolithiker gesucht, den Nutzen gerade des Eichenwaldes ausgiebig zu gewinnen. Die Eiche, besonders die Stieleiche, war unzweifelhaft schon für den Jäger und Sammler von großem Wert, mehr noch jedenfalls für den Viehzüchter und angehenden Ackerbauer. Nun fand allerdings der Steinzeitmensch den Wald im wilden Zustand vor und nicht als lichten, durch Mensch und Vieh bereits umgestalteten „Hutewald", wie ihn spätere Zeiten besaßen. Wie oben gesagt, war ja vermutlich gerade der Eichenurwald — in dem außer der Eiche normalerweise auch andere Baumarten, wie Linde, Ulme, Ahorn usw. reichlich vertreten waren — infolge seines Unterholzes im allgemeinen weniger zugänglich als manche andere Urwaldarten im einstigen Mitteleuropa, wenn auch mit Unterschieden. Dafür bot er hinwiederum ganz besondere Vorteile für den, welcher es verstand, die vorhandenen Schwierigkeiten zu überwinden. Diese Möglichkeit bestand im vorzeitlichen Europa in den verschiedensten Gebieten und zu verschiedenen Zeiten. Manches spricht dafür, wie wir im folgenden sehen werden, daß sie besonders von den Indogermanen bzw. schon von deren Vorfahren ergriffen worden ist.

Stellen wir uns den bereits zur Viehhaltung vorgeschrittenen Neolithiker auf der Suche nach einem Siedelungsgelände vor, in einer Gegend,

Digitized by Google

die zwar ausgebreitete Eichenmischwälder nebst anderen Waldformen hatte, aber keine oder nur unbedeutende zur Nutzung geeignete Waldblößen. Er war also darauf angewiesen, die Nahrung für sich und sein Vieh zur Hauptsache dem Wald zu entnehmen, und wird sich solchen Stellen zugewandt haben, in deren Nähe die wertvolle Stieleiche besonders reichlich und in kraftvollem Wuchs — mithin auf fruchtbarem Boden — vorhanden war. Wenn auch gerade dort zunächst reichliches Unterholz oft hinderte, so mußte dessen Lichtung teils durch die Tätigkeit des Hirten, ebenso durch den Verbiß des Viehs verhältnismäßig schnell vonstatten gehen, denn man konnte sie bestimmt von vielen zugänglichen oder ohne große Schwierigkeit zugänglich gemachten Stellen innerhalb des Waldes in Angriff nehmen. Dann konnte der Graswuchs unter den mäßig schattenden Bäumen sich gut entwickeln. Bis dahin boten auch die Blätter sowie die jungen Zweigenden und Knospen des Unterholzes, soweit es nicht durch Dornen geschützt war, eine nicht zu unterschätzende Nahrungsmöglichkeit für das Vieh [1]). Von größtem Wert war im Herbst die Eichelmast, sie gestattete es auch, Vorräte für den Winter anzuhäufen. In gleicher Weise bot auch die mit der Eiche gern vergesellschaftete Hasel Nutzen. Es ist bekannt, daß sich solche Vorräte häufig in prähistorischen Wohnstätten angehäuft gefunden haben [2]). Mit der Zeit ergab sich auch durch das Herausfällen einzelner, wohl meist schwächerer Bäume sowie durch das Absterben anderer eine gewisse Lichtung des Waldes. Die entstandenen Lücken wurden vielfach nicht mehr geschlossen, da das Vieh an den Stellen starker Beweidung keinen Baumwuchs aufkommen läßt. Durch die natürlichen Abgänge wurde die langlebige Eiche geraume Zeit wohl nur in geringem Maß berührt. Sodann ist anzunehmen, daß man bei Fällungen die Eiche nicht nur wegen ihres Fruchtsegens, sondern schon wegen der Härte des Holzes übergangen haben wird, solange andere, zumal leichter zu fällende Hölzer den Holzbedarf decken konnten. So dürfte eine relative Zunahme der Eiche in der Zusammensetzung des Bestandes die Folge gewesen sein. Infolge der allmählichen Lichtung konnten sich die Kronen freier und breiter entwickeln, was erfahrungsgemäß dem Eichelertrag zustatten kommt. Es mag sich in gar nicht allzu langer Zeit ein Zustand herausgebildet haben, wie er aus dem mittelalterlichen Hutewald bekannt ist, nicht nur in einem schmalen Streifen um die Wohnplätze herum, sondern in größerer Fläche. Der Wert des einstigen Urwalds steigerte sich also unter dem Einfluß des Menschen eine Zeitlang; das Bestreben, den Nutzen des Waldes zu gewinnen, mußte notwendigerweise den Viehhalter seßhaft machen. Es ließe sich gut denken, daß die Möglichkeit, in einem kraftvollen Eichenwald auf verhältnismäßig kleiner Fläche Vieh zu ernähren und Vorräte für den Winter zu sammeln, im Waldland überhaupt den Übergang zur Viehzucht sehr erleichterte.

Es ist für unsere Betrachtung ziemlich gleichgültig, ob man sich vorstellt, daß neben der Viehzucht bereits von Anfang an auch ein bescheidener Anbau

[1]) Die noch in der Neuzeit übliche Verwendung der Blätter zahlreicher Laubbäume als Viehfutter erwähnt u. a. A. Thaer, Grundzüge der rationellen Landwirtschaft 1810. Ausführlich berichtet darüber H. Brockmann-Jerosch (Das Lauben und sein Einfluß auf die Vegetation der Schweiz. Mitteilungen der Geograph.-Ethnographischen Gesellschaft Zürich, 1917/18, Bd. 18, S. 131). — A. Seidensticker, Waldgeschichte des Altertums, 1886, Bd. II, S. 373, erwähnt ferner aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, daß man in Kaukasien während des Winters sogar Bäume zu fällen pflegte, um dem Vieh die Knospen als Nahrung zu verschaffen.

[2]) J. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum. Straßburg 1905. S. 299.

Digitized by Google

von Feldfrüchten stattfand, oder ob das Vorhergehen einer bloßen Viehzüchter-Jägerstufe vor der des ackerbauenden Viehzüchters für wahrscheinlicher gehalten wird. Archäologisch läßt sich diese Frage für die Vorindogermanen jetzt noch nicht beantworten. Es ist nur bekannt, daß Viehzucht und Getreidebau bereits zur Zeit der jüngeren Muschelhaufen von ihnen betrieben wurden[1]). Fanden sich für den etwaigen Anbau von Getreide keine natürlichen Lichtungen auf brauchbarem Boden vor, was z. B. für Norddeutschland nur ausnahmsweise angenommen werden darf, so konnte sie sich auch der Steinzeitmensch durch *überlegtes, mehrmaliges* Ausbrennen des Waldes schaffen. Eine Notwendigkeit zu *größeren* Rodungen lag zunächst gar nicht vor, man hatte im Gegenteil ein Interesse an der *Erhaltung* des Waldes, soweit er nach seiner Zusammensetzung der Viehwirtschaft als Grundlage zu dienen geeignet war.

Nach längeren Zeiten menschlicher Einwirkung mußte sich in diesem Weidewald ein Rückgang bemerkbar machen. Denn man wird in früher Vorzeit noch nicht, wie später im Mittelalter und vielleicht schon im germanischen Altertum, darauf bedacht gewesen sein, dadurch, daß einzelnen Waldteilen abwechselnd der Vieheintrieb ferngehalten, sie in „Schonung" gelegt wurden, die Verjüngung und somit die Erhaltung des Waldes sicherzustellen. Geschah dies aber nicht, so mußten an den stark beweideten Stellen nach dem Absterben der alten Bäume lichte Flächen entstehen. Das war für den Viehzüchter aus den oben erwähnten Gründen gar nicht so sehr erfreulich. Es fiel die wichtige Eichelnutzung weg, sie wurde schwerlich durch ein Mehr an Grasweide aufgewogen, es konnten in demselben Gebiet vielleicht nicht mehr die gleichen Viehmengen ernährt werden wie vorher. Die waldfrei gewordenen Flächen boten nun zwar die Möglichkeit, den bis dahin wohl nur auf kleiner Fläche betriebenen Feldbau auszudehnen. Aber ohne Not bequemt sich der Viehzüchter und Jäger, ein Krieger- und Herrenvolk, wie wir es in den Indogermanen voraussetzen dürfen, nicht zu einem nachhaltigen, mühseligen Ackerbau auf großer Fläche als Hauptaufgabe, das war Knechtsarbeit. Solange die dünne Besiedelung des Landes die Möglichkeit offen ließ, andere, noch herrenlose Eichenwaldgegenden sich nutzbar zu machen, bestand keine Notwendigkeit, den Ackerbau zu bevorzugen. Waren aber die in Betracht kommenden Gebiete besetzt oder wurden sie durch natürliche Veränderungen der Landschaft, etwa durch Ausbreitung der Buche oder der Fichte auf Kosten der Eiche eingeengt, dann ergab sich von selbst ein stärkerer Anreiz, den durch Rückgang des Eichenwaldes entstandenen Verlust durch Ackerbau auf den freiwerdenden Blößen auszugleichen. In der Tat fällt der allgemein schon für die Bronzezeit angenommene Hochstand des Ackerbaus in weiten Teilen Deutschlands und Südskandinaviens mit einem Rückgang des Eichenmischwaldes zusammen[2]). Erst einer späteren Zeit würde im Verfolg dieser Entwicklung dann die großzügige, absichtliche Rodung der Urwälder entsprechen, und zwar in den Gegenden, die ursprünglich wegen zu geringer Entwicklung der Eiche nicht für die Ansiedelung in Betracht gekommen waren. Sie geschah bekanntlich vor allem im Mittelalter.

So etwa ließe sich die Entwicklung einer bodenständigen, insbesondere der nordischen Kultur auch in einem echten Waldland verstehen, nicht nur *infolge* Fehlens des Waldes in einzelnen Gebieten, sondern vielleicht noch *mehr durch* seine besondere Ausbildung in ihnen.

[1]) G. Kossinna, Die Indogermanen. I. Mannus-Bibl., Bd. 26. 1921, S. 33, Anm.
[2]) Vgl. die auf der folgenden Seite angeführten Arbeiten über Pollenanalyse.

Digitized by Google

Es ergibt sich die Frage, inwiefern diese Auffassung durch den archäologischen Befund gestützt wird. Wir beschränken uns hierbei auf eine kurze Betrachtung vorzugsweise der indogermanischen Verhältnisse.

Das eigentliche Entwicklungsgebiet der Indogermanen sind nach Gust. Kossinna[1]) die westlichen Ostseeländer: Nordwestdeutschland, Dänemark und Südschweden. Hier herrschte während des atlantischen Zeitabschnittes ein echtes Waldklima, es hielt auch während des folgenden, trockneren Zeitabschnittes, des Subboreals, an[2]). Größere, ursprüngliche Lichtungen dürfen in diesem Gebiet für die Zeit der vorindogermanischen und indogermanischen Besiedelung nur in beschränktem Maß vorausgesetzt werden: in den kulturell wertlosen Mooren, am Küstenstrand, vielleicht auch in Gestalt von Heiden. Diese werden gern vorausgesetzt, um dadurch die Besiedelung des Waldlandes zu erklären. Nachgewiesen sind sie für den Beginn des Vollneolithikums noch nicht. So viel kann jedoch mit Wahrscheinlichkeit gesagt werden, daß die Heiden, falls sie sich in dem umschriebenen Gebiet fanden, keine sehr große Ausdehnung hatten und außerdem viel Buschwerk — Wacholder, Krüppelkiefern und Eichengesträuch — trugen. Der Natur der Heide entsprechend dürfen wir diese ursprünglich auch nur auf armen Sandböden annehmen[3]), nicht jedoch auf den fruchtbaren diluvialen Lehmböden, welche von der steinzeitlichen Bevölkerung in der Ostseeumrahmung offenbar bevorzugt wurden. Gerade auf diesen Böden aber hatte der Eichenmischwald seine beste Entfaltungsmöglichkeit. Daß er in unserem Gebiet während des Neolithikums reich entwickelt war, wird durch die Ergebnisse sorgfältiger Mooruntersuchungen besonders für Dänemark und Südschweden bewiesen. Diese Ergebnisse beruhen auf dem von L. v. Post vervollkommneten Verfahren[4]), die Verhältniszahlen der in den Moorproben enthaltenen Blütenstaubkörnchen wichtiger Waldbäume durch mikroskopische Zählung zu ermitteln. Es läßt sich dadurch ein ungefähres Bild der einstigen Waldzusammensetzung auch in weiterer Umgebung des betreffenden Moores für die jeweilige Zeit ermitteln, in der eine Moorschicht gebildet wurde. Auch in Norddeutschland dürfen wir nach den grundlegenden Arbeiten C. A. Webers, denen sich einige neue, das Verfahren v. Posts anwendende Teiluntersuchungen anschließen, mit einer ausgesprochenen Eichenzeit in dem für die neolithische Siedelung und Kulturbildung wichtigen Zeitraum rechnen. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Entwicklung und Ausbreitung der indogermanischen Kultur in einem an Eichenmischwäldern sehr reichen Gebiet

[1]) Die Indogermanen. 1921.

[2]) Über die Blytt-Sernanderschen Bezeichnungen der postglazialen Klima- bzw. Zeitabschnitte und deren Vergleichung mit den vorgeschichtlichen Kulturen: H. Gams, Die Ergebnisse der pollenanalythischen Forschung in bezug auf die Geschichte der Vegetation und des Klimas von Europa. Zeitschr. f. Gletscherkunde 1927. H. 3. Juli (mit Schriftenübersicht). Vgl. ferner: K. v. Bülow, Methoden, Erfolge und Möglichkeiten der modernen Alluvialgeologie, besonders in Norddeutschland. Sitzungsberichte der Preuß. Geologischen Landesanstalt 1927. H. 2.

Den atlantischen Zeitabschnitt rechnet man nach Gams etwa von 5500 bis 3000 v. Chr., mit Weber (1926) darf man ihn sogar bis zur Mitte oder zum Ende des dritten vorchristlichen Jahrtausends ausdehnen. Dann folgt das Subboreal bis zum Beginn der Eisenzeit.

[3]) Vgl. P. Graebner, Die Heide Norddeutschlands. 2. Aufl. 1925. 3. Kapitel.

[4]) L. v. Post, Ur de sydsvenska skogarnas regionala historia under postarktisk tid. Geologiska föreningens i Stockholm förhandlingar 1924. S. 83; P. Stark, Der gegenwärtige Stand der pollenanalytischen Forschung. (Sammelreferat.) Zeitschrift f. Botanik. 17. Jahrg. 1925. S. 89, sodann s. die unter 2. genannten Arbeiten.

Digitized by Google

stattfand. Ursprüngliche Lichtungen größerer Ausdehnung und auf guten Böden, also für den Ackerbau geeignet, fanden sich wahrscheinlich nur ganz untergeordnet vor. Wenn trotzdem gerade hier sich die nordische Kultur so reich entfaltete, so liegt die Annahme nahe, daß zwischen dieser Kulturentfaltung und der wahrscheinlichen Waldnatur kein Gegensatz, sondern eher ein förderlicher Zusammenhang bestand. Die Erklärung für diese zuerst überraschende Folgerung würde sich aus dem oben Geschilderten ohne weiteres ergeben.

Für die indogermanische Besiedelung kamen zum Teil auch die vor allem von R. Gradmann[1]) in einer Reihe kontinentalerer Gebiete Mittel- und Süddeutschlands angenommenen steppenartigen Landschaften in Betracht, wenn auch erst gegen Ende des Neolithikums oder noch später. Es soll hier nicht versucht werden, zu entscheiden, in welcher Ausdehnung dort etwaige Steppen vorhanden waren. Aber es wird gut sein, die Tatsache, daß diese Landstriche im Neolithikum und in der Bronzezeit dicht besiedelt worden sind und sich lange dadurch von den umliegenden, unbewohnten Gegenden unterschieden haben, als Argument für das ursprüngliche Vorhandensein waldfreier Gebiete nicht zu überschätzen. Wir dürfen auf jeden Fall voraussetzen, daß wenigstens in der Umgebung dieser Gebiete die Stieleiche oftmals den Wald beherrschte, ebenso wie noch heute in Südrußland das eigentliche Steppengebiet in eine breite Eichenwaldzone übergeht. Außerdem ist es keinesfalls ausgeschlossen, daß diese von der Siedelung bevorzugten kontinentalen Löß- und Schwarzerdegebiete Mitteleuropas während der subborealen Trockenzeit, die dem jüngsten Neolithikum und der Bronzezeit gleichgesetzt wird, zum großen Teil überhaupt von Eichenmischwäldern erfüllt waren, bevor sie vom Menschen in Besitz genommen wurden[2]).

Wenn der Wald dort, wo ihm die Eiche ihr Gepräge gab, eine so große Kulturbedeutung für den Indogermanen hatte, wie es vorläufig nur vermutet werden kann, so muß sich das auch irgendwie in den erhaltenen Mythen und selbst in der Sprache erkennen lassen. Denn die mythischen Vorstellungen haben, ungeachtet aller dichterischen Weiterausgestaltung, ebenso wie die Sprache ihren Ursprung in den primitiven Anschauungen und erdgebundenen Notwendigkeiten des täglichen Lebens. Die Mythen verlieren nichts von ihrer Ehrwürdigkeit, wenn wir versuchen, in ihnen diese realen Grundlagen zu erkennen und damit einen Blick in das Leben der Vorzeit zu werfen.

Bekannt ist die Eichenverehrung bei den Germanen, Kelten, Griechen, Römern und Lettoslawen. J. Hoops[3]) weist ferner auf eine seiner Ansicht nach

[1]) Geographische Zeitschrift 7, 1901; 12, 1906; 28, 1922; 30, 1924.

[2]) Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist auch eine Äußerung von K. Troll, die mir nachträglich zu Gesicht kam. (Die jungglazialen Schotterfluren im Umkreis der deutschen Alpen. Forschungen zur Deutschen Landes- und Volkskunde. Bd. 24, H. 4.1926). Troll gibt S. 197 unter Bezugnahme auf sog. Hochäcker der Münchener Gegend, die, inmitten großer Wälder gelegen, auf Nutzung in vor- und nachrömischer Zeit schließen lassen, der Annahme Ausdruck, daß es dort „ein sehr lichter und der Kultur nicht völlig feindlicher Wald gewesen war, der dem prähistorischen Menschen und dem germanischen Ursiedler entgegentrat. Das können aber nur Eichenwälder gewesen sein, die eine solche Beschaffenheit in anderen Gegenden aufweisen, aber nie und nimmer Fichten-, Buchenwälder. . . ." Daß diese Wälder von vornherein sehr licht waren, erscheint mir jedoch keineswegs als selbstverständlich.

Sodann sei noch ein jüngst in „Volk und Rasse" 2. Jahrg. 1927. H. 3 (August) erschienener Aufsatz von R. W. Darré erwähnt, (Das Schwein als Kriterium der nordischen Völker und Semiten), der die hier behandelten Fragen in manchem berührt.

[3]) A. a. O., S. 120.



Digitized by Google

wahrscheinliche sprachliche Beziehung zwischen dem indischen „karsu“ (Bezeichnung für mehrere Eichenarten) und dem germanischen „hargus“ (Hain, Götzenbild, Kultstätte) hin, und spricht diese Sprachgleichung als weiteres Zeichen für die religiöse Verehrung heiliger Eichen und Eichenhaine schon bei den Indogermanen an [1]).

In der germanischen Mythologie war die Eiche bekanntlich dem Donar geweiht, dem Gott also, der als besonderer Freund und Beschützer des Bauern aufgefaßt wird. Seine wilden Kämpfe mit den Naturriesen werden allgemein als symbolischer Ausdruck der Hilfeleistung ausgelegt, die der Gott dem Bauern im Vordringen gegen die wilde Natur gewährte. Mag man nun auch das Kämpferische dieser Göttergestalt aus dem Erlebnis des Gewitters herleiten, so erklärt sich daraus noch nicht die Auffassung Donars als des Kulturhelfers. Auch sie muß irgendwelche in der tatsächlichen Anschauung der germanischen Welt begründete Ursachen haben. Als Erklärung wird von den Mythologen gern die Vorstellung zugrunde gelegt, der Hammer des Gewittergottes zertrümmere das unfruchtbare Felsgestein und schaffe dadurch den brauchbaren Ackerboden. Das ist ein Bild, das zwar für Norwegen und Island zutrifft, wo der Gegensatz zwischen kahlem Fels und nutzbarem Erdreich sich aufdrängt, aber viel weniger für das südliche Schweden, gar nicht für Dänemark und Norddeutschland. Man hat sodann an den belebenden Einfluß des Gewitterregens in diesem Zusammenhang gedacht. Immerhin wird der Landmann aber auch oft genug durch das Gewitter geschädigt, die Erklärung gilt also nicht widerspruchslos.

Es ließe sich ferner anführen, daß der Gewittersturm im Wald gelegentlich durch Windbruch, manchmal unter Niederlegung ganzer Waldstrecken, Holztrümmer anhäufte, die im ausgetrockneten Zustand die Rodung durch Brand wesentlich erleichtern konnten. Aber dabei handelte es sich doch um eine Ausnahmewirkung, und waren die Bruchholzmengen erst einmal von feuchtem Moos und Moder überzogen, von frischem Grün überwuchert, dann kamen sie nicht mehr als fördernd, sondern eher als erschwerend für die Umwandlung von Wald in Ackerland in Betracht.

Eine einleuchtende Erklärung für die dem Donar zugeschriebene Rolle als Kulturhelfer ergäbe sich dagegen im Hinblick auf den mit ihm verbundenen Eichenkult unter Zugrundelegung der Kulturbedeutung der Eiche im Sinne des oben geschilderten Entwicklungsganges. Diese Deutung hätte der zuerst erwähnten gegenüber den Vorzug, daß sie für den Hauptbereich der alten germanischen Kultur allgemein anwendbar wäre.

Auch sprachlich scheinen sich einige Anhaltspunkte in gleicher Richtung zu ergeben. Unser Wort „Eiche“, niederdeutsch eeke, lautete althochdeutsch eih, altnord. eik, angelsächsisch āc. Es liegt nahe, dieses Wort in Verbindung zu bringen mit got. akran Frucht, altnord. akarn Waldfrucht, angels. acern und neuhochd. Ecker = Eicheln. Das geschah nun bisher nicht aus Rücksicht auf den in Eiche auftretenden Diphthong. Dagegen wird akran, akarn, ecker über die allgemeine Bedeutung „Frucht“ in Verbindung gebracht mit got. akrs, lat. ager Acker, dazu sanskr. ajra Flur, Ebene, abgeleitet von urindog. ázô, westeurop.-indogerm. ágô treibe, führe. Die im ersten Band

[1]) Eine ausführliche Darstellung der Bedeutung, welche die Eiche in Kult, Mythus, Volksglauben und Brauch bei den indogermanischen Völkern hatte bzw. noch besitzt, gibt P. Wagler, Die Eiche in alter und neuer Zeit. I. Programm des Gymnasiums zu Wurzen. 1891. II. Berliner Studien für klassische Philologie und Archäologie. 13. Bd. 2. H. Berlin 1891.

Digitized by Google

des Grimmschen Wörterbuchs ausgesprochenen Bedenken gegen eine Vereinigung von Ecker und Eiche bzw. Eichel werden im dritten Band desselben teilweise zurückgenommen mit den Worten: „vielleicht irrig und den weg sperrend, auf dem gelingen könnte, ein so uraltes wort wie eiche in weiterem kreise aufzuweisen“ [1]).

Mag man nun über die sprachwissenschaftliche Zulässigkeit der offenbar doch naheliegenden Verbindung der Wörter: Eiche, Eichel — Ecker — Acker denken wie man will, jedenfalls ist es merkwürdig, daß auch das andere, in seiner urindogermanischen Form besser faßbare Wort für Eiche, Baum, Holz: déru, sanskr. dáru, drú, kirchenslaw. drěvo, griech. δρῦς, got. triu, engl. tree eine ähnliche Beziehung vermuten läßt zu indogerm. derăvâ, dṛavâ Feldfrucht, sanskr. dúrvâ Hirsengras, litt. dirvà und lett. druwa Acker, Saatfeld.

Obgleich sich bei der zuerst genannten Verbindung Eiche—Ecker—Acker zwar eine Entwicklung in der Richtung treibe, führe (das Vieh) — offene Trift — Acker — Ackerfrucht — Baumfrucht und davon der Baumname begrifflich immerhin wohl denken ließe, so liegt es jedoch auch im Hinblick auf die hier versuchte Verbindung von déru — derăvâ näher, eine Begriffsentwicklung folgendermaßen anzunehmen: Eiche—Eichenfrucht—Frucht—Ackerfrucht—Acker; oder Eiche—Eichenfrucht einerseits und andererseits Eiche—Eichenhain (als Viehtrift) [2]) — offene Triftfläche — Acker. Dann ergäbe sich eine sprachliche Parallele zu der betrachteten Möglichkeit einer Entwicklung von der Waldwirtschaft zum Ackerbau.

Ein Wechsel der Bedeutung „Waldtrift“ und „offene Weide“ ist mit Sicherheit zu erkennen in lat. nemus und griech. νέμος Hain, zendav. nema Gras, Weide, altfränk. nimid Weide, abgeleitet von indogerm.: „némō beuge; zubiegen = zukommen lassen“. Das setzt ein dem Waldhirten vertrautes Bild als ursprünglich voraus: das Zubiegen der Zweige als Nahrung für das Vieh (vgl. oben S. 3, Anm. 1).

Wäre es auch verfehlt, aus den einzelnen hier zusammengestellten Indizien zu weitgehende Schlüsse zu ziehen, so scheint es doch, daß sie alle in eine Richtung weisen und umgekehrt zu ihrem vollen Verständnis die Annahme erfordern, daß bereits die Indogermanen oder schon deren Vorfahren den Wald ihrer Ernährung weitgehend nutzbar machten, wobei die Eiche von ganz besonderem Wert war.

Im Zusammenhang mit unserer Betrachtung sei die Aufmerksamkeit noch auf eine andere Frage gelenkt, die zwar scheinbar nur wenig mit der Eiche zu tun hat, durch das oben Geschilderte aber eine neue Beleuchtung erfahren dürfte, nämlich auf die Frage nach Entstehung und Sinn des germanischen Weltenbaummythus, wie er im Grimnismāl der „Edda“ seinen Ausdruck findet. Schon die sehr voneinander abweichenden Übersetzungen und Erklärungsversuche des nordischen Urtextes lassen die Schwierigkeiten erkennen, die seinem Verständnis im Wege stehen. Dies würde erleichtert, wenn es gelänge, den Mythus auf die ihm unzweifelhaft zugrunde liegende Wirklichkeitsanschauung und auf die Beziehung zum realen Leben zurückzuführen. Nur insofern wollen wir ihm hier nachgehen, nicht jedoch uns mit der etwa in ihm enthaltenen höheren Symbolik einer reiferen Kulturstufe beschäftigen.

[1]) J. und W. Grimm, Deutsches Wörterbuch (Bd. I, 1854, S. 173; Bd. III, 1862, S. 79). Im übrigen haben die hier zusammengestellten Sprachvergleichungen ihre Grundlage in: A. Fick, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen, IV. Aufl. 1890.

[2]) ágō also ursprünglich in der Bedeutung „zu den Eichen treiben“. Vgl. „Weide“fläche und „weiden“ als att. Verb.



Digitized by Google

Warum wurde gerade die Esche zum Gegenstand dieser gewaltigen Vorstellung des Weltenbaumes gemacht? Die Esche ist kein durch Stärke besonders auffallender Baum, sie erreicht nur ein verhältnismäßig geringes Alter — auf gutem Boden etwa 200—250 Jahre [1]) —, auch nimmt sie nur untergeordnet an der Zusammensetzung des natürlichen Waldes teil, und nichts spricht dafür, daß es früher anders war [2]). Ebenso war die sachliche Bedeutung der Esche aller Wahrscheinlichkeit nach immer nur untergeordnet. Ihr Laub wird zwar, soweit erreichbar, vom Wild und Vieh gern gefressen, und H. Brockmann-Jerosch (siehe oben S. 3, Anm. 1) nennt sie unter den in der Schweiz zur Gewinnung des „Laubheus" benutzten Bäumen an erster Stelle. Aber in dieser Bedeutung kamen ihr andere Baumarten zumindest sehr nahe, wie die Ulme oder die Eiche, die Weißbuche und andere. Die Vortrefflichkeit des Eschenlaubes als Viehfutter konnte das Fehlen eines „Mast"-ertrages, wie ihn die Eiche, in geringerem Maß auch die Buche bot, bestimmt nicht ersetzen. Auch die Eignung des harten Eschenholzes zur Herstellung von Geräten und Lanzen ist nicht so unerreicht, daß dadurch eine überragende Wertschätzung verständlich würde, deutet doch schon die Sprachverwandtschaft von griech. δόρυ und δρῦς darauf hin, daß wenigstens die Eiche der Esche darin ebenbürtig war.

In anderem Licht erscheint der Mythus, wenn man ihm anstatt der Esche die Eiche zugrunde legt und in der Vorstellung des Weltenbaumes den Niederschlag uralter lebenswichtiger Beziehung zur Natur sieht, die wir als Grundlage des Eichenkults voraussetzen dürfen. In Anbetracht der Tatsache, daß ja die uns bekannte Fassung des Mythus über Island gewandert ist, wo sich weder Eiche noch Esche findet, wäre eine Verwechselung der beiden Baumnamen infolge des Fehlens der natürlichen Anschauung leicht verständlich. Bezeichnenderweise bedeutet das isländische „eik" nicht „Eiche", sondern „Baum".

Für die Eiche spricht — bei Zugrundelegung der H. v. Wolzogenschen Eddaübersetzung — nicht nur das Eichhörnchen Nagezahn, das in der Natur zur Esche geringere Beziehung hat. Auch manches andere läßt sich in Verbindung mit der Eiche besser deuten als auf die Esche bezogen.

Zum Beispiel: „den Hirsch nährt der Wipfel, die Seite wird hohl" —. Bei realer Vorstellung, die der Hinweis auf das Hohlwerden des Baumes geradezu herausfordert, wird durch das Unproportionierte des im ersten Versteil enthaltenen Bildes — Hirsch und Wipfel — die Wucht des Weltenbaumgemäldes sehr geschwächt. Der Vers läßt sich jedoch, auf die Eiche bezogen, sehr gut als eine Umschreibung auffassen für das Herabfallen der Eicheln, die vom Wild aufgenommen werden. Das entspräche dann der Art

[1]) L. Klein, Unsere Waldbäume, Sträucher und Zwergholzgewächse (Sammlung naturwissenschaftlicher Taschenbücher, IV.). Heidelberg, 2. Aufl., S. 144.

[2]) Man könnte einen Einwand aus Neuweilers Untersuchungen an Holzresten schweizerischer Pfahlbauten herleiten. (Über Hölzer in prähistorischen Fundstätten. Veröffentlichungen des Geobotanischen Instituts Rübel in Zürich. H. 3. 1925.) Neuweiler stellte hierbei in der Zahl der untersuchten Holzteilchen sogar ein geringes Überwiegen der Esche über die Eiche fest und glaubt daraus entsprechende Schlüsse auf die Waldzusammensetzung ziehen zu dürfen. Aber abgesehen davon, daß einige örtliche Ausnahmen nichts besagen würden, läßt sich Neuweilers Beobachtung auch anders deuten, nämlich durch Annahme einer bewußten Auswahl der Esche zugunsten einer Schonung der Eiche. Oder auch dadurch, daß die Esche als ein die nassen Standorte am lockeren Rand des Sumpfwaldes liebender Baum verhältnismäßig leicht greifbar war. Die den Folgerungen Neuweilers entgegenstehenden pollenanalytischen Untersuchungen werden jedenfalls durch seine Beobachtungen nicht berührt.

Digitized by Google

naiver Rätsel und wäre jedermann leicht verständlich gewesen. Damit würde auch das Unbeholfene einer scheinbaren Wiederholung desselben Stoffes wenige Zeilen weiter unten beseitigt: „Vier krummhalsige Hirsche gibts, die zupfen die Zweige der Esche —".

Auf die Eiche scheinen sodann die durch v. Wolzogen gegebenen Übersetzungen für die Namen dieser Hirsche hinzudeuten: „Wahn", „Schlaf", „Wetter" und „Schlag". Die beiden letzteren lassen sich ohne weiteres verstehen im Hinblick gerade auf die sturmgezeichnete, vom Blitz auffällig bevorzugte Eiche. Befremdend wirken zuerst die beiden anderen Namen: „Wahn" und „Schlaf". Sie erklären sich, wenn man das Bild des alten Hutewaldes vor Augen hat und an die wenigstens aus dem Mittelalter bekannten Bestimmungen zum Schutz der Eichen denkt. „Wahn" würde auf die frevelhafte Verletzung der geheiligten, nützlichen Eiche hindeuten, „Schlaf" auf die fahrlässige Schädigung des jungen Nachwuchses durch Unachtsamkeit des Hirten bei Beaufsichtigung der Herde. Es sind Bilder, die dem Germanen im Ursprungsland des Mythus, im alten Eichenland, durchaus geläufig gewesen sein müssen, die ihm vermutlich nicht weniger ehrwürdig waren, als uns in der Gegenwart die so mannigfaltig in der Kunst und als Symbole verwerteten Bilder aus dem Leben des heutigen Bauern. Auf die Esche bezogen wird diese Erklärungsmöglichkeit jedoch hinfällig, denn dieser Baum spielte, wie schon hervorgehoben, im alten Weidewald vor allem der Eiche gegenüber eine untergeordnete Rolle.

Bei dem starken Empfinden, das im allgemeinen der naturnahe Mensch für die Echtheit der seinem Lebenskreis entnommenen Bilder hat, ist es vielleicht das Nächstliegende, anzunehmen, daß eben tatsächlich die Eiche das Vorbild für den Weltbaum der Germanen — dann wahrscheinlich schon der Indogermanen und anderer von ihnen beeinflußter Völker — abgegeben hat, und daß erst nachträglich außerhalb der alten Anschauungswelt eine Vertauschung der leblos gewordenen Baumnamen eintrat.

Darüber zu entscheiden ist Sache des Sprachwissenschaftlers; diese Entscheidung soll hiermit nicht vorweggenommen, sondern nur eine dem Rahmen unserer Betrachtung entspringende Anregung zur Sprache gebracht werden. Wie es überhaupt ein Hauptzweck dieses Aufsatzes ist, die Aufmerksamkeit der verschiedenen Wissenschaftszweige auf unsere Fragen zu lenken, die einem einheitlichen Gesichtspunkt zustreben, deren endgültige Lösung aber zahlreiche Einzeluntersuchungen von den verschiedenen Seiten aus erfordert.

Digitized by Google

# Der bronzezeitliche Friedhof auf dem Erfurter Flughafen.

Von Studienassessor Lehmann, Erfurt.

Mit 3 Seiten Abbildungen im Text und 5 Tafeln.

## A. Die Fundstelle.

Erfurt liegt am südlichen Randwall des Thüringer Mittelbeckens, und zwar an der Stelle, wo die Gera die enge Erosionsrinne zwischen den Muschelkalkmassen der Steigerhöhe und der Cyriaksburg verläßt und in die Ebene tritt, wo weicheres Keupergestein eine breitere Ausräumung des Talbodens ermöglichte. Der Rote Berg, 2 km nördlich vom Bahnhof Erfurt-Nord, trennt von dem Mittelbecken den südlichen Zipfel, die Erfurter Mulde, ab. Von seinem breiten Rücken läßt sie sich gut übersehen. Im Süden fällt der Blick auf die bewaldete Kante des genannten Randwalls, hinter dem sich in der Ferne die Höhenzüge bei Arnstadt und die Berge des Thüringer Waldes aufbauen. Am Ostrand der Mulde ziehen sich Ringelberg, Galgenberg, Stollberg und ihre Fortsetzungen entlang, am Weststrand der Petersberg und anschließend das linke Steilufer der Gera am Andreastor, Krankenhaus und an der Rennbahn, das hohe Stadt, d. h. hohe Stätte, genannt wird. Die Stadt Erfurt bedeckt den südlichen Winkel der Mulde und die benachbarten Randhöhen, die schon in vorgeschichtlicher Zeit bewohnt waren. Am Nordabhang des Steigers, am Petersberg und auf der hohen Stadt liegen im Löß die Wohngruben der bandkeramischen Ackerbauer, auf der hohen Stadt außerdem eine große latenezeitliche Siedlung. Der Stadtboden selbst und das sich nördlich bis zum Roten Berg erstreckende Gelände des Johannesfeldes enthält Geraties, der dem Keuperuntergrund mit einer Mächtigkeit von stellenweise über 10 m aufliegt. Die Oberkante des Kieses ist ziemlich eben und wird von einer etwa 40 cm starken Humusschicht bedeckt. Auch auf diesem Muldenboden sind wiederholt vorgeschichtliche Funde gemacht worden, besonders in den zahlreichen Kiesgruben am Nordrande der Stadt. Diese zeigen, daß das Abrücken von den Randhöhen in die Niederung schon am Ausgang der jüngeren Steinzeit durch Schnurkeramiker und Glockenbecherleute erfolgte. Eine Fortdauer der Besiedelung des Muldenbodens läßt sich durch die Bronzezeit und Eisenzeit bis zur Gegenwart nachweisen. Der Rote Berg selbst stellt eine reiche Fundstelle für vorgeschichtliche Altertümer dar. An seinem Südwestabhang liegen bandkeramische Gruben, ebenda wurden verschiedene schnurkeramische und Glockenbechergräber aufgedeckt, ferner wurden Herdgruben und Gräber aus der Bronzezeit und Eisenzeit, römische Gefäße und

Digitized by Google

Münzen und fränkische und slawische Gräber gefunden. An dem Südostabhang des Roten Berges lag im Mittelalter das Dorf Neusiß. Vor dem Südhang breitete sich in geschichtlicher Zeit sumpfiges Gelände aus, von dem in westlicher Richtung ein Bachlauf, der Schwengelbach, nach der Gera führte. Stagnierende Wasserflächen waren weithin verbreitet, an einer Stelle wurde auch erdiger Torf gestochen (Baumer, Naturgeschichte des Mineralreichs, Gotha 1763). Jetzt ist der Boden ausgetrocknet besonders durch die in neuerer Zeit erfolgte Anlage des tiefen Flutgrabens (1) und die damit verbundene Senkung des Grundwasserspiegels, der Humus zeigt aber immer noch die schwarze Färbung des ehemaligen Riedbodens. Der vor dem Roten Berg liegende Flughafen wurde im Spätsommer 1926 nach Norden und Westen erweitert; bei den Planierungsarbeiten wurde ein bronzezeitlicher Friedhof entdeckt. Die Fundstelle liegt vom Rande des kreisförmigen Landungszeichens in westlicher Richtung 155 m entfernt; der Abstand von dem nördlichen Grenzweg des Flughafens beträgt 365 m. Sie bildet ungefähr ein Oval von 45 m Länge und 27 m Breite und war im Gelände deutlich als geringe Bodenerhebung zu erkennen.

## B. Die einzelnen Gräber.

Das Entgegenkommen der städtischen Behörden ermöglichte eine genaue Untersuchung des Begräbnisplatzes. Bei der Bergung der Funde, die in die vorgeschichtliche Sammlung des Erfurter Museums kamen (Johannesstr. 169) bin ich wesentlich unterstützt worden durch die Herren Photograph Lorenz, dem auch die beigefügten Lichtbilder (weitere im Museum) zu verdanken sind, W. Hille in Erfurt und H. Engelhardt in Gispersleben-Diti.

Die Gräber lagen mit ihrer Oberkante in der etwa 40 cm starken Humusschicht durchschnittlich 25—35 cm tief, ihre Sohle lag auf dem Kies oder war in ihn eingesenkt. Es ist in der Erfurter Gegend nicht üblich, tief zu pflügen, deshalb waren Beschädigungen durch die Pflugschar in keinem Falle nachzuweisen. Jedoch hatten die atmosphärischen Einflüsse und die Humussäuren des Bodens den Erhaltungszustand der Gefäße und Knochen ungünstig beeinflußt. Der Lageplan (Abb. 1) zeigt die Verteilung der Gräber, die Pfeilspitzen geben das Kopfende der Bestattung an.

1. Gestrecktes Skelett eines Erwachsenen, 170 cm lang. Der Schädel mit dünnen glatten Knochen war mit einigen Steinen umsetzt und bedeckt, die ihn zerdrückt hatten. Von den beiden Grabgefäßen war das eine in seiner Form nicht mehr erkennbar, das andere ergab eine flache Schüssel mit einem Schnurloch am profilierten Rand. Als weitere Beigabe fand sich ein walzenförmiger Reib- oder Klopfstein.

2. Skelett eines Erwachsenen, an der rechten Kopfseite eine Schüssel (wie der Urnendeckel von Grab 25) mit dem Leichenbrand einer zweiten Person. Der Leichenbrand ist wie in den übrigen Fällen absichtlich in 3 bis 4 cm lange Stücke zerkleinert.

3. 160 cm langes Skelett einer Frau. Der Unterkiefer hing etwas herab (25). Am Kopfende, 20 cm über der Grabsohle, eine Amphore (Abb. 2) und die Reste eines größeren Gefäßes (wie das größere Beigefäß des Grabes 26), das einige Tierknochen und einen einzelnen Rinderzahn enthielt; zwischen den Beinen, etwas unterhalb der Kniee (2) ein kleines Gefäß von der Form eines engen Trichters; am Hals ein halbkreisförmiger Ring aus dünnem glatten Bronzedraht mit zugespitzten Enden; auf der Brust eine stabförmige Bronzenadel.

Digitized by Google

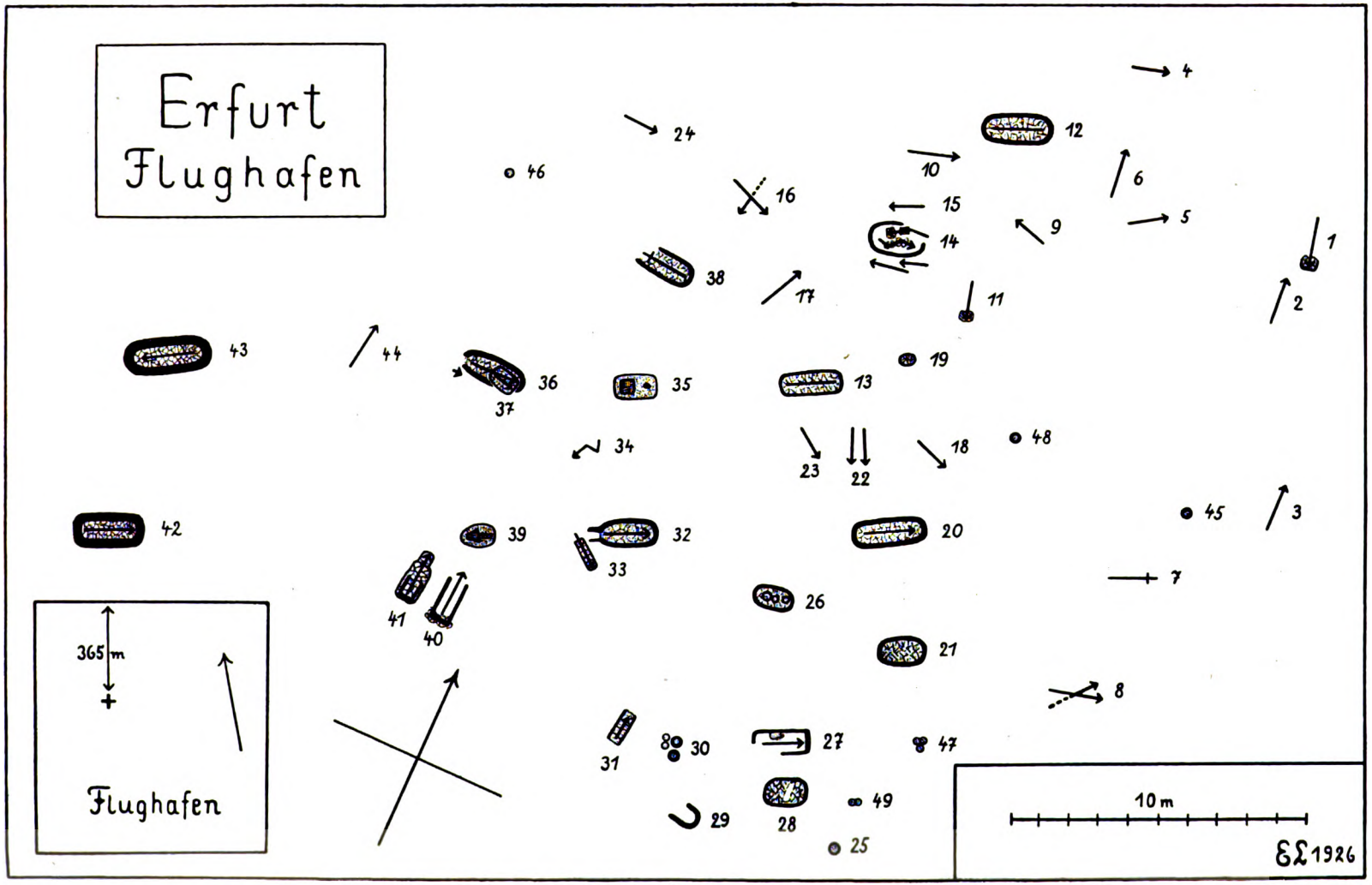



Abb. 1.

Digitized by Google

4. Skelett eines jugendlichen Menschen von 140 cm Länge. Der linke Unterarm war nicht langgestreckt, sondern lag im Winkel über der Brust. Als Beigaben ein einhenkliger Topf und ein kleineres, nicht mehr bestimmbares Gefäß.

5. Skelett von 150 cm Länge, wahrscheinlich jugendlicher weiblicher Mensch. An beiden Ohren ein gleichartiger Bronzeschmuck, aus einem größeren Ring bestehend, an dem zwei kleinere, ein breiter und ein schmaler, aufgehängt sind. Da die Schädelknochen nicht grün gefärbt sind, ist anzunehmen, daß die Ringe wirklich an den durchbohrten Ohrläppchen gehangen haben.

6. Skelett eines Erwachsenen ohne erkennbare Beigaben.

7. Skelett eines Erwachsenen, bis zu den Halswirbeln vollständig erhalten, ohne erkennbare Beigaben. Der Schädel fehlte.

8. Männliches Skelett von 180 cm Länge; rechts vom Kopf eine zerfallene Schale mit einigen Tierknochen und einem Rinderzahn. Diese Bestattung hatte von einer anderen eines älteren kräftigen Mannes, die in einer 10 cm höheren Schicht lag, den Unterkörper zerstört. Knochenreste davon wurden in der Grabfüllung der jüngeren Bestattung noch gefunden.

9. Kind, an beiden Schläfen, nicht Ohren, ein 5 cm lang herabhängender Bronzeschmuck aus aneinandergefügten Ringen. Der grüne Abdruck des obersten Ringes liegt 2—3 cm über der Ohröffnung. Der Schädel ist ausgedehnt rotbraun inkrustiert.

10. Weibliches Skelett von 160 cm Länge. Der Unterkiefer war noch eingelenkt, aber vorn herabgesunken, so daß der Mund übernatürlich weit geöffnet war. Am Kopfende eine Schüssel mit Randkehle, auf dieser ein kleineres höheres Gefäß; rechts von der Brust die Scherben eines größeren, starkwandigen Gefäßes, am Fuß ein weiteres Gefäß.

11. Skelett eines Kindes; der Schädel etwas nach rechts gewendet, lag unter einer Steinplatte (30 × 30 × 10 cm) mit glatten Flächen. Die Steinplatte berührte den Schädel am Gebiß, hatte ihn aber nicht zerdrückt. Als Beigaben ein kleines henkelloses Gefäß von weiter Trichterform und ein größerer einhenkliger Becher.

12. und 13. Zwei Steinpackungen, von denen 12 die Ausmaße der Steinpackung von Grab 32 hatte, jedoch aus etwas kleineren Steinen gebaut war, 13 war kleiner und am Boden mit ebenen Platten belegt. In beiden wurden die Oberschenkel der Skelette noch gefunden. Mehr läßt sich nicht aussagen, da die Arbeiter die Steinpackungen nicht als Gräber erkannt und schon zerstört hatten.

14. Eine Bestattungsanlage mit 4 Skeletten (Tafel II, 1). Im Vordergrund links liegt der Schädel eines jugendlichen weiblichen Menschen auf der rechten Seite, die linke Schläfe trägt 2 cm über der Ohröffnung einen Bronzering. Der Schädel ist trepaniert und stellenweise rotbraun inkrustiert. Die übrigen Knochen des Skeletts waren bis auf wenige Reste vergangen. Im Vordergrund rechts liegen die Gliedmaßenknochen eines Kinderskelettes, dessen Schädel zerfallen war. Neben dem Schädel als Beigaben einige Knochenstücke und ein Unterkieferbruchstück von Ziege oder Schaf. In der Bildmitte der Rest einer Randmauer, rechts ist an einigen erhöhten Steinen das Kopfende der Steinsetzung zu erkennen. Die Randsteine sind etwas nach außen oder innen geneigt. Von Boden- oder Decksteinen wurde nichts bemerkt. Innerhalb des unvollständigen Ovals der Randmauer das Skelett eines jugendlichen Menschen weiblichen Geschlechts (kleiner Schädel, Eckzähne des bleibenden Gebisses noch nicht durchgebrochen). Dieses Skelett liegt auf der linken Seite

Digitized by Google

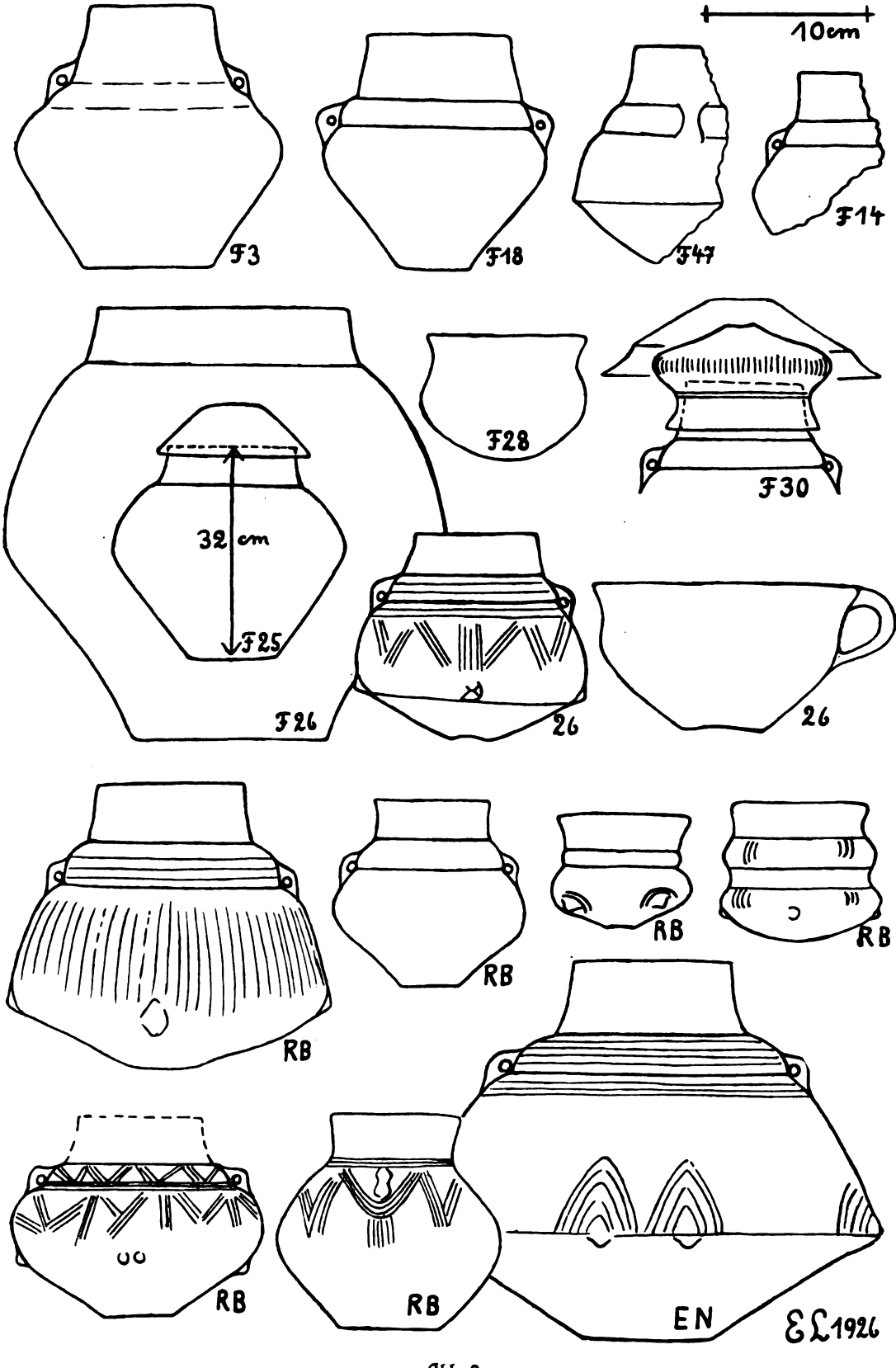



Abb. 2.

Digitized by Google

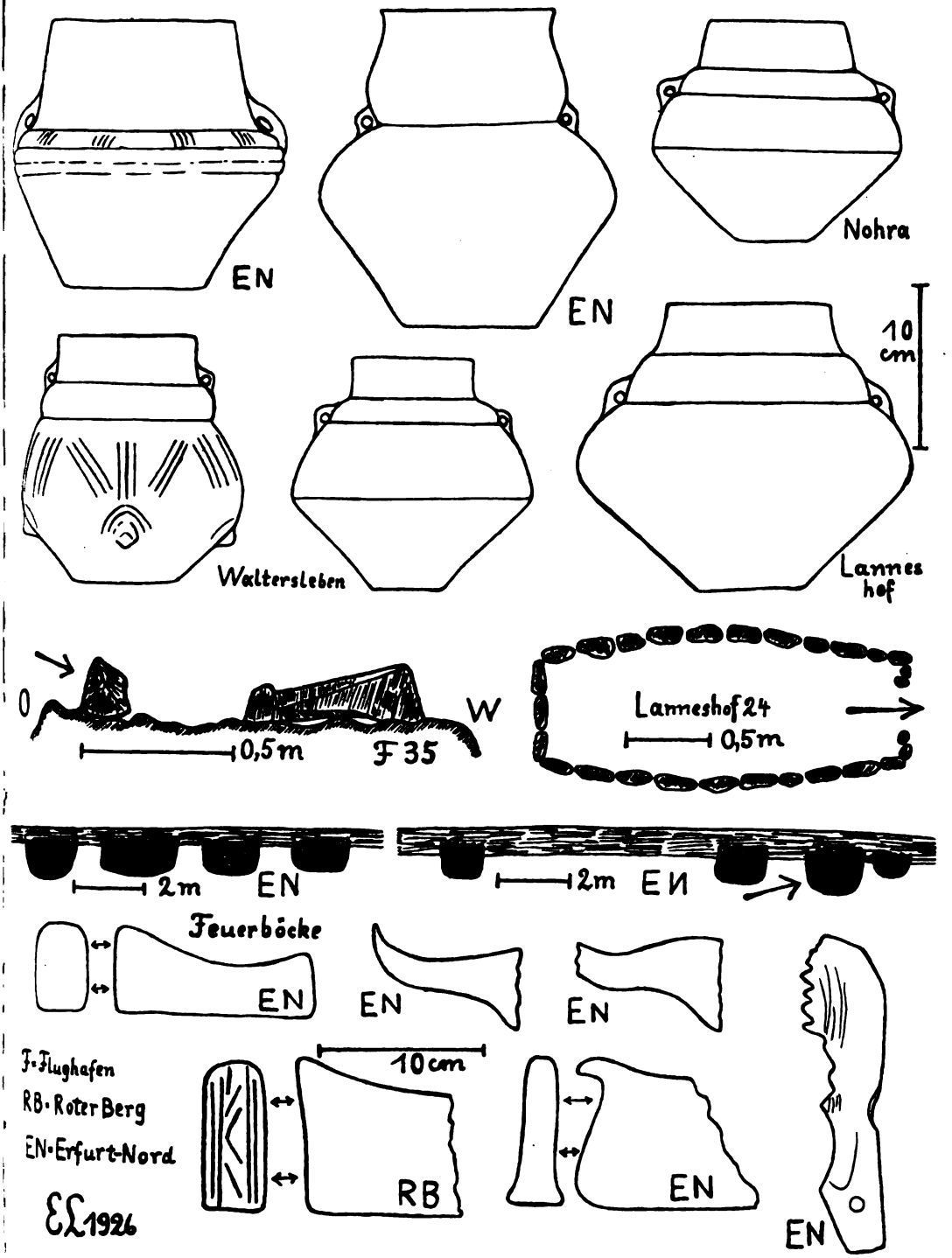



Abb. 3.

Digitized by Google

in etwas hockender Stellung. Auf dem Hals liegt ein flacher Stein, auf der Brust eine ebensolche etwas größere Steinplatte. Zwei ganz dünne handgroße Platten lagen auf dem Oberschenkel. Von rechts oben her ist durch eine Lücke in der Randmauer das Skelett eines älteren Mannes teilweise in das Oval gelegt (Länge 160 cm). Das Gesicht des nach rechts gewendeten Schädels war von einer schräg daranlehnenden, rechteckig zugehauenen, dicken Steinplatte zerdrückt. Auf der Brust des Skeletts liegt ein weiterer schwerer Stein. Rechts neben dem oben genannten Kopfende ist der Rest einer Amphore (Abb. 2) sichtbar, neben dieser stand ein kleines Gefäß, weiter rechts liegen einige Tierknochen und ein Rinderzahn. Die ganze Anlage läßt sich am einfachsten als Nachbestattungen in und an einer älteren Steinpackung erklären, deren Decke und Grabinhalt dabei zerstört wurde.

15. Nördlich an Grabanlage 14 anschließend das Grab eines Kindes, dem ein Rinderzahn in einer zerfallenen Schale links vom Kopf beilag.

16. Zwei Skelette in ähnlicher Anordnung wie Grab 8. Das nur zur Hälfte erhaltene weibliche Skelett der älteren Bestattung hatte im Winkel des etwas gebeugten linken Armes eine ganz kleine Tasse, die jüngere Bestattung zeigte ein Skelett von 165 cm Länge; der gut erhaltene Schädel wurde entwendet.

17. Ein männliches Skelett von 170 cm Länge, der Unterkiefer war etwas herabgefallen, links neben dem Kopf eine Schale mit einigen Tierknochen (Tafel I, 1).

18. Das Grab eines Kindes mit einer Bronzespirale aus dünnem Draht am rechten Unterarm, 4 Gefäßen und einem Stück eines Schweinekiefers am Kopfende (Abb. 2).

19. Ein einschichtiges ovales Pflaster (60×40 cm) aus fünf Steinplatten, an der nördlichen Seite unterhalb des Randes eine Tasse und ein Rinderzahn. Da nichts weiter gefunden wurde, handelt es sich wohl um das Grab eines Kindes, dessen Knochen vergangen sind.

20. Eine Steinpackung von 280 cm Länge und 100 cm Breite. Aus größeren und kleinen Kalksteinen, einigen erratischen Quarziten und Graniten und aus grobem Geröll aus dem Gerakies war eine etwa 40 cm hohe Randmauer (Wandstärke einschichtig) von unregelmäßiger Bauart aufgeführt, deren Oberkante 20 cm unter der Erdoberfläche lag, während die Unterkante noch 20 cm in den Kiesboden hineinragte, der an dieser Stelle in einer Tiefe von 40 cm anstand. Die Grabdecke war aus unregelmäßigen Kalk- und Geröllsteinen gebaut, die eine besondere Anordnung nicht erkennen ließen und gegen die Randsteine etwas eingesenkt waren. Der „Kopfstein" an der südöstlichen Ecke der Randmauer, ein pyramidenförmig zugespitzter Kalkstein, überragte die Steinpackung etwas. Die Sohle des Grabes war mit Kalksteinplatten unregelmäßig ausgelegt, die sie jedoch nicht ganz bedeckten und die auch nicht als Fundament der Randmauer dienten. Auf der Grabsohle ein unvollständig erhaltenes Skelett, zwischen den Oberschenkeln unterhalb des Beckens eine einhenklige Schale.

21. Eine ähnliche gebaute Steinpackung von 180 cm Länge und 1 m Breite, in der nur ein Rinderzahn gefunden wurde.

22. Zwei Kinderskelette nebeneinander liegend, zwischen den Köpfen ein einhenkliger Becher.

23. Skelett eines Kindes mit dreiteiligem Halsschmuck aus zwei durchbohrten Hundezähnen, zwischen diesen ein zweifach durchbohrter Eberzahn. Der Eberzahn war schon damals zersprungen und ist durch Einfüllen von

Digitized by Google

Gips in die Zahnhöhlung ausgebessert worden. Dabei wurden die Bohrlöcher wieder verschlossen. Vermutlich ist der ausgebesserte Zahn nicht mehr getragen, sondern nur als Grabbeigabe verwendet worden. Am Kopf als weitere Beigaben eine Reibschale und zwei kleine Gefäße, in einem derselben ein Rinderzahn.

24. Kindergrab mit Ohrring an der linken Seite, links vom Kopf ein kleines Gefäß mit 6 Spitzbuckeln am größten Umfang.

25. Eine große Urne mit Deckel, im Innern Leichenbrand (Abb. 2).

26. Eine Steinpackung von 180 cm Länge und 1 m Breite, die wie Grab 28 gebaut war. Im Innern drei Gefäße, von denen das mittlere Leichenbrand (3) enthielt (Abb. 2).

27. Skelett eines jugendlichen Menschen von 150 cm Länge (Tafel I, 2). Mehr noch als bei den früheren Skelettfunden fiel mir auf, daß die Grabsohle eine vollkommene Ebene im Kiesboden darstellte, auf der das Skelett ausgebreitet war, als ob es früher auf einem ebenen Brett gelegen hätte (4). Am Kopf ein halbkreisförmiger Stein, unten 36 cm breit, 25 cm hoch und 10 cm dick, mit künstlich geglätteter Innenfläche. Damit er aufrecht stand, waren unter ihn von außen her einige kleine Steine geklemmt. Der Stein war etwas nach innen geneigt. Am Fußende als Widerlager für die Füße eine kleine Packung aus drei Geröllsteinen, von denen der obere sichtbar ist. Links vom Skelett eine Reihe kleinerer Steinplatten, eine Gerade bildend und noch aufrecht stehend. Rechts vier Steine, die beiden dem Kopf benachbarten (plattenförmig) waren nach innen umgefallen, die beiden folgenden lehnten nach außen. An den letzten rechtwinklig anschließend am Fußende des Grabes eine Steinplatte, die noch ziemlich senkrecht stand. Im Innern zwischen dem rechten Bein und der rechtsseitigen Einfassung eine flache Steinplatte auf der Grabsohle liegend, auf ihr ein weiterer Stein. Dieser ist wohl von der Randmauer nach der Verwesung des Holzsarges herabgestürzt, während sich die übrigen Randsteine neigten. Die Platte wird als Fundament einer nicht mehr erkennbaren Grabbeigabe gedient haben. Hinter dem kopfwärts gelegenen ersten Randstein der rechten Seite ein kleinerer Klemmstein, der noch senkrecht steht. Länge des Grabinnenraums 180 cm, Breite 80 cm.

28. Parallel zu Grab 27, ihm deutlich zugeordnet, in 1 m Abstand, eine rechteckige Steinpackung von 150 cm Länge und 80 cm Breite. Ein Kopfende war nicht erkennbar. Querüber lag ein 60 cm langer vierkantiger Kalkstein, sonst bestand die Decke aus kleineren Kalk- und Geröllsteinen von unregelmäßiger Form. Der Innenraum war 35 cm tief und verengte sich nach unten in der Weise, daß die Wandsteine (nicht plattenförmig) sich immer mehr vorschoben und schließlich in die Bodenplatten übergingen, die jedoch die Sohle nicht ganz bedeckten. Das Ganze machte den Eindruck, als ob eine Höhlung im Kies mit Steinen ausgekleidet worden sei. Im Innenraum war am Westende eine Zwischendecke aus einigen Steinen eingeklemmt und so eine überdeckte Nische entstanden, in der ein Gefäß (Abb. 2) stand. Ein mit feinem Sand gefüllter Kanal ging durch das Grab und deutete an, daß eine Wasserader einen Teil des Grabinhalts herausgespült hatte. Die Anlage stellt wohl ein Brandgrab dar, bei einer Skelettbestattung hätte der Innenraum am Boden ebener und seitlich geräumiger sein müssen. Ob er ursprünglich mit Holz gestützt oder mit Erde gefüllt war, ließ sich nicht entscheiden, die Decke war nicht eingesunken (Tafel I, 2).

29. Eine (in alter Zeit) wieder teilweise abgetragene Steinpackung (80 cm breit) ohne Boden- und Deckstein; die Randmauer (20 cm hoch)

Digitized by Google

aus Kalksteinen, auf diesen lag am Ostende, also dem wahrscheinlichen Kopfende, ein Quader von 20 cm Höhe aus braunem Quarzit.

30. Gefäßgruppe (Tafel II, 2). Das große Gefäß links war mit einem flachen Deckel versehen, von dem sich nur Reste vorfanden, im Innern Leichenbrand. Das große Gefäß rechts war mit einem einhenkligen Topf bedeckt, oben enthielt es einen faustgroßen gelbroten Stein (Keuperdolomit), in der Mitte und auf dem Boden Leichenbrand, zwischen dem als Beigabe ein runder weißer Quarzstein von 27 mm Durchmesser lag, auf dem Leichenbrand stand ein Gefäß von der Art des Deckelgefäßes. (5) Es muß schon bei der Bestattung der obere Teil der Urne ausgefüllt gewesen sein, da sonst das Deckelgefäß nicht hätte aufgesetzt werden können, da sein Durchmesser kleiner als die Halsweite der Urne ist. Hinter dieser Urne eine Amphore, über deren Hals ein kleineres Gefäß und darüber eine flache Schüssel mit Randkehle gestülpt war (Abb. 2). Im Innern dieser Gefäße keine Funde. Hinter der rechts stehenden Urne noch die Scherben eines kleineren Gefäßes von unbestimmbarer Form. Einschließlich aller Deckel enthielt die Doppelbestattung also 9 Gefäße (12).

31. Ein Steinbau von 120 cm Länge und 50 cm Breite, genau nord-südlich gerichtet, an jeder Längsseite eine Mauer von 20 cm Höhe aus einer Reihe senkrecht stehender Platten, die jedoch nicht lückenlos aneinander schlossen und jedenfalls einen Holzsarg eingefaßt haben. Die Schmalseiten waren offen. Auf den Mauersteinen aufliegend und teilweise eingesunken eine Decke aus vier größeren Steinen, am Kopfende (Nordende) ein etwas höherer mit spitzem Ende. Im Innern ein Kinderskelett mit Ring an der linken Schädelseite.

32. Eine Steinpackung (Tafel III) von 240 cm Länge und 1 m größter Breite mit einer am Kopfende 55 cm, sonst 45 cm hoher Randmauer aus zwei übereinander gestellten Reihen von Steinplatten (Wandstärke einschichtig), noch 30 cm tief in den an dieser Stelle 50 cm unter der Oberfläche anstehenden Kies versenkt, so daß die Grabsohle 80 cm tief lag. Am Kopfende stand auf der Randmauer ein menhirartiger spitzdreieckiger Stein, unten 25 cm breit, 21 cm hoch, durch einige untergeklemmte kleinere Steine gesichert; auf dem Grabe lagen eine Anzahl großer Steine von Würfel- und Plattenform von $^1/_2$—$^3/_4$ Ztr. Gewicht. Diese überragten zum Teil die Randmauer, so daß der Kopfstein zunächst nicht besonders auffiel, teilweise waren sie auch zwischen diese gesunken, besonders eine quadratische Platte, die in „Brusthöhe" lag. Auf dem an diese Platte kopfwärts anschließenden Stein, der etwas hervortrat, ein 15 cm langer Tierknochen, vielleicht beabsichtigt niedergelegt, ein kleinerer war zwischen den Randsteinen eingeklemmt. Unter den Decksteinen lag rotbraun durchsetzte Erde in einer 10 cm starken Schicht, darunter in halber Höhe der Randmauer eine weitere Schicht von teilweise rotbraun inkrustierten kleineren Steinplatten, zwischen deren Lücken schon die Schenkelknochen des Skeletts erreicht werden konnten. Darunter 5—10 cm schwarze Erde und ein Skelett, sehr wahrscheinlich eines jungen Mannes, das auf der vollkommen ebenen (4) Grundfläche 155 cm lang und 40 cm breit lag. Der Schädel hat eine Trepanationsrinne, er war nach links gewendet und lag etwas erhöht auf einer quadratischen Steinplatte von 20 cm Seitenlänge, die von links her keilartig unter den Schädel geschoben war. Die Grabsohle, die 167 cm lang und 50—60 cm breit war, war sonst nicht gepflastert. Neben dem linken Armgelenk lag ein ovaler flacher gelbroter Stein von 27 mm Länge. Die Steinpackung hatte am westlichen Fußende, wo sie am niedrigsten war, einen nach außen und oben offenen

Digitized by Google

Vorbau, der aus zwei angesetzten Mauern bestand, den Fortsetzungen der seitlichen Mauern des Innenraumes. Die nördliche war aus mehrfach übereinander geschichteten Steinen gebaut und oben durch eine auf ihrer Schmalseite stehende längliche Platte gekrönt, die südliche bestand nur aus einer senkrecht stehenden quadratischen Steinplatte. Die Sohle des Vorbaues stimmte mit der Sohle des Innenraumes überein, er stand mit ihm in Verbindung durch eine Lücke in der Randmauer am Fußende des Innenraums von 25 cm Breite, die von einem Steinbalken überdeckt war (6).

33. Von diesem Vorbau aus erstreckte sich in der Richtung nach Südost ein einschichtiges Pflaster aus 6 Steinplatten, die einen Raum von 130 cm Länge und 30 cm Breite bedeckten. 15 cm unter diesem 45 cm tief liegenden Pflaster ein Skelett einer jungen Frau von 150 cm Länge. Der Schädel war von Nagetieren unterwühlt und noch etwas tiefer gesenkt, er lag genau senkrecht unter der ersten (am weitesten nach Südosten liegenden) Platte des Pflasters in einer Ecke seines Grundrisses; auch die übrigen nur 25 cm breit liegenden Knochen fügten sich dem Grundriß des Pflasters ein, und zwar lagen die der linken Körperseite in einer Linie, als ob sie einem Brett angelegen hätten, sie lagen etwas tiefer als die der linken Körperseite, die Unterschenkel ragten über die Pflasterung hinaus. Alle Umstände deuten darauf hin, daß die Leiche in etwas linksseitiger Lage in einem Sarg mit senkrechten Wänden von nur 25 cm Innenweite bestattet wurde. Die Sargdecke wurde dann vom Kopfende aus mit Steinplatten belegt. Das Fußende blieb unbelegt, möglicherweise dem offenen Zugang der Bestattung 32 entsprechend, dem es ja zugewendet war. Entsprechend war auch dieser Zugang nicht genau in der Längsachse von Grab 32 angebracht, sondern etwas nach Süden verschoben. Über der Beckengegend des Skeletts lag rotbraune Erde, die auch die Knochen teilweise inkrustiert hatte, neben dem rechten Knie lag ein herzförmiger Kalkstein von 4 cm Länge mit natürlichen durch Verwitterung herauspräparierten Schichtungsrillen, die zufällig ein einfaches Muster auf beiden Seiten bilden. Diese Rillen sind nachträglich künstlich vertieft worden (6).

34. Männliches Skelett in Rückenlage (70 cm tief) mit hochgestellten, einen spitzen Winkel bildenden Beinen. Der Schädel war nach links gewendet, die Beine lehnten etwas nach rechts. Möglicherweise handelt es sich um einen bronzezeitlichen Hocker. Beigaben wurden nicht gefunden (7).

35. Eine Steinpackung von 150 cm Länge und 70 cm Breite, die Decke aus faustgroßen Geröllsteinen und Kalksteinen gebaut. In der Mittellinie nach dem Ostende zu ein spitzkegelförmig zugeschlagener Quarzitstein auf der Decke stehend, unten 13 cm breit, 15,5 cm hoch; am Westende lag auf der Decke eine 80 kg schwere quadratische Steinplatte von 55 cm Seitenlänge und durchschnittlich 15 cm Dicke. Außen an der Nordwestecke der Grabdecke die Scherben eines schalenartigen Gefäßes, an der Südwestecke ein glatter Bronzering von 3,5 cm Durchmesser, im Innern unter der Mitte der Steinplatte ein gedrehter Bronzering von derselben Größe. Weitere Funde wurden nicht gemacht; Nagetiere hatten im Innern einen Hohlraum gescharrt. Die Randmauer aus Geröllsteinen war 20 cm hoch, der Boden nicht gepflastert (Tafel I, 3 und Abb. 3).

36. Diese Grabanlage wurde vor der Planierung gefunden und oberflächlich zerstört. In 30 cm Tiefe lag eine Steinpackung, außen 230 cm lang, mit einer 50 cm hohen Randmauer, so daß die Sohle 80 cm tief lag. Die nördliche Seitenwand war aus hochgestellten Platten gebaut, die südliche in den oberen zwei Dritteln ihrer Höhe aus zweifaustgroßen Geröllsteinen.

Digitized by Google

Beide Wände (ihre Stärke einschichtig) standen noch senkrecht. Das Grabinnere war 210 cm lang und in Brusthöhe 60 cm breit, mehr noch als bei Grab 32 war es oval, nicht rechteckig, begrenzt. Ich nehme daher an, daß die Wandversteifung in diesem Falle nicht aus wagerechten Brettern, sondern aus einer senkrecht stehenden Palisadenwand bestand. Zum Halten der Seitenwände, besonders der aus Geröll gebauten, war eine solche Wandversteifung sicher notwendig. Die Grabsohle war mit Steinplatten unregelmäßig und unvollständig gepflastert, die Randmauer stand zum Teil auf diesen Pflastersteinen. Auf der Grabsohle das Skelett eines alten Mannes mit kräftigen Schenkel- und dicken Schädelknochen. Das Gesicht war nach links gewendet. Zwischen und neben den Beinknochen drei kleine Gefäße und ein größeres schalenartiges. Die Grabdecke bestand aus einer Schicht mittelgroßer Steine, die zum Teil in den Grabraum gesunken waren; sie war teilweise zerstört durch die Nachbestattung 37. Am westlichen Fußende fehlte in der Randmauer eine Steinplatte, so daß auch dieses Grab eine 30 cm weite und ebenfalls etwas nach Süden verschobene Öffnung nach außen hatte. Ein Vorbau war nicht vorhanden. An der Südwestecke der Steinpackung in der Höhe der Randmauer lag ein einzelner dünnwandiger, sehr wahrscheinlich weiblicher Schädel.

37. In das Innere des Grabes 36 am Kopfende war eine 1 m lange Steinpackung mit Randmauer und Decke aus Geröllsteinen hineingearbeitet, deren Achse jedoch etwas südlicher lag und auch in der Richtung von der des Hauptgrabes abwich. Diese Packung war 20 cm hoch, auf ihrer Sohle lagen Platten. Auf diesen ein Kinderskelett mit einer Nadel mit umgerolltem Kopfende auf der Brust.

38. Ein Steinbau von 210 cm Länge und 88 cm Breite, der jedoch am Nordwestende abgetragen war, so daß die nördliche Randmauer nur 150 cm Länge hatte; die Mauerhöhe betrug 30 cm, die Decke aus mittelgroßen Kalksteinen lag 30 cm unter der Oberfläche, die ungepflasterte Grabsohle also in 60 cm Tiefe. Auf dieser ein männliches Skelett, das bis zu den obersten Halswirbeln erhalten war, während der Schädel fehlte. Rechts neben der Kopfstelle stand ein Gefäß, auf der linken Schulter lag ein ovaler weißer durchscheinender Quarzstein (siehe Taf. V, 1). An den Außenseiten des Grabes viele Scherben von grobem Geschirr und einige Tierknochen. Es ist unmöglich, daß in neuerer Zeit durch den Pflug die fehlenden Steine der Grabpackung weggerissen worden sind, sonst hätten sich wenigstens noch einige in der Umgebung finden müssen, auch hätten bei einer neuzeitlichen Zerstörung des Schädels einige Knochensplitter zurückbleiben müssen. Einer solchen Annahme widerspricht auch die tiefe Lage der Grabsohle. Es ist also in alter Zeit das Grab geöffnet und der Schädel herausgenommen worden.

39. Ein Steinbau mit einer ovalen Randmauer aus ein- bis zweifaustgroßen Geröllsteinen, die in zwei Schichten übereinanderlagen. Die Stärke der Mauer betrug etwa 20 cm. Sie umschloß einen am Ostende 25 cm, am Westende 15—10 cm tiefen länglichen Raum, auf dessen Boden wenige Geröllsteine lagen. Auf der Mitte der westlichen Grabhälfte lag ein großer dreieckiger Kalkstein von 12 cm Dicke und 40 cm Breite und Länge seitlich noch auf der Randmauer auf und war deshalb nicht eingesunken. Im Innern keine Funde, an der nördlichen Außenseite ein Tierknochen und verstreut einige Scherben. Länge der Anlage 120 cm, Breite 80 cm (8).

40. Rechteckiger Grabbau, oben und an der nördlichen Schmalseite offen, die Längsseiten aus in einer Reihe stehender 22 cm hoher Kalkplatten,

Digitized by Google

die sich teilweise etwas nach innen neigten und zwischen sich Lücken ließen. An der südlichen Schmalseite stand ein großer dreieckiger Stein von 13 cm Dicke, unten 48 cm breit, 36 cm hoch. Auf seinen Schrägseiten, nicht über dem Innenraum, lagen noch einige Decksteine. Hier wurde das Kopfende der Bestattung vermutet. In dem Innenraum (150×58 cm) lag jedoch das Skelett, von dem nur die kräftigen Oberschenkel deutlich erhalten waren, gerade entgegengesetzt in 70 cm Tiefe. Vielleicht war die Sargdecke dachförmig (9), der Neigung der Randsteine und der Form des südlichen Abschlußsteines entsprechend (Tafel IV).

41. Unmittelbar neben diesem Grab in 30 cm Tiefe eine Steinpackung, die am Nordende aus einem einschichtigen Pflaster bestand; am Südende lagen schwere Steine übereinander und waren teilweise in den darunter liegenden eigentlichen Grabraum eingebrochen. Dieser enthielt ein Skelett mit zierlichem Knochenbau in derselben Lage wie Grab 40, der Schädel stand vor einer Steinplatte, die wohl als Kopfstütze gedient hatte. In der Halsgegend, am linken Ohr und im Schädel (von Nagern eingeschleppt) mehrere Bronzedrahtringe von 2—5 cm Durchmesser. Ein Gefäß zwischen den Knien war von einem eingebrochenen schweren Stein zerdrückt. Die Sohle des rechteckigen Grabraumes lag 85 cm tief, er war 50 cm weit und nur am Fußende bis zur Hüfthöhe von fünf (eine am Fußende, je zwei an den Seiten) senkrecht stehenden Platten eingefaßt, die etwa 30 cm breit und bis 40 cm hoch waren. Es zeigte sich, daß die kopfwärts liegende einschichtige Pflasterdecke doch nicht bis zur Schädelgegend gereicht hatte, über dieser lagen jedoch einige Steinplatten wenige Zentimeter über dem Schädel. Der anzunehmende Holzsarg war also nur am Fußende von 5 Platten eingefaßt worden. Auf dieses Fußende hatte man in mehrfacher Lage Steine geschichtet, über der Sargmitte zunächst Erde und darauf eine einfache Lage Steinplatten, am Kopfende einige Platten und darauf Erde (Tafel IV).

42. Eine Steinpackung von Rechteckform mit abgerundeten Ecken, 240 cm lang und 130 cm breit, die Decke 25 cm unter der Oberfläche einschichtig aus mittelgroßen, unregelmäßig lagernden Kalksteinen, die eine ebene Fläche bildeten ohne Andeutung einer Einsenkung oder eines erhöhten Kopfendes. Die Randmauer war 30—40 cm stark, 60 cm hoch und aus mehrfach übereinander und zwei- bis dreifach nebeneinander geschichteten Kalksteinen gebaut. Unter den Decksteinen des Grabschachtes etwa 20 cm Erde, dann eine große Anzahl Steine, die teilweise bis auf den Boden gesunken waren und den Schädel und ein Gefäß, das zwischen den Unterschenkeln stand, zerdrückt hatten. Die ovale Grabsohle von 160 cm Länge und 45 cm größter Breite zeigte einige Pflastersteine, auf diesen ein Skelett in etwas rechtsseitiger Lage, Kopf östlich, auf der Brust eine stabförmige Bronzenadel. Die Randmauer war bis 25 cm Höhe aus regelmäßigen Quadern gebaut, darüber war sie unordentlich. Es ist anzunehmen, daß der Holzsarg etwa 25 cm hoch war, er wurde mit Steinen belegt, diese mit Erde bedeckt, so hoch, daß mit dem Auflegen der Decksteine die Höhe der Randmauer erreicht wurde. Da sich die Steine der unteren Schicht festgeklemmt hatten, war auch nach der Verwesung des Holzsarges keine Einsenkung der Deckschicht eingetreten.

43. Eine Steinpackung von 3 m Länge und 130 cm Breite, die größte des Begräbnisplatzes. Die Grabdecke aus unregelmäßigen Kalksteinen in zweifacher, nicht durch Erde getrennter Schicht war am Westende tief eingesunken und die südliche Randmauer an dieser Stelle nach innen gestürzt. Sonst war der Innenraum mit Erde gefüllt. Die Mauerstärke aus einer



Digitized by Google

zweifachen Steinlage betrug 35 cm, ihre Höhe 60 cm, die Grabsohle, 2 m lang und 45 cm breit, lag 85 cm unter der Oberfläche und zeigte wenige Pflastersteine; auf ihr ein 180 cm langes männliches Skelett, dessen Kopf westlich auf einer quadratischen Kalksteirplatte lag. Das Gesicht war nach links gewendet, vor ihm lag ein zu zweifacher Lage gebogenes längliches Bronzeblech, vielleicht der Beschlag einer Riemenzunge. Oberhalb des Kopfes lag eine quadratische Steinplatte von 25 cm Kantenlänge aus erratischem Granit, der mit goldglänzendem Glimmer reich durchsetzt ist, auf ihr stand eine Schüssel von 20 cm Durchmesser und 10 cm Höhe mit gleichartigem goldglänzenden Granitgrus angefüllt (Tafel V, 2).

44. Skelett eines Erwachsenen, am Kopf ein Pferdeschneidezahn.

45. Westlich von Grab 3 ein größeres Gefäß (wie die Urne von Grab 25) mit einigen Tierknochen und einem Rinderzahn.

46. Westlich von Grab 38 eine flache Schale mit einem Rinderzahn. Wie bei 45 wird es sich hier um eine Bestattung handeln, deren Skelett vergangen ist.

## C. Einzelfunde.

Zwischen den Gräbern wiederholt einzelne Scherben und Scherbennester von grobem Geschirr, vermutlich als Böden von Abfallgruben, einzelne Tierknochen, einige „Webgewicht"-Bruchstücke und Wandbewurf, ein Schleifstein von Schenkelknochenform und verstreut mehrere Gefäße. Darunter befindet sich eine Amphore (47, Tafel 2), ein Unterteil einer großen Urne (48), die jedoch leer war; zwei kleine Gefäße (49) standen nebeneinander, das eine war schalenförmig, in dem anderen lehnte eine Nadel aus dünnem Bronzedraht. Das eine Ende ist zugespitzt, das andere etwas verbreitert und hakenförmig zurückgebogen (Übergangsform zur einteiligen Fibel). Es ist wahrscheinlich, daß diese Gefäße in Beziehung zu den oben genannten Gräbern stehen oder Beigaben von solchen sind, die wegen der vorgeschrittenen Zersetzung des Skeletts nicht bemerkt wurden.

## D. Zusammenfassung.

Wenn auch Hausgrundrisse nicht gefunden wurden, was auch nicht möglich war, da die Abtragung des Bodens nicht bis auf den Grund der Humusschicht ging und daher Gruben im Kies nicht bemerkt werden konnten, so beweisen doch die oben zuerst genannten Einzelfunde, daß der Friedhof auf einer früheren Siedlungsstätte angelegt ist. Die Bewohnbarkeit des geschichtlich als sumpfig erwiesenen Platzes in der Bronzezeit steht im Zusammenhang mit dem damaligen wärmeren und trockeneren Klima. Außerdem lag der Friedhof, wie schon bemerkt, etwas höher (bis 30 cm, der höchste Punkt bei Grab 32) als das umgebende Gelände (10). Im westlichen Teil des Begräbnisplatzes überwiegen die Bestattungen in Steinpackungen, im nördlichen und östlichen die in freier Erde, ferner sind die Gräber in der Mehrzahl ostwestlich angelegt, so daß das Kopfende östlich liegt und die Bestatteten nach der untergehenden Sonne sehen. In den Steinpackungen 43 und 38 liegen jedoch die Skelette in entgegengesetzter Richtung. Allerdings weicht die Achse der meisten Gräber von der genauen Ostwestrichtung um etwa 24° nach Norden und Süden ab. In dieser Richtung erstreckt sich auch die Längsausdehnung des Friedhofes; seine Achse bilden die beiden Parallelreihen der Gräber 42 bis 20 und 43 bis 19. Es ist anzunehmen, daß, nachdem einmal bei einem Grab die Richtung festgelegt und oben wahrscheinlich durch

Digitized by Google

einen kleinen Erdaufwurf sichtbar gemacht worden war, die folgenden in ähnlicher Weise angeschlossen wurden. Abweichungen von der Hauptrichtung sind als spätere Bestattungen zu erklären, sie finden sich dementsprechend mehr außerhalb der Friedhofsmitte, wo das Gelände schon etwas niedriger war. Am Südrande des Friedhofs liegen drei Steinpackungen, deren Achse genau nordsüdlich verläuft. Die Skelette darin liegen mit dem Kopf nach Norden, sehen also nach der Mittagssonne Die freiliegenden Skelette sind unregelmäßiger angeordnet, jedoch heben sich auch hier die ungefähr ostwestlich und nordsüdlich gerichteten heraus. Von den letzteren scheinen die am weitesten östlich liegenden Gräber 1, 2, 3 und 6 eine zusammengehörige Gruppe zu bilden, allerdings liegt bei 1 das Kopfende entgegengesetzt den anderen im Süden. Ganz abweichend ist das Grab 33 an der Südwestecke von 32 gerichtet, ein Umstand, der mit den anderen oben genannten als sicher erscheinen läßt, daß es mit seiner weiblichen Bestattung eine Beigabe zu dem, soweit erkannt werden konnte, männlichen gleichaltrigen Toten in Grab 32 darstellt (11). Auch bei dem benachbarten männlichen Grab 36 lag an der entsprechenden Stelle ein einzelner, jedenfalls weiblicher Schädel. Die Schale mit Leichenbrand am Kopfende von Grab 2 steht an derselben Stelle, an der bei dem benachbarten Grab 3 ein Gefäß mit Tierknochen und einem Rinderzahn steht. Auch das erklärt sie am einfachsten nicht als Nachbestattung, sondern als ein dem Toten dargebrachtes menschliches Opfer. Der Skelettbefund und der Bronzeschmuck erweisen die Gräber 40 und 41 als Bestattung von Mann und Frau; ein gewaltsamer Tod der Frau würde die schwere Stein- und Erdbedeckung des Grabes 41 erklären. Mann und Frau liegen auch zusammen und in gleicher Weise mit Platten bedeckt als Nachbestattung in Grab 14. Über die beiden Leichenbrandmassen des Doppelgrabes 30 läßt sich bei ihrer starken Zerkleinerung vorläufig nichts aussagen (12). Die in vielen Fällen beigegebenen Tierknochen und Zähne und Kieferteile sind nicht Überreste von Fleischbeigaben, sondern vertreten solche nur; es handelt sich nämlich durchweg nicht um vollständige Knochen, sondern nur um Knochensplitter, also um Überreste von Mahlzeiten (Leichenschmäusen, Totenopfern) und um gewaltsam aus den Kiefern gebrochene Zähne und Zahnsplitter (13). Diese Auffassung der Grabbeigaben wird auch den auffälligen Mangel an Bronzebeigaben (außer solchen, die am Körper oder Gewand getragen wurden) erklären, der nicht auf Bronzearmut zu deuten braucht. Die Grabgefäße mit ihrer dünnen Wand, geringen Härte und besonderen Form sind eigens als Beigaben hergestellt, sie unterscheiden sich deutlich von den sonst noch gefundenen gröberen und härteren Scherben der Gefäße des täglichen Gebrauchs. Auch die Gefäße sind im allgemeinen spärlich beigegeben, so fehlten sie auch in der großen Steinpackung 32 vollkommen; gerade diese war aber sehr sorgfältig gebaut mit einem Steinaufwand von schätzungsweise $^3/_4$ cbm, also etwa 38 Ztr. Die Grabbauten von 42 und 43 mögen 1—$1^1/_2$ cbm, also 50—75 Ztr. Baumaterial erfordert haben. Da in der nächsten Umgebung des Friedhofs Kalkstein nicht vorkommt, mußten diese Steinmassen aus der Gegend von Salomonsborn und Tiefthal (Orphaler Grund), also aus 5—7 km Entfernung herbeigeschafft werden. Daneben hat man auch in geringem Maße Keupergestein und erratisches Gestein (Granit und Quarzit) aus der Nähe benutzt. Die Geröllsteine, die besonders zum Bau der beiden sehr ähnlichen Gräber 35 und 39 gedient hatten, wurden an Ort und Stelle durch Graben aus dem Geraer Kies gewonnen. Die Beigabe von besonders geformten und gefärbten Steinen ist viermal



Digitized by Google

beobachtet worden; die hier selteneren weißen Kieselsteine gelten noch heute bei den Erfurter Kindern als Glückssteine, die sie beim Auffinden hinter sich werfen in der Hoffnung auf Erfüllung ihrer Wünsche. Der goldglänzende Sand in einer Schale auf einer Unterlage aus goldglänzendem Stein in Grab 43 erinnert an Sandbeigaben aus oberhessischen und anderen Gräbern, wahrscheinlich ersetzt er eine Goldbeigabe. Die aufgesetzten kleinen Menhire und Kopfsteine von verschiedenen Gräbern ragten nicht über die Erde, bedeuten also nicht Grabzeichen, sondern Seelenthrone oder Grabwächter (mit astronomischer Bedeutung? nach Lienau) (14). Daß der Kopfstein bei Grab 40, das in seinem Aufbau Grab 27 sehr ähnlich ist, am Fußende des Skeletts steht, beweist, wie die ganze Anlage des Friedhofs, daß man sich nicht immer an bestimmte Regeln hielt. Die Vorkammer mit Zugangstür zum Grabinnern bei 32 macht dieses Grab den nordischen und thüringischen großen Grabbauten mit Eingang ähnlich, auch bei dem Leubinger Fürstengrab war das Fußende des Grabhauses offen, beim Helmsdorfer nur durch einen Pfahl teilweise verschlossen (15). Allerdings kann die Öffnung bei Grab 32 wegen ihrer Kleinheit nur zum Hineinreichen von Beigaben, noch wahrscheinlicher aber als Seelenloch zur Verbindung mit dem außen beigesetzten menschlichen Opfer gedient haben. Die Öffnung am Fußende des benachbarten Grabes 36 hat dieselbe Bedeutung. Die Aufhäufung von schweren Erd- und Steinmassen auf den Gräbern zeigt, daß neben dem Wunsche, den Toten vor Störung zu schützen, auch die Vorstellung, ihn in der Erde festzuhalten, wirksam war. Die rotbraune Erde bei Grab 32 und 33, am trepanierten Schädel aus Grab 14, am Schädel aus Grab 9, der Dolomitstein in der Urne von Grab 30 und möglicherweise auch die rötliche Färbung des Kieselsteins aus Grab 32 sind bekannte Ausstattungen des Toten mit der Farbe des Blutes und des Lebens. Daß man sich auch nicht scheute, ältere Gräber wieder aufzugraben, um Schädel zu gewinnen, wie es Naturvölker für rituelle Zwecke tun, beweisen die Gräber 7 und 38. Auch dieser Umstand setzt voraus, daß die Gräber oberflächlich markiert waren und daß das Kopfende zu erkennen war. Es scheinen die alten Grabstellen als Plätze für Nachbestattungen sogar bevorzugt worden zu sein, wobei man Hindernisse rücksichtslos beseitigte. Die Nachbestattungen bei Grab 14 sind ein weiterer Beweis dafür, daß die Gräber ohne Steinpackung im nördlichen und östlichen Teil des Friedhofs jünger sind, was auch entwicklungsgeschichtlich begründet ist. Ein großer zeitlicher Unterschied zwischen den verschiedenartigen Bestattungen kann aber wegen der gleichartigen Beigaben nicht angenommen werden. Deutlich zugeordnete und sicher gleichaltrige Gräber wie 32 und 33, 27 und 28, 40 und 41, zeigen eine ganz verschiedenartige Anlage, so daß Betrachtungen über die Entwicklung der Steinbauten nicht notwendig Aufschluß über ihre zeitliche Folge ergeben. Da in der Mehrzahl aller Fälle ein Holzsarg in der Steinpackung angenommen werden muß, erscheint deren Form auch nicht sehr wesentlich. Es kann die Randmauer ganz oder teilweise verschwinden und nur die Decke übrig bleiben oder umgekehrt. Auf eine zusammenhängende Pflasterung der Grabsohle unter dem Sargboden ist kein Wert gelegt worden (im Gegensatz zu den Helmsdorfer bronzezeitlichen Gräbern). Die am weitesten westlich liegenden Gräber 42 und 43 unterscheiden sich von allen anderen durch den Mauerbau, der hier eine mehrschichtige Wandstärke hat (wie bei der Mehrzahl der Helmsdorfer Gräber). Die Bevölkerung von teilweise hohem und schlanken Wuchs war eine seßhafte Bauernbevölkerung; das beweist die ganze Anlage des Friedhofes und die

Digitized by Google

Ausstattung der einzelnen Gräber. Der Getreidebau wird überdies bezeugt durch die Reibschale in Grab 23; als Haustiere sind nachgewiesen das Rind, das sich einer besonderen Wertschätzung erfreute, ferner Schwein, Ziege oder Schaf, der Hund und das Pferd; dieses scheint seltener gewesen zu sein. Das als Weide und Acker dienende offene Gelände der Umgebung ist auch in der Folgezeit baumlos geblieben; im andern Falle hätten die starken Wurzeln deutliche Störungen an den Gräbern bewirken müssen. Die gesundheitlichen Verhältnisse waren nicht die besten; das häufige Vorkommen der Gräber von Kindern und Jugendlichen beweist eine große Sterblichkeit. Dabei sind sicher die Mehrzahl der Gräber kleiner Kinder, wenn sie beigabenfrei waren, wegen der Auflösung des Skeletts nicht mehr nachweisbar gewesen.

## E. Verwandte Gräberfelder in Hessen und Thüringen; Datierung der Funde und Verbreitung der Gefäßformen vom Erfurter Flughafen.

Von dem umfangreichen Gräberfeld auf dem Lanneshof im Kreise Fulda (105 km südwestlich von Erfurt) sind nach der 7. Veröffentlichung des Fuldaer Geschichtsvereins (Vonderau, 1909) 47 Gräber genau untersucht worden, von denen 6 Skelettgräber in Steinkisten und 41 Brandgräber waren. Der Friedhof war einheitlich angelegt, die Gräber waren mit geringen Abweichungen in Reihen von WNW nach OSO in regelmäßigen Abständen angeordnet. Die Randmauern der Steinkisten bestanden aus einer Reihe teilweise plattenförmiger Steine, bei 4 Gräbern konnte 10 cm über dem Skelett das Deckholz nachgewiesen werden, das in einem Falle in der Kopfgegend mit einigen großen Steinen besonders beschwert war, in einem anderen einen zusammenhängenden Belag von Platten hatte. Die Erde über einem Skelettgrab war sehr fest gestampft. Die Schädel lagen im westlichen Teil der Steinkisten, bei zwei benachbarten Gräbern waren am Fußende „offenbar beabsichtigte Mauerlücken" von 30 und 40 cm Breite gelassen worden (Abb. 3). Diese entsprechend den oben geschilderten Zugangsöffnungen der Gräber 32 und 36 vom Erfurter Flughafen. Die Sohlen der Skelettgräber lagen 70 bis 80 cm tief, ihre Oberkanten 30 cm unter der Erdoberfläche. Auch die Gefäßformen stimmen teilweise mit denen vom Erfurter Flughafen völlig überein. Es fanden sich mehrfach zweihenklige Gefäße mit tief herabgehender Schulter und mit Schulterwulst (z. B. Vonderau, Tafel 3, 11 und 4, 2, hier Abb. 3), wie die Amphoren vom Erfurter Flughafen, ein Brandgrab enthielt eine große Urne (Vonderau, Tafel 3, 4) wie die vom Flughafen aus den Gräbern 25 und 30 und fünf Beigefäße. Ein Teil der Grabgefäße war so schwach gebrannt, daß ein niedergehender Regen den Ton auflöste. Bronzen fanden sich auch nur in wenigen Gräbern, sie ermöglichten ebenso wie die Gefäßformen eine Gleichstellung des Gräberfeldes mit der süddeutschen „frühen Hallstattkultur", die wegen des in Süddeutschland fast ausschließlichen Vorkommens von Brandgräbern auch Urnenfelderstufe genannt wird, jetzt überwiegend als späteste Bronzezeit bezeichnet wird. Damit ist auch der Friedhof auf dem Erfurter Flughafen datiert und zugleich seine Kultur als mit der süddeutschen Bronzezeit verbunden erwiesen (16). Das starke Überwiegen der Gräber mit der hergebrachten Skelettbestattung ist eine in den Randgebieten der Urnenfelderstufe bekannte Erscheinung.

Der Zusammenhang der Erfurter Flughafenkultur mit der süddeutschen Bronzezeit wird noch deutlicher, wenn man die bronzezeitlichen Funde vom Roten Berg mit in Betracht zieht. Die Tongruben der Ziegelei Sahlender

Digitized by Google

an seinem Westhange haben zahlreiche leider nicht systematisch beobachtete bronzezeitliche Herdgruben und Grabfunde geliefert. Die Gefäßformen aus der Sammlung Sahlender, die als Leihgabe im Erfurter Museum steht, zeigen völlige Übereinstimmung mit denen aus dem in 1—1½ km Entfernung südöstlich gelegenen Friedhof auf dem Flughafen. Eine Anzahl von ihnen stammt aus ganz ähnlichen Steinpackungen. Dazwischen fanden sich auch Brandgräber. Als besonders kennzeichnend seien noch hervorgehoben 2 Rasiermesser mit doppelter Schneide und nahezu kreisförmigem Ausschnitt und mit durchbrochenem Griff (Altertümer Thüringens) und eine Gußform für ein solches Messer, ferner viele „Webgewichte" und ein Feuerbock, dessen Abbildung ich Herrn Prof. Dr. Schulz verdanke (Abb. 3). Derartige Funde sind typisch für die angegebene Bronzezeitperiode in Süddeutschland.

Das von Zschiesche veröffentlichte (Jahresschrift Bd. 1) Gräberfeld von Waltersleben (9½ km südlich vom Flughafen) stimmt mit dem vom Erfurter Flughafen weitgehend überein. Die Steinkistengräber waren 1 bis 2 m lang und 0,5 bis 0,9 m breit, ihre Längsachsen hatten die Richtung von Osten nach Westen. Das Kopfende der Bestattungen lag östlich oder westlich, in einer Steinkiste lag freier Leichenbrand. Eine freistehende Urne (wie die großen Gefäße vom Erfurter Flughafen) enthielt Leichenbrand und drei kleine Gefäße und einen Steinhammer von fünfeckigem Grundriß. Die Boden der Steinkisten waren ungepflastert, die Decken bisweilen mehrschichtig. In einem Falle war das Skelett mit einer zweifachen Lage von Platten bedeckt, die unten dünner, oben dicker waren, während die Seitenplatten fehlten. Zwei Skelette lagen frei in der Erde. In einem Grabe wurde neben dem Skelett ein einzelner Schädel gefunden. Die Beigaben an Gefäßen und Bronzen waren zahlreicher und regelmäßiger als auf dem Erfurter Flughafen, ihre Formen sind die gleichen. Die Abbildung (Abb. 3) zeigt zwei Amphoren von dort (Museum Erfurt und Halle).

1913 wurden am Nordabhang des Steigers bei Erfurt auf dem Grundstück Gustav-Freytagstraße 40 einige bronzezeitliche Skelettgräber aufgedeckt; die Skelette lagen frei in der Erde oder waren mit Steinplatten umsetzt und bedeckt (Mannus, Bd. 16, S. 155, Abb. 1, Nr. 14a, b, c und Abb. 2). Die Gefäße stimmen teilweise mit den Formen des Erfurter Flughafens überein, von den Bronzen sind hervorzuheben zwei Fibelnadeln (Nr. 14a) von zweiteiligen Fibeln, wie sie in Süddeutschland in der spätesten Bronzezeit auftreten, und ein ovaler dicker Armring (14c) mit einem ganz engen Schlitz. Derartige Ringe sind ebenfalls für die späteste Bronzezeit kennzeichnend. Der Depotfund von Kuckenburg in Thüringen enthält dieselbe Ringform mit und ohne Schlitz vereinigt mit süddeutschen Messer-, Schwert- und Nadelformen der Periode 5. Waltersleben, Steiger-Nordabhang und Kuckenburg weisen auch dieselben flachen gegossenen Bronzeringe auf, die von Sörtsch (Jahresschrift, Bd. 3) als Ringgeld angesehen werden.

15 km östlich von Erfurt sind bei Nohra bei Weimar gestreckte Skelette in kistenartigen Steineinfassungen ohne Bodenpflasterung mit Decksteinen gefunden worden (Möller, Führer durch das urgeschichtliche Museum in Weimar). Die Gräber waren ostwestlich gerichtet und bildeten keine fortlaufenden Reihen (17). Die Bronzefunde enthalten Ringe aus Draht oder Blechstreifen, in einem Grabe fand sich ein Rillenhammer, die Gefäßformen sind dieselben wie vom Erfurter Flughafen (Abb. 3). Eine ähnliche Gefäßform stammt von einer bronzezeitlichen Siedlung bei Allstedt (Sachsen-Weimar).

Digitized by Google

2 Brandgräber in Steinpackungen von Burgscheidungen in Thüringen (Jahresschrift, Bd. 3) enthielten ebenso geformte Gefäße wie die Erfurter Amphoren mit tief herabgehender Schulter, jedoch ohne Schulterwulst.

Die für den Erfurter Flughafen besonders bezeichnende Amphore mit meist tief herabgehender Schulter und mit mehr oder weniger starkem Schulterwulst konnte oben als in Hessen und Thüringen verbreitet erwiesen werden. In den Altertümern unserer heidnischen Vorzeit (Bd. 5, Nr. 521) ist eine ähnliche Form auch von Nierstein in Rheinhessen abgebildet. Der Hals dieses Gefäßes ist unten etwas nach außen gewölbt, oben leicht einwärts, auf diese Weise kommt ein nicht sehr hervortretender, aber doch noch deutlicher Wulst zustande. Auch das Gefäß (S. 238, 4a) von Heidesheim bei Bingen in Rheinhessen zeigt einen schwachen Schulterabsatz, der durch horizontale Kannelierung herausgearbeitet ist. Weitere Beispiele, die zeigen, wie der Wulst der Flughafenamphoren entstanden sein mag, finden sich auf Tafel 44 (7, 57, 58, 60, 62, 63) aus Brandgräbern von Burladingen bei Hechingen und Hanau, Hessen-Nassau. Amphoren mit herabgehender Schulter kommen schon am Ende der Steinzeit vor (degenerierte Gefäße der Schnurkeramik in Thüringen und Böhmen; Gefäß von Laibach, Bd. V, Nr. 611). Die Flughafenform findet sich nicht im Helmsdorfer Kulturkreis in Nordthüringen und in der ostdeutschen Lausitzer Kultur (Mitteilung von Herrn Dr. Lechler). Auch die schwarzgraue Farbe der Erfurter Gefäße trennt sie von den ostdeutschen und verbindet sie mit den süddeutschen der Urnenfelderstufe, wenn diese auch noch mehr scharf geknickte Konturen mit umgebogenem Mündungsrand, also mehr „Metallstil" zeigen. Dagegen stimmen die großen henkellosen Brandurnen und Beigefäße vom Flughafen in Form, Farbe und Tonbeschaffenheit vollkommen mit den von Reinecke beschriebenen und abgebildeten (S. 245, 236, 238) großen süddeutschen „Tonfässern" dieser Kultur überein, so daß die Zusammengehörigkeit nicht zweifelhaft sein kann. An der Art, wie diese auch als Vorratsgefäße dienenden Urnen zerfallen, bemerkt man, wie schon bekannt, daß zunächst der ebene Boden geformt wurde; an diesen wurden schräge Tonflächen angesetzt, und wenn der so entstandene schüsselförmige Unterteil trocken genug war, um Schulter und Hals tragen zu können, wurden diese in zonenartigen Streifen aufgesetzt.

## F. Die Rassenzugehörigkeit der Flughafenleute; Schädel mit Inkabeinen und Trepanationen.

Über die Maße der vorhandenen Schädel gibt folgende Tabelle Auskunft.

| Nr. | Grab | Alter (nach Martin) | Geschlecht | Größte Länge | Größte Breite | Bregmahöhe | Längenbreitenindex | Längenhöhenindex |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | 11 | inf. II | ♂ | 17,8 | 12,7 | 12,9 | 71,3 | 72,5 |
| 2 | 9 | „ | ♀ | 17,8 | 12,8 | | 71,9 | |
| 3 | 15 | „ | ♀ | 16,8 | 12,5 | | 74,4 | |
| 4 | 14 | „ | ♀ | 17,6 | 12,6 | 13,6 | 71,6 | 77,3 |
| 5 | 8 | mat. | ♂ | 19,5 | 14,2 | 14,25 | 72,8 | 73,1 |
| 6 | 17 | „ | ♂ | 19,3 | 14,2 | 14,7 | 73,6 | 76,1 |
| 7 | 10 | ad. | ♂ | 18,6 | 13,2 | 13,4 | 71 | 72,0 |
| 8 | 16 | „ | ♀ | 17,7 | 13,1 | | 74 | |
| 9 | 32 | „ | ♂ | 16,2 | 12,2 | | 75,3 | |
| 10 | 3 | „ | ♂ | 17,5 | 13,8 | 14,05 | 78,9 | 80,3 |
| 11 | Rot.Berg | mat. | ♀ | 18,4 | 13,9 | 13,7 | 75,5 | 74,4 |

Digitized by Google

Zu 1: Vollständiger Schädel. Durch die hervortretenden Scheitelbeinhöcker ist der Grundriß doppelkeilförmig, größte Breite zwei Fünftel der Länge vom Hinterhaupt entfernt, Hinterhaupt spitz, Stirne breit und etwas gerundet. Im Profil steigt die Stirn schräg an in einem durch die Scheitellinie fortgesetzten Bogen, von der Mitte der Pfeilnaht an fällt das Profil schräg in gerader am Lambda etwas eingedrückter Linie ab und bildet ein konisches Hinterhaupt. Das Gesicht ist schmal.

Zu 2: Schädeldecke stark rotbraun inkrustiert, an den Schläfen grün gefärbt. Der Grundriß bildet eine lange Ellipse mit abgerundeten Scheitelbeinhöckern, Stirn und Hinterhaupt. Im Profil steigt die Stirne steil an, die Scheitellinie bildet einen Bogen, das Hinterhaupt ist gerundet.

Zu 3: Schädeldecke. Grundriß wie 1 mit noch stärker entwickelten Scheitelbeinhöckern, nach vorn zu wieder schmaler werdend. Im Profil wie 2, die Stirnbeinhöcker treten stark hervor.

Zu 4: Nahezu vollständiger Schädel, etwas postmortal deformiert, an der Stirn rotbraun inkrustiert, an der linken Schläfe grün gefärbt. Im Grundriß wie 1, die Stirn ist jedoch noch breiter und platter. Im Profil wie 2. Vom Bregma aus ist in sagittaler Richtung ein unregelmäßiges Stück von 4 cm Länge und 2 cm Breite aus dem Stirnbein durch Trepanation entfernt; die Operation ist am lebenden, wohl unverletzten Schädel (also nicht zwecks Heilung einer Knochenwunde) ausgeführt worden und der Rand durch Kallusbildung abgerundet (18).

Zu 5: Vollständiger Schädel und Oberkörper der älteren Bestattung des Grabes 8. Der Schädelgrundriß bildet eine Ellipse mit breiter abgerundeter Stirn, etwas hervortretendem Hinterhaupt und flachen, aber noch erkennbaren Scheitelbeinhöckern. Im Profil wie 1, die Augenbrauenwülste sind klein, aber deutlich abgesetzt, das Kinn tritt spitz hervor. Die Augenhöhlen sind eckig und hängen herab, die Backenknochen sind kräftig und etwas ausladend, das Gesicht jedoch schmal, besonders im Gebiß. Alle Muskelansätze sind sehr kräftig, die Körpergröße muß über 1,80 m betragen haben, denn die Armknochen sind merklich größer als die der jüngeren Bestattung von Grab 8, bei der 1,80 m Größe und schlanker Wuchs festgestellt wurde (Beckeninnenweite 12,2 cm).

Zu 6: Vollständiges männliches Skelett von 170 cm Länge. Der Schädelgrundriß wie 4; die Stirn ist platt. Im Profil steigt die Stirn kurz und steil an, die Scheitellinie ist langgezogen und fällt in gerundetem Bogen zum Hinterhaupt ab. Das Gesicht ist schmal ohne vorstehende Jochbeine, die Augenhöhlen wie 5. Beckeninnenweite = 11,8 cm.

Zu 7: Vollständiges weibliches Skelett von 160 cm Länge. Der Schädelgrundriß wie 5, das Hinterhaupt etwas mehr hervortretend; im Profil wie 6, die Scheitellinie ist jedoch noch länger und bricht nach der Stirn und dem Hinterhaupt unvermittelter um (bezeichnende Form des weiblichen Schädels). Die Augenhöhlen sind rundlich, das Gesicht ist schmal, das Gebiß breit und etwas prognath. Innenraum des Beckens sagittal 9,9 cm weit, transversal 13,45 cm.

Zu 8: Schädeldecke der älteren Bestattung von Grab 16 mit dünnen Knochen, Stirnnaht und Inkabein. Im Profil wie 2, jedoch mit ganz rundem Hinterhaupt. Der Grundriß zeigt Kokonform, die Stirn ist breit, das Hinterhaupt etwas schmaler, beide abgerundet. Im Gebiß fehlen die dritten Molaren.

Zu 9: Eine sehr kleine Schädeldecke mit dünnen Knochen, das Gebiß zeigte jedoch 32 nicht abgekaute Zähne. Da das Skelett im Verhältnis zu

Digitized by Google

seiner geringen Größe (155 cm) ziemlich breit und kräftig erschien und auch das Gebiß kräftig war und die Oberschenkel am Gelenkhals einen stumpfen Winkel bildeten, halte ich es für männlich. Der Schädelgrundriß bildet eine vollkommene Ellipse, Stirn und Hinterhaupt sind rund. Im Profil erscheint die Stirn niedrig und ohne Stirnhöcker, die Scheitellinie ist gewölbt und das Hinterhaupt abgerundet. Der Schädel hat ein Inkabein und ist vom Bregma an längs der Pfeilnaht auf 4 cm Länge mit einer 1 cm breiten Trepanationsrinne versehen, die den Knochen teilweise durchsetzt hat. Auch der sehr kleine Schädel des weiblichen Skeletts (150 cm lang) aus Grab 33 hatte ein vollständiges, nicht abgekautes Gebiß (11).

Zu 10: Vollständiger Schädel. Der Grundriß bildet ein kurzes Oval mit runder Stirn und Hinterhaupt, dessen größte Breite wenig hinter der Schädelmitte liegt. Im Profil steigt die Stirn schräg an, die Scheitellinie bildet einen Bogen, um dann steil nach dem gerundeten Hinterhaupt abzufallen. Die Jochbeine stehen etwas vor, das Gesicht ist breiter als bei den anderen Schädeln.

Zu 11: Der vollständig erhaltene Schädel aus der Sammlung Sahlender vom Roten Berg kann wegen der Gleichartigkeit der Kultur mit berücksichtigt werden. Beide Schädelseiten einschließlich des Unterkiefers sind ausgedehnt grün gefärbt. Am Vorderrand des Hinterhauptlochs symmetrisch gelegen zwei $^1/_2$ cm breite und hohe Vorsprünge. Der Grundriß und die Profillinie stimmen mit 6 überein, das Gesicht ist wie 7.

Die vorstehenden vorläufigen Angaben genügen zur Bestimmung der Rassenzugehörigkeit. Die Schädel 1—7 und 11 sind nordische Langschädel, der Schädel 8 entspricht denen der bandkeramischen Kultur (nach Schliz), 9 einer schnurkeramischen Schädelform, 10 ist ein Kurz- und Hochschädel. Da sich eine ähnliche Rassenmischung schon am Ende der thüringischen Steinzeit vorfindet, war sie auch hier zu erwarten. Das Überwiegen des nordischen Elements spricht sich auch in der dreimal beobachteten Körpergröße von 180 cm und darüber aus. Ob es auf einer Abstammung von den älteren einheimischen Rassen mit derartigem Schädelbau (zu diesen gehören nach Schliz auch die Rössener und Aunjetitzer, ferner ein Teil der Schnurkeramiker) beruht oder eine Neueinwanderung von Westen und Süden her zur Voraussetzung hat, wird erst bei einer Vermehrung des aus dieser Zeit vorhandenen archäologischen Materials zu entscheiden sein. Gegen eine ungestörte Fortdauer der Bevölkerung oder wenigstens ihrer Kultur spricht die bisher beobachtete Fundleere der mittleren bronzezeitlichen Perioden in Thüringen; jedoch ist bekannt, daß derartige Erscheinungen manchmal zufällig bedingt sind.

Die vom Gräberfeld bei Waltersleben erhaltenen wenigen und sehr zerbrochenen Schädeldecken gehören ebenfalls verschiedenen Rassen an, ob die dort aufgetretenen sehr langen Ellipsen nicht durch postmortale Deformation infolge seitlicher Pressung mitbewirkt sind, müßte noch einmal untersucht werden, daß sie auf dem Flughafen nicht festgestellt werden konnten. Ich habe beobachtet, daß bei dünnwandigen Schädeln die größte Breite durch Pressung verringert werden kann (Vergleich der Gelenkpfannen für den Unterkiefer mit diesem selbst, nachdem er nach der Zahnreihe des gewöhnlich nicht deformierten Oberkiefers korrigiert ist), ohne daß Risse und Brüche bemerkbar werden. Schliz schließt aus der Schädelform von Waltersleben auf eine Abstammung von den einheimischen Schnurkeramikern.

Digitized by Google

Ein weiterer dünnwandiger weiblicher Schädel mit Inkabein befindet sich im Erfurter Museum; er stammt vom Grundstück Lessingstraße 12 aus einem Grabe der Rössener Kultur.

Von den zur Zeit aus Thüringen bekannten trepanierten Schädeln kann ich auf Grund mir von verschiedenen Seiten freundlichst erteilter Auskunft folgende Zusammenstellung geben:

1. Roßbach, Kreis Weißenfels, Schnurkeramik, Museum Halle.
2. Pritschöna, Saalkreis, Schnurkeramik, Museum Halle.
3. Helmsdorf, Kreis Mansfeld, Schnurkeramik, Museum Halle.
4. Nohra, Kreis Nordhausen, Schnurkeramik, Museum Nordhausen.
5. und 6. Erfurt, Flughafen, jüngste Bronzezeit, Museum Erfurt.
7. Niederroßla, Sachsen-Weimar, Merowingergrab, Museum Weimar.
8. Köthen, Kulturzugehörigkeit noch unbestimmt, Museum Köthen.

## G. Ein bronzezeitliches Dorf in der Nähe des Erfurter Flughafens.

2 km südlich vom Friedhof auf dem Flughafen in der Nähe des Bahnhofs Erfurt-Nord zu beiden Seiten der Mittelhäuser Landstraße, eingeschlossen von der Riedstraße und den Grundstücken von May, Wenzel, Rheinstahl und Born bildet das Gelände eine Bodenschwelle von ungefähr 300 m ostwestlicher Breite, die östlich von der Lache, einer jetzt trockenen Bodensenkung, westlich von dem Abfall nach der schmalen Gera zu begrenzt wird. Dicht aneinander finden sich dort die Herdgruben eines bronzezeitlichen (19) Dorfes, die immer mehr dem Kiesgrubenbetrieb zum Opfer fallen. Die Form dieser Gruben (kreisförmig, senkrechte Wand und flacher Boden, Abb. 3) ist bezeichnend, sie findet sich auch in einer bronzezeitlichen Siedlung in der Lehmgrube westlich von Sachsenburg in Thüringen. Auf dem Boden der durch einen Pfeil markierten Grube (Abb. 3) lag eine Muschelkalkplatte (57×38×15 cm). Sonst findet sich auf dem Boden oft feine Asche, der Grubeninhalt ist deutlich schwärzer als der darüber lagernde Ackerboden, er enthält Tierknochen und grobes Gebrauchsgeschirr, dessen Beschaffenheit mit den entsprechenden Scherben vom Flughafen übereinstimmt; in einigen Gruben fanden sich große Stücke von gebranntem Wandbewurf, teilweise noch mit eingeschlossenen verkohlten Holzstücken, auch solche mit Kreuzungsstellen des Holzflechtwerks. Bei einer Grube lagen auf dem mit Lehm belegten und festgebrannten Boden regellos durcheinander vier „Webgewichte", teilweise vom Feuer geschwärzt (20). Auch Feuerböcke fanden sich in den Aschenschichten mehrerer Gruben; ein solcher hat Bankform, andere (in Bruchstücken) sind längliche Tonplatten, auf der langen Kante stehend, 10 bis 12 cm hoch, unten mit einer etwa 3 cm breiten Standfläche, oben $1^1/_2$ bis 2 cm dick, an den oberen Ecken mit kleinen Vorsprüngen (Abb. 3); mit diesen zusammen wurden, ebenfalls mit Feuerwirkung, abgebrochene Hörner aus Ton gefunden, genau wie Rinderhörner geformt, auch deren Schweifung nachahmend, also Bruchstücke von gehörnten Feuerblöcken. Daß diese Feuerbockform nebenbei eine kultsymbolische Bedeutung hat, ist wahrscheinlich, zumal gerade das Rind als besonders wertvoll angesehen wurde (häufige Beigabe von Rinderzähnen auf dem Flughafen). Vergleichsweise sei bemerkt, daß auf dem in Mannusbibliothek 10, S. 128 abgebildeten Altar von Knossos drei gehörnte Feuerböcke stehen, ein Altar aus Spanien (ebenda) zeigt eine ähnliche Feuerbockform. Auch der Brandopferaltar und der Räucheraltar des jüdischen Tempels hatten Hörner an den Ecken, die bei Rinderopfern mit

Digitized by Google

dem Blut des Tieres besprengt wurden (2. Mose 29, 12; 30, 10; 3. Mose 4, 18; 8, 15). Eine kreisrunde Tonscheibe von $9^1/_2$ cm Durchmesser und $2^1/_2$ cm Dicke zeigt in der Mitte ein Loch von 1,7 cm Weite (21, 22).

Auf diesem Siedlungsgelände sind wiederholt bronzezeitliche Gräber gefunden worden. Aus ihnen stammen die in den „Altertümern Thüringens" (S. 250) erwähnten Funde in der Sammlung Zschiesche im Museum in Halle aus Flachgräbern und Herdgruben dicht am Bahnhof Erfurt-Nord, von denen eine Amphore besonders wichtig ist. Die Abbildung (Abb. 2), die ich Herrn Professor Dr. Schulz in Halle verdanke, zeigt die Zugehörigkeit zur Kultur des Friedhofs auf dem Erfurter Flughafen. Aus neuerdings gefundenen, aber nicht zuverlässig beobachteten Gräbern stammt eine einhenklige Tasse und eine durchbohrte Flußmuschel; diese fanden sich auch vereinzelt in den Herdgruben, auch erwähnen die „Altertümer" eine solche aus einem Grabe.

500 m östlich von dem genannten bronzezeitlichen Dorf lag im Gelände der Gruben- und Teichstraße eine weitere Fundstelle; von dort stammen (Abb. 3) eine Amphore ohne Schulterwulst und ein Etagengefäß (dieses in Erfurter Privatbesitz), beide aus braunem Ton. Das Etagengefäß hat seine nächsten Verwandten in der Oberpfalz (Altertümer unserer heidnischen Vorzeit, Bd. 5, S. 244), weitere kommen südlich der Donau und in Nordböhmen vor (23). Die Lausitzer Etagenurnen sind kleiner, aus schwarzem Ton und von anderer Form. (Unter Benutzung von Mitteilungen von Herrn Dr. Lechler.)

## H. Anhang.

Bei der Planierung des Flughafens wurde die Straße wiedergefunden, die von Erfurt nach dem Dorfe Neusiß ungefähr parallel zur heutigen Stotternheimer Landstraße, jedoch mehr westlich führte. Oberflächlich war von ihr nichts mehr zu sehen, im Boden lag jedoch ihr Unterbau aus Kies und Steinen. Auf einem niedrigen Hügel in der Nordostecke des Flughafens fielen ferner mehrere flache Gruben von etwa $2^1/_2$ m Durchmesser auf. „Die führte man auf Karrn und Wagen gen Neusis unter den Roten bergk, da wurden 11 Gruben gemacht, welche alle voll wurden, dazu in Erffurt alle Kirchhöffe voll, ohne andere Orther mehr, denn das Sterben hat geweret 4 Jahr an einander" heißt es in einer Handschrift aus dem Jahre 1350 im Erfucter Archiv (Mitteilung von Herrn Lehrer Schuchardt in Erfurt). Die Angst, Eile und Rücksichtslosigkeit, mit der man sich der Pestleichen zu entledigen suchte, wie es auch Raabe eindrucksvoll im „Schüddetump" schildert, ging aus dem Anblick hervor, den der Inhalt einer solchen Grube bot: In 1,30 m Tiefe lagen wirr durcheinander und in drei Schichten übereinander viele Skelette in den sonderbarsten Stellungen, einen eigenartigen Gegensatz bildend zu den sorgfältigen bronzezeitlichen Bestattungen auf dem Flughafen (24).

### Nachträge (bei der Korrektur zugefügt).

(1) Dazu kommen die Tieferlegung des Gerabettes unterhalb der Stadt (Stufe am Pulverwehr) und die Unmöglichkeit des Eindringens der Niederschläge in den Stadtboden (Pflasterung, Fortleitung durch Kanalisation), ferner die starke Anzapfung des Grundwasserstroms oberhalb der Stadt für ihre Wasserversorgung.

(2) Möglicherweise war die Bestattete nur mit einem kurzen, wenig über die Knie gehenden Rock bekleidet.

Digitized by Google

(3) Der Leichenbrand lag also in der Amphore, nicht in dem großen Gefäß.

(4) Wagner, Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden, 1885, erwähnt mehrfach Bestattung der Leiche auf einem Brett.

(5) Auf dem hier (Tafel II, 2) beigefügten Bild ist der gelbrote Dolomitstein unter dem linken Rand des Deckelgefäßes sichtbar. Eine Photographie der geöffneten Urne mit dem weißen Quarzstein in Lehmann, Unsere Heimat in vorgeschichtlicher Zeit, Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, Heft 44, Erfurt 1927, auf Tafel VI, 2. Sonderdrucke dieser Arbeit (60 Seiten und 8 Tafeln) können vom Heimatmuseum, Erfurt, Johannesstraße 169, bezogen werden (Preis 1 Mk.). Über die Beschaffenheit des Leichenbrandes siehe den folgenden Nachtrag 12.

(6) Auf Tafel III, 2 sind die Steine der oberen Grabdecke von 32 oben zwischen den Schienen aufgestellt, rechts von 32 liegen die Steine der unteren Grabdecke von 32, noch weiter rechts die Steine der Grabdecke von 33. Ferner sieht man an den im Text angegebenen Stellen die beigegebenen Amulettsteine und an der linken Kopfseite von 32 das „Kopfkissen" aus einem sicher besonders ausgesuchten Stück Terebratulakalk. Siehe auch die folgenden Nachträge 11 und 15.

(7) Eine Skizze in der unter 5 genannten Arbeit des Verfassers auf Tafel II, 4. Über bronzezeitliche Bestattungen in Hocklage siehe Mannus, III. Ergänzungsband, S. 45 oben.

(8) Die 25 cm hinabgehende Vertiefung am Ostende war von der nur 10—15 cm tiefen am Westende (unter dem großen Kalkstein) durch eine Wand aus wenigen Geröllsteinen getrennt. Letztere stellt wohl den eigentlichen Grabraum dar, erstere möglicherweise (dem ganz ähnlichen Grab 35 entsprechend) das Fundament eines hölzernen Menhirs.

(9) In der Germania 1917, S. 147 teilt Behrens ein dachförmiges, nordsüdlich gerichtetes Steinplattengrab der späten Bronzezeit von Heldenbergen in der Wetterau mit.

(10) Diese Erhebung stellte nicht etwa die auseinandergeflossene Grabhügelerde dar. In der Nordostecke des Flughafens lagen ebenfalls auf einer Bodenschwelle einige Gräber und Abfallgruben. Ein Grab, mit Steinpackung versehen, wurde leider zerstört; einem freiliegenden Skelett waren grobe Gefäßscherben beigegeben. Über diesen und ähnliche Funde siehe die unter 5 genannte Arbeit des Verfassers, S. 227, 7.

(11) Nicht ausgeschlossen ist, daß die in Grab 32 und 33 bestatteten Personen außerdem blutsverwandt waren. Die auffällige geringe Größe und der zierliche Schädelbau würden dafür sprechen. Auerbach fand in der Umgegend von Gera zwei Hunde als Grabbeigabe, die außerhalb des Grabes lagen, mit diesem aber durch eine Lücke in der Steinsetzung in Verbindung standen; also ein weiterer Beweis, daß Flughafen Grab 33 eine Beigabe von 32 darstellt. (Wilke, Tierbestattungen, Festschrift des Geschichtsvereins zu Grimma, 1926.)

(12) Eine nachträgliche Untersuchung hat ergeben, daß der Leichenbrand in der größeren linksstehenden Urne von Grab 30 gröber und massiger ist als der in der rechtsstehenden. Bestattung von Mann und Frau ist also auch hier sehr wahrscheinlich entsprechend einem Doppelbrandgrab von Helmsdorf.

(13) Jeder der oft nur allein beigegebenen Tierzähne deutet also die Opferung eines Tieres beim Begräbnis an. In der unter 4 genannten Arbeit

Digitized by Google

werden mehrfach einzelne Zähne und Knochenstücke vom Schwein als „Reste des Leichenmahls" in Gräbern erwähnt.

(14) Ein sehr schönes Beispiel eines spätbronzezeitlichen Grabes mit einem Menhir (herfürstechender, großer, spitz auslaufender Stein, einen Schuh hoch die Grabdecke überragend) vom Roten Berg bei Erfurt ist beschrieben in Weißmantel, Historische Nachricht von deutschen Urnen und Altertümern, Erfurt 1783, abgedruckt in der unter 5 genannten Arbeit des Verfassers, S. 233.

(15) Schrader, Die Indogermanen, Quelle und Meyer, gibt an, daß beim Leichenbegängnis der weißrussischen Bauern eine kleine Öffnung in der Wand unterhalb der Decke geöffnet wird, damit die Seele ungehindert aus- und einspazieren kann, ferner wird der Tote im Hause aufgebahrt „mit den Füßen unweigerlich nach der Eingangstür gewendet". Eine solche Aufbahrung ist auch auf Vasen der Dipylonkultur dargestellt.

(16) In der 12. Veröffentlichung des Fuldaer Geschichtsvereins, 1914, teilt Vonderau ein spätbronzezeitliches Brandgrab von Uffhausen bei Fulda mit; die den Leichenbrand enthaltende Amphore stimmt mit der aus Grab 3 des Erfurter Flughafens überein (Abb. 2), der Urnendeckel von Uffhausen mit dem Deckel von Flughafen Grab 25. In der unter 4 genannten Arbeit von Wagner ist ein Gräberfeld von Huttenheim beschrieben, bei dem eine Anzahl von Brandbestattungen und ein Skelettgrab in einer von Südwesten nach Nordwesten laufenden Reihe (also wie die Achse des Erfurter Friedhofs) lagen; 2 Amphoren sind ähnlich den Gefäßen von Waltersleben, wie schon Schliz bemerkt hat.

(17) In einer Steinpackung von Nohra lag ein gestrecktes Skelett eines Erwachsenen und ein hockendes Kinderskelett. Ich vermutete hier eine Bestattung von „Mutter und Kind", bei der das Kind der Mutter ins Grab folgen mußte. Herr Kustos Möller teilte mir auf eine entsprechende Anfrage mit, daß tatsächlich bei dem Erwachsenen nach dem Schädel- und Beckenbau zu urteilen weibliches Geschlecht vorliegt. Allerdings lag in der Kalbsriether Steinkiste ein deutliches männliches Skelett zusammen mit den Knochen eines Kindes.

(18) Eine Zeichnung in der unter 5 genannten Arbeit des Verfassers, Tafel II, 12.

(19) Neuere Funde haben gezeigt, daß dieser Wohnplatz von der jüngeren Bronzezeit an bis in die ältere Eisenzeit benutzt wurde. 1 km nördlich von der Fundstelle ist im Johannesfeld auch ein Aunjetitzer Becher gefunden worden (Mannus, Bd. 16, S. 155, Abb. 1, 8). Am häufigsten sind Bruchstücke von zeitlich nicht eindeutigen groben Vorratsgefäßen. Über Funde der Knowiser Kultur siehe Anmerkung 23.

(20) Kürzlich wurden gegen 20 solcher Tonkörper regellos lagernd in einer Grube gefunden. Daß sie gelegentlich auch als Feuerblöcke (teilweise Feuerwirkung) verwendet werden konnten, wie früher vermutet worden ist, ist möglich; sonst sind es aber bestimmt Gewichte. Mehrere von Erfurt-Nord und vom Roten Berg zeigen deutlich den Abdruck der Aufhängeschnur, wie es auch von anderen Fundstellen bekannt ist. Sie dienten beim (wagerechten) Webstuhl zum Wiederniederziehen des durch die Fußbewegung gehobenen Webfachs (nach Herrn Niehoff, Halle), vielleicht auch zum Spannen des Kettenbaumes oder der einzelnen Kettenfäden.

(21) Inzwischen haben sich noch weitere interessante Funde eingestellt: Schlittenkufenknochen, vogelähnliche Tonfiguren, ein sicheres Beispiel von

Digitized by Google

Anthropophagie (die unter 5 genannte Arbeit des Verfassers, Tafel II, 15 mit Erläuterung), eine Hundedoppelbestattung (daselbst S. 230, 17), letztere halte ich für ganz sicher, nachdem ich die unter 11 genannte Arbeit von Wilke kennen gelernt habe. Daselbst sind mehrfach gerade Doppelbestattungen erwähnt. Die Doppelzahl wiederholt sich bei Erfurt nochmals in einer möglicherweise aber schon der Frühlatènezeit angehörenden Grube aus der Beaumontstraße (auch in meiner Arbeit auf S. 230, 17 erwähnt). Da im letzteren Fall die Gelenkköpfe der Oberschenkel durch Kalkabsatz verkittet noch in den zugehörigen Gelenkpfannen stecken, sind es wohl auch hier ganz sicher zwei vollständige Skelette gewesen, nicht unvollständige Mahlzeitreste, wenn auch der Hund gegessen wurde, wie einzelne und zerschlagene Knochen von Erfurt-Nord beweisen. Gerade die Doppelzahl beweist, daß es sich nicht um Verscharrung verendeter, sondern um regelrechte Bestattung absichtlich als Opfer (Bauopfer?) getöteter Tiere handelt. Bei Erfurt-Nord hätte man Kadaver bequemer in nächster Nähe in den Fluß geworfen. Die aus den Erfurter Funden erhaltenen Hundeschädel gehören derselben Rasse an. Auffällig ist ferner der Fund einer bearbeiteten Austernschale und ein weiterer einer unbearbeiteten (daselbst S. 230, 15). Wie in Erfurt-Nord, sind auch neuerdings bei Opperau nahe Breslau Schlittenkufenknochen zweifelsfrei in Siedlungsgruben der jüngeren Bronzezeit nachgewiesen worden (Mitteilung von Herrn Dr. Jahn). Über bronzezeitliche Schlittenkufenknochen und Anthropophagie in Böhmen siehe Pamatky 16, 1893, Tafel 14 und 15.

(22) Das sägeförmige Knochengerät von Erfurt-Nord auf Abb. 3, unten rechts, ist steinzeitlich und gehört der Bernburger Kultur an, die vom Verfasser an mehreren Punkten der Erfurter Gegend nachgewiesen werden konnte (siehe die unter 5 genannte Arbeit, S. 198 und 224, 16). Bei Erfurt-Nord am höchsten Punkt der spätbronze- bis alteisenzeitlichen Dorfstelle östlich der Mittelhäuserstraße fanden sich auch Spiral-, Stichreihen- und Rössener Keramik, überraschend wegen der Lage in der Niederung und auf Kiesboden, auffallend ferner wegen des Zusammenvorkommens dieser 3 Stilarten auch in dieser ganz kleinen bandkeramischen Siedlung. Dennoch halte ich, wie ich bereits betont habe, diese keramischen Stile für getrennte Kulturerscheinungen (Mannus, Bd. 16, S. 154 und die unter 5 genannte Arbeit, S. 189, daselbst auch Tafel I, 9—13 über andere steinzeitliche Kulturen von dieser Fundstelle und aus der Nähe).

(23) Dies Gefäß gehört der Knowiser Kultur Böhmens an. Über ein bei Köthen gefundenes Gefäß dieser Art siehe die unter 5 genannte Arbeit des Verfassers, Tafel I, 18. Neulich ist bei Erfurt-Nord auf der spätbronzezeitlichen Dorfstelle an der Mittelhäuser Landstraße wieder ein ledergelbes Gefäß der Knowiser Kultur von 36,5 cm Höhe gefunden worden (aus Scherben einer Abfallgrube zusammengesetzt). Die „Altertümer", S. XXX, erwähnen ein „Etagengefäß der Lausitzer Kultur" von Ammerbach bei Jena.

(24) Danach kamen an dieser Stelle auch ein Teil der alten Friedhofsmauer, viele regelrechte Bestattungen in Holzsärgen (ostwestlich gerichtet), Bauschutt, Dachziegel und ein profilierter Stein von der Friedhofskapelle zum Vorschein.

(25) Das auch in den Gräbern 10 und 17 beobachtete Herabsinken des Unterkiefers beweist, daß die Bestattungen in den Hohlräumen von Holzsärgen erfolgt sind.

Digitized by Google

# Die absolute Chronologie der germanischen Fibeln der frührömischen Kaiserzeit.

Von Helmut Preidel, Brüx.

## Zur Geschichte der Forschung.

Schon früh erkannte man in der Vorgeschichtswissenschaft die Wichtigkeit der Fibeln für die Zeitbestimmung. Meist aber befaßte man sich nur gelegentlich eines Fundes mit Einzelbeschreibungen, äußerte hier und da Ansichten, führte auch bisweilen einzelne Vergleichsstücke an, ohne jedoch systematisch Zusammenhänge aufzusuchen [1]). Von einer Fibelforschung konnte damals noch keine Rede sein.

Als älteste wissenschaftliche Arbeit darf die Abhandlung des schwedischen Reichsantiquars Hans Hildebrand gelten, die 1873 in der Antiqvarisk tidskrift för Sverige IV (1872—1880) unter dem Titel Studier i jämförande förnforskning I, Bidrag till spännets historia erschien. Bereits im Oktober 1871 hatte Hildebrand auf dem Archäologenkongreß in Bologna eine Übersicht über die wichtigsten Fibelformen gegeben, die ihm als Grundlage für seine Arbeit diente. Er unterschied bronzezeitliche Fibeln, Hallstatt- und Latèneformen und weiters provinzialrömische Fibeln. Fünf Kapitel widmet er den „germanischen Spangen", wobei er die einzelnen Formen in verschiedenen Gruppen mit Buchstaben bezeichnet.

Diese für ihre Zeit höchst bedeutende Arbeit gab den Anstoß zu einer Reihe örtlich begrenzter Einzeluntersuchungen, die den Fibeln größere Aufmerksamkeit zuwandten. Zunächst ist die Arbeit des dänischen Gelehrten Sophus Müller zu nennen, En Tidsadskillelse mellem Fundene fra den aeldre Jernalder i Danmark, die 1874 in den Aarböger for nordisk Oldkyndighed erschien. Die Unterscheidung einer früh- und spätrömischen Kaiserzeit verdanken wir dieser Abhandlung.

Eingehender mit den Fibeln der frühen römischen Kaiserzeit befaßte sich der Deutsche Christian Hostmann in seinem Bericht: Der Urnenfriedhof von Darzau in der Provinz Hannover. Braunschweig 1874, S. 53ff. Er zog eine Fülle von Vergleichsmaterial heran, mit dessen Hilfe er auf Grund der verschiedenen Lagerung der Spangen auf dem Gräberfelde versuchte, die einzelnen Formen zeitlich zu bestimmen. Das Bestreben, für die germanischen Fibeln eine römisch-provinzielle Herkunft nachzuweisen, führte ihn in die Irre.

Aus den nächsten Jahren ist eine Arbeit des Dorpater Mineralogen C. Grewingk zu nennen: Zur Archäologie des Baltikums und Rußlands (Archiv für

[1]) Tischler nennt die hauptsächlichsten dieser Arbeiten in den Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg XIX (1878), S. 173 ff.

Digitized by Google

Anthropologie X (1878), S. 73ff., 297ff., in der er besonders auf S. 93 auf die Fibeln eingeht), die deshalb wichtig ist, weil er als erster eine Terminologie einführt, die zum Teil bis heute Gültigkeit besitzt.

Gleich im nächsten Jahre erschien eine Abhandlung des Königsberger Forschers Otto Tischler, Ostpreußische Gräberfelder III (Schriften der phys.-ökon. Ges. Königsberg XIX (1878), S. 159ff.), in der er auf das eingehendste die ostpreußischen Fibelformen bespricht. Auch er nahm eine römische Herkunft an und sah sich zu erzwungenen Erklärungen genötigt. Seine „systematische Anordnung" der Fibeln hatte vor allem den Fehler, daß sie zu wenig übersichtlich war. Große lateinische Buchstaben, kleine, dann griechische in Verbindung mit römischen Zahlen waren zu unterscheiden. Jedes Zeichen bedeutete ein bestimmtes morphologisches Merkmal. Tischler selbst befriedigte dieses System nicht, denn er wandte es niemals mehr an. Sein Vortrag in München „Über die Formen der Gewandnadeln (Fibeln) nach ihrer historischen Bedeutung" (Beitr. z. Anthropol. u. Urgeschichte Bayerns IV, 1881) bewegte sich bereits ganz in den von Grewingk vorgeschlagenen Bahnen, indem er unter einer die Konstruktion kennzeichnenden Überschrift die einzelnen Formen behandelte. Auch chronologisch verbesserte er sich, hielt aber immer noch an einer römischen Herkunft fest, gab sogar eine Erklärung für die merkwürdige Tatsache, daß sich oft ganz bestimmte Formen nur auf eng umgrenzten Gebieten vorfinden, indem er dem römischen Handel moderne Richtlinien unterschob.

Solange man im Römerreiche die Wurzel der Fibelindustrie suchte, solange man die germanischen Spangen also für Masseneinfuhrstücke hielt, die für gewisse Gebiete nach einem dort beliebten Schema gefertigt worden seien, so lange war jede Fibelforschung lahmgelegt. Da mußte ein Montelius kommen, um in die zerrissene Forschung Licht hineinzubringen und ihr den Weg zu weisen, der allein gangbar war, um aus dem Wirrsal von Meinungen und Irrtümern herauszukommen. Montelius unternahm es, einheimische Vorstufen für die kaiserzeitlichen Fibeln zu suchen und glaubte sie auch gefunden zu haben. Seine Abhandlung Runornas ålder i Norden (Svenska fornminnesföreningens tidskrift VI (1885/87), S. 236ff. über die Fibeln S. 250ff.) enthält in ihren Abbildungen 1—8 den ersten Versuch einer typologischen Reihe. Wenn diese sich späterhin auch als verfehlt erwies, so war doch der Gedanke zweifellos richtig. Bereits in den nächsten Jahren war er auf Grund seiner weiteren Fibelstudien in der Lage, diese auf ein Jahrhundert zeitlich zu bestimmen [1]).

Bereits ein Jahr früher hatte Sophus Müller in seiner Ordning af Danmarks Oldsager (Kopenhagen, Leipzig, London, Paris 1888—1895), III. Teil, Jernalderen 1895) die Fibeln in sein System eingeordnet, stand aber durchaus noch im Banne der alten Anschauung von dem Ausfuhrhandel der römischen Industrie, indem er allen angeführten Stücken eine römische Herkunft zuspricht.

Hatte die schwedische Forschung schon vieles zur richtigen Einschätzung der Fibeln beigetragen, so kann es nicht wundernehmen, daß ein Schwede darüber eine besondere Arbeit verfaßte, die sich sogar nur auf einen kleinen Teil des Fibelformenschatzes beschränkte. Oskar Almgrens Studien über die nordeuropäischen Fibelformen der ersten nachchristlichen Jahrhunderte mit Berücksichtigung der provinzialrömischen und südrussischen Formen, eine Dissertation, die 1897 in Stockholm erschien, war und ist noch von alles überragender Bedeutung. Almgren stellte nicht nur weitere typologische Reihen auf und teilte sie bestimmten Gruppen

[1]) O. Montelius, Öfversigt öfver den Nordiska forntides perioder, Svenska fornminnesföreningens tidskrift VIII (1891—93), S. 144ff., eine Zeitbestimmung, die er bald verfeinerte und seiner großen Abhandlung, Den nordiska jernålderns kronologi, ebenda XI (1896) zugrunde legte.

Digitized by Google

zu, die er nach Möglichkeit mit alten Namen bezeichnete, er wies auch auf Grund seiner umfassenden Museums- und Literaturstudien deren Verbreitung nach. Er war es, der auf das schlagendste den Nachweis einer bodenständigen germanischen Fibelindustrie erbrachte, er bestätigte die Richtigkeit der Montelius'schen Chronologie. Trotz alledem scheute er sich in seiner Arbeit auf ethnologische Bestimmungen einzugehen, verwandte vielmehr für die landschaftlichen Unterschiede nur geographische Bezeichnungen. Erst Kossinna erkannte hier die Gegensätze von West- und Ostgermanen und weiter die Eigenheiten der kleineren Einzelstämme [1]). Wenn sich auch in Einzelheiten — sei es durch Bekanntwerden neuer Fibelformen, sei es durch vertiefte Studien — Verbesserungen anführen lassen, wie sie Almgren selbst in einem Aufsatze [2]) betreffs der Herkunft einzelner Fibelgruppen vornahm, so bleibt doch die außerordentliche Bedeutung seiner Arbeit, wie sie sich besonders in ihren Wirkungen kennzeichnet, bestehen. Beinahe ein Vierteljahrhundert mußte verstreichen, ohne daß an dem von Almgren aufgestellten typologischen Zusammenhängen gerüttelt werden konnte. Wohl sind früher schon die chronologischen Bestimmungen schärfer gefaßt worden [3]), so insbesonders durch den hochverdienten ostdeutschen Forscher Erich Blume [4]) und durch einen anderen Kossinna-Schüler, Alfred Plettke [5]), die beide das Tischlersche chronologische System ihren Arbeiten zugrunde legten. Die Stufe B, die der frührömischen Kaiserzeit entspricht, schieden sie in eine älteste (= 1. Jahrh. n. Chr.), in eine mittlere (= um 100 n. Chr.), in eine jüngere (= 2. Jahrh.) und in eine jüngste (um 200 n. Chr.) Abteilung.

Abgesehen von der absoluten Zeitbestimmung erfuhr das Almgrensche System keine Änderung. 1922 erschien eine Arbeit von Erich Frischbier [6]), die aber nur wenig Neues brachte. 1923 wurde das Almgrensche Fibelwerk ohne wesentliche Änderungen neu aufgelegt, nachdem die hier im Auszuge vorgelegte Dissertation eingereicht worden war. Die seither herausgekommenen Arbeiten [7]) beziehen sich lediglich auf die Ableitung einer Fibelgruppe.

## Die einzelnen Fibelformen und ihre Zeitberechnung.

Bevor noch auf das eigentliche Thema eingegangen werden soll, muß eine Einheitlichkeit in der Formenbezeichnung gewählt werden. Einerseits ist das Almgrensche Werk bis auf den heutigen Tag als Grundlage jeder Arbeit über die frührömische Kaiserzeit zu betrachten und eine Neuschaffung von Typenbezeichnungen würde arge Verwirrung anrichten, andererseits aber müssen doch gewisse Ergänzungen vorgenommen werden, die in das Almgrensche Schema nicht hineinpassen. Diese Erwägungen bestimmen, die Fibelgruppen Almgrens zwar

[1]) G. Kossinna, Verzierte Eisenlanzenspitzen. Zeitschr. f. Ethnol. 1905, besonders S. 394 ff.; ferner Vorwort zu Almgrens Fibelwerk, 2. Aufl., S. 5 f.

[2]) O. Almgren, Die Bedeutung des Markomannenreiches in Böhmen für die Entwicklung der germanischen Industrie. Mannus V (1913), S. 265 ff.

[3]) A. Kiekebusch, Der Einfluß der römischen Kultur auf die germanische im Spiegel der Hügelgräber des Niederrheins nebst einem Anhange: Die absolute Chronologie der Augenfibeln. Berlin. Dissert. 1908.

[4]) E. Blume, Die ostgermanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. I, Würzburg 1912 (Mannusbibl. 8), S. 23 ff.

[5]) A. Plettke, Ursprung und Ausbreitung der Angeln und Sachsen, in Urnenfriedhöfen in Niedersachsen. III, 1. Hildesheim und Leipzig 1922.

[6]) E. Frischbier, Germanische Fibeln im Anschluß an den Pyrmonter Brunnenfund. Mannusbibl. 28. Leipzig.

[7]) G. Schwantes, Zur Typologie der Augenfibeln. Prähist. Zeitschr. XV (1924), S. 138. W. Schulz, Zur Entstehung der Augenfibeln. „Germania" XI (1926), S. 110 ff.



Digitized by Google

beizubehalten, aber die einzelnen Typen doch in der richtigen Reihenfolge, je nach der Gruppe, zu bezeichnen.

## Gruppe I. Eingliedrige Armbrustfibeln.

Das Wissenswerte über diese Spangenart hat bereits Almgren a. a. O., S. 7ff., mitgeteilt. Nur seine Ableitung, die neuestens Frischbier a. a. O., S. 20ff., in anderer Form wiederholt hat, sei ergänzt. Frischbier will für die Vorstufen dieser Gruppe den Namen „Bojerspange" einführen. Das halte ich für unberechtigt, da diese Form (Almgren 2) nicht nur, wie Frischbier annimmt, die meisten Vorstufen in Böhmen hat, sondern auch in germanischen Gebieten. Das Merkmal dieser Fibel ist der rundstabige Bügelhals und der mehr weniger rundliche Bügelfuß. Diese beiden Kennzeichen leiten deutlich zu den bandförmigen Formen Almgren 2 über. Das Mittellatèneschema ist zweifellos keltischen Ursprungs. Ob man aber damit auch die Herkunft der gegossenen Spätlatènefibeln der Germanen, denen das untersehnige Mittellatèneschema ebenfalls bekannt war (z. B. Kostrzewski, Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit, Leipzig 1919 [Mannusbibl. Nr. 19], Beilage 4/5, ferner Mannus IV [1912], S. 307, Abb. 4) aus dem keltischen Gebiete herleiten muß, erscheint mir zweifelhaft. Eine Möglichkeit besteht allerdings, jedenfalls aber nur für die Form Kostrzewski, Abb. 24, mit rundstabigem Bügelhals. Fibeln wie Almgren 2 sind also wohl germanischen Ursprungs und der von Frischbier in Anwendung gebrachte Namen ist als irreführend abzulehnen. War einmal die Aufgabe, den Nadelhalter auf einem verbreiterten Bügelfuße zu befestigen, gelöst, dann können sich Formen wie Almgren 2 rasch zu eingliedrigen Armbrustfibeln ausgestalten. Das Merkwürdige bleibt dabei nur, daß dieser letzte Schritt lediglich im Gebiete der unteren Elbe und weiter nordwärts davon unternommen wurde, während Spangen wie Almgren 2 auf gemeingermanisches und ehedem keltisches Gebiet verteilt sind. Zu beachten ist, daß die Form Almgren 2 nicht in die Latènezeit gesetzt werden darf, wie dies Almgren a. a. O., S. 8 und Frischbier a. a. O., S. 20ff. tun. Die im Verzeichnis der geschlossenen Funde angeführten 13 Belege sprechen deutlich für eine Stellung um Christi Geburt oder etwas später [1]).

### Form I, 1 (= Almgren 10).

Auf das deutlichste zeigt diese Entwicklungsstufe noch die Eigenheiten der Spangen wie Almgren 2, nur daß der Bügel sehr verbreitert ist. Der Bügelknopf erscheint zumeist als Einschnürung. Auch der Nadelhalter kommt meines Wissens nur im geschlossenen Zustande vor. Bezüglich der Zeitstellung geben die im Verzeichnis angeführten geschlossenen Gräberfunde 53, 70, 81, 89, 90, 91, 143a hinreichend Auskunft. Das Original von Almgren 10 fand sich mit einer Spätlatènefibel in einem Bronzeeimer [2]), der nach Willers in der frühen Spätlatènezeit hergestellt worden ist. Für die Zeitstellung der Form I, 1 ist fernerhin der Umstand von Bedeutung, daß wenigstens ein Stück im frührömischen Lager zu Hofheim i. T. zutage gekommen ist. Dieses Lager ist nach Ritterling [3]) um das Jahr 40 n. Chr. angelegt worden und wurde im Jahre 50 n. Chr. wahrscheinlich durch einen Zug der Chatten

[1]) Funde 111, 113, 114, 115, 126, 140, 141, 143, 160, 161, 175, 179, 185.

[2]) Willers, Neue Untersuchungen über die römische Bronzeindustrie von Capua und von Niedergermanien, besonders auf die Funde aus Deutschland und dem Norden hin. Hannover und Leipzig 1907, Abb. 6, S. 22.

[3]) Das frührömische Lager bei Hofheim i. T., Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung 40 (1912), S. 81f. Vgl. auch Nass. Annalen 34 (1904), S. 17ff., 402f.

Digitized by Google

zerstört [1]). Die in den oben erwähnten Funden vorliegenden sechs anderen Fibelformen beschränken sich, wie noch gezeigt werden soll, auf die früheste römische Kaiserzeit mit zwei Ausnahmen, wovon die eine nicht einmal als beweiskräftig gelten kann, da nur eine ungefähre Bestimmung möglich war.

Diese Gründe sprechen für eine Datierung in die erste Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr.

Form I, 2 (= Almgren 11).

Weit dürftiger fließen die Quellen bezüglich der zeitlichen Stellung dieser Form, deren kennzeichnendes Merkmal ein hochgewölbter, bisweilen auch kantiger Bügelhals ist [2]). Für die chronologische Bestimmung bietet das Lager bei Hofheim wieder Anhaltspunkte. Hier sind nämlich mindestens 3 Stücke dieser Form vorhanden, die im einzelnen sogar schon zu der nächstfolgenden Stufe überleiten [3]). Wie erwähnt, ist das älteste Lager bei Hofheim im Jahre 50 n. Chr. zerstört worden. Es wurde aber, wie Ritterling a. a. O., S. 90ff., eingehend dargelegt hat, in den 70er Jahren wiederum errichtet und dürfte gegen das Ende des ersten oder im Beginne des zweiten Jahrhunderts n. Chr. „friedlich aufgegeben und geräumt worden" sein. In welchem Abschnitt der Besiedlung des Hofheimer Lagerplatzes die genannten Fibeln gehören, erhellt aus den im Verzeichnis angeführten Funden 67, 69a, 75, in denen die Form I, 2 nur mit Spangen des späten Teils des ersten Jahrhunderts n. Chr. auftritt. Dafür spricht schließlich auch der verhältnismäßig große typologische Abstand der im Hofheimer Lager gefundenen Fibeln a. a. O., IX, 164—166, von der der vorigen Form zuzuzählenden Fibel, ebenda Nr. 168, während der Zusammenhang mit der gleich zu behandelnden Form I, 3 — die Fibel ebenda Nr. 167 — sehr naheliegt.

Angesichts dieser Tatsachen wird man nicht umhin können, für die Form I, 2 die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. in Anspruch zu nehmen.

Form I, 3 (= Almgren 12).

Das kennzeichnende Merkmal dieser Fibeln ist der rundstabige Bügelhals, der es in der Folge ermöglicht, ohne besondere Umstände die Windungszahl der Spiralrolle zu erhöhen, ein Bestreben, das sich auch bei anderen Fibelgruppen zeigt. Dagegen ist der sich nach unten zu verbreiternde Bügelfuß bei Almgren 12 nicht kennzeichnend, denn er findet sich ebensowohl bei der Form I, 2 wie auch bei der späteren Form, dort allerdings in etwas abgeänderter Gestalt. Der nahe Zusammenhang mit dem vorausgehenden Typus — die Übergänge lassen sich besonders gut

[1]) Mitteilungen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung 1906/07, S. 101, ausführlicher Nass. Annalen 40 (1912), S. 84ff.

[2]) Frischbier, a. a. O. S. 32ff., will dies freilich nicht wahrhaben und kommt auf Grund seiner Erwägungen zu dem Ergebnis, daß der Bügelhals unmöglich „im Brennpunkte der Typologie" gestanden haben kann, da Fibeln mit bandförmigem Hals, solche mit kantigem Hals und solche mit drahtförmigem (runder Querschnitt, Form I, 3) „als parallel nebeneinander herlaufend zu denken" seien. Allerdings kannte Frischbier nur den bei Almgren a. a. O., S. 218 unter Nr. 60 (hier 67) angeführten geschlossenen Fund, den er als Einzelerscheinung nicht beachtete, obwohl der Unterschied gegenüber den bei Almgren, S. 215 unter Nr. 25 (hier 81) und S. 222 unter Nr. 137 (hier 52) erwähnten Funden doch ziemlich augenfällig war. Frischbier überbrückt diese Kluft (unter Angabe, daß sie als „parallel nebeneinander herlaufend zu denken" seien) mit der Annahme, „daß diesen Eigentümlichkeiten (der Halsquerschnittsdifferenzen) als Ergebnisse des Geschmackes eine gewisse Trägheit zukommt und sie sich deshalb vererbt haben werden". Die Tatsachen sprechen gegen diese Frischbierschen Gründe.

[3]) Abgeb. Nass. Annalen 40 (1912), Taf. IX, S. 164—166. — Auf S. 125 a. a. O. ist bei der Beschreibung ein Fehler unterlaufen, wie die Fußnote 153 ausweist. Danach muß es im Anfang des 3. Abschnittes a) statt Nr. 166 Nr. 167 heißen. (Dies zur Vermeidung von Irrtümern.)



Digitized by Google

bei den Hofheimer Spangen verfolgen —, das Vorkommen einer hierher gehörigen Fibel im jüngeren Hofheimer Lager selbst und das Auftreten der Form I, 3 in den Funden 66 und 69 sprechen für eine Zeitstellung innerhalb des ersten Drittels des zweiten Jahrhunderts n. Chr.[1]).

Form II, 4 (= Almgren 13, Hoffmann, Darzau, Taf. IX, 3).

Das kennzeichnende Merkmal dieser Spangen ist die verlängerte Spiralrolle, die zur Festigung nun eine besondere Achse benötigt, und ferner der aufwärts strebende, fast quadratisch zu nennende Nadelhalter, Merkmale, die auch bei anderen Gruppen auf späte Entwicklungen deuten. Der typologische Zusammenhang und das bei dem einzigen geschlossenen Funde 71 immerhin beachtenswerte Vorkommen mit einer Kniefibel veranlassen, diese Form in die erste Hälfte, besser vielleicht noch in das zweite Drittel des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts zu verlegen.

## Gruppe II. Fibeln mit zweilappiger Rollenkappe.

Auch diese Gruppe hat Almgren als erster in ihrem vollen Umfange charakterisiert. Wie er bereits andeutete (a. a. O., S. 11), Frischbier a. a. O., S. 77ff. nur ausführlicher darlegte, entwickeln sich die Rollenkappenfibeln aus spätlatènezeitlichen Formen, die letzterer treffend als „Balkenfibeln" bezeichnete. Es sind dies Fibeln mit oberer Sehne, bei denen zur Stütze oder Sicherung der Spiralrolle zu beiden Seiten des Bügelhalsendes plattenförmige Querbalken angebracht sind, auf denen deutlich eine Strichverzierung die Form der verdeckten Spiralrolle angibt (vgl. Frischbier a. a. O., Abb. 54). Eine bereits weiter entwickelte Spange dieser Art, bei der der Balken zu einer Rollenkappe geworden ist, gibt Almgren 23 wieder. Beide angesprochenen Formen besitzen keinerlei Befestigung der Sehne, so daß diese gleichsam in der Luft hängt. Gegenstücke zu der letzt enannten Fibel bilden zwei Spangen aus Böhmen, auf die Almgren Mannus V (1913), S. 271[2]) hingewiesen hat. Sie besitzen freilich keine Rollenkappen, sondern einen stark verbreiterten Stützbalken, wohl aber eine Sehnenplatte, die sie typologisch höherstellt (Abb. 1).

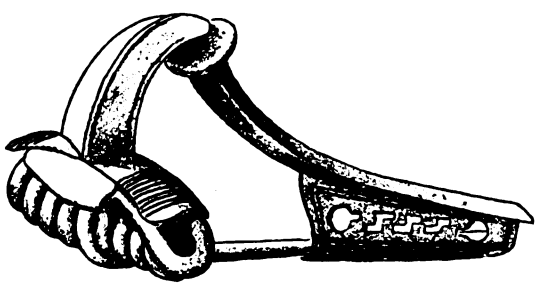


Abb. 1. Fibel von Pičhora, Böhmen; 1/1. Nach Almgren, Mannus V, 271, Abb. 11. Markomannische Abart der Rollenkappenfibel. 1. Jahrh. nach Chr.

Form II, 1 (= Almgren 24).

Die kennzeichnenden Merkmale dieser Form sind neben dem durchbrochenen Nadelhalter die entwickelten Rollenkappen und die Sehnenbefestigung durch eine verzierte Platte oder durch einen mehr bandförmigen Sehnenhaken[3]). Die zeitliche

[1]) Für diese Ansetzung spricht auch eine eigentümliche Mischform, die im jüngeren Hofheimer Lager gefunden worden ist [abgeb. Nass. Annalen 40 (1912), Taf. IX, 163], der später noch gedacht werden soll.

[2]) Im Nachwort in der 2. Auflage seines Fibelwerkes erwähnt Almgren seine früher geäußerten Vermutungen nicht mehr.

[3]) Die Sehnenplatte ist zweifelsohne älter. Bei den weiterentwickelten westgermanischen Rollenkappenfibeln (Almgren 28ff.) tritt der plattenförmige Sehnenhaken nicht mehr auf, nicht einmal der extrem bandförmige wie Almgren 36, eine Erscheinung, die für das Bestreben spricht, die Sehnenplatte in einen Haken umzugestalten. Dieser Vorgang ist aber nur bei den westgermanischen Rollenkappenfibeln zu beobachten.

Digitized by Google

Stellung dieser Form erhellt aus 11 geschlossenen Funden (42, 43, 46, 50, 53, 76, 86, 128, 131, 131a, 143a (vgl. auch 137), in denen sie mit Bronzegefäßen vorkommt, über deren Herstellungszeit nach den Arbeiten von Willers[1]) fernerhin kaum ein Zweifel bestehen kann. Für die Bronzeschüssel Müller 189[2]) kann man allein schon aus den geschlossenen Funden 11 und 171, wo sie mit Latènefibeln vorliegt, eine frühe Zeitstellung ersehen[3]). Daß sie aber vereinzelt im ersten, ja vielleicht sogar im zweiten Jahrhundert n. Chr. noch im Gebrauch gewesen sind, geht aus dem Mosaikbilde der Villa Hadrians in Tibur hervor. Schüsseln wie Müller 189 dürfen also zu einer Datierung nicht herangezogen werden. Höchstens können sie eine schon durch andere Umstände ermöglichte Zeitbestimmung noch erhärten. Zugleich mit der eben erwähnten Schüssel kommen im Funde 43 zwei schöne trichterförmige Becher (Müller 195) vor, die nach Willers (Hemmoor S. 198) unter die ältesten römischen Einfuhrwaren gehören. Im Funde 86 liegt ein Bronzekessel NU. 9 vor. Diese Kessel gehören nach Willers (NU. S. 13) der Spätlatènestufe an, können aber auch, wie der Fund 76 lehrt, vereinzelt noch in der frühesten Kaiserzeit vorkommen[4]). Was endlich den im Funde 131 vorliegenden Bronzeeimer mit Delphinattachen (NU. 6) betrifft, so kann seine Herstellung nach Willers Angaben (NU. S. 23, 25f.) etwa auf die Zeit Cäsars beschränkt werden. Nach Abrechnung der Gebrauchsdauer gelangt man ebenfalls in die allerfrüheste Kaiserzeit. Dasselbe gilt auch von der im Funde 131a vorkommenden Kelle NU. 48, die nach Willers (NU. S. 82) der augusteischen Zeit entstammen soll. Sonach unterliegt es wohl keinem Zweifel mehr, die Form II, 1 mit durchbrochenem Nadelhalter der frühesten römischen Kaiserzeit, etwa dem ersten Drittel des ersten Jahrhunderts n. Chr. zuzuteilen. Für eine solche Zeitansetzung sprechen auch die genannten geschlossenen Funde mit Ausnahme von 42 und 76, die noch auf ein späteres Vorkommen deuten.

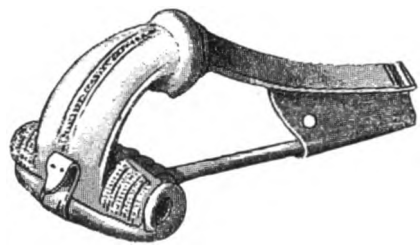


Abb. 2. (Nach Pič.)

Form II, 2 (= Almgren 25, Abb. 2).

Das kennzeichnende Merkmal der hierher gehörigen Spangen ist der durchlochte Nadelhalter. Vereinzelt beginnt bereits die Verkümmerung des rückwärtigen Teiles der dicken Bügelscheibe. Im allgemeinen werden Fibeln mit mehrfach gelochtem Nadelhalter älter sein als solche mit nur einfacher Lochung. Chronologisch ist das weiter nicht bedeutsam, läßt sich auch kaum nachweisen. Die Zeitstellung der Form II, 2 läßt sich nicht so klar wie früher zeigen, obwohl 8 geschlossene Funde vorliegen (38, 45, 49, 65, 68, 77, 94, 135). Fund 45 enthält eine Bronzeschüssel Müller 189, kommt also für die Zeitbestimmung nicht in Frage. Fund 65 scheidet ebenfalls aus und auch die übrigen bieten keine genauen Belege. Die Funde 77 und 135 enthalten früheste Augenfibeln, die in den Beginn der römischen

[1]) Die römischen Bronzeeimer von Hemmoor nebst einem Anhang über die römischen Silberbarren von Dierstorf. Hannover und Leipzig 1901. — Neue Untersuchungen usw.

[2]) S. Müller, Ordning af Danmarks oldsager, Jernalderen. Kopenhagen 1895, Abb. 189.

[3]) Vgl. O. Almgren, Die ältere Eisenzeit Gotlands I. Stockholm 1914, S. 10, Taf. VII, 103 (Literatur ebenda).

[4]) Der Fund 76 gehört ins letzte Drittel des ersten Jahrhunderts n. Chr., wie noch dargelegt werden soll. — Vgl. auch Drexel, Über den Silberkessel von Gundestrupp, Jahrb. d. kais. deutsch. archäol. Instit. 30 (1915), S. 7.

Digitized by Google

Kaiserzeit gehören, die Funde 68 und 94 wieder nur Formen, die dem ausgehenden ersten Jahrhundert zugesprochen werden müssen. Eine Mittelstellung nimmt der Fund 49 ein, der eine späte, etwas variierte Augenfibel lieferte, die um die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. anzusetzen ist. Es würde sich also ergeben, daß die Form II, 2 sich durch das ganze erste Jahrhundert n. Chr. erhalten hätte. Das ist jedoch kaum anzunehmen, denn Spangen mit durchlochtem Nadelhalter, also mit einem Überbleibsel aus der spätesten Latènezeit, kommen bei anderen Spangengruppen sehr bald aus dem Gebrauche. Bei der typologischen Stellung der Form II, 2 zwischen der vorigen und der gleich zu behandelnden Stufe oder mit Rücksicht auf ihr Vorkommen mit Spangen aus dem ersten und letzten Drittel des ersten Jahrhunderts n. Chr. (wobei das Hauptgewicht noch auf dem ersten Drittel liegt), ist eine Ansetzung um die Mitte dieses Jahrhunderts das einzig vermittelnde. Gleichviel wird man nicht umhin können, das etwa anzunehmende zweite Drittel dieses Zeitabschnittes nach vorn nicht so schroff abzugrenzen.

### a) Westgermanische Rollenkappenfibeln.

#### Form II, 3 (= Almgren 26, Nadelhalter Almgren 34b).

Das kennzeichnende Merkmal dieser Form ist der geschlossene Nadelhalter. Die Befestigung der Sehne besorgt immer ein Sehnenhaken, der gewöhnlich zurückgeschlagen und verziert das Aussehen eines Tierkopfes annimmt. Auch der Bügelknopf erscheint fernerhin nur noch als einseitiger Wulst (Almgren S. 14). Im übrigen gleicht die Form ihren Vorstufen. Die Zeitstellung erhellt aus 12 geschlossenen Funden (30, 31, 53a, 69a, 82, 87, 88, 90, 91, 92, 130, 146), wobei allerdings zu beachten ist, daß die als Form II, 3 angesprochene Fibel im Funde 91 arg verrostet ist, so daß möglicherweise hier eine ältere Entwicklungsstufe vorliegt. Im übrigen zeigen die genannten Gräber vollkommen neue Formen von Bronzegefäßen. Zunächst ist eine flache Bronzeschale mit flachgewölbten Boden, gerader Wandung und leicht ausgebogenem Rande [1]) zu nennen, die Almgren [2]) in die Spätlatènezeit setzt. Ihr Fortleben in der frühesten römischen Kaiserzeit ist jedoch aus Böhmen verbürgt [3]). Der Eimer NU. 21, der im Funde 130 vorliegt, stammt nach Willers (NU. S. 26) aus Capua aus augusteischer Zeit. Solche Eimer können noch länger im Gebrauch gestanden sein, liegt doch im gleichen Funde auch ein Schildbuckel von einer Form vor, wie sie sonst nur im zweiten Jahrhundert n. Chr. vorkommt. Gleichfalls der augusteischen Zeit werden Bronzekasserollen wie NU. 43 zugeschrieben (NU. S. 73ff.). Eine solche liegt im Funde 146 vor, in dem auch ein Eimer ähnlich NU. Taf. III, 1 vorkommt. Für eine Zeitbestimmung erweisen sich Bronzekasserollen wie NU. 44 brauchbarer. Wie Willers (NU. S. 77ff.) nachgewiesen hat, eröffnen die capuanischen Gießereien etwa ein Menschenalter vor der Verschüttung Pompejis, insbesonders unter Claudius und Nero, eine Massenproduktion von Kasserollen wie NU. 44. Sogar nach 79 n. Chr. wurde die Fabrikation noch fortgeführt. Solche Erzeugnisse liegen in den Funden 30 und 187 vor. Daß es sich hier um ziemlich frühe, noch vor 79 n. Chr. hergestellte Stücke handeln wird, erweisen die Begleitfunde, einmal ein Eimer wie NU. 10, eine dem Spätlatène-Eimer eng verwandte Form [4]). Nach der Abrechnung der Gebrauchsfrist für die Schöpfgefäße wäre als Zeit der Vergrabung das letzte Drittel des ersten nachchristlichen Jahrhunderts anzunehmen. Für diese Ansetzung spricht auch die

[1]) Abgeb. im Jahrbuch des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde 85 (1920), Taf. VIII, 38.
[2]) Die ältere Eisenzeit Gotlands, a. a. O., S. 10, Abb. 110.
[3]) Pič, Urnengräber, Taf. 51, 11, 53, 15, Abb. 51, 11.
[4]) Vgl. dazu auch Drexel, a. a. O., S. 7.

Digitized by Google

im Funde 31 vorliegende Entwicklung der ostgermanischen Augenfibeln; auf eine längere Gebrauchsdauer, bis in das beginnende zweite Jahrhundert n. Chr. deuten die Funde 88 und 92.

Form II, 4 (= Almgren 28).

Das kennzeichnende Merkmal dieser Form ist die Verlängerung der Spirale und damit die der sie bedeckenden Rollenkappen. Die Erweiterung erfolgt jedoch nur in dem Maße, daß der Spiraldurchmesser sich nicht zweimal auf einen Flügel auftragen läßt. Ein weiteres Merkmal bildet die Form des Nadelhalters. Die Zeitstellung beleuchten 6 geschlossene Funde — von 2 Gräbern (44, 79), in denen Übergangsformen vorliegen, abgesehen —, die unter 36, 69, 78, 88, 92 und 93 im Verzeichnis genannt sind. Fund 93 enthält eine Kasserole NU. 44, über die schon gesprochen wurde. Von Bedeutung für die Herstellung kann vielleicht der Firmenstempel T. PAPIRI. LIB, der, obwohl er noch im Genitiv gehalten ist, sich nach Willers (NU. S. 89) bisher in Pompeji noch nicht hat nachweisen lassen. In den Funden 36 und 78 liegen Fibelformen der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. vor, wogegen die Funde 88 und 92 lediglich den nahen Zusammenhang mit Formen wie II, 3 andeuten. Man wird kaum fehlgreifen, wenn man die Form II, 4 in die erste Hälfte, mit Rücksicht auf die Weiterentwicklung vielleicht besser noch in das erste Drittel des zweiten Jahrhunderts n. Chr. verlegt.

Form II, 5 (= Almgren 29).

Das kennzeichnende Merkmal dieser Spangen ist, abgesehen von der Gestalt des oft sehr schmalen, aufwärts strebenden Nadelhalters, die stark verlängerte Spirale, deren größter Durchmesser sich mindestens zweimal auf eine Seitenlänge auftragen lassen muß. Auch die mächtige, doch nur auf der Vorderseite des Bügels angesetzte Bügelscheibe kann als Eigentümlichkeit bezeichnet werden. Die Zeitstellung dieser Form erhellt aus 8 geschlossenen Funden (7, 63, 98, 99, 100, 106, 116, 117). Mit einer Ausnahme deuten sie auf eine Zeitstellung um die Mitte, etwa das zweite Drittel, des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts.

Form II, 6 (= Almgren 30).

Diese Spangen mit beinahe rechtwinklig geknicktem bandförmigem Bügel und stark vergrößerter Bügelscheibe treten nur selten auf. Der Fund 96 in Verbindung mit der typologisch späten Stellung verweist die Form an das Ende, etwa in das letzte Drittel des zweiten Jahrhunderts n. Chr.

### b) Ostgermanische Rollenkappenfibeln.

Von später ganz augenfälligen Unterschieden abgesehen ist das bleibende Merkmal der in Ostgermanien erscheinenden Rollenkappenfibeln die Sehnenhülse. Diese Eigentümlichkeit bietet einen Fingerzeig auf die Entstehung dieser Formen. Bei den ältesten Spangen der Gruppe II (Abb. 1) besorgt eine unverzierte längliche Platte die Sicherung der Sehne. Aber schon bei den nächst jüngeren Spangen mit durchbrochenem und durchlochtem Nadelhalter erscheinen neben verschmälerten Platten (Almgren 36) auch bandförmige Sehnenhaken, die dann bei den noch jüngeren Entwicklungen der westgermanischen Rollenkappenfibeln allein verwendet werden. Bei den ostgermanischen Formen dagegen verläuft die Entwicklung in einer anderen Richtung. Die ältesten Stücke zeigen sämtlich Sehnenplatten, die sich Almgren 36 mehr oder weniger nähern, um dann bald als unverzierte Hülsen die Sehne ganz einzuschließen (vgl. Almgren 38). Die typologische Ableitung führt also zu dem Ergebnisse, daß die ostgermanische Reihe von Spangen wie Almgren 25/26 (Form II, 2, 3) ausgeht. Ältere Spangen kommen nicht in Frage, denn dann könnte die Entwicklung nicht an verkümmerte Sehnenplatten angeknüpft werden.

Digitized by Google

Die Zeitstellung der ostgermanischen Rollenkappenfibeln bestätigt übrigens die obige Ableitung.

Form II, 7 (= Almgren 37, jedoch mit Bügelwulst).

Das kennzeichnende Merkmal dieser Spangen ist die Almgren 36 ähnliche Sehnenplatte, die freilich auch gewölbt sein kann, aber noch nicht zu einer Hülse geschlossen ist. Eine weitere Eigentümlichkeit ist die alte Form des stets geschlossenen Nadelhalters, dessen oberer Abschluß schräg aufwärts zum Bügelwulst verläuft. Bis auf die abweichende Sehnenbefestigung gleicht die Form II, 7 der westgermanischen Stufe II, 3, mit der sie nach der typologischen Ableitung ungefähr gleichzeitig sein dürfte. Dafür sprechen auch die geschlossenen Funde 35, 40, 67 und 184a, in denen einmal eine um die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. anzusetzende kräftig profilierte Fibel, zweimal aber Fibeln aus der letzten Hälfte des ersten Jahrhunderts, vorkommen. Der Fund 184a enthält übrigens eine Bronzekasserolle NU. 44, die hauptsächlich unter den letzten vorflavischen Kaisern erzeugt wurden.

Form II, 8 (= Almgren 38).

Die hierher gehörigen Spangen sind durch eine vollständig unverzierte Sehnenhülse, durch einen bandförmigen Bügel und durch einen beinahe quadratischen Nadelhalter gekennzeichnet. Das Hauptmerkmal ist jedoch der dünne Bügel mit seinen noch annähernd parallelen Seitenkanten. Die bei der Vorstufe noch wohl ausgebildete, an die westgermanischen Fibeln erinnernde Verzierung der Rollenkappen erscheint nur noch rudimentär. Die Zeitstellung beleuchten vier geschlossene Funde (54, 74, 75, 147), von denen der eine jedoch nur auf den nahen Zusammenhang mit der folgenden Form hindeutet. Die übrigen Gräber enthalten nur Fibeln des ausgehenden ersten und beginnenden zweiten nachchristlichen Jahrhunderts. Sehr beachtenswert ist das Vorkommen einer bronzenen Kelle wie NU. 51, eine Form, die nach Willers (NU. S. 83f.) „kurze Zeit vor dem Untergange Pompejis" entstanden ist, d. h. etwa in den 70er Jahren. Nach alledem wird man nicht umhin können, die Form II, 8 um die Wende des ersten zum zweiten Jahrhundert n. Chr. anzusetzen, vielleicht gar schon im ersten Drittel des letzteren.

Form II, 9 (= Almgren 39).

Die Merkmale dieses Typus sind schwer anzugeben. Von der vorigen Form unterscheidet er sich nur wenig. Die rudimentären Verzierungen der Rollenkappen erscheinen noch öfters, nur tritt die Unsymmetrie in der verschiedenen Länge der beiden Spiralrollenflügel deutlich hervor. Auch der Bügel ist breiter geworden und das Fußende zeigt stets eine mehr oder weniger stark hervortretende Verbreiterung nach dem Ende zu. Der obere Teil des Bügels ist stets reich verziert. Nicht weniger als 14 geschlossene Funde (58, 59, 122, 147, 150, 165, 168, 188, 190, 191, 192, 195, 198, 202) geben über die zeitliche Stellung eine klare Auskunft. Vier von ihnen enthalten Fibeln, die der Mitte des zweiten Jahrhunderts zuzuweisen sind, einer auch einen Denar Marc Aurels aus dem Jahre 162, die übrigen aber enthalten Spangen, die für das erste Drittel des zweiten Jahrhunderts kennzeichnend sind. Ohne die Bedeutung des Münzfundes außer acht zu lassen, wird man die Form II, 9 noch der ersten Hälfte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts zuweisen müssen.

Form II, 10 (= Abb. 3).

Das kennzeichnende Merkmal dieser Spangen ist die geringe Größe und ein mehr oder weniger breiter und flacher Bügelwulst, von dem aus sich der Bügel nach oben wie nach unten hin verbreitert. Der gesamte Bügel ist hohl gewölbt und der Halsteil reich verziert, während die Rollenkappen keinerlei Ornamente tragen. Die Zeitstellung geht aus 6 geschlossenen Funden hervor (55, 57, 121,

Digitized by Google

155, 201, 212), die schon mehr auf die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. hindeuten. Auffallend ist im Funde 55 ein bronzenes Weinservice, dessen Griff NU. 50 sehr ähnelt. Diese Grifform beginnt man nach Willers (NU. S. 83) in Italien schon in augusteischer Zeit herzustellen. Mit mehr oder weniger Profilierung des Beckens wird sie bis etwa 150 n. Chr. (nach Willers Schätzung) weitergegossen. Das vorliegende Weinservice wäre für unsere Zwecke kaum verwendbar, wenn im selben Grabe nicht eine Spange, die der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts zuzuweisen ist, enthalten wäre. Die übrigen Funde lieferten Fibeln der späten Mitte des genannten Jahrhunderts, so daß es der größten Wahrscheinlichkeit entspricht, die Form II, 10 in das zweite Drittel des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts zu verlegen.

Form II, 11 (= Almgren 41).

Die vorliegenden Fibeln sind durch auffallende Kleinheit und durch eine fast verkümmert zu nennende Spiralrolle gekennzeichnet, so daß der hochgewölbte Bügel außerordentlich breit erscheint. Die zeitliche Stellung ergibt sich aus

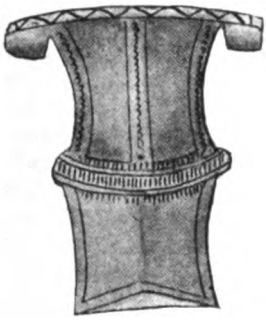


Abb. 3. (Nach Tischler.)

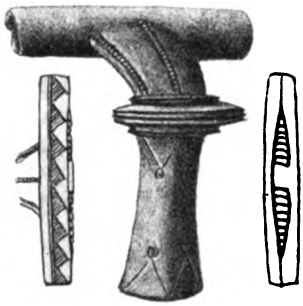


Abb. 4. (Nach Blume.)

11 Funden (101, 120, 152, 166, 169, 213, 243, 244, 245, 248). Von den hier vorliegenden Spangen fallen noch zwei in die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts, zwei in das beginnende dritte. Die übrigen Funde enthalten nur Fibeln, die dem ausgehenden zweiten Jahrhundert zugewiesen werden. Die Form II, 11 dürfte also wohl dem letzten Drittel dieses Jahrhunderts angehören.

### c) Gotische Sonderformen.

Form II, 12 (= Almgren 42).

Diese fast ausschließlich im gotischen Stammesgebiete (besonders Samland) verbreitete Form besitzt als hervorstechendstes Merkmal eine Rollenhülse, in der die Rollenkappen mit der Sehnenhülse vereinigt sind. Nur die Ornamentierung zeigt bisweilen noch die frühere Grenzscheide an. Typologisch schließen sich diese Fibeln an die Form II, 7 an (Almgren S. 19), insbesonders in der Form des Nadelhalters und in der Einkerbung in der Mitte der Rollenhülse. Die Zeitstellung ermitteln drei Funde (151, 165, 240). Mit Rücksicht darauf kann die Form II, 12 dem ersten Drittel des zweiten Jahrhunderts n. Chr. zugeteilt werden.

Form II, 13 (= Abb. 4).

Das Kennzeichen der vorliegenden Form ist die vollkommen ausgebildete Rollenhülse, die keinerlei Erinnerungen an ihre Entstehung an sich trägt. Der Nadelhalter ist fast quadratisch. Die Zeitstellung erweisen 9 Funde (199, 218, 220, 222, 223, 226, [240], 244) ganz eindeutig für das zweite Drittel des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts.

Digitized by Google

## Gruppe III. Augenfibeln.

Die Bezeichnung dieser Fibelformen stammt von Hausman[1]), die Charakterisierung und Verbreitung hat Almgren[2]) gegeben. Ihre Entstehung ist verschieden erklärt worden, so in letzter Zeit von E. Fischbier[3]). Man wird diese Erklärung, wonach das Breitenwachstum des Fibelhalses bei spätlatènezeitlichen Balkenfibeln die Entstehung der „Augen" verursacht hat, gelten lassen können, wird aber immer hervorheben müssen, daß gewichtigere Gründe für eine andere Entstehung erhoben worden sind. G. Schwantes[4]), der sich neuestens mit diesen Fragen beschäftigt hat, spricht sich sogar für einen zwiespältigen Ursprung aus, indem er Augenfibeln mit „äußeren Augen" und solche mit „inneren Augen" unterscheidet. Den einen schreibt er hermunduriſche Herkunft zu, den anderen markomanniſche. Auch diese Anschauung läßt sich begründen und hat kürzlich durch die Veröffentlichung einer typologisch sehr alten Form aus Thüringen[5]) eine kräftige Stütze erfahren, um so mehr, als W. Schulz entgegen der Ansicht Fischbiers die Profilierung des Augenfibelkopfes auf einen Einfluß der provinzialrömiſchen Aucissafibel zurückführen konnte.

Form III, 1 (= Almgren 45—49).

Das kennzeichnende Merkmal sind die „Augen", die sich entweder als „offen" oder als „geschlossen" darstellen können. Der Nadelhalter kann durchbrochen oder gelocht sein, meist ist er jedoch ausgefüllt. Die obere Sehne befestigt ein mehr oder weniger ornamentierter bandförmiger Haken, der sich bis zu einer vollkommenen Platte verbreitern kann. Die Seitenzapfen am Kopfe sind deutlich erkennbar. Mit der Zeitstellung hat sich besonders Kiekebusch (a. a. O., S. 68ff.) eingehend beschäftigt. Für die zeitliche Bestimmung von großer Wichtigkeit sind die bei Kiekebusch (S. 71f.) erwähnten Fibeln aus dem Uferkastell zu Haltern, das im Jahre 17 n. Chr. zerstört wurde. Im frührömiſchen Lager von Hofheim, das in den Jahren 40—50 n. Chr. belegt war, fanden sich nur 6 Exemplare (1 wie Almgren 45, 1 wie Almgren 47, 4 wie Almgren 47/48), in der vorflaviſchen Schicht von Wiesbaden nur 3 (1 wie Almgren 45/46, 1 wie Almgren 47, 1 wie Almgren 48), woraus man ohne weiteres auf ein noch spätes Vorkommen schließen kann. Ganz ähnlich verhalten sich die 32 geschlossenen Funde, die sogar noch auf eine weitere Differenzierung, die sich stark an das von Kiekebusch aufgestellte Schema anzulehnen scheint, deuten. Hierin kommt die Form III, 1 in den Funden 128, 130, 131, 132, 133, 144, mit Bronzegefäßen (Eimer NU. 4, NU. 6, NU. 9, NU. 21, Schüssel Müller 189 und Kasserollen NU. 43) vor, die der ausgehenden Latènezeit zugewiesen werden müssen, die aber auch noch in der beginnenden römiſchen Kaiserzeit fortlebten. Die Kasserollen NU. 43 und der Eimer NU. 21, nach Willers „augusteiſchen Ursprungs", können sich aber noch lange erhalten, wie es im Funde 130 sicher der Fall ist. Wie die Bronzegefäße verhalten sich auch die Fibeln selbst, denn von diesen 32 Funden gehören nur 9 einer späteren Zeit als dem ersten Drittel des ersten nachchristlichen Jahrhunderts an.

Form III, 2 (= Almgren 50—53).

Das kennzeichnende Merkmal ist vor allem das Fehlen der profilierten Seitenzapfen in Verbindung mit den rückgebildeten Augen, die entweder als ornamentale Erinnerungen dargestellt sind, oder aber auch ganz fehlen können. Der Bügel ist

[1]) Grabfunde aus Estland. Reval 1896, S. 22ff.
[2]) A. a. O., S. 21ff. (2. Aufl., Nachwort, S. 247).
[3]) A. a. O., S. 79f.
[4]) Prähiſtor. Zeitschrift XV (1924), S. 138.
[5]) „Germania" XI (1926), S. 110ff.

Digitized by Google

ausgesprochen bandförmig, sogar der in der Regel mit einem Grat ausgestattete Bügelfuß kann sein dachförmiges Aussehen verlieren. Ein durchbrochener oder gelochter Nadelhalter tritt niemals auf. Die Zeitstellung ergibt sich zunächst aus den Kastellfunden. Im Hofheimer Lager, das von 40—50 n. Chr. belegt war, aber um 70 n. Chr. wieder besiedelt wurde, liegen nicht weniger als 53 Stücke vor, von denen allein 40 den Spangen wie Almgren 53 sehr nahestehen (Nass. Annalen 40 [1912], S. 121ff., Taf. VIII, 98—144). Die Hofheimer Funde beweisen an sich nichts, da die Fibeln auch nach 70 n. Chr. hineingetragen worden sein können. Daß dem nicht so ist, besagen die Funde aus der vorflavischen Schicht von Wiesbaden. Nicht weniger als 8 Stücke, die der Form III, 2 gleichen, allein vier Almgren 53, sind hier zutage gekommen. Damit ist erwiesen, daß die hier behandelte Form noch vor 70 n. Chr. bzw. vor 50 n. Chr. entstanden ist. Darum erscheint es merkwürdig, wenn in den Funden 159a und 167 zwei Fibeln wie Almgren 53 mit Altsachen auftreten, die dem Ende der frührömischen und dem Beginne der spätrömischen Kaiserzeit angehören. Almgren (S. 27), der dieses eingehend würdigt, kommt zu dem Ergebnis, daß „die typologisch späteste ... Form Abb. 53 ... länger fortbestanden zu haben scheint". Ein derartiger Entwicklungsstillstand ist aber schwerlich anzunehmen, andererseits wieder dürfen zwei Funde nicht als zufällig erklärt werden. Die Form III, 2 liegt in 10 geschlossenen Funden vor (38, 49, 60, 158, 159, 162, 163, 194, 206, 233), in denen sie viermal mit frühen Augenfibeln und dreimal mit der Form II, 2 und etwa gleichzeitigen Spangen vorkommt, einmal auch mit einer Fibel, die dem Beginne des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts angehört. Aus dem geht deutlich hervor, daß eine Verbindung mit der spätrömischen Kaiserzeit nicht bestehen kann. Bei der Bestimmung der in den genannten Funden vorliegenden Fibeln dürfte also wohl ein Irrtum unterlaufen sein. Als Zeitstellung wäre etwa das zweite Drittel des ersten Jahrhunderts n. Chr. anzunehmen, wobei allerdings betont werden muß, daß das Ende der ersten Hälfte dieses Zeitraumes weit mehr in Betracht zu kommen scheint, jedenfalls war die Form Almgren 53 vor 50 n. Chr. bereits ausgebildet.

Form III, 3 (= Almgren 57 und 58).

Diese ausgesprochen ostgermanische und hier vorwiegend gotonische Form schließt eng an die gemeingermanischen Augenfibeln an. Hauptmerkmal ist der noch ziemlich deutlich sichtbare Bügelwulst in Verbindung mit einem aus 4—6 Doppelkreisen oder Würfelaugen bestehenden Fußornamente. Auch der Bügelkopf trägt in der Regel noch die Andeutungen der Augenlöcher in Doppelkreisen. Die Seitenzapfen sind noch ausgebildet. Die Zeitstellung ergibt sich einerseits aus dem nahen Zusammenhang mit der vorausgehenden Form, andererseits aus den Funden 13, 31, 157, 174, 186, 214, 232. Von diesen enthalten drei Funde Spangen, die noch dem ersten Drittel des ersten Jahrhunderts angehören und zwei Funde Fibeln aus dem letzten Drittel dieses Zeitraumes, der Fund 157 sogar Formen, die dem beginnenden zweiten Jahrhundert zuzuweisen sind. Man wird keinen Fehlgriff tun, wenn man die Form III, 3 in die zweite Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts verlegt.

Form III, 4 (= Almgren 59).

Diese Spangen erinnern in ihrem ganzen Aussehen noch stark an die eben behandelten, nur sind die Seitenzapfen stark verkümmert, so daß der Bügelhals fast vollständig gerade an die Spirale anstößt. Die Zeitstellung erhellt aus 10 geschlossenen Funden (187, 190, 191, 193, 196, 200, 202, 203, 205, 207), die alle Spangen enthalten, die dem ersten Drittel des 2. Jahrhunderts angehören.

Digitized by Google

Form III, 5 (= Almgren 60 und 61).

Das kennzeichnende Merkmal aller hierher gehörigen Spangen ist der sich gegen die Spirale zu verjüngende Bügelhals gerade an der Stelle, an der früher die Seitenzapfen angebracht waren. Auch der Fußteil verbreitert sich auffallend nach unten zu, eine Erscheinung, die ja auch bei älteren Formen mehr oder weniger deutlich zum Ausdruck kommt. Die Zeitstellung dieser Form beleuchten 26 geschlossene Funde (21, 157, 164, 183, 189, 199, 208, 210, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 240, 246). Fast alle enthalten Formen des zweiten Drittels des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts. Nur selten kommen auch Fibeln vor, die der Jahrhundertwende zugehören, dann aber nur in Verbindung mit jüngeren Formen.

Sonderform III, 5 (= Almgren 62 und 63).

Die hierher gehörigen Spangen sind ausschließlich — und zwar spärlich — auf gotischem Boden zutage gekommen. Sie unterscheiden sich von der Form III, 5 durch den runden und feinen Draht, aus dem die Spiralrolle gefertigt ist. Auch der Hals ist meistens fast rechteckig abgeschnitten, selten wie bei Almgren 63 gegen die Spirale hin ausgeschweift. Die typologische Vorstufe für diese Sonderform dürfte die Form III, 4 abgegeben haben. Das würde mit der Zeitstellung im zweiten Drittel des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts (Funde 220, 227, 229) übereinstimmen.

### Gruppe IV. Die kräftig profilierten Fibeln.

Unter dieser Bezeichnung faßt Almgren (S. 34ff.) verschiedene Entwicklungsreihen germanischer Spangen der frührömischen Kaiserzeit zusammen, ohne aber eine genauere typologische Scheidung vorzunehmen. Gemeinsame Merkmale lassen sich bei diesen gemeingermanischen Fibeln nicht angeben, da bald eine lokale Differenzierung stattfindet und eine große Menge verschiedener Formen zutage fördert, die nur das eine gemeinsam haben, daß sie auf eine einzige Grundform zurückgehen, wie Almgren S. 35 dargetan hat.

### Gruppe IVa. Stützbalken- oder Rollenhülsenfibeln.

Entgegen den keltischen Vorstufen bekommen die hier zu behandelnden entschieden ostgermanischen Spangen einen Stützbalken. Diese Formen erscheinen auf westgermanischem Boden nur äußerst selten — Almgren kennt nur 3 Stück [1]) — mit Ausnahme von Böhmen, wo diese Formen ziemlich häufig sind, ein beachtenswerter Umstand. Die eben genannten Spangen besitzen noch einen Sehnenhaken. Bald zeigt sich aber eine ähnliche Entwicklung wie bei den ostgermanischen Rollenkappenfibeln, der Sehnenhaken bildet sich zu einer Sehnenhülse um, vielleicht unter dem Einflusse von Rollenkappenfibeln.

Form IVa 1 (= Almgren 67).

Das kennzeichnende Merkmal ist die Nadelhalterform, die nicht nur beträchtlich lang ist, sondern auch immer durchbrochen erscheint. Von den keltischen Vorstufen unterscheidet sich die vorliegende Form durch einen Stützbalken, durch einen Sehnenhaken und einen Fußknopf, von den späteren Entwicklungen durch die Nadelhalterform und die Länge. Die Zeitstellung ergibt sich aus den geschlossenen Funden 131, 132, 133, 136, 142, 143, 143a, 146, 153, 154, 161, 172, 174, 176, 178 und

[1]) Almgren zählte 1897 aus Böhmen 5, aus dem übrigen Westgermanien 3 Stück, aus Ostdeutschland 33; ich zählte 1923 in Böhmen 29 Stück der Form Almgren 67, aus den übrigen westgermanischen Gebieten nur 7, aus Ostdeutschland mehr als 50.

Digitized by Google

211, in denen namentlich die Bronzegefäße willkommene Anhaltspunkte bilden. Spezifisch spätlatènezeitlich ist der Eimer NU. 4, anscheinend auch der Eimer NU. 9. In der augusteischen Zeit ist die Bronzekasserolle NU. 43 mit Schwanenkopfbügel entstanden (Willers, NU. S. 6f., 10, 13, 73ff.). Auf die allerfrüheste römische Kaiserzeit deuten auch mit zwei Ausnahmen die in den Funden enthaltenen Fibelformen, so daß die Stellung der Form IVa 1 im ersten Drittel des ersten nachchristlichen Jahrhunderts als gesichert erscheint.

Form IVa 2 (= Almgren 68).

Das kennzeichnende Merkmal dieser Spangen ist außer der geringen Länge der durchlochte Nadelhalter. Die Zeitstellung erweisen die geschlossenen Funde 35, 140, 149, 158, 180, 186, in denen eine capuanische Kasserolle NU. 44 vorkommt, die um die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. hergestellt worden ist, also ungefähr in das letzte Drittel des ersten Jahrhunderts gehört. Auf eine ältere Zeitstellung deuten die übrigen Funde bis auf einen, der von Almgren bereits angezweifelt worden ist (S. 37). Die überwiegende Mehrzahl der vorliegenden Spangen

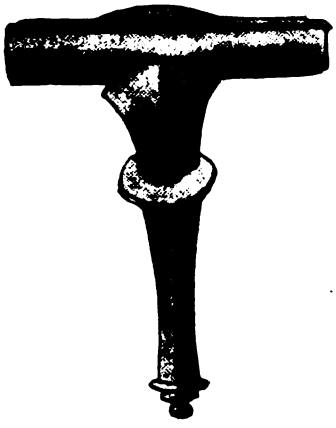


Abb. 5. (Nach A. Schmidt.)

Abb. 6. (Nach Blume.)

verlangen aber eine Ansetzung in das zweite Drittel des ersten Jahrhunderts. Erwähnenswert ist noch, daß in Poetovio ein Grab mit einer Vespasian-Münze eine ganz ähnliche Form enthielt, bei der aber der Nadelhalter nur noch drei rudimentär angedeutete Löcher aufwies. Für die gleiche Zeitstellung spricht das Vorkommen von 13 Stücken der Form IVa 2 im frührömischen Lager zu Hofheim (Nass. Annalen 40 [1912], Taf. IX, 145—157), das bekanntlich nur von 40—50 n. Chr. belegt war, freilich auch nach 70 n. Chr.

Form IVa 3 (= Almgren 72).

Die vorliegenden Spangen kennzeichnen sich durch eine ungemein zierliche Form. Die sackartige kolbenförmige Verdickung des Halses ist verflacht und der Bügelwulst hat einer halbkreisförmigen Scheibe Platz gemacht. Eine ähnliche Scheibe trennt den Fußknopf vom Fußende. Nur zwei geschlossene Funde (175 und 232) enthalten die Form und deuten auf eine Zeitstellung innerhalb der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, auf einen Zeitraum, in den auch die typologischen Erwägungen führen.

Form IVa 4 (Abb. 5).

Der vorigen Form innig verwandt sind Fibeln, deren Sehnenhülse in der Mitte etwas nach oben gewölbt ist. Die oft beträchtliche Größe, sowie das

Digitized by Google

Vorkommen mit späten Augenfibeln in den Funden 196 und 208 erweisen sie als etwas später als die vorhergehende Form. Sie dürften in das erste Drittel des zweiten Jahrhunderts n. Chr. gehören.

Form IVa 5 (= Abb. 6).

Das kennzeichnende Merkmal der vorliegenden Form ist eine ausgeprägte Rollenhülse, bei der gewöhnlich noch eine Einfurchung Stützbalken und Sehnenhülse theoretisch abgrenzt. Diese Fibeln besitzen entweder eine sehr schlanke Gestalt mit sehr großer Fuß- und Bügelscheibe und durch schräge Striche verzierten Nadelhalter (vgl. Tischler, Ostpreuß. Altertümer, Taf. II, 10) oder sie zeigen durch die größere Massigkeit des Bügels eine mehr gedrungenere Form in Verbindung mit einer Verbreiterung der Fuß- und Bügelscheibe, an deren Peripherie mehrere Furchen herumlaufen. Die Zeitstellung ergibt sich aus den Funden 164, 184, 216, 217, 219, 221, in denen sie nur mit den spätesten gotonischen Augenfibeln III, 5 vorkommen. Das spricht für eine Datierung um die Mitte, also in das zweite Drittel des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts.

Form IVa 6 (= Almgren 93).

Die vorliegenden Spangen unterscheiden sich nur wenig von ihren Vorstufen. Die Rollenhülse ist vollkommen zylindrisch und auf der Rückseite nur noch ganz wenig offen. Mit dem Bügel, der jetzt eine der Bügel- und Fußscheibe ähnliche Kopfplatte bekommen hat, hängt sie fest zusammen. Die Zeitstellung der genannten Form, deren Verbreitung auf Ost- und Westpreußen beschränkt ist, erhellt aus drei geschlossenen Funden (4, 239, 242), in denen sie einmal mit einer Fibel des zweiten Drittels des zweiten Jahrhunderts und einmal mit einer Fibel mit umgeschlagenen Fuß vorkommt. Sehr wichtig für die Zeitbestimmung ist der Fund 239. In dem Grabe war eine gut erhaltene Marc Aurel-Münze enthalten, deren geringe Abnützungsspuren auf eine etwa im letzten Drittel des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts erfolgte Vergrabung hindeutet. Man wird wenig fehlgehen, wenn man die Form IVa 6 ebenfalls in das letzte Drittel dieses Jahrhunderts verlegt, um so mehr als auch der typologische Zusammenhang eine derartige Zeitstellung beansprucht.

Form IVa 7 (= Almgren 98).

Diese fast ausschließlich auf Ostpreußen und auf die baltischen Gebiete beschränkte Form besitzt fast immer statt der Spiralkonstruktion eine Scharniereinrichtung [1]). Auch die Bügelscheiben, die man auch als Sprossen zu bezeichnen pflegt, sind stark vergrößert. Die Funde 12, 231, 234, 235, 237 und 247 weisen sie fast ausschließlich dem 3. Jahrhundert n. Chr. zu, und zwar dem frühesten Abschnitte [2]).

## Gruppe Va. Sonderformen.

Almgren faßt unter der Bezeichnung Gruppe V alle Spangen zusammen, die durch „Verflachung oder Verschwinden der kräftigeren Profilierung aus der Gruppe IV entstanden sind". Für die Zukunft wird es sich aber nützlicher erweisen, unter dieser Gruppenbezeichnung diejenigen Stücke zu nennen, die von der direkten

[1]) Fibeln wie Almgren 93 mit Scharniereinrichtung gehören ebenfalls hierher.

[2]) Eine weitere Verfolgung dieser bemerkenswerten Formen, insbesondere im Baltikum, ist für mich derzeit nicht möglich. Vgl. Almgren, S. 50, Grewingk, Zur Archäologie des Baltikum und Rußlands, Arch. f. Anthropol. X, S. 93ff.; Tischler, Ostpreußische Gräberfelder III, Schrift der phys.-ökon. Ges. XIX, S. 197f., vgl. auch den Aufsatz Hackmanns über die baltischen Sprossenfibeln aus Finnland, Festschrift A. Bezzenberger zum 14. April 1921 dargebracht von seinen Freunden und Schülern. Göttingen 1921, in dem auch die neuere Literatur angegeben ist.

Digitized by Google

Entwicklung abgezweigt sind. Aus diesem Grunde erscheint auch hier eine Dreiteilung der Gruppe am Platze.

Form Va 1 (= Almgren 92).

Die hierher gehörigen Spangen kommen anscheinend nur im nordgermanischen Gebiete, auf Bornholm (Almgren S. 46) und auf Jütland[1]), vor. Das kennzeichnende Merkmal bildet die trompetenförmige Ausgestaltung des Bügelhalses mit der Konstruktion. Rolle, Spirale und Körper bestehen nämlich in der Regel aus verschiedenen Stücken (Almgren S. 46). Die Zeitstellung ergibt sich aus den Funden 18, 21 und 51, in denen die genannten Spangen nur mit Fibeln aus dem ersten Drittel oder aus der ersten Hälfte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts vorkommen.

Form Va 2 (= Almgren 106).

Die vorliegende Form kommt nur im gotischen Gebiete vor und unterscheidet sich von der Hauptreihe vor allem durch das Fehlen des profilierten Halses, der meist direkt in die Spiralrolle übergeht. Über die Zeitstellung geben nur zwei Gräber (10 und 223) Aufschluß. Danach gehören Spangen wie Form Va 2 vielleicht in das zweite Drittel des zweiten Jahrhunderts n. Chr. [2]).

Abb. 7.

Form Va 3 (= Abb. 7).

Die Vorstufe für diese ausschließlich gotischen Fibeln ist die Form IVa 3 (Almgren 72). Kennzeichnendes Merkmal ist der Verlust der Bügelscheibe. Im übrigen gleichen sie den Vorstufen. Die Zeitstellung für das erste Drittel des zweiten nach christlichen Jahrhunderts läßt sich nur vermuten.

Form Va 4 (= Almgren 114).

Diese Spangen sind unmittelbare Weiterbildungen der Form Va 3 und finden sich wie diese nur auf gotischem Boden. Kennzeichnendes Merkmal ist der Verlust der Verdickung des Bügelhalses. Meist zeigen Fibeln ein beachtenswertes Rudiment dieser Verdickung, das sich dann allmählich zu einer dreieckigen Kopfplatte ausgestaltet [3]). Die Zeitstellung ergibt sich aus den Funden 163, 189 und 230, in denen nur Fibeln vorkommen, die dem zweiten Drittel des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts zuzuteilen sind, mit der Ausnahme des erstgenannten Fundes, der zwei Augenfibeln aus der Mitte des ersten Jahrhunderts enthielt. Abgesehen von dieser allzu seltsamen Erscheinung, die es nahelegt, die Geschlossenheit des Fundes anzuzweifeln, würde sich als Zeitstellung etwa das zweite Drittel des zweiten Jahrhunderts n. Chr. ergeben. Die typologischen Erwägungen sprechen nicht dagegen.

## Gruppe IVb. Trompetenfibeln.

Die hierher gehörigen gemeingermanischen Fibeln besitzen immer einen mehr oder weniger breiten Fuß — abgesehen von späteren Entwicklungen. Sie haben

[1]) Nordiske Fortidsminder udgivne av det Kgl. Nordiske Oldkrift selskab. Kopenhagen, Bd. II, 3, S. 154. — Die Almgrensche Bestimmung in seiner Beilage S. 222 ist damit richtiggestellt, um so mehr, als ich in der Abb. 38 ebenda absolut keine Ähnlichkeit mit der dort angegebenen Form feststellen kann. Den vorliegenden Typus reiht Almgren übrigens irrig ein, indem er ihn mit westgermanischen Formen in Verbindung bringt.

[2]) Vgl. hierzu auch Almgren, S. 53, der sie als Mischform der Spangen Almgren 42 und 72 (mit Hülse) ansieht. Eine hier zu nennende Sonderform ist die ebenda angeführte Fibel, Abb. 104, die jedoch nur in Bornholm auftritt. Sie dürfte mit den obigen Spangen etwa gleichzusetzen sein.

[3]) Vgl. Katalog der Ausstellung zum 10. archäologischen Kongreß in Riga, 1896, Taf. IV, 15. — Die gotische Wanderung dürfte diese oder ähnliche Formen den Römern vermittelt haben, die sie als Vorbild für ihre Kniefibeln benützten.

Digitized by Google

sich wahrscheinlich aus den ältesten Stützbalkenfibeln entwickelt, doch aus einer ganz besonderen Form derselben [1]), wie sie am reinsten in Böhmen vertreten ist. Die sackartige Verdickung des Spangenhalses ist hier ebenmäßig gestaltet und nähert sich in der Form der Schallöffnung einer Trompete. Im weiteren Verlaufe der Entwicklung wird diese Gestalt noch besser herausgearbeitet und so die Anregung zu mannigfachsten Varianten und Abzweigungen gegeben.

Form IVb 1 (= Abb. 8).

Die hierher gehörigen Spangen erscheinen nur in wenigen Stücken und gleichen stark den ältesten Stützbalkenfibeln, von denen sie nur durch die weit geringere Länge und die regelmäßige Bildung der sackartigen Verdickung des Halses unterschieden sind. Anscheinend ist der Nadelhalter geschlossen. Die zeitliche Stellung erhellen drei geschlossene Funde (132, 133, 173), in denen nur Fibeln vom Beginne des ersten nachchristlichen Jahrhunderts vorliegen, auch ein Kessel wie NU. 9.

Form IVb 2 (= Almgren 74).

Die hierher gehörigen Fibeln zeigen eine entwickeltere Gestalt, unterscheiden sich aber im übrigen nur durch das Fehlen der Stützplatte von der vorigen Form. Das Fundgebiet ist bedeutend größer. Kennzeichnendes Merkmal ist vor allem die Nadelhalterform. Die obere Sehne befestigt ein Haken oder es kommt eine andere Konstruktion in Anwendung, die umgelegte Sehne. In drei geschlossenen Funden erscheint die Form IVb 2 einmal mit einer sehr frühen Augenfibel, einmal mit einer Fibel aus dem zweiten Drittel des ersten Jahrhunderts n. Chr. und schließlich auch mit Bronzegefäßen (17b, 76, 156). Kellen wie NU. 50 fertigte man nach Willers (NU. S. 83) schon unter Augustus und erzeugte sie in mehr oder weniger veränderter Form bis etwa 150 n. Chr. weiter. Kellen wie NU. 51 dagegen begann man kurze Zeit vor dem Untergange Pompejis zu gießen (NU. S. 83f.). Was die Kasserollen NU. 44 anbelangt, so stammen diese in der Hauptsache aus der Zeit des Claudius und des Nero. Der Fund 76, in dem auch noch eine frühe Rollenkappenfibel (Form II, 1) vorliegt, dürfte demnach wohl dem letzten Drittel des ersten Jahrhunderts n. Chr. angehören. Trotzdem wird man die Form IVb 2 schon nach ihrer typologischen Stellung etwa dem zweiten Drittel des ersten nachchristlichen Jahrhunderts zuzuweisen sein.

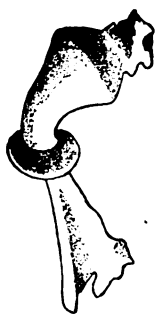


Abb. 8. (Nach Pič.)

Form IVb 3 (= Almgren 75).

Das kennzeichnende Merkmal dieser Fibeln ist das trompetenartig geformte Bügelhalsende. Meistens ist die Sehne umgelegt. Ein Fußknopf ist stets vorhanden, ebenso ein Bügelwulst, der den verjüngten Halsansatz scharf absetzt. Nicht weniger als 13 geschlossene Funde (14, 34, 37, 39, 68, (83), 84, 94, 95, 105, 118, 147a, 149) geben über ihre zeitliche Stellung eine klare Auskunft. Fünfmal kommen darin bronzene Kasserollen wie NU. 44 vor, die nach Willers, wie eben dargelegt worden ist, dem letzten Drittel des ersten nachchristlichen Jahrhunderts angehören, dreimal Bronzekellen NU. 51, die kurz vor 79 n. Chr. oder einige Jahre nachher hergestellt worden sind und dreimal Bronzegefäße, die einer noch älteren Zeit entstammen

[1]) Almgren S. 35 vermutet bereits das Richtige. Die bei anderer Erklärung vorauszusetzende Zwischenform ohne Stützplatte glaubte ich ursprünglich gefunden zu haben, doch erwies es sich als zweifelhaft.

Digitized by Google

(NU. S. 13, 24, 83), sich jedoch noch längere Zeit erhalten können. Wie die Bronzegefäße sprechen sich auch die Fibelformen aus, von denen 3 Stücke noch dem zweiten Drittel des ersten, drei dem beginnenden zweiten Jahrhundert n. Chr. angehören. Man wird die Form IVb 3 deshalb dem letzten Drittel des ersten nachchristlichen Jahrhunderts zuweisen müssen [1]).

Form IVb 4 (= Almgren 77 und 78).

Das kennzeichnende Merkmal dieser Form ist die vollkommene Trompetenform des Bügelhalses in Verbindung mit einer kreisrunden Bügelscheibe, deren Breite oft sehr beträchtlich sein kann. Der Nadelhalter ist stets — wenigstens was die obere Kante anbelangt — normal zu dem massigen Bügelfuß aufgesetzt. Die Spirale ist gewöhnlich äußerst windungsreich und besitzt bisweilen eine besondere Achse. Sehnenhaken und umgelegte Sehne erscheinen in gleicher Weise. Für die Zeitstellung ist das Vorkommen einer hierher gehörigen Fibel im Kastell Zugmantel von Bedeutung. Dieses Kastell ist am Beginne der Regierungszeit des Kaisers Hadrian angelegt worden, wie die Keramik beweist [2]). Ebenfalls für die Datierung in das zweite Jahrhundert sprechen 11 geschlossene Funde (6, 7, 17a, 48, 54, 72, 73, 74, 95, 97, 205), in denen nur zweimal die um die Mitte des ersten Jahrhunderts hergestellten Bronzekasserollen NU. 44 enthalten sind. Mit einer Ausnahme gehören die hier vorliegenden Fibeln in die erste Hälfte, überwiegend in das erste Drittel des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts [3]).

Form IVb 5 (= Almgren 79, 80, 81).

Das kennzeichnende Merkmal dieser Form ist der nach auswärts geschweifte Bügelfuß und der rückwärts völlig abgeplattete Bügel, demzufolge auch Bügel- und Fußscheibe scharf abgeflacht sind. Der Bügelquerschnitt zeigt gewöhnlich eine mehr halbkreisförmige oder dachförmige Gestalt. Die Zeitstellung ergibt sich aus 9 Funden (5, 6, 10, 19, 63, 64, 142a, 145, 210). Die hier vorliegenden Fibeln gehören ausschließlich der ersten Hälfte, überwiegend sogar dem zweiten Drittel des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts an.

Form IVb 6 (= Almgren 96).

Diese Fibeln, die man auch Zweisprossenfibeln nennt, gehören anscheinend in diesen Zusammenhang. Vielleicht kommen auch Fibeln wie Form IVa 5 oder Va 1 als Vorstufen in Betracht. Die ungemein selten auftretenden Fibeln, die Almgren (Abb. 94, 95) abgebildet hat, besitzen aber eine Konstruktion mit oberer Sehne, eine Erscheinung, die auch öfters bei der Form IVb 6 vorkommt. Die Rollenhülse ist also nicht ursprünglich, sondern eine Analogiebildung, wie sie bei anderen gleichzeitigen Fibelformen ebenfalls anzunehmen ist. Die Verbreitung der Form

[1]) Eine dieser Form sehr nahestehende provinzialrömische Fibel wie Almgren 82 liegt im Kastell Echzell vor (Obergerm.-rhät. Limes II, 18, Heidelberg 1903, Taf. IV, 4), das der Berichterstatter nach den Ziegelstempeln in die spätdomitianische oder frühtrajanische Zeit verlegt.

[2]) Der obergerm.-rhät. Limes II, 8, Heidelberg 1909, S. 71, Nr. 18, S. 38f. Es kommen dort auch drei Ziegel einer Legion vor, die nur von 86—89 n. Chr. in Obergermanien gestanden hat. Sie werden wegen des Fehlens der domitianischen Keramik als Altmaterial gedeutet. Die wenigen dort der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts angehörenden Fundstücke kommen für uns nicht in Betracht.

[3]) Die der Form IVb 4 entsprechende provinzialrömische Form Almgren 83 liegt einmal im Kastell Zugmantel vor (abgebildet a. a. O., S. 70, Nr. 1) und einmal im Kastell Cannstatt (Obergerman.-rhät. Limes V, 59, Heidelberg 1907, Taf. VIII, 3, S. 14), dessen Entstehung nach dem Berichterstatter „etwa um das Jahr 90 n. Chr. zu setzen ist, wenn nicht gar erst in die Zeit, in der Trajan und Nerva ... neue Ordnung in den germanischen Provinzen schufen". — Vgl. Almgren, S. 43, der Gründe für eine spätere Datierung zu haben glaubt.



Digitized by Google

IVb 6 erstreckt sich auf das ostgermanische Gebiet. Ihre Zeitstellung ergibt sich aus 6 Funden (22, 23, 120, 148, 212, 231), in denen fast ausschließlich Spangen erscheinen, die dem letzten Drittel des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts angehören, sogar auch Fibeln, die bereits dem Beginne des Jahrhunderts n. Chr. zugewiesen werden müssen.

## Gruppe Vb. Sonderformen.

### 1. Westgermanische Entwicklungen.

Form Vb 1 (= Almgren 102).

Die hierhergehörigen Fibeln gehören einer Zwischenform an und sind daher selten. Sie schließen offenbar an Vorstufen wie Almgren 74 (Form IVb 2) an. Fuß- und Bügelknopf sind noch erhalten, der Hals ist profiliert, der Bügel selbst entweder verflacht oder mehr rundlich. Als Zeitstellung läßt sich das letzte Drittel des ersten nachchristlichen Jahrhunderts vermuten.

Form Vb 2 (= Almgren 103).

Auch diese Fibeln sind Zwischenformen. Die Entwicklung ist weiter vorgeschritten. Der Bügel ist vollkommen verflacht, der Bügelwulst nur noch rudimentär erhalten. Der Nadelhalter zeigt die Form, die um die Wende des ersten zum zweiten Jahrhundert gebräuchlich war. Der geschlossene Fund 44 enthält eine Fibel des ersten Drittels des zweiten Jahrhunderts n. Chr.

Form Vb 3 (= Almgren 214).

Das kennzeichnende Merkmal der hierher gehörigen Fibeln, die man bisher zu den spätkaiserzeitlichen Formen zu zählen geneigt war, ist die untere Sehne, die an Stelle der umgelegten Sehne tritt. Der Bügel ist dünn und gleich einer Platte, die oben stark verbreitert sich zum Fuße hin verjüngt. Der Bügelwulst kann noch rudimentär erhalten sein, fehlt aber bei den jüngeren Stücken. Die Zeitstellung beleuchten 3 geschlossene Funde (69b, 117a, 117b), die Fibeln des ausgehenden zweiten Jahrhunderts n. Chr. enthalten, einmal allerdings auch eine Form, die noch der Mitte dieses Zeitraumes zuzuweisen ist.

#### A. S-Fibeln.

Form Vb 4 (= Almgren 111, 112).

Kennzeichnendes Merkmal dieser Spangen ist das völlige Fehlen des Bügelwulstes und der ausgeschweifte Fuß Der Hals kann profiliert sein — auch eine Kopfplatte kann vorkommen —, er verläuft aber auch ganz glatt. Beide Formen der Sehnenbefestigung treten auf, sowohl die umgelegte Sehne als auch die Befestigung mittels Haken. Die Zeitstellung dieser Form beleuchten 7 geschlossene Funde [1]) (95, 102, 103, 105, 198, 200, 227), in denen fast nur Fibeln des zweiten Jahrhunderts n. Chr. vorkommen, überwiegend aus dem ersten Drittel. Man wird die Form Vb 4 also wohl der ersten Hälfte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts zuteilen müssen, vielleicht sogar dem ersten Drittel.

Form Vb 5 (= Almgren 193).

Das kennzeichnende Merkmal der hierher gehörigen Spangen ist die Armbrustkonstruktion und der verlängerte Nadelhalter. Man hat diese Form entsprechend dem Vorgange Almgrens (S. 91f.) dem dritten Jahrhundert n. Chr. zugewiesen.

[1]) Der Fund 182 erscheint zweifelhaft. Vielleicht liegt ein Irrtum seitens des Berichterstatters vor. Das Grab soll nämlich außer der Form Vb 4 noch 3 Spätlatènefibeln enthalten haben.

Digitized by Google

Die geschlossenen Funde 62, 117a, 117b enthalten jedenfalls nur Fibeln, die für die zweite Hälfte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts kennzeichnend sind [1]).

Form Vb 6 (= Abb. 9).

Die hierher gehörigen Fibeln stellen sicher eine gotische Parallelform der westgermanischen S-Fibeln dar. Der Fuß verläuft indessen gerade. Die Kopf- und Fußscheiben sind stets sehr groß. Die Zeitstellung geht aus 9 geschlossenen Funden (9, 39, 177, 214, 215, 224, 225, 228, 230) hervor, in denen Fibeln erscheinen, die dem ersten oder dem zweiten Drittel des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts zuzuweisen sind. Vielleicht kann man die Form Vb 6 noch der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts zuteilen.

## B. Westgermanische Kniefibeln.

Form Vb 7 (= Abb. 10, Almgren 141).

Das kennzeichnende Merkmal dieser Form ist die Auskehlung des Halsansatzes. Zumeist ist noch als Rudiment der Fußknopf bzw. die Fußscheibe angedeutet, selten nur der Bügelwulst. Über die zeitliche Stellung geben geschlossene Funde heute noch keine Auskunft, so daß die mannigfachsten Vermutungen geäußert werden konnten [2]).

Abb. 9. (Nach Tischler.)

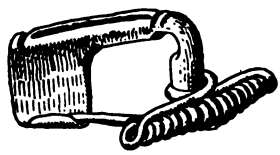


Abb. 10. (Nach Beltz.)

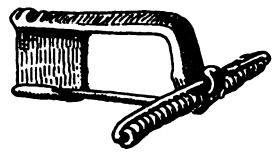


Abb. 11. (Nach Beltz.)

Meiner Ansicht nach kann der Zusammenhang mit Formen wie Almgren 102 (Vb 1) nicht geleugnet werden (Almgren S. 67).

Form Vb 8 (= Abb. 11, Almgren 138, 139, 142).

Kennzeichnendes Merkmal dieser Form ist der knieförmige, mehr oder weniger scharfe Umbruch des Bügels an Stelle der ehemaligen Auskehlung. Die Spirale ist lang, ein Haken oder Umlegung befestigen die Sehne. Bisweilen findet sich noch die rudimentäre Darstellung des Fußknopfes in einer eigentümlichen Fußzier. Die

[1]) Die Weiterentwicklungen, wie Almgren 196, gehören zweifellos in das 3. Jahrhundert n. Chr. Die Einreihung zweier bisher unter die Spätkaiserzeitformen gezählten Typen in die Zeit vor 200 n. Chr. ist eingehend erwogen worden. Sowohl vom Standpunkte der Typologie aus wie von chronologischen Gesichtspunkten ist gegen die Ableitung nichts einzuwenden. Um nun ganz sicher zu gehen, habe ich auch die keramischen Begleitfunde, hauptsächlich auf Grund des böhmischen Materiales, herangezogen und bin zu der Überzeugung gelangt, daß wir hinsichtlich der Periodisierung der römischen Kaiserzeit noch manche Überraschungen zu gewärtigen haben. Ich hoffe binnen Jahresfrist in der Lage zu sein, meine darauf bezüglichen Untersuchungen abgeschlossen zu haben.

[2]) Beltz, Mecklenburger Jahrbuch 85 (1920), S. 61f. gelegentlich des Fundes einer Kniefibel mit einer Spätlatènеform. Diesen Gedanken griff dann Frischbier auf und führte ihn mehr aus. Die bisher zum Vorschein gekommenen geschlossenen Funde sprechen gegen diese Ansicht, die Kniefibeln von Spätlatènеformen abzuleiten. Nur einmal erscheint in den Funden eine Spätlatènefibel, zehnmal aber Spangen, die fast durchwegs in das zweite Drittel des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts gehören. Überdies ist eine Kniefibel (Almgren 142) im Kastell Heidesheim gefunden worden (Obergerman.-rhät. Limes VI, 66b, Heidelberg 1910, Taf. III, 30, S. 3), das in der Zeit Trajans gegründet wurde. Ein einziger Fund beweist nichts, wenn 9 Funde widersprechen.



Digitized by Google

zeitliche Stellung der Form ergibt sich aus 10 geschlossenen Funden (71, 85, 97, 98, 99, 100, 109, 117, 145, 204), die fast ausschließlich nur Formen des zweiten Drittels des zweiten Jahrhunderts n. Chr. enthalten, nur einmal eine Spätlatènefibel und ferner eine Spange aus dem ersten Drittel des zweiten Jahrhunderts.

Form Vb 9 (= Almgren 145, 146).

Das kennzeichnende Merkmal dieser Parallelform ist der bandförmige Bügel, der in ähnlicher Weise wie bei der Form Vb 8 geknickt ist. Was die Zeitstellung anbelangt, so geben die geschlossenen Funde 64, 72, 73, 78, 102, 108 und 116 Auskunft. Dreimal erscheinen darin Fibeln des ersten Drittels und dreimal Formen, die dem zweiten Drittel des zweiten Jahrhunderts n. Chr. angehören. Die Form Vb 9 dürfte der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts angehören, vielleicht sogar eher dem zweiten Drittel.

Form Vb 10 (= Almgren 147).

Diese weiterentwickelten bandförmigen Kniefibeln kennzeichnen eine sehr lange und windungsreiche Spirale, deren Achse mitunter besondere Endknöpfe tragen kann. Der Nadelhalter ist hoch, zeigt aber im übrigen noch nicht die Ausdehnungen, die für den Beginn des dritten nachchristlichen Jahrhunderts charakteristisch sind. Ähnliche Fibeln mit sehr breitem Bügel liegen in den Funden 96 und 101 mit Spangen zusammen, die in das letzte Drittel des zweiten Jahrhunderts n. Chr. gehören.

### 2. Ostgermanische Entwicklungen.

Form Vb 11 (= Almgren 99, 100).

Das Kennzeichen dieser Form ist das Fehlen des Fußknopfes, eine Erscheinung, die möglicherweise auch bei Fibeln wie Form IVb 1 aufgetreten sein kann. Dann würden sich die hier zu behandelnden Spangen unmittelbar an sie anschließen. Bisher aber sind keine solche Vorstufen zutage getreten. Auf eine frühe Stellung deutet die altertümliche Form des Nadelhalters und die langausgezogene Gestalt des Fibelkörpers. Spangen wie Almgren 99 liegen in zwei geschlossenen Funden (40, 118) vor, und zwar mit Fibeln, die der letzten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts angehören. Spangen wie Almgren 100 dürften wenigstens der typologischen Beziehung nach etwas später entstanden sein.

## Einsprossenfibeln.

Form Vb 12 (= Almgren 120, 121, 122).

Das kennzeichnende Merkmal dieser Form ist ein mehr oder weniger rundlicher oder bandförmiger, selten dachförmiger Bügel, der den Wulst verloren hat. Die Kopfscheibe ist stark vergrößert und bisweilen auch verziert. Der Nadelhalter ist normal zum Bügelfuß aufgesetzt. In nicht weniger als 21 geschlossenen Funden (2, 17, 21, 27, 52, 55, 56, 58, 59, 80, 104, 148, 150, 180, 187, 188, 193, 197, 203, 207, 238) liegen die hierher gehörigen Spangen vor. Viermal erscheinen darin Fibeln des zweiten Drittels oder der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, fünfzehnmal aber Formen aus dem ersten Drittel dieses Zeitabschnittes. Man wird also nicht fehlgehen, wenn man die ältesten Einsprossenfibeln dem ersten Drittel des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts zuschreibt.

Form Vb 13 (= Almgren 123, 124, 126).

Das Kennzeichen der hierher gehörigen Spangen ist die deutliche Auskehlung des Bügelfußes, der sich nach dem Ende zu etwas verbreitert. Der Bügel ist niemals zylindrisch. Die Kopfscheibe beginnt sich zu verbreitern. 14 geschlossene Funde

Digitized by Google

(4, 33, 57, 61, 103, 109, 121, 123, 142a, 145, 155, 170, 204, 244) sprechen fast ausnahmslos für eine Zeitstellung um die Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr., etwa in das zweite Drittel dieses Zeitraumes.

Form Vb 14 (= Almgren 127, 128).

Das kennzeichnende Merkmal dieser Fibeln ist die strenge Durchführung der Gliederung des hohlgewölbten Bügels. Sie besitzen einen Kopfwulst und einen stark ausgeschweiften, abgesetzten Bügelfuß, der die Bügelmitte verkürzt erscheinen läßt. Die Zeitstellung ergibt sich aus 7 geschlossenen Funden (1, 22, 23, 26, 148, 170, 248). Fünfmal kommen darin Formen vor, die dem letzten Drittel des zweiten Jahrhunderts angehören, einmal sogar eine Fibel des beginnenden dritten und einmal eine Spange aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts. Die Form Vb 14 dürfte also dem letzten Drittel des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts angehören.

Form Vb 15 (= Almgren 130).

Das Kennzeichen der vorliegenden Form ist die Rollenhülse, eine Entlehnung von gleichzeitigen Fibeln. Der Bügelfuß ist kurz und läßt der Mitte einen großen Spielraum. Der Bügel ist ziemlich gewölbt und bisweilen leicht facettiert. Die Zeitstellung erhellt aus vier geschlossenen Funden (235, 236, 237, 245), in denen nur Fibeln erscheinen, die der Wende des zweiten zum dritten Jahrhundert angehören.

Form Vb 16 (= Almgren 132).

Die hier zusammengefaßten Fibeln sind offenbar Sonderentwicklungen der Form Vb 12, besitzen jedoch einen rechtwinklig geknickten Bügel, der sie als eine Mischform erscheinen läßt. Die Verbreitung ist eine ausgesprochen ostgermanische. Wie die Funde 8 und 120 erweisen, treten sie hauptsächlich in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. auf. Sogar in der spätrömischen Kaiserzeit leben sie weiter.

## Gruppe IVc. Frühkaiserzeitliche Kopfplattenfibeln.

Die hier zu behandelnden Fibeln schließen sich an die Formen mit Stützbalken an. Ihre Entstehung nimmt Almgren (S. 38) im Rheingebiete an. Wahrscheinlich erfolgte sie dort unter markomannischem Einflusse, jedenfalls unter dem der Stützbalkenfibeln. Die ältesten frühkaiserzeitlichen Kopfplattenfibeln besitzen nämlich eine verzierte Stützplatte und fallen so, ganz abgesehen von der Gestalt, aus dem germanischen Formenkreise heraus. Die Weiterentwicklung beschränkt sich auf den Bügel, der einen ähnlichen Werdegang wie die gemeingermanischen Trompetenfibeln nimmt. Die Verzierung der Stützplatte zeigt später ein anderes Bild. Anscheinend im Norden vollzieht sich dann eine Umformung, die die Stützplatte mit dem Bügel verschmelzen läßt, so daß man dann von einer echten Kopfplatte sprechen kann.

Form IVc 1 (= Almgren 71).

Die Merkmale dieser Fibeln sind augenfällig. Die obere Sehne befestigt eine Sehnenplatte, die sich auf die stets verzierte Stützplatte legt. An diese schließt sich ein sackartig gestalteter Hals mit einer halbkreisförmigen Bügelscheibe. Der Nadelhalter ist geschlossen. Die zeitliche Stellung beleuchten zwei geschlossene Funde (17b und 183), in denen einmal eine sehr frühe Augenfibel und einmal eine frühe Trompetenfibel vorkommt, die dem zweiten Drittel des ersten nachchristlichen Jahrhunderts angehört. Beachtenswert ist ferner der Umstand, daß zwei hierher gehörige Stücke im frührömischen Lager zu Hofheim i. T. (belegt 40—50 n. Chr. und von

Digitized by Google

70 n. Chr. an) zum Vorschein kamen [1]), die zwar die Merkmale einer Weiterentwicklung an sich tragen, aber für die Datierung außerordentlich wichtig sind, da sie erst nach 70 n. Chr. in das Lager getragen worden sein können [2]). Als Zeitstellung ist etwa die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. anzugeben.

Form IVc 2 (= Abb. 12).

Außer der ähnlich wie bei der vorigen Form verzierten Stützplatte (vgl. die Hofheimer Stücke) und der eigentümlichen Sehnenbefestigung mittels zweier Haken unterscheidet sich diese Form von den gleichzeitigen Entwicklungsstufen der Trompetenfibeln fast gar nicht. In geschlossenen Funden kommen diese seltenen Spangen nicht vor, doch liegt ein ähnliches Stück im Funde 106 mit einer in den Beginn des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts zu datierenden Rollenkappenfibel zusammen. Eine Mischform stammt aus dem Lager zu Hofheim (Nass. Annalen a. a. O., Nr. 163). Der Bügel gleicht völlig der der Fibeln Almgren 12, die Spiralkonstruktion mit der Stützplatte der Form IVc 2. Daraus würde sich eine Zeitstellung innerhalb des ersten Drittels des zweiten Jahrhunderts n. Chr. ergeben.

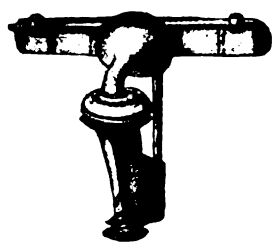


Abb. 12.
(Nach Müller und Reimers.)

Form IVc 3 (= Almgren 88).

Auf Skandinavien beschränkt sich eine anders geartete Weiterentwicklung, bei der die Stützplatte reich mit Filigranverzierungen belegt ist. Kopf-, Bügel- und Fußscheibe sind breit. Aus dem Vergleiche mit den gleichzeitigen Trompetenfibeln ergibt sich als Zeitstellung die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. Die geschlossenen Funde 6 und 17 bestätigen diese Zeitansetzung.

Form IVc 4 (= Almgren 108) [3]).

Die hierher gehörigen Spangen sind auf Norwegen beschränkt [4]) und besitzen eine Kopfplatte, die reich mit gestanztem Blech belegt ist, eine Verzierungsweise, die für die direkten Weiterbildungen dieser Form kennzeichnend ist. Die Kopfplatte ist, wie schon Almgren (S. 55) betonte, aus der Stützplatte entstanden, indem diese mit dem Bügel verwuchs. Eine solche Erklärung legt auch die zeitliche Stellung für das erste Drittel oder für die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. nahe, wie sie die Funde 2 und 3 erweisen.

Form IVc 5/6 (= Almgren 115, 116, 117, 118, 119).

Das kennzeichnende Merkmal der vorliegenden Formen ist die stets mit gestanzten Blechen belegte Kopfplatte. Nach Almgren (S. 65) stellen sie eine Mischform zwischen dem vorigen Typus und den Einsprossenfibeln (Almgren 127) dar, eine Erklärung, der freilich einige zeitliche Bedenken entgegenstehen. Die Gestaltung des Bügels macht aber diese Entstehung wahrscheinlich. Die Verbreitung der hierhergehörigen Formen ist fast ausschließlich auf Skandinavien beschränkt. Nur wenige

[1]) Nass. Annalen 40 (1912), Taf. IX, 160, 161.
[2]) Sie fehlen auch in der vorslavischen Schicht in Wiesbaden. — Eine den Hofheimer Stücken sehr ähnliche Form liegt im Funde 53a mit einer Rollenkappenfibel des letzten Drittels des ersten nachchristlichen Jahrhunderts vor.
[3]) Vgl. Hoffmann, a. a. O., Taf. VII, 12.
[4]) Almgren, a. a. O., S. 54f. Vgl. auch G. Gustaffon, Norges Oldtid, Mindesmaerker og Oldsager, in Gammel, Norsk Kultur, Tekstog Billeder udgivet af Norsk Folkemuseum, Kristiania 1906, Abb. 242—244.

Digitized by Google

Stücke stammen aus Deutschland. Die zeitliche Stellung ergibt sich aus den geschlossenen Funden 1, 3, 15, 16, 20, 32, 47, 201 und 238, in denen nur Fibeln des zweiten Jahrhunderts n. Chr. erscheinen, und zwar überwiegend des zweiten Drittels. Auch im letzten Abschnitt dieses Jahrhunderts kommen diese Spangen noch vor.

### Gruppe Vc. Sonderformen.

Form Vc 1/2 (Almgren 148, 149, 150).

Diese Formen sind durch das Fehlen der Kopfplatte gekennzeichnet. Der Bügel ist bald mehr rundlich, bald ist er facettiert, bald ist er ganz flach und mit gestanztem Blech belegt. Die Entstehung aus den frühkaiserzeitlichen Kopfplattenfibeln ist durch die Zeitstellung in Zweifel gesetzt. Wahrscheinlich hat hier nur ein Einfluß stattgefunden. Almgren (S. 64) führt sie auf Formen wie Almgren 120—126 (Einsprossenfibeln) zurück, die die Kopfscheibe verloren haben. Die Verbreitung erstreckt sich über das gesamte germanische Gebiet, vorwiegend aber auf Skandinavien und das ostgermanische Küstengebiet. Die geschlossenen Funde 18, 19, 20, 28, 32, 33, 36, 52, 79, 80, 151, 154, 157, 166, 192, 195 und 197 erweisen sich als

Abb. 13.

Abb. 14.

dem ganzen zweiten nachchristlichen Jahrhundert zugehörig, doch finden sie sich im letzten Drittel spärlicher [1]).

Formen Vc 3/5 (= Abb. 13 und 14, Almgren 133).

Das kennzeichnende Merkmal dieser ostgermanischen Fibeln ist die Halsplatte. Der Bügel ist stets flach und bandförmig, gewöhnlich auch verziert. Die obere Sehne ist anfangs durch einen Haken befestigt, dann aber tritt eine Sehnenplatte an die Stelle, um zuletzt einer vollkommenen Rollenhülse Platz zu machen. Die Form Vc 3 fand sich im Funde 56 mit einer Spange aus dem ersten Drittel des zweiten Jahrhunderts, die Form Vc 5 mit einem Pferdegeschirr wie Müller 453 im Funde 241. Fibeln dieser Form werden schon nach der Form der Rollenhülse in den letzten Abschnitt des zweiten Jahrhunderts zu weisen sein, wenn nicht schon in den Beginn des dritten.

Form Vc 6/7 (= Almgren 151, 153).

Diese westgermanischen Formen kennzeichnet stets ein dünner blechförmiger Bügel. Ein Belag von gestanztem Blech bedeckte wohl immer den breiten Bügel Entstanden sind die hierher gehörigen Blechfibeln unter dem Einflusse der bandförmigen Kniefibeln und dem der frühkaiserzeitlichen Kopfplattenfibeln. Die Zeit-

[1]) Fibeln wie Almgren 150 dürften in die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. zu setzen sein. — Eine genauere Scheidung und Datierung erlaubt das mir zur Verfügung stehende Material nicht.

Digitized by Google

70 n. Chr. an) zum Vorschein kamen [1]), die zwar die Merkmale einer Weiterentwicklung an sich tragen, aber für die Datierung außerordentlich wichtig sind, da sie erst nach 70 n. Chr. in das Lager getragen worden sein können [2]). Als Zeitstellung ist etwa die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. anzugeben.

Form IVc 2 (= Abb. 12).

Außer der ähnlich wie bei der vorigen Form verzierten Stützplatte (vgl. die Hofheimer Stücke) und der eigentümlichen Sehnenbefestigung mittels zweier Haken unterscheidet sich diese Form von den gleichzeitigen Entwicklungsstufen der Trompetenfibeln fast gar nicht. In geschlossenen Funden kommen diese seltenen Spangen nicht vor, doch liegt ein ähnliches Stück im Funde 106 mit einer in den Beginn des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts zu datierenden Rollenkappenfibel zusammen. Eine Mischform stammt aus dem Lager zu Hofheim (Nass. Annalen a. a. O., Nr. 163). Der Bügel gleicht völlig der der Fibeln Almgren 12, die Spiralkonstruktion mit der Stützplatte der Form IVc 2. Daraus würde sich eine Zeitstellung innerhalb des ersten Drittels des zweiten Jahrhunderts n. Chr. ergeben.

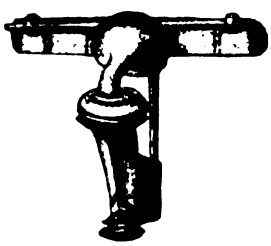


Abb. 12.
(Nach Müller und Reimers.)

Form IVc 3 (= Almgren 88).

Auf Skandinavien beschränkt sich eine anders geartete Weiterentwicklung, bei der die Stützplatte reich mit Filigranverzierungen belegt ist. Kopf-, Bügel- und Fußscheibe sind breit. Aus dem Vergleiche mit den gleichzeitigen Trompetenfibeln ergibt sich als Zeitstellung die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. Die geschlossenen Funde 6 und 17 bestätigen diese Zeitansetzung.

Form IVc 4 (= Almgren 108) [3]).

Die hierher gehörigen Spangen sind auf Norwegen beschränkt [4]) und besitzen eine Kopfplatte, die reich mit gestanztem Blech belegt ist, eine Verzierungsweise, die für die direkten Weiterbildungen dieser Form kennzeichnend ist. Die Kopfplatte ist, wie schon Almgren (S. 55) betonte, aus der Stützplatte entstanden, indem diese mit dem Bügel verwuchs. Eine solche Erklärung legt auch die zeitliche Stellung für das erste Drittel oder für die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. nahe, wie sie die Funde 2 und 3 erweisen.

Form IVc 5/6 (= Almgren 115, 116, 117, 118, 119).

Das kennzeichnende Merkmal der vorliegenden Formen ist die stets mit gestanzten Blechen belegte Kopfplatte. Nach Almgren (S. 65) stellen sie eine Mischform zwischen dem vorigen Typus und den Einsprossenfibeln (Almgren 127) dar, eine Erklärung, der freilich einige zeitliche Bedenken entgegenstehen. Die Gestaltung des Bügels macht aber diese Entstehung wahrscheinlich. Die Verbreitung der hierhergehörigen Formen ist fast ausschließlich auf Skandinavien beschränkt. Nur wenige

[1]) Nass. Annalen 40 (1912), Taf. IX, 160, 161.
[2]) Sie fehlen auch in der vorslavischen Schicht in Wiesbaden. — Eine den Hofheimer Stücken sehr ähnliche Form liegt im Funde 53a mit einer Rollenkappenfibel des letzten Drittels des ersten nachchristlichen Jahrhunderts vor.
[3]) Vgl. Hostmann, a. a. O., Taf. VII, 12.
[4]) Almgren, a. a. O., S. 54f. Vgl. auch G. Gustafson, Norges Oldtid, Mindesmaerker og Oldsager, in Gammel, Norsk Kultur, Tekstog Billeder udgivet af Norsk Folkemuseum, Kristiania 1906, Abb. 242—244.

Digitized by Google

Stücke stammen aus Deutschland. Die zeitliche Stellung ergibt sich aus den geschlossenen Funden 1, 3, 15, 16, 20, 32, 47, 201 und 238, in denen nur Fibeln des zweiten Jahrhunderts n. Chr. erscheinen, und zwar überwiegend des zweiten Drittels. Auch im letzten Abschnitt dieses Jahrhunderts kommen diese Spangen noch vor.

### Gruppe Vc. Sonderformen.

Form Vc 1/2 (Almgren 148, 149, 150).

Diese Formen sind durch das Fehlen der Kopfplatte gekennzeichnet. Der Bügel ist bald mehr rundlich, bald ist er facettiert, bald ist er ganz flach und mit gestanztem Blech belegt. Die Entstehung aus den frühkaiserzeitlichen Kopfplattenfibeln ist durch die Zeitstellung in Zweifel gesetzt. Wahrscheinlich hat hier nur ein Einfluß stattgefunden. Almgren (S. 64) führt sie auf Formen wie Almgren 120—126 (Einsprossenfibeln) zurück, die die Kopfscheibe verloren haben. Die Verbreitung erstreckt sich über das gesamte germanische Gebiet, vorwiegend aber auf Skandinavien und das ostgermanische Küstengebiet. Die geschlossenen Funde 18, 19, 20, 28, 32, 33, 36, 52, 79, 80, 151, 154, 157, 166, 192, 195 und 197 erweisen sich als

Abb. 13.

Abb. 14.

dem ganzen zweiten nachchristlichen Jahrhundert zugehörig, doch finden sie sich im letzten Drittel spärlicher [1]).

Formen Vc 3/5 (= Abb. 13 und 14, Almgren 133).

Das kennzeichnende Merkmal dieser ostgermanischen Fibeln ist die Halsplatte. Der Bügel ist stets flach und bandförmig, gewöhnlich auch verziert. Die obere Sehne ist anfangs durch einen Haken befestigt, dann aber tritt eine Sehnenplatte an die Stelle, um zuletzt einer vollkommenen Rollenhülse Platz zu machen. Die Form Vc 3 fand sich im Funde 56 mit einer Spange aus dem ersten Drittel des zweiten Jahrhunderts, die Form Vc 5 mit einem Pferdegeschirr wie Müller 453 im Funde 241. Fibeln dieser Form werden schon nach der Form der Rollenhülse in den letzten Abschnitt des zweiten Jahrhunderts zu weisen sein, wenn nicht schon in den Beginn des dritten.

Form Vc 6/7 (= Almgren 151, 153).

Diese westgermanischen Formen kennzeichnet stets ein dünner blechförmiger Bügel. Ein Belag von gestanztem Blech bedeckte wohl immer den breiten Bügel Entstanden sind die hierher gehörigen Blechfibeln unter dem Einflusse der bandförmigen Kniefibeln und dem der frühkaiserzeitlichen Kopfplattenfibeln. Die Zeit-

[1]) Fibeln wie Almgren 150 dürften in die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. zu setzen sein. — Eine genauere Scheidung und Datierung erlaubt das mir zur Verfügung stehende Material nicht.

Digitized by Google

70 n. Chr. an) zum Vorschein kamen [1]), die zwar die Merkmale einer Weiterentwicklung an sich tragen, aber für die Datierung außerordentlich wichtig sind, da sie erst nach 70 n. Chr. in das Lager getragen worden sein können [2]). Als Zeitstellung ist etwa die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. anzugeben.

Form IVc 2 (= Abb. 12).

Außer der ähnlich wie bei der vorigen Form verzierten Stützplatte (vgl. die Hofheimer Stücke) und der eigentümlichen Sehnenbefestigung mittels zweier Haken unterscheidet sich diese Form von den gleichzeitigen Entwicklungsstufen der Trompetenfibeln fast gar nicht. In geschlossenen Funden kommen diese seltenen Spangen nicht vor, doch liegt ein ähnliches Stück im Funde 106 mit einer in den Beginn des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts zu datierenden Rollenkappenfibel zusammen. Eine Mischform stammt aus dem Lager zu Hofheim (Nass. Annalen a. a. O., Nr. 163). Der Bügel gleicht völlig der der Fibeln Almgren 12, die Spiralkonstruktion mit der Stützplatte der Form IVc 2. Daraus würde sich eine Zeitstellung innerhalb des ersten Drittels des zweiten Jahrhunderts n. Chr. ergeben.

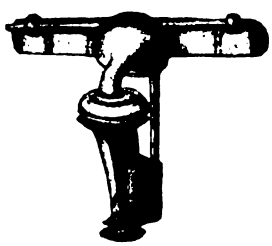


Abb. 12.
(Nach Müller und Reimers.)

Form IVc 3 (= Almgren 88).

Auf Skandinavien beschränkt sich eine anders geartete Weiterentwicklung, bei der die Stützplatte reich mit Filigranverzierungen belegt ist. Kopf-, Bügel- und Fußscheibe sind breit. Aus dem Vergleiche mit den gleichzeitigen Trompetenfibeln ergibt sich als Zeitstellung die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. Die geschlossenen Funde 6 und 17 bestätigen diese Zeitansetzung.

Form IVc 4 (= Almgren 108) [3]).

Die hierher gehörigen Spangen sind auf Norwegen beschränkt [4]) und besitzen eine Kopfplatte, die reich mit gestanztem Blech belegt ist, eine Verzierungsweise, die für die direkten Weiterbildungen dieser Form kennzeichnend ist. Die Kopfplatte ist, wie schon Almgren (S. 55) betonte, aus der Stützplatte entstanden, indem diese mit dem Bügel verwuchs. Eine solche Erklärung legt auch die zeitliche Stellung für das erste Drittel oder für die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. nahe, wie sie die Funde 2 und 3 erweisen.

Form IVc 5/6 (= Almgren 115, 116, 117, 118, 119).

Das kennzeichnende Merkmal der vorliegenden Formen ist die stets mit gestanzten Blechen belegte Kopfplatte. Nach Almgren (S. 65) stellen sie eine Mischform zwischen dem vorigen Typus und den Einsprossenfibeln (Almgren 127) dar, eine Erklärung, der freilich einige zeitliche Bedenken entgegenstehen. Die Gestaltung des Bügels macht aber diese Entstehung wahrscheinlich. Die Verbreitung der hierhergehörigen Formen ist fast ausschließlich auf Skandinavien beschränkt. Nur wenige

[1]) Nass. Annalen 40 (1912), Taf. IX, 160, 161.
[2]) Sie fehlen auch in der vorflavischen Schicht in Wiesbaden. — Eine den Hofheimer Stücken sehr ähnliche Form liegt im Funde 53a mit einer Rollenkappenfibel des letzten Drittels des ersten nachchristlichen Jahrhunderts vor.
[3]) Vgl. Hoffmann, a. a. O., Taf. VII, 12.
[4]) Almgren, a. a. O., S. 54f. Vgl. auch G. Gustaffson, Norges Oldtid, Mindesmaerker og Oldsager, in Gammel, Norsk Kultur, Tekstog Billeder udgivet af Norsk Folkemuseum, Kristiania 1906, Abb. 242—244.

Digitized by Google

Stücke stammen aus Deutschland. Die zeitliche Stellung ergibt sich aus den geschlossenen Funden 1, 3, 15, 16, 20, 32, 47, 201 und 238, in denen nur Fibeln des zweiten Jahrhunderts n. Chr. erscheinen, und zwar überwiegend des zweiten Drittels. Auch im letzten Abschnitt dieses Jahrhunderts kommen diese Spangen noch vor.

### Gruppe Vc. Sonderformen.

Form Vc 1/2 (Almgren 148, 149, 150).

Diese Formen sind durch das Fehlen der Kopfplatte gekennzeichnet. Der Bügel ist bald mehr rundlich, bald ist er facettiert, bald ist er ganz flach und mit gestanztem Blech belegt. Die Entstehung aus den frühkaiserzeitlichen Kopfplattenfibeln ist durch die Zeitstellung in Zweifel gesetzt. Wahrscheinlich hat hier nur ein Einfluß stattgefunden. Almgren (S. 64) führt sie auf Formen wie Almgren 120—126 (Einsprossenfibeln) zurück, die die Kopfscheibe verloren haben. Die Verbreitung erstreckt sich über das gesamte germanische Gebiet, vorwiegend aber auf Skandinavien und das ostgermanische Küstengebiet. Die geschlossenen Funde 18, 19, 20, 28, 32, 33, 36, 52, 79, 80, 151, 154, 157, 166, 192, 195 und 197 erweisen sich als

Abb. 13.

Abb. 14.

dem ganzen zweiten nachchristlichen Jahrhundert zugehörig, doch finden sie sich im letzten Drittel spärlicher [1]).

Formen Vc 3/5 (= Abb. 13 und 14, Almgren 133).

Das kennzeichnende Merkmal dieser ostgermanischen Fibeln ist die Halsplatte. Der Bügel ist stets flach und bandförmig, gewöhnlich auch verziert. Die obere Sehne ist anfangs durch einen Haken befestigt, dann aber tritt eine Sehnenplatte an die Stelle, um zuletzt einer vollkommenen Rollenhülse Platz zu machen. Die Form Vc 3 fand sich im Funde 56 mit einer Spange aus dem ersten Drittel des zweiten Jahrhunderts, die Form Vc 5 mit einem Pferdegeschirr wie Müller 453 im Funde 241. Fibeln dieser Form werden schon nach der Form der Rollenhülse in den letzten Abschnitt des zweiten Jahrhunderts zu weisen sein, wenn nicht schon in den Beginn des dritten.

Form Vc 6/7 (= Almgren 151, 153).

Diese westgermanischen Formen kennzeichnet stets ein dünner blechförmiger Bügel. Ein Belag von gestanztem Blech bedeckte wohl immer den breiten Bügel Entstanden sind die hierher gehörigen Blechfibeln unter dem Einflusse der bandförmigen Kniefibeln und dem der frühkaiserzeitlichen Kopfplattenfibeln. Die Zeit-

[1]) Fibeln wie Almgren 150 dürften in die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. zu setzen sein. — Eine genauere Scheidung und Datierung erlaubt das mir zur Verfügung stehende Material nicht.

Digitized by Google

## Gruppe III. Augenfibeln.

Die Bezeichnung dieser Fibelformen stammt von Hausman[1]), die Charakterisierung und Verbreitung hat Almgren[2]) gegeben. Ihre Entstehung ist verschieden erklärt worden, so in letzter Zeit von E. Frischbier[3]). Man wird diese Erklärung, wonach das Breitenwachstum des Fibelhalses bei spätlatènezeitlichen Balkenfibeln die Entstehung der „Augen" verursacht hat, gelten lassen können, wird aber immer hervorheben müssen, daß gewichtigere Gründe für eine andere Entstehung erhoben worden sind. G. Schwantes[4]), der sich neuestens mit diesen Fragen beschäftigt hat, spricht sich sogar für einen zwiespältigen Ursprung aus, indem er Augenfibeln mit „äußeren Augen" und solche mit „inneren Augen" unterscheidet. Den einen schreibt er hermunduriſche Herkunft zu, den anderen markomannische. Auch diese Anschauung läßt sich begründen und hat kürzlich durch die Veröffentlichung einer typologisch sehr alten Form aus Thüringen[5]) eine kräftige Stütze erfahren, um so mehr, als W. Schulz entgegen der Ansicht Frischbiers die Profilierung des Augenfibelkopfes auf einen Einfluß der provinzialrömischen Aucissafibel zurückführen konnte.

Form III, 1 (= Almgren 45—49).

Das kennzeichnende Merkmal sind die „Augen", die sich entweder als „offen" oder als „geschlossen" darstellen können. Der Nadelhalter kann durchbrochen oder gelocht sein, meist ist er jedoch ausgefüllt. Die obere Sehne befestigt ein mehr oder weniger ornamentierter bandförmiger Haken, der sich bis zu einer vollkommenen Platte verbreitern kann. Die Seitenzapfen am Kopfe sind deutlich erkennbar. Mit der Zeitstellung hat sich besonders Kiekebusch (a. a. O., S. 68ff.) eingehend beschäftigt. Für die zeitliche Bestimmung von großer Wichtigkeit sind die bei Kiekebusch (S. 71f.) erwähnten Fibeln aus dem Uferkastell zu Haltern, das im Jahre 17 n. Chr. zerstört wurde. Im frührömischen Lager von Hofheim, das in den Jahren 40—50 n. Chr. belegt war, fanden sich nur 6 Exemplare (1 wie Almgren 45, 1 wie Almgren 47, 4 wie Almgren 47/48), in der vorflavischen Schicht von Wiesbaden nur 3 (1 wie Almgren 45/46, 1 wie Almgren 47, 1 wie Almgren 48), woraus man ohne weiteres auf ein noch spätes Vorkommen schließen kann. Ganz ähnlich verhalten sich die 32 geschlossenen Funde, die sogar noch auf eine weitere Differenzierung, die sich stark an das von Kiekebusch aufgestellte Schema anzulehnen scheint, deuten. Hierin kommt die Form III, 1 in den Funden 128, 130, 131, 132, 133, 144, mit Bronzegefäßen (Eimer NU. 4, NU. 6, NU. 9, NU. 21, Schüssel Müller 189 und Kasserollen NU. 43) vor, die der ausgehenden Latènezeit zugewiesen werden müssen, die aber auch noch in der beginnenden römischen Kaiserzeit fortlebten. Die Kasserollen NU. 43 und der Eimer NU. 21, nach Willers „augusteischen Ursprungs", können sich aber noch lange erhalten, wie es im Funde 130 sicher der Fall ist. Wie die Bronzegefäße verhalten sich auch die Fibeln selbst, denn von diesen 32 Funden gehören nur 9 einer späteren Zeit als dem ersten Drittel des ersten nachchristlichen Jahrhunderts an.

Form III, 2 (= Almgren 50—53).

Das kennzeichnende Merkmal ist vor allem das Fehlen der profilierten Seitenzapfen in Verbindung mit den rückgebildeten Augen, die entweder als ornamentale Erinnerungen dargestellt sind, oder aber auch ganz fehlen können. Der Bügel ist

[1]) Grabfunde aus Estland. Reval 1896, S. 22ff.
[2]) A. a. O., S. 21ff. (2. Aufl., Nachwort, S. 247).
[3]) A. a. O., S. 79f.
[4]) Prähistor. Zeitschrift XV (1924), S. 138.
[5]) „Germania" XI (1926), S. 110ff.

Digitized by Google

ausgesprochen bandförmig, sogar der in der Regel mit einem Grat ausgestattete Bügelfuß kann sein dachförmiges Aussehen verlieren. Ein durchbrochener oder gelochter Nadelhalter tritt niemals auf. Die Zeitstellung ergibt sich zunächst aus den Kastellfunden. Im Hofheimer Lager, das von 40—50 n. Chr. belegt war, aber um 70 n. Chr. wieder besiedelt wurde, liegen nicht weniger als 53 Stücke vor, von denen allein 40 den Spangen wie Almgren 53 sehr nahestehen (Nass. Annalen 40 [1912], S. 121ff., Taf. VIII, 98—144). Die Hofheimer Funde beweisen an sich nichts, da die Fibeln auch nach 70 n. Chr. hineingetragen worden sein können. Daß dem nicht so ist, besagen die Funde aus der vorflavischen Schicht von Wiesbaden. Nicht weniger als 8 Stücke, die der Form III, 2 gleichen, allein vier Almgren 53, sind hier zutage gekommen. Damit ist erwiesen, daß die hier behandelte Form noch vor 70 n. Chr. bzw. vor 50 n. Chr. entstanden ist. Darum erscheint es merkwürdig, wenn in den Funden 159a und 167 zwei Fibeln wie Almgren 53 mit Altsachen auftreten, die dem Ende der frührömischen und dem Beginne der spätrömischen Kaiserzeit angehören. Almgren (S. 27), der dieses eingehend würdigt, kommt zu dem Ergebnis, daß „die typologisch späteste ... Form Abb. 53 ... länger fortbestanden zu haben scheint". Ein derartiger Entwicklungsstillstand ist aber schwerlich anzunehmen, andererseits wieder dürfen zwei Funde nicht als zufällig erklärt werden. Die Form III, 2 liegt in 10 geschlossenen Funden vor (38, 49, 60, 158, 159, 162, 163, 194, 206, 233), in denen sie viermal mit frühen Augenfibeln und dreimal mit der Form II, 2 und etwa gleichzeitigen Spangen vorkommt, einmal auch mit einer Fibel, die dem Beginne des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts angehört. Aus dem geht deutlich hervor, daß eine Verbindung mit der spätrömischen Kaiserzeit nicht bestehen kann. Bei der Bestimmung der in den genannten Funden vorliegenden Fibeln dürfte also wohl ein Irrtum unterlaufen sein. Als Zeitstellung wäre etwa das zweite Drittel des ersten Jahrhunderts n. Chr. anzunehmen, wobei allerdings betont werden muß, daß das Ende der ersten Hälfte dieses Zeitraumes weit mehr in Betracht zu kommen scheint, jedenfalls war die Form Almgren 53 vor 50 n. Chr. bereits ausgebildet.

Form III, 3 (= Almgren 57 und 58).

Diese ausgesprochen ostgermanische und hier vorwiegend gotonische Form schließt eng an die gemeingermanischen Augenfibeln an. Hauptmerkmal ist der noch ziemlich deutlich sichtbare Bügelwulst in Verbindung mit einem aus 4—6 Doppelkreisen oder Würfelaugen bestehenden Fußornamente. Auch der Bügelkopf trägt in der Regel noch die Andeutungen der Augenlöcher in Doppelkreisen. Die Seitenzapfen sind noch ausgebildet. Die Zeitstellung ergibt sich einerseits aus dem nahen Zusammenhang mit der vorausgehenden Form, andererseits aus den Funden 13, 31, 157, 174, 186, 214, 232. Von diesen enthalten drei Funde Spangen, die noch dem ersten Drittel des ersten Jahrhunderts angehören und zwei Funde Fibeln aus dem letzten Drittel dieses Zeitraumes, der Fund 157 sogar Formen, die dem beginnenden zweiten Jahrhundert zuzuweisen sind. Man wird keinen Fehlgriff tun, wenn man die Form III, 3 in die zweite Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts verlegt.

Form III, 4 (= Almgren 59).

Diese Spangen erinnern in ihrem ganzen Aussehen noch stark an die eben behandelten, nur sind die Seitenzapfen stark verkümmert, so daß der Bügelhals fast vollständig gerade an die Spirale anstößt. Die Zeitstellung erhellt aus 10 geschlossenen Funden (187, 190, 191, 193, 196, 200, 202, 203, 205, 207), die alle Spangen enthalten, die dem ersten Drittel des 2. Jahrhunderts angehören.

Digitized by Google

Form III, 5 (= Almgren 60 und 61).

Das kennzeichnende Merkmal aller hierher gehörigen Spangen ist der sich gegen die Spirale zu verjüngende Bügelhals gerade an der Stelle, an der früher die Seitenzapfen angebracht waren. Auch der Fußteil verbreitert sich auffallend nach unten zu, eine Erscheinung, die ja auch bei älteren Formen mehr oder weniger deutlich zum Ausdruck kommt. Die Zeitstellung dieser Form beleuchten 26 geschlossene Funde (21, 157, 164, 183, 189, 199, 208, 210, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 240, 246). Fast alle enthalten Formen des zweiten Drittels des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts. Nur selten kommen auch Fibeln vor, die der Jahrhundertwende zugehören, dann aber nur in Verbindung mit jüngeren Formen.

Sonderform III, 5 (= Almgren 62 und 63).

Die hierher gehörigen Spangen sind ausschließlich — und zwar spärlich — auf gotischem Boden zutage gekommen. Sie unterscheiden sich von der Form III, 5 durch den runden und feinen Draht, aus dem die Spiralrolle gefertigt ist. Auch der Hals ist meistens fast rechteckig abgeschnitten, selten wie bei Almgren 63 gegen die Spirale hin ausgeschweift. Die typologische Vorstufe für diese Sonderform dürfte die Form III, 4 abgegeben haben. Das würde mit der Zeitstellung im zweiten Drittel des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts (Funde 220, 227, 229) übereinstimmen.

## Gruppe IV. Die kräftig profilierten Fibeln.

Unter dieser Bezeichnung faßt Almgren (S. 34ff.) verschiedene Entwicklungsreihen germanischer Spangen der frührömischen Kaiserzeit zusammen, ohne aber eine genauere typologische Scheidung vorzunehmen. Gemeinsame Merkmale lassen sich bei diesen gemeingermanischen Fibeln nicht angeben, da bald eine lokale Differenzierung stattfindet und eine große Menge verschiedener Formen zutage fördert, die nur das eine gemeinsam haben, daß sie auf eine einzige Grundform zurückgehen, wie Almgren S. 35 dargetan hat.

## Gruppe IVa. Stützbalken- oder Rollenhülsenfibeln.

Entgegen den keltischen Vorstufen bekommen die hier zu behandelnden entschieden ostgermanischen Spangen einen Stützbalken. Diese Formen erscheinen auf westgermanischem Boden nur äußerst selten — Almgren kennt nur 3 Stück [1]) — mit Ausnahme von Böhmen, wo diese Formen ziemlich häufig sind, ein beachtenswerter Umstand. Die eben genannten Spangen besitzen noch einen Sehnenhaken. Bald zeigt sich aber eine ähnliche Entwicklung wie bei den ostgermanischen Rollenkappenfibeln, der Sehnenhaken bildet sich zu einer Sehnenhülse um, vielleicht unter dem Einflusse von Rollenkappenfibeln.

Form IVa 1 (= Almgren 67).

Das kennzeichnende Merkmal ist die Nadelhalterform, die nicht nur beträchtlich lang ist, sondern auch immer durchbrochen erscheint. Von den keltischen Vorstufen unterscheidet sich die vorliegende Form durch einen Stützbalken, durch einen Sehnenhaken und einen Fußknopf, von den späteren Entwicklungen durch die Nadelhalterform und die Länge. Die Zeitstellung ergibt sich aus den geschlossenen Funden 131, 132, 133, 136, 142, 143, 143a, 146, 153, 154, 161, 172, 174, 176, 178 und

[1]) Almgren zählte 1897 aus Böhmen 5, aus dem übrigen Westgermanien 3 Stück, aus Ostdeutschland 33; ich zählte 1923 in Böhmen 29 Stück der Form Almgren 67, aus den übrigen westgermanischen Gebieten nur 7, aus Ostdeutschland mehr als 50.

Digitized by Google

211, in denen namentlich die Bronzegefäße willkommene Anhaltspunkte bilden. Spezifisch spätlatènezeitlich ist der Eimer NU. 4, anscheinend auch der Eimer NU. 9. In der augusteischen Zeit ist die Bronzekasserolle NU. 43 mit Schwanenkopfbügel entstanden (Willers, NU. S. 6f., 10, 13, 73ff.). Auf die allerfrüheste römische Kaiserzeit deuten auch mit zwei Ausnahmen die in den Funden enthaltenen Fibelformen, so daß die Stellung der Form IVa 1 im ersten Drittel des ersten nachchristlichen Jahrhunderts als gesichert erscheint.

Form IVa 2 (= Almgren 68).

Das kennzeichnende Merkmal dieser Spangen ist außer der geringen Länge der durchlochte Nadelhalter. Die Zeitstellung erweisen die geschlossenen Funde 35, 140, 149, 158, 180, 186, in denen eine capuanische Kasserolle NU. 44 vorkommt, die um die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. hergestellt worden ist, also ungefähr in das letzte Drittel des ersten Jahrhunderts gehört. Auf eine ältere Zeitstellung deuten die übrigen Funde bis auf einen, der von Almgren bereits angezweifelt worden ist (S. 37). Die überwiegende Mehrzahl der vorliegenden Spangen

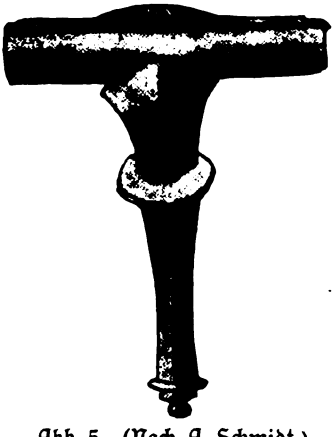


Abb. 5. (Nach A. Schmidt.)

Abb. 6. (Nach Blume.)

verlangen aber eine Ansetzung in das zweite Drittel des ersten Jahrhunderts. Erwähnenswert ist noch, daß in Poetovio ein Grab mit einer Vespasian-Münze eine ganz ähnliche Form enthielt, bei der aber der Nadelhalter nur noch drei rudimentär angedeutete Löcher aufwies. Für die gleiche Zeitstellung spricht das Vorkommen von 13 Stücken der Form IVa 2 im frührömischen Lager zu Hofheim (Nass. Annalen 40 [1912], Taf. IX, 145—157), das bekanntlich nur von 40—50 n. Chr. belegt war, freilich auch nach 70 n. Chr.

Form IVa 3 (= Almgren 72).

Die vorliegenden Spangen kennzeichnen sich durch eine ungemein zierliche Form. Die sackartige kolbenförmige Verdickung des Halses ist verflacht und der Bügelwulst hat einer halbkreisförmigen Scheibe Platz gemacht. Eine ähnliche Scheibe trennt den Fußknopf vom Fußende. Nur zwei geschlossene Funde (175 und 232) enthalten die Form und deuten auf eine Zeitstellung innerhalb der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, auf einen Zeitraum, in den auch die typologischen Erwägungen führen.

Form IVa 4 (Abb. 5).

Der vorigen Form innig verwandt sind Fibeln, deren Sehnenhülse in der Mitte etwas nach oben gewölbt ist. Die oft beträchtliche Größe, sowie das

Digitized by Google

Vorkommen mit späten Augenfibeln in den Funden 196 und 208 erweisen sie als etwas später als die vorhergehende Form. Sie dürften in das erste Drittel des zweiten Jahrhunderts n. Chr. gehören.

Form IVa 5 (= Abb. 6).

Das kennzeichnende Merkmal der vorliegenden Form ist eine ausgeprägte Rollenhülse, bei der gewöhnlich noch eine Einfurchung Stützbalken und Sehnenhülse theoretisch abgrenzt. Diese Fibeln besitzen entweder eine sehr schlanke Gestalt mit sehr großer Fuß- und Bügelscheibe und durch schräge Striche verzierten Nadelhalter (vgl. Tischler, Ostpreuß. Altertümer, Taf. II, 10) oder sie zeigen durch die größere Massigkeit des Bügels eine mehr gedrungenere Form in Verbindung mit einer Verbreiterung der Fuß- und Bügelscheibe, an deren Peripherie mehrere Furchen herumlaufen. Die Zeitstellung ergibt sich aus den Funden 164, 184, 216, 217, 219, 221, in denen sie nur mit den spätesten gotonischen Augenfibeln III, 5 vorkommen. Das spricht für eine Datierung um die Mitte, also in das zweite Drittel des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts.

Form IVa 6 (= Almgren 93).

Die vorliegenden Spangen unterscheiden sich nur wenig von ihren Vorstufen. Die Rollenhülse ist vollkommen zylindrisch und auf der Rückseite nur noch ganz wenig offen. Mit dem Bügel, der jetzt eine der Bügel- und Fußscheibe ähnliche Kopfplatte bekommen hat, hängt sie fest zusammen. Die Zeitstellung der genannten Form, deren Verbreitung auf Ost- und Westpreußen beschränkt ist, erhellt aus drei geschlossenen Funden (4, 239, 242), in denen sie einmal mit einer Fibel des zweiten Drittels des zweiten Jahrhunderts und einmal mit einer Fibel mit umgeschlagenen Fuß vorkommt. Sehr wichtig für die Zeitbestimmung ist der Fund 239. In dem Grabe war eine gut erhaltene Marc Aurel-Münze enthalten, deren geringe Abnützungsspuren auf eine etwa im letzten Drittel des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts erfolgte Vergrabung hindeutet. Man wird wenig fehlgehen, wenn man die Form IVa 6 ebenfalls in das letzte Drittel dieses Jahrhunderts verlegt, um so mehr als auch der typologische Zusammenhang eine derartige Zeitstellung beansprucht.

Form IVa 7 (= Almgren 98).

Diese fast ausschließlich auf Ostpreußen und auf die baltischen Gebiete beschränkte Form besitzt fast immer statt der Spiralkonstruktion eine Scharniereinrichtung [1]). Auch die Bügelscheiben, die man auch als Sprossen zu bezeichnen pflegt, sind stark vergrößert. Die Funde 12, 231, 234, 235, 237 und 247 weisen sie fast ausschließlich dem 3. Jahrhundert n. Chr. zu, und zwar dem frühesten Abschnitte [2]).

## Gruppe Va. Sonderformen.

Almgren faßt unter der Bezeichnung Gruppe V alle Spangen zusammen, die durch „Verflachung oder Verschwinden der kräftigeren Profilierung aus der Gruppe IV entstanden sind". Für die Zukunft wird es sich aber nützlicher erweisen, unter dieser Gruppenbezeichnung diejenigen Stücke zu nennen, die von der direkten

[1]) Fibeln wie Almgren 93 mit Scharniereinrichtung gehören ebenfalls hierher.

[2]) Eine weitere Verfolgung dieser bemerkenswerten Formen, insbesondere im Baltikum, ist für mich derzeit nicht möglich. Vgl. Almgren, S. 50, Grewingk, Zur Archäologie des Baltikum und Rußlands, Arch. f. Anthropol. X, S. 93ff.; Tischler, Ostpreußische Gräberfelder III, Schrift der phys.-ökon. Ges. XIX, S. 197f., vgl. auch den Aufsatz Hackmanns über die baltischen Sprossenfibeln aus Finnland, Festschrift A. Bezzenberger zum 14. April 1921 dargebracht von seinen Freunden und Schülern. Göttingen 1921, in dem auch die neuere Literatur angegeben ist.

Digitized by Google

Entwicklung abgezweigt sind. Aus diesem Grunde erscheint auch hier eine Dreiteilung der Gruppe am Platze.

Form Va 1 (= Almgren 92).

Die hierher gehörigen Spangen kommen anscheinend nur im nordgermanischen Gebiete, auf Bornholm (Almgren S. 46) und auf Jütland[1]), vor. Das kennzeichnende Merkmal bildet die trompetenförmige Ausgestaltung des Bügelhalses mit der Konstruktion. Rolle, Spirale und Körper bestehen nämlich in der Regel aus verschiedenen Stücken (Almgren S. 46). Die Zeitstellung ergibt sich aus den Funden 18, 21 und 51, in denen die genannten Spangen nur mit Fibeln aus dem ersten Drittel oder aus der ersten Hälfte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts vorkommen.

Form Va 2 (= Almgren 106).

Die vorliegende Form kommt nur im gotischen Gebiete vor und unterscheidet sich von der Hauptreihe vor allem durch das Fehlen des profilierten Halses, der meist direkt in die Spiralrolle übergeht. Über die Zeitstellung geben nur zwei Gräber (10 und 223) Aufschluß. Danach gehören Spangen wie Form Va 2 vielleicht in das zweite Drittel des zweiten Jahrhunderts n. Chr.[2]).

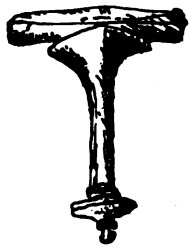


Abb. 7.

Form Va 3 (= Abb. 7).

Die Vorstufe für diese ausschließlich gotischen Fibeln ist die Form IVa 3 (Almgren 72). Kennzeichnendes Merkmal ist der Verlust der Bügelscheibe. Im übrigen gleichen sie den Vorstufen. Die Zeitstellung für das erste Drittel des zweiten nach christlichen Jahrhunderts läßt sich nur vermuten.

Form Va 4 (= Almgren 114).

Diese Spangen sind unmittelbare Weiterbildungen der Form Va 3 und finden sich wie diese nur auf gotischem Boden. Kennzeichnendes Merkmal ist der Verlust der Verdickung des Bügelhalses. Meist zeigen Fibeln ein beachtenswertes Rudiment dieser Verdickung, das sich dann allmählich zu einer dreieckigen Kopfplatte ausgestaltet[3]). Die Zeitstellung ergibt sich aus den Funden 163, 189 und 230, in denen nur Fibeln vorkommen, die dem zweiten Drittel des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts zuzuteilen sind, mit der Ausnahme des erstgenannten Fundes, der zwei Augenfibeln aus der Mitte des ersten Jahrhunderts enthielt. Abgesehen von dieser allzu seltsamen Erscheinung, die es nahelegt, die Geschlossenheit des Fundes anzuzweifeln, würde sich als Zeitstellung etwa das zweite Drittel des zweiten Jahrhunderts n. Chr. ergeben. Die typologischen Erwägungen sprechen nicht dagegen.

## Gruppe IVb. Trompetenfibeln.

Die hierher gehörigen gemeingermanischen Fibeln besitzen immer einen mehr oder weniger breiten Fuß — abgesehen von späteren Entwicklungen. Sie haben

[1]) Nordiske Fortidsminder udgivne av det Kgl. Nordiske Oldkrift selskab. Kopenhagen, Bd. II, 3, S. 154. — Die Almgrensche Bestimmung in seiner Beilage S. 222 ist damit richtiggestellt, um so mehr, als ich in der Abb. 38 ebenda absolut keine Ähnlichkeit mit der dort angegebenen Form feststellen kann. Den vorliegenden Typus reiht Almgren übrigens irrig ein, indem er ihn mit westgermanischen Formen in Verbindung bringt.

[2]) Vgl. hierzu auch Almgren, S. 53, der sie als Mischform der Spangen Almgren 42 und 72 (mit Hülse) ansieht. Eine hier zu nennende Sonderform ist die ebenda angeführte Fibel, Abb. 104, die jedoch nur in Bornholm auftritt. Sie dürfte mit den obigen Spangen etwa gleichzusetzen sein.

[3]) Vgl. Katalog der Ausstellung zum 10. archäologischen Kongreß in Riga, 1896, Taf. IV, 15. — Die gotische Wanderung dürfte diese oder ähnliche Formen den Römern vermittelt haben, die sie als Vorbild für ihre Kniefibeln benützten.

Digitized by Google

sich wahrscheinlich aus den ältesten Stützbalkenfibeln entwickelt, doch aus einer ganz besonderen Form derselben [1]), wie sie am reinsten in Böhmen vertreten ist. Die sackartige Verdickung des Spangenhalses ist hier ebenmäßig gestaltet und nähert sich in der Form der Schallöffnung einer Trompete. Im weiteren Verlaufe der Entwicklung wird diese Gestalt noch besser herausgearbeitet und so die Anregung zu mannigfachsten Varianten und Abzweigungen gegeben.

Form IVb 1 (= Abb. 8).

Die hierher gehörigen Spangen erscheinen nur in wenigen Stücken und gleichen stark den ältesten Stützbalkenfibeln, von denen sie nur durch die weit geringere Länge und die regelmäßige Bildung der sackartigen Verdickung des Halses unterschieden sind. Anscheinend ist der Nadelhalter geschlossen. Die zeitliche Stellung erhellen drei geschlossene Funde (132, 133, 173), in denen nur Fibeln vom Beginne des ersten nachchristlichen Jahrhunderts vorliegen, auch ein Kessel wie NU. 9.

Form IVb 2 (= Almgren 74).

Die hierher gehörigen Fibeln zeigen eine entwickeltere Gestalt, unterscheiden sich aber im übrigen nur durch das Fehlen der Stützplatte von der vorigen Form. Das Fundgebiet ist bedeutend größer. Kennzeichnendes Merkmal ist vor allem die Nadelhalterform. Die obere Sehne befestigt ein Haken oder es kommt eine andere Konstruktion in Anwendung, die umgelegte Sehne. In drei geschlossenen Funden erscheint die Form IVb 2 einmal mit einer sehr frühen Augenfibel, einmal mit einer Fibel aus dem zweiten Drittel des ersten Jahrhunderts n. Chr. und schließlich auch mit Bronzegefäßen (17b, 76, 156). Kellen wie NU. 50 fertigte man nach Willers (NU. S. 83) schon unter Augustus und erzeugte sie in mehr oder weniger veränderter Form bis etwa 150 n. Chr. weiter. Kellen wie NU. 51 dagegen begann man kurze Zeit vor dem Untergange Pompejis zu gießen (NU. S. 83f.). Was die Kasserollen NU. 44 anbelangt, so stammen diese in der Hauptsache aus der Zeit des Claudius und des Nero. Der Fund 76, in dem auch noch eine frühe Rollenkappenfibel (Form II, 1) vorliegt, dürfte demnach wohl dem letzten Drittel des ersten Jahrhunderts n. Chr. angehören. Trotzdem wird man die Form IVb 2 schon nach ihrer typologischen Stellung etwa dem zweiten Drittel des ersten nachchristlichen Jahrhunderts zuzuweisen sein.

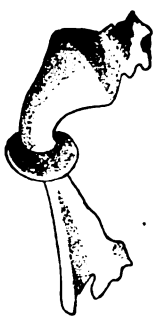


Abb. 8. (Nach Pic.)

Form IVb 3 (= Almgren 75).

Das kennzeichnende Merkmal dieser Fibeln ist das trompetenartig geformte Bügelhalsende. Meistens ist die Sehne umgelegt. Ein Fußknopf ist stets vorhanden, ebenso ein Bügelwulst, der den verjüngten Halsansatz scharf absetzt. Nicht weniger als 13 geschlossene Funde (14, 34, 37, 39, 68, (83), 84, 94, 95, 105, 118, 147a, 149) geben über ihre zeitliche Stellung eine klare Auskunft. Fünfmal kommen darin bronzene Kasserollen wie NU. 44 vor, die nach Willers, wie eben dargelegt worden ist, dem letzten Drittel des ersten nachchristlichen Jahrhunderts angehören, dreimal Bronzekellen NU. 51, die kurz vor 79 n. Chr. oder einige Jahre nachher hergestellt worden sind und dreimal Bronzegefäße, die einer noch älteren Zeit entstammen

[1]) Almgren S. 35 vermutet bereits das Richtige. Die bei anderer Erklärung vorauszusetzende Zwischenform ohne Stützplatte glaubte ich ursprünglich gefunden zu haben, doch erwies es sich als zweifelhaft.

Digitized by Google

(NU. S. 13, 24, 83), sich jedoch noch längere Zeit erhalten können. Wie die Bronzegefäße sprechen sich auch die Fibelformen aus, von denen 3 Stücke noch dem zweiten Drittel des ersten, drei dem beginnenden zweiten Jahrhundert n. Chr. angehören. Man wird die Form IVb 3 deshalb dem letzten Drittel des ersten nachchristlichen Jahrhunderts zuweisen müssen [1]).

Form IVb 4 (= Almgren 77 und 78).

Das kennzeichnende Merkmal dieser Form ist die vollkommene Trompetenform des Bügelhalses in Verbindung mit einer kreisrunden Bügelscheibe, deren Breite oft sehr beträchtlich sein kann. Der Nadelhalter ist stets — wenigstens was die obere Kante anbelangt — normal zu dem massigen Bügelfuß aufgesetzt. Die Spirale ist gewöhnlich äußerst windungsreich und besitzt bisweilen eine besondere Achse. Sehnenhaken und umgelegte Sehne erscheinen in gleicher Weise. Für die Zeitstellung ist das Vorkommen einer hierher gehörigen Fibel im Kastell Zugmantel von Bedeutung. Dieses Kastell ist am Beginne der Regierungszeit des Kaisers Hadrian angelegt worden, wie die Keramik beweist [2]). Ebenfalls für die Datierung in das zweite Jahrhundert sprechen 11 geschlossene Funde (6, 7, 17a, 48, 54, 72, 73, 74, 95, 97, 205), in denen nur zweimal die um die Mitte des ersten Jahrhunderts hergestellten Bronzekasserollen NU. 44 enthalten sind. Mit einer Ausnahme gehören die hier vorliegenden Fibeln in die erste Hälfte, überwiegend in das erste Drittel des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts [3]).

Form IVb 5 (= Almgren 79, 80, 81).

Das kennzeichnende Merkmal dieser Form ist der nach auswärts geschweifte Bügelfuß und der rückwärts völlig abgeplattete Bügel, demzufolge auch Bügel- und Fußscheibe scharf abgeflacht sind. Der Bügelquerschnitt zeigt gewöhnlich eine mehr halbkreisförmige oder dachförmige Gestalt. Die Zeitstellung ergibt sich aus 9 Funden (5, 6, 10, 19, 63, 64, 142a, 145, 210). Die hier vorliegenden Fibeln gehören ausschließlich der ersten Hälfte, überwiegend sogar dem zweiten Drittel des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts an.

Form IVb 6 (= Almgren 96).

Diese Fibeln, die man auch Zweisprossenfibeln nennt, gehören anscheinend in diesen Zusammenhang. Vielleicht kommen auch Fibeln wie Form IVa 5 oder Va 1 als Vorstufen in Betracht. Die ungemein selten auftretenden Fibeln, die Almgren (Abb. 94, 95) abgebildet hat, besitzen aber eine Konstruktion mit oberer Sehne, eine Erscheinung, die auch öfters bei der Form IVb 6 vorkommt. Die Rollenhülse ist also nicht ursprünglich, sondern eine Analogiebildung, wie sie bei anderen gleichzeitigen Fibelformen ebenfalls anzunehmen ist. Die Verbreitung der Form

[1]) Eine dieser Form sehr nahestehende provinzialrömische Fibel wie Almgren 82 liegt im Kastell Echzell vor (Obergerm.-rhät. Limes II, 18, Heidelberg 1903, Taf. IV, 4), das der Berichterstatter nach den Ziegelstempeln in die spätdomitianische oder frühtrajanische Zeit verlegt.

[2]) Der obergerm.-rhät. Limes II, 8, Heidelberg 1909, S. 71, Nr. 18, S. 38f. Es kommen dort auch drei Ziegel einer Legion vor, die nur von 86—89 n. Chr. in Obergermanien gestanden hat. Sie werden wegen des Fehlens der domitianischen Keramik als Altmaterial gedeutet. Die wenigen dort der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts angehörenden Fundstücke kommen für uns nicht in Betracht.

[3]) Die der Form IVb 4 entsprechende provinzialrömische Form Almgren 83 liegt einmal im Kastell Zugmantel vor (abgebildet a. a. O., S. 70, Nr. 1) und einmal im Kastell Cannstatt (Obergerman.-rhät. Limes V, 59, Heidelberg 1907, Taf. VIII, 3, S. 14), dessen Entstehung nach dem Berichterstatter „etwa um das Jahr 90 n. Chr. zu setzen ist, wenn nicht gar erst in die Zeit, in der Trajan und Nerva ... neue Ordnung in den germanischen Provinzen schufen". — Vgl. Almgren, S. 43, der Gründe für eine spätere Datierung zu haben glaubt.



Digitized by Google

IVb 6 erstreckt sich auf das ostgermanische Gebiet. Ihre Zeitstellung ergibt sich aus 6 Funden (22, 23, 120, 148, 212, 231), in denen fast ausschließlich Spangen erscheinen, die dem letzten Drittel des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts angehören, sogar auch Fibeln, die bereits dem Beginne des Jahrhunderts n. Chr. zugewiesen werden müssen.

## Gruppe Vb. Sonderformen.

### 1. Westgermanische Entwicklungen.

Form Vb 1 (= Almgren 102).

Die hierhergehörigen Fibeln gehören einer Zwischenform an und sind daher selten. Sie schließen offenbar an Vorstufen wie Almgren 74 (Form IVb 2) an. Fuß- und Bügelknopf sind noch erhalten, der Hals ist profiliert, der Bügel selbst entweder verflacht oder mehr rundlich. Als Zeitstellung läßt sich das letzte Drittel des ersten nachchristlichen Jahrhunderts vermuten.

Form Vb 2 (= Almgren 103).

Auch diese Fibeln sind Zwischenformen. Die Entwicklung ist weiter vorgeschritten. Der Bügel ist vollkommen verflacht, der Bügelwulst nur noch rudimentär erhalten. Der Nadelhalter zeigt die Form, die um die Wende des ersten zum zweiten Jahrhundert gebräuchlich war. Der geschlossene Fund 44 enthält eine Fibel des ersten Drittels des zweiten Jahrhunderts n. Chr.

Form Vb 3 (= Almgren 214).

Das kennzeichnende Merkmal der hierher gehörigen Fibeln, die man bisher zu den spätkaiserzeitlichen Formen zu zählen geneigt war, ist die untere Sehne, die an Stelle der umgelegten Sehne tritt. Der Bügel ist dünn und gleich einer Platte, die oben stark verbreitert sich zum Fuße hin verjüngt. Der Bügelwulst kann noch rudimentär erhalten sein, fehlt aber bei den jüngeren Stücken. Die Zeitstellung beleuchten 3 geschlossene Funde (69b, 117a, 117b), die Fibeln des ausgehenden zweiten Jahrhunderts n. Chr. enthalten, einmal allerdings auch eine Form, die noch der Mitte dieses Zeitraumes zuzuweisen ist.

#### A. S-Fibeln.

Form Vb 4 (= Almgren 111, 112).

Kennzeichnendes Merkmal dieser Spangen ist das völlige Fehlen des Bügelwulstes und der ausgeschweifte Fuß Der Hals kann profiliert sein — auch eine Kopfplatte kann vorkommen —, er verläuft aber auch ganz glatt. Beide Formen der Sehnenbefestigung treten auf, sowohl die umgelegte Sehne als auch die Befestigung mittels Haken. Die Zeitstellung dieser Form beleuchten 7 geschlossene Funde [1]) (95, 102, 103, 105, 198, 200, 227), in denen fast nur Fibeln des zweiten Jahrhunderts n. Chr. vorkommen, überwiegend aus dem ersten Drittel. Man wird die Form Vb 4 also wohl der ersten Hälfte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts zuteilen müssen, vielleicht sogar dem ersten Drittel.

Form Vb 5 (= Almgren 193).

Das kennzeichnende Merkmal der hierher gehörigen Spangen ist die Armbrustkonstruktion und der verlängerte Nadelhalter. Man hat diese Form entsprechend dem Vorgange Almgrens (S. 91f.) dem dritten Jahrhundert n. Chr. zugewiesen.

[1]) Der Fund 182 erscheint zweifelhaft. Vielleicht liegt ein Irrtum seitens des Berichterstatters vor. Das Grab soll nämlich außer der Form Vb 4 noch 3 Spätlatènefibeln enthalten haben.

Digitized by Google

Die geschlossenen Funde 62, 117a, 117b enthalten jedenfalls nur Fibeln, die für die zweite Hälfte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts kennzeichnend sind [1]).

Form Vb 6 (= Abb. 9).

Die hierher gehörigen Fibeln stellen sicher eine gotische Parallelform der westgermanischen S-Fibeln dar. Der Fuß verläuft indessen gerade. Die Kopf- und Fußscheiben sind stets sehr groß. Die Zeitstellung geht aus 9 geschlossenen Funden (9, 39, 177, 214, 215, 224, 225, 228, 230) hervor, in denen Fibeln erscheinen, die dem ersten oder dem zweiten Drittel des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts zuzuweisen sind. Vielleicht kann man die Form Vb 6 noch der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts zuteilen.

## B. Westgermanische Kniefibeln.

Form Vb 7 (= Abb. 10, Almgren 141).

Das kennzeichnende Merkmal dieser Form ist die Auskehlung des Halsansatzes. Zumeist ist noch als Rudiment der Fußknopf bzw. die Fußscheibe angedeutet, selten nur der Bügelwulst. Über die zeitliche Stellung geben geschlossene Funde heute noch keine Auskunft, so daß die mannigfachsten Vermutungen geäußert werden konnten [2]).

Abb. 9. (Nach Tischler.)

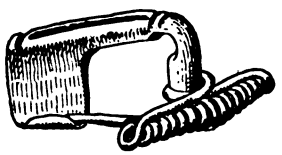


Abb. 10. (Nach Beltz.)

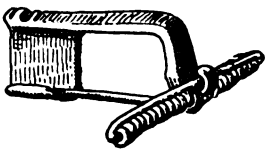


Abb. 11. (Nach Beltz.)

Meiner Ansicht nach kann der Zusammenhang mit Formen wie Almgren 102 (Vb 1) nicht geleugnet werden (Almgren S. 67).

Form Vb 8 (= Abb. 11, Almgren 138, 139, 142).

Kennzeichnendes Merkmal dieser Form ist der kniefömige, mehr oder weniger scharfe Umbruch des Bügels an Stelle der ehemaligen Auskehlung. Die Spirale ist lang, ein Haken oder Umlegung befestigen die Sehne. Bisweilen findet sich noch die rudimentäre Darstellung des Fußknopfes in einer eigentümlichen Fußzier. Die

[1]) Die Weiterentwicklungen, wie Almgren 196, gehören zweifellos in das 3. Jahrhundert n. Chr. Die Einreihung zweier bisher unter die Spätkaiserzeitformen gezählten Typen in die Zeit vor 200 n. Chr. ist eingehend erwogen worden. Sowohl vom Standpunkte der Typologie aus wie von chronologischen Gesichtspunkten ist gegen die Ableitung nichts einzuwenden. Um nun ganz sicher zu gehen, habe ich auch die keramischen Begleitfunde, hauptsächlich auf Grund des böhmischen Materiales, herangezogen und bin zu der Überzeugung gelangt, daß wir hinsichtlich der Periodisierung der römischen Kaiserzeit noch manche Überraschungen zu gewärtigen haben. Ich hoffe binnen Jahresfrist in der Lage zu sein, meine darauf bezüglichen Untersuchungen abgeschlossen zu haben.

[2]) Beltz, Mecklenburger Jahrbuch 85 (1920), S. 61f. gelegentlich des Fundes einer Kniefibel mit einer Spätlatèneform. Diesen Gedanken griff dann Frischbier auf und führte ihn mehr aus. Die bisher zum Vorschein gekommenen geschlossenen Funde sprechen gegen diese Ansicht, die Kniefibeln von Spätlatèneformen abzuleiten. Nur einmal erscheint in den Funden eine Spätlatènefibel, zehnmal aber Spangen, die fast durchwegs in das zweite Drittel des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts gehören. Überdies ist eine Kniefibel (Almgren 142) im Kastell Heidesheim gefunden worden (Obergerman.-rhät. Limes VI, 66b, Heidelberg 1910, Taf. III, 30, S. 3), das in der Zeit Trajans gegründet wurde. Ein einziger Fund beweist nichts, wenn 9 Funde widersprechen.



Digitized by Google

zeitliche Stellung der Form ergibt sich aus 10 geschlossenen Funden (71, 85, 97, 98, 99, 100, 109, 117, 145, 204), die fast ausschließlich nur Formen des zweiten Drittels des zweiten Jahrhunderts n. Chr. enthalten, nur einmal eine Spätlatènefibel und ferner eine Spange aus dem ersten Drittel des zweiten Jahrhunderts.

Form Vb 9 (= Almgren 145, 146).

Das kennzeichnende Merkmal dieser Parallelform ist der bandförmige Bügel, der in ähnlicher Weise wie bei der Form Vb 8 geknickt ist. Was die Zeitstellung anbelangt, so geben die geschlossenen Funde 64, 72, 73, 78, 102, 108 und 116 Auskunft. Dreimal erscheinen darin Fibeln des ersten Drittels und dreimal Formen, die dem zweiten Drittel des zweiten Jahrhunderts n. Chr. angehören. Die Form Vb 9 dürfte der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts angehören, vielleicht sogar eher dem zweiten Drittel.

Form Vb 10 (= Almgren 147).

Diese weiterentwickelten bandförmigen Kniefibeln kennzeichnen eine sehr lange und windungsreiche Spirale, deren Achse mitunter besondere Endknöpfe tragen kann. Der Nadelhalter ist hoch, zeigt aber im übrigen noch nicht die Ausdehnungen, die für den Beginn des dritten nachchristlichen Jahrhunderts charakteristisch sind. Ähnliche Fibeln mit sehr breitem Bügel liegen in den Funden 96 und 101 mit Spangen zusammen, die in das letzte Drittel des zweiten Jahrhunderts n. Chr. gehören.

### 2. Ostgermanische Entwicklungen.

Form Vb 11 (= Almgren 99, 100).

Das Kennzeichen dieser Form ist das Fehlen des Fußknopfes, eine Erscheinung, die möglicherweise auch bei Fibeln wie Form IVb 1 aufgetreten sein kann. Dann würden sich die hier zu behandelnden Spangen unmittelbar an sie anschließen. Bisher aber sind keine solche Vorstufen zutage getreten. Auf eine frühe Stellung deutet die altertümliche Form des Nadelhalters und die langausgezogene Gestalt des Fibelkörpers. Spangen wie Almgren 99 liegen in zwei geschlossenen Funden (40, 118) vor, und zwar mit Fibeln, die der letzten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts angehören. Spangen wie Almgren 100 dürften wenigstens der typologischen Beziehung nach etwas später entstanden sein.

### Einsprossenfibeln.

Form Vb 12 (= Almgren 120, 121, 122).

Das kennzeichnende Merkmal dieser Form ist ein mehr oder weniger rundlicher oder bandförmiger, selten dachförmiger Bügel, der den Wulst verloren hat. Die Kopfscheibe ist stark vergrößert und bisweilen auch verziert. Der Nadelhalter ist normal zum Bügelfuß aufgesetzt. In nicht weniger als 21 geschlossenen Funden (2, 17, 21, 27, 52, 55, 56, 58, 59, 80, 104, 148, 150, 180, 187, 188, 193, 197, 203, 207, 238) liegen die hierher gehörigen Spangen vor. Viermal erscheinen darin Fibeln des zweiten Drittels oder der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, fünfzehnmal aber Formen aus dem ersten Drittel dieses Zeitabschnittes. Man wird also nicht fehlgehen, wenn man die ältesten Einsprossenfibeln dem ersten Drittel des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts zuschreibt.

Form Vb 13 (= Almgren 123, 124, 126).

Das Kennzeichen der hierher gehörigen Spangen ist die deutliche Auskehlung des Bügelfußes, der sich nach dem Ende zu etwas verbreitert. Der Bügel ist niemals zylindrisch. Die Kopfscheibe beginnt sich zu verbreitern. 14 geschlossene Funde

Digitized by Google

(4, 33, 57, 61, 103, 109, 121, 123, 142a, 145, 155, 170, 204, 244) sprechen fast ausnahmslos für eine Zeitstellung um die Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr., etwa in das zweite Drittel dieses Zeitraumes.

Form Vb 14 (= Almgren 127, 128).

Das kennzeichnende Merkmal dieser Fibeln ist die strenge Durchführung der Gliederung des hohlgewölbten Bügels. Sie besitzen einen Kopfwulst und einen stark ausgeschweiften, abgesetzten Bügelfuß, der die Bügelmitte verkürzt erscheinen läßt. Die Zeitstellung ergibt sich aus 7 geschlossenen Funden (1, 22, 23, 26, 148, 170, 248). Fünfmal kommen darin Formen vor, die dem letzten Drittel des zweiten Jahrhunderts angehören, einmal sogar eine Fibel des beginnenden dritten und einmal eine Spange aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts. Die Form Vb 14 dürfte also dem letzten Drittel des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts angehören.

Form Vb 15 (= Almgren 130).

Das Kennzeichen der vorliegenden Form ist die Rollenhülse, eine Entlehnung von gleichzeitigen Fibeln. Der Bügelfuß ist kurz und läßt der Mitte einen großen Spielraum. Der Bügel ist ziemlich gewölbt und bisweilen leicht facettiert. Die Zeitstellung erhellt aus vier geschlossenen Funden (235, 236, 237, 245), in denen nur Fibeln erscheinen, die der Wende des zweiten zum dritten Jahrhundert angehören.

Form Vb 16 (= Almgren 132).

Die hier zusammengefaßten Fibeln sind offenbar Sonderentwicklungen der Form Vb 12, besitzen jedoch einen rechtwinklig geknickten Bügel, der sie als eine Mischform erscheinen läßt. Die Verbreitung ist eine ausgesprochen ostgermanische. Wie die Funde 8 und 120 erweisen, treten sie hauptsächlich in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. auf. Sogar in der spätrömischen Kaiserzeit leben sie weiter.

## Gruppe IVc. Frühkaiserzeitliche Kopfplattenfibeln.

Die hier zu behandelnden Fibeln schließen sich an die Formen mit Stützbalken an. Ihre Entstehung nimmt Almgren (S. 38) im Rheingebiete an. Wahrscheinlich erfolgte sie dort unter markomannischem Einflusse, jedenfalls unter dem der Stützbalkenfibeln. Die ältesten frühkaiserzeitlichen Kopfplattenfibeln besitzen nämlich eine verzierte Stützplatte und fallen so, ganz abgesehen von der Gestalt, aus dem germanischen Formenkreise heraus. Die Weiterentwicklung beschränkt sich auf den Bügel, der einen ähnlichen Werdegang wie die gemeingermanischen Trompetenfibeln nimmt. Die Verzierung der Stützplatte zeigt später ein anderes Bild. Anscheinend im Norden vollzieht sich dann eine Umformung, die die Stützplatte mit dem Bügel verschmelzen läßt, so daß man dann von einer echten Kopfplatte sprechen kann.

Form IVc 1 (= Almgren 71).

Die Merkmale dieser Fibeln sind augenfällig. Die obere Sehne befestigt eine Sehnenplatte, die sich auf die stets verzierte Stützplatte legt. An diese schließt sich ein sackartig gestalteter Hals mit einer halbkreisförmigen Bügelscheibe. Der Nadelhalter ist geschlossen. Die zeitliche Stellung beleuchten zwei geschlossene Funde (17b und 183), in denen einmal eine sehr frühe Augenfibel und einmal eine frühe Trompetenfibel vorkommt, die dem zweiten Drittel des ersten nachchristlichen Jahrhunderts angehört. Beachtenswert ist ferner der Umstand, daß zwei hierher gehörige Stücke im frührömischen Lager zu Hofheim i. T. (belegt 40—50 n. Chr. und von

Digitized by Google

70 n. Chr. an) zum Vorschein kamen [1]), die zwar die Merkmale einer Weiterentwicklung an sich tragen, aber für die Datierung außerordentlich wichtig sind, da sie erst nach 70 n. Chr. in das Lager getragen worden sein können [2]). Als Zeitstellung ist etwa die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. anzugeben.

Form IVc 2 (= Abb. 12).

Außer der ähnlich wie bei der vorigen Form verzierten Stützplatte (vgl. die Hofheimer Stücke) und der eigentümlichen Sehnenbefestigung mittels zweier Haken unterscheidet sich diese Form von den gleichzeitigen Entwicklungsstufen der Trompetenfibeln fast gar nicht. In geschlossenen Funden kommen diese seltenen Spangen nicht vor, doch liegt ein ähnliches Stück im Funde 106 mit einer in den Beginn des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts zu datierenden Rollenkappenfibel zusammen. Eine Mischform stammt aus dem Lager zu Hofheim (Nass. Annalen a. a. O., Nr. 163). Der Bügel gleicht völlig der der Fibeln Almgren 12, die Spiralkonstruktion mit der Stützplatte der Form IVc 2. Daraus würde sich eine Zeitstellung innerhalb des ersten Drittels des zweiten Jahrhunderts n. Chr. ergeben.

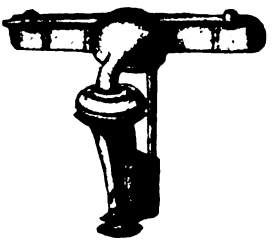


Abb. 12.
(Nach Müller und Reimers.)

Form IVc 3 (= Almgren 88).

Auf Skandinavien beschränkt sich eine anders geartete Weiterentwicklung, bei der die Stützplatte reich mit Siligranverzierungen belegt ist. Kopf-, Bügel- und Fußscheibe sind breit. Aus dem Vergleiche mit den gleichzeitigen Trompetenfibeln ergibt sich als Zeitstellung die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. Die geschlossenen Funde 6 und 17 bestätigen diese Zeitansetzung.

Form IVc 4 (= Almgren 108) [3]).

Die hierher gehörigen Spangen sind auf Norwegen beschränkt [4]) und besitzen eine Kopfplatte, die reich mit gestanztem Blech belegt ist, eine Verzierungsweise, die für die direkten Weiterbildungen dieser Form kennzeichnend ist. Die Kopfplatte ist, wie schon Almgren (S. 55) betonte, aus der Stützplatte entstanden, indem diese mit dem Bügel verwuchs. Eine solche Erklärung legt auch die zeitliche Stellung für das erste Drittel oder für die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. nahe, wie sie die Funde 2 und 3 erweisen.

Form IVc 5/6 (= Almgren 115, 116, 117, 118, 119).

Das kennzeichnende Merkmal der vorliegenden Formen ist die stets mit gestanzten Blechen belegte Kopfplatte. Nach Almgren (S. 65) stellen sie eine Mischform zwischen dem vorigen Typus und den Einsprossenfibeln (Almgren 127) dar, eine Erklärung, der freilich einige zeitliche Bedenken entgegenstehen. Die Gestaltung des Bügels macht aber diese Entstehung wahrscheinlich. Die Verbreitung der hierhergehörigen Formen ist fast ausschließlich auf Skandinavien beschränkt. Nur wenige

[1]) Nass. Annalen 40 (1912), Taf. IX, 160, 161.
[2]) Sie fehlen auch in der vorslavischen Schicht in Wiesbaden. — Eine den Hofheimer Stücken sehr ähnliche Form liegt im Funde 53a mit einer Rollenkappenfibel des letzten Drittels des ersten nachchristlichen Jahrhunderts vor.
[3]) Vgl. Hoffmann, a. a. O., Taf. VII, 12.
[4]) Almgren, a. a. O., S. 54f. Vgl. auch G. Gustaffson, Norges Oldtid, Mindesmaerker og Oldsager, in Gammel, Norsk Kultur, Tekstog Billeder udgivet af Norsk Folkemuseum, Kristiania 1906, Abb. 242—244.

Digitized by Google

Stücke stammen aus Deutschland. Die zeitliche Stellung ergibt sich aus den geschlossenen Funden 1, 3, 15, 16, 20, 32, 47, 201 und 238, in denen nur Fibeln des zweiten Jahrhunderts n. Chr. erscheinen, und zwar überwiegend des zweiten Drittels. Auch im letzten Abschnitt dieses Jahrhunderts kommen diese Spangen noch vor.

### Gruppe Vc. Sonderformen.

Form Vc 1/2 (Almgren 148, 149, 150).

Diese Formen sind durch das Fehlen der Kopfplatte gekennzeichnet. Der Bügel ist bald mehr rundlich, bald ist er facettiert, bald ist er ganz flach und mit gestanztem Blech belegt. Die Entstehung aus den frühkaiserzeitlichen Kopfplattenfibeln ist durch die Zeitstellung in Zweifel gesetzt. Wahrscheinlich hat hier nur ein Einfluß stattgefunden. Almgren (S. 64) führt sie auf Formen wie Almgren 120—126 (Einsprossenfibeln) zurück, die die Kopfscheibe verloren haben. Die Verbreitung erstreckt sich über das gesamte germanische Gebiet, vorwiegend aber auf Skandinavien und das ostgermanische Küstengebiet. Die geschlossenen Funde 18, 19, 20, 28, 32, 33, 36, 52, 79, 80, 151, 154, 157, 166, 192, 195 und 197 erweisen sich als

Abb. 13.

Abb. 14.

dem ganzen zweiten nachchristlichen Jahrhundert zugehörig, doch finden sie sich im letzten Drittel spärlicher [1]).

Formen Vc 3/5 (= Abb. 13 und 14, Almgren 133).

Das kennzeichnende Merkmal dieser ostgermanischen Fibeln ist die Halsplatte. Der Bügel ist stets flach und bandförmig, gewöhnlich auch verziert. Die obere Sehne ist anfangs durch einen Haken befestigt, dann aber tritt eine Sehnenplatte an die Stelle, um zuletzt einer vollkommenen Rollenhülse Platz zu machen. Die Form Vc 3 fand sich im Funde 56 mit einer Spange aus dem ersten Drittel des zweiten Jahrhunderts, die Form Vc 5 mit einem Pferdegeschirr wie Müller 453 im Funde 241. Fibeln dieser Form werden schon nach der Form der Rollenhülse in den letzten Abschnitt des zweiten Jahrhunderts zu weisen sein, wenn nicht schon in den Beginn des dritten.

Form Vc 6/7 (= Almgren 151, 153).

Diese westgermanischen Formen kennzeichnet stets ein dünner blechförmiger Bügel. Ein Belag von gestanztem Blech bedeckte wohl immer den breiten Bügel Entstanden sind die hierher gehörigen Blechfibeln unter dem Einflusse der bandförmigen Kniefibeln und dem der frühkaiserzeitlichen Kopfplattenfibeln. Die Zeit-

[1]) Fibeln wie Almgren 150 dürften in die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. zu setzen sein. — Eine genauere Scheidung und Datierung erlaubt das mir zur Verfügung stehende Material nicht.

Digitized by Google

stellung ergibt sich aus 4 geschlossenen Funden (104, 107, 108, 122) für die erste Hälfte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts.

Form Vc 8 (= Almgren 155).

Das Kennzeichen dieser Form ist der gewölbte massige Bügel. Sie dürfte als eine unter ostgermanischem Einflusse (Almgren 124—127) entstandene Weiterbildung aufzufassen sein [1]). Dazu würde die zeitliche Stellung, die sich aus den zwei geschlossenen Funden (61 und 62) [2]) ergibt, vorzüglich passen. Fibeln wie Form Vc 8 werden der zweiten Hälfte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts angehören.

## Erläuterungen zu den nachfolgenden Fundtabellen.

Almgren = O. Almgren, Studien über nordeuropäische Fibelformen der ersten nachchristlichen Jahrhunderte mit Berücksichtigung der provinzialrömischen und südrussischen Fibeln. Stockholm 1897. S. ode. Fig.

Anger = S. Anger, Das Gräberfeld zu Rondsen im Kreise Graudenz, Abhandlungen zur Landeskunde der Provinz Westpreußen, herausgeg. von der Provinzialkommission zur Verwaltung des westpreußischen Prov.-Mus. Heft 1. Graudenz 1890.

Blume, E., Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge. Leipzig 1915. II. Teil. Material (Mannus-Bibl. Nr. 14).

Fornvännen. Meddelande från Kgl. Vitterhets, Hist. o. Ant. Akademien. Stockholm.

Fortidsm. = Nordiske Fortidsminder udgivne av det Kgl. Nordiske Oldskrift-Selskab. Kopenhagen.

Jahn, M., Der Reiterfporn, seine Entstehung und früheste Entwicklung. Leipzig 1921 (Mannus-Bibl. Nr. 21).

Kostrzewski, J., Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit. Leipzig 1919 (Mannus-Bibl. Nr. 18 u. 19). I. u. II. Teil.

M. = S. Müller, Ordning af Danmarks Oldsager II. Jernalderen. Kopenhagen 1895. Fig. Nr.

Mecklenb. Jahrb. = Jahrbücher des Vereins f. mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. Schwerin.

Mitteilung Beltz = Briefliche Mitteilung des Sammlungsleiters am Schweriner Landesmuseum, Herrn Professor Dr. Beltz.

Mitteilung Kiel = Auf Grund der mir durch Herrn Rothmann zugegangenen Zeichnungen einzelner im Kieler Museum (f. vaterländ. Altert.) aufbewahrten Gräberfunde.

Müller-Reimers = Müller und Reimers, Vor- und frühgeschichtliche Altertümer der Provinz Hannover. Hannover 1893.

NU = H. Willers, Neue Untersuchungen über die römische Bronzeindustrie von Capua und von Niedergermanien, besonders auf die Funde aus Deutschland und dem Norden hin. Hannover und Leipzig 1907.

Obzor praeh. = Obzor praehistoricky. Prag, seit 1923.

Pič = J. Pič, Die Urnengräber Böhmens. Leipzig 1907.

Plettke = A. Plettke, Ursprung und Ausbreitung der Angeln und Sachsen. Ein Beitrag zur Siedelungsarchäologie der Ingväonen. Urnenfriedhöfe in Niedersachsen. III. 1 Leipzig und Hildesheim 1921.

Pommersche Monatsblätter. Herausgeg. von der Gesellschaft f. pommersche Geschichte und Altertumskunde. Stettin.

Prähistorische Zeitschrift. Berlin.

Prussia = Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Prussia zu Königsberg. Königsberg.

---

[1]) Kopfplatte und Spiralkonstruktion ist die gleiche wie bei den Formen Vc 6/7.

[2]) Vielleicht gehört auch der Fund 69b hierher. Vgl. Almgren, S. 228 unter Nr. 210 Anm.

Digitized by Google

Stendaler Beitr. = Beiträge zur Geschichte, Volks- und Altertumskunde der Altmark Herausgeg. von der Museumsgesellschaft zu Stendal. Stendal.

Sächs.-thür. Jahresschr. = Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder. Halle.

Tischler = Ostpreußische Altertümer aus der Zeit der großen Gräberfelder nach Christi Geburt. Zusammengestellt von Dr. Otto Tischler. Im Auftrage des Vorstandes der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. Herausgeg. von Heinrich Kemke. Königsberg 1902.

Z. f. E. = Zeitschrift für Ethnologie. Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Berlin.

Die in den Spalten genannten Zahlen beziehen sich auf die Bezeichnung der Abbildungen bei Almgren a. a. O.

Die in Klammern gesetzten Ziffern geben die Stückzahl an.

Digitized by Google

## Verzeichnis der

| | | Spätlatène-zeitl. Formen | I | II | III | IVa |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | **Norwegen:** | | | | | |
| 1 | Alvstatt bei Drontheim, Almgren S. 223 | — | — | — | — | — |
| 2 | Bjölsund, Amt Smaalenene, Almgren S. 223 | — | — | — | — | — |
| 3 | Bringsvoer, Amt Nedenes, Almgren S. 223 | — | — | — | — | — |
| 4 | Heftehagen bei Laurvik, Almgren S. 224 | — | — | — | — | 93 |
| 5 | N.-Dirrik bei Sandefjord, Almgren S. 224 | — | — | — | — | — |
| 6 | Oldermyr bei Laurvik, Almgren S. 223 | — | — | — | — | — |
| 7 | Slottet bei Laurvik, Almgren S. 224 | — | — | 29 | — | — |
| | **Schweden:** | | | | | |
| 8 | Nafverstad, Bohuslän, Almgren S. 222 | — | — | — | — | — |
| 9 | Kirchspiel Linde, Gotland, Almgren S. 222 | — | — | — | — | — |
| 10 | Rangsarfve, Gotland, Almgren S. 222 | — | — | — | — | — |
| 11 | Soyvide, Gotland, Almgren S. 222 | (1) | — | — | — | — |
| 12 | Vallstenarum, Gotland, Almgren S. 223 | — | — | — | — | 98 |
| 13 | Bärby, Öland, Fornvännen 1913, S. 256 | — | — | — | 45, 57 | — |
| 14 | Demmerlöfstorp, Schonen, Almgren S. 223 | — | — | — | — | — |
| 15 | Bjellum, Oestergötland, Almgren S. 223 | — | — | — | — | — |
| 16 | Blomberg, Oestergötland, Almgren S. 223 | — | — | — | — | — |
| 17 | Öfverbo, Oestergötland, Almgren S. 223 | — | — | — | — | — |
| | **Dänemark:** | | | | | |
| 17a | Sperrestrup, Fortidsm. II, 3, S. 141 | — | — | — | — | — |
| 17b | Store Grandlöse, Fortidsm. III, 3, S. 153 | — | — | — | — | — |
| 18 | Dyndalen, Bornholm, Almgren S. 220 | — | — | — | — | — |
| 19 | Himmelshöj, Bornholm, Almgren S. 221 | — | — | — | — | — |
| 20 | Kannikegaard, Bornholm, Almgren S. 221 | — | — | — | — | — |
| 21 | Kannikegaard, Bornholm, Almgren S. 221 | — | — | — | 61 | — |
| 22 | Kannikegaard, Bornholm, Almgren S. 221 | — | — | — | — | — |
| 23 | Kannikegaard, Bornholm, Almgren S. 221 | — | — | — | — | — |
| 24 | Kannikegaard, Bornholm, Almgren S. 230 | — | — | — | — | — |
| 25 | Kannikegaard, Bornholm, Almgren S. 230 | — | — | — | — | — |
| 26 | Lille Bjergegaard, Bornholm, Almgren S. 229 | — | — | — | — | — |
| 27 | Slamrebjerg, Bornholm, Almgren S. 221 | — | — | — | — | — |
| 28 | Slamrebjerg, Bornholm, Almgren S. 230 | — | — | — | — | — |
| 29 | Slamrebjerg, Bornholm, Almgren S. 230 | — | — | — | — | — |
| 30 | Broholm, Fünen, Almgren S. 221 | — | — | 26 | — | — |
| 31 | Broholm, Fünen, Almgren S. 221 | — | — | 26 [2] | 57 | — |
| 32 | Broholm, Fünen, Almgren S. 221 | — | — | — | — | — |
| 33 | Broholm, Fünen, Almgren S. 221 | — | — | — | — | — |
| 34 | Espe, Fünen, Almgren S. 221 | — | — | — | — | — |
| 35 | Kirchspiel V. Hoesinge, Fünen, Almgren S. 221 | — | — | 37 [2] | — | 68 |
| 36 | Millinge, Fünen, Almgren S. 221 | — | — | 28 | — | — |
| 37 | Ringe, Fünen, Almgren S. 221 | — | — | — | — | — |
| 38 | Saaderup, Fünen, Almgren S. 221 | — | — | Abb. 2 | 49/50 | — |
| 39 | Saaderup, Fünen, Almgren S. 221 | — | — | — | — | — |
| 40 | Skrillinge, Fünen, Almgren S. 221 | — | — | 37 | — | — |
| 41 | Skrillinge, Fünen, Almgren S. 221 | — | — | — | 45 | — |
| 42 | Bjergelide, Jütland, Almgren S. 222 | — | — | 24 | 57/60 | — |
| 43 | Byrsted, Jütland, Almgren S. 222 | — | — | 24 | — | — |
| 44 | Fisbaek, Jütland, Almgren S. 222 | — | — | 26/28 | — | — |

Digitized by Google

## geschlossenen Funde.

| IV b | IV c | V a | V b | V c | Provinzialrömische Formen | Formen des 3. Jahrh. n. Chr. | Anmerkungen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| — | 115 | — | 128 | — | — | — | — |
| — | 108 | — | 120 [2] | — | — | — | — |
| — | 108, 119 [2] | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 126 | — | — | — | Höchstwahrscheinlich geschlossen |
| 79/80 [3] | — | — | 135 | — | — | — | — |
| 78/79 | 88 [2] | — | — | — | — | — | — |
| 77/78 [2] | — | — | — | — | — | — | — |
| — | 89 | — | 132* | — | — | — | *variiert |
| — | — | — | Abb. 9 | — | — | — | NU. 44 |
| 80 | — | 106 | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | M. 189 |
| — | — | — | — | — | — | (1) | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| 75 | — | — | — | — | — | — | NU. 44 |
| — | 115 [2], 118 | — | — | — | — | — | — |
| — | 115 [2], 119 | — | — | — | — | — | — |
| — | 88 [2] | — | 121 | — | — | — | — |
| 77/78 | — | — | — | — | — | — | NU. 44 |
| 74 | 71 | — | — | — | — | — | — |
| — | — | 92[2] | — | 148 | — | — | — |
| 80 [2] | — | — | — | 148* | — | — | *Kappe ähnelt Müller-Reimers, Taf. XX, 187. |
| — | 116/117 [2] | — | — | 148 | — | — | — |
| — | — | — | 120 | — | — | — | — |
| 96 | — | — | 128 | — | — | — | — |
| 96 | — | — | 128 | — | — | — | — |
| — | — | — | — | 134 | — | (2) | — |
| — | — | — | — | 134 | — | (3) | — |
| — | — | — | 128 | — | — | 196 | — |
| — | — | 92[2] | 120 | — | — | — | — |
| — | 108 var. | — | — | 148 | — | 196 | — |
| — | — | — | 128 | — | — | (1) | — |
| — | — | — | — | — | — | — | NU. 10, 44 |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | 117 | — | — | 149 | — | — | — |
| — | — | — | 126 | 148 | — | — | — |
| 75 | — | — | — | — | — | — | NU. 44 |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | 150 | — | — | — |
| 75 | — | — | — | — | — | — | NU. 44 |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| 75 | — | — | Abb. 9 [2] | — | — | — | — |
| — | — | — | *99 | — | — | — | *(102) |
| — | — | — | — | — | 22 | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | M. 189, 195 |
| — | — | — | 103 | — | — | — | — |

Digitized by Google

| | | Spätlatènezeitl. Formen | I | II | III | IVa |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 45 | Hammerum, Jütland, Almgren S. 222 | — | — | Abb. 2 | — | — |
| 46 | Hedensted, Jütland, Almgren S. 222 | — | — | 24 | — | — |
| 47 | Gaardsted, Jütland, Almgren S. 222 | — | — | — | — | — |
| 48 | Pogehöj, Jütland, Almgren S. 222 | — | — | — | — | — |
| 49 | Um Randers, Jütland, Almgren S. 222 | — | — | Abb. 2 | 53* | — |
| 50 | Tjörring, Jütland, Almgren S. 222 | — | — | 24 | 46/47 | — |
| 51 | Torrild, Jütland, Fortidsm. II, 3, S. 153 | — | — | — | — | — |
| 52 | Abed, Laaland, Almgren S. 222 | — | — | — | — | — |
| 53 | Hillested, Laaland, Almgren S. 222 | — | 10 | 24 | — | — |
| 53a | Hoby, Laaland, Fortidsm. II, 3, S. 153 | — | — | 26 | — | — |
| 54 | Juellinge, Laaland, Fortidsm. II, 1, S. 2f. | — | — | 38 | — | — |
| 55 | Juellinge, Laaland, Fortidsm. II, 1, S. 10f. | — | — | Abb. 3 | — | — |
| 56 | Juellinge, Laaland, Fortidsm. II, 1, S. 16f. | — | — | — | — | — |
| 57 | Juellinge, Laaland, Fortidsm. II, 1, S. 17f. | — | — | Abb. 3 | — | — |
| 58 | Kjeldbylille, Möen, Almgren S. 222 | — | — | 39 | — | — |
| 59 | Kjeldbylille, Möen, Almgren, S. 222 | — | — | 39 [2] | — | — |
| | **Schleswig-Holstein:** | | | | | |
| 60 | Amrum, Almgren S. 218 | — | — | — | 48/50,53 | — |
| 61 | Basthorst, Almgren S. 218 | — | — | — | — | — |
| 62 | Basthorst, Almgren S. 218 | — | — | — | — | — |
| 63 | Bordesholm, Plettke S. 4 | — | — | 29 | — | — |
| 64 | Bordesholm, Plettke S. 4 | — | — | — | — | — |
| 65 | Fuhlsbüttel, Almgren S. 218 | — | — | 25, Abb. 2 | — | — |
| 66 | Heidekamp, Plettke S. 5 | — | 12 | 28/30 | — | — |
| 67 | Lundshof, Almgren S. 218 | — | 11 | 37 | — | — |
| 68 | Ober Jersdal, Almgren S. 218 | — | — | Abb. 2 | — | — |
| 69 | Segeberg, Mitteilung Rothmann | — | 12 | 28 | — | — |
| 69a | Segeberg, Mitteilung Rothmann | — | 11 | 26 | — | — |
| 69b | Schellhorn, Almgren S. 228 | — | — | — | — | — |
| | **Hannover:** | | | | | |
| 70 | Altenwalde, Plettke S. 2 | — | 10 | — | — | — |
| 71 | Darzau, Almgren S. 215 | — | 13[2] | — | — | — |
| 72 | Nienbüttel, Jahn, Reitersporn, S. 104 | — | — | — | — | — |
| 73 | Rebenstorf, Almgren S. 215 | — | — | — | — | — |
| | **Mecklenburg:** | | | | | |
| 74 | Döbbersee, Mitteilung Beltz, Urne 8 | — | — | 38 | — | — |
| 75 | Döbbersee, Mitteilung Beltz, Urne 14 | — | 11 | 38 | — | — |
| 76 | Hagenow, Almgren S. 215 | — | — | 24 | — | — |
| 77 | Jamel, Almgren S. 215 | — | — | Abb. 2 | 45 | — |
| 78 | Jamel, Almgren S. 215 | — | — | 28 | — | — |
| 79 | Jamel, Almgren S. 215 | — | — | 26/28 | — | — |
| 80 | Jamel, Almgren S. 215 | — | — | — | — | — |
| 81 | Körchow, Mecklenb. Jahrb. 85, S. 93, Grab 20 | (1) | 10 | — | — | — |
| 82 | Körchow, Mecklenb. Jahrb. 85, S. 93ff., Gr. 28 | — | — | 26 | — | — |
| 83 | Körchow, Mecklenb. Jahrb. 85, S. 93ff., Gr. 95 | — | — | — | — | — |
| 84 | Körchow, Mecklenb. Jahrb. 85, S. 93ff., Gr. 167 | (1) | — | — | — | — |
| 85 | Körchow, Mecklenb. Jahrb. 85, S. 93ff., Gr. 168 | (1) | — | — | — | — |
| 86 | Körchow, Mecklenb. Jahrb. 85, S. 93ff., Gr. 177 | — | — | 24 | — | — |
| 87 | Körchow, Mecklenb. Jahrb. 85, S. 93ff., Gr. 421 | — | — | 26 | — | — |

Digitized by Google

| IV b | IV c | V a | V b | V c | Provinzialrömische Formen | Formen des 3. Jahrh. n. Chr. | Anmerkungen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| — | — | — | — | — | — | — | M. 189 |
| — | — | — | — | — | 241 | — | — |
| — | 116 | — | — | — | — | (1) | — |
| 77/78 | — | — | — | — | — | — | NU. 44 |
| — | — | — | — | — | — | — | *Spirale wie bei Gruppe II befestigt |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | a. a. O., Abb. 38 | 92 | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 120 | 148 | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | a. a. O., Abb. 35 | — | — | — | — | — | NU. 21, 44 |
| 77/78 | — | — | — | — | — | — | NU. 51 |
| — | — | — | 120 | — | — | — | NU. 50 |
| — | — | — | 120 [2] | Abb. 13 | — | — | — |
| — | — | — | 124 | — | — | — | — |
| — | — | — | 120 | — | — | — | — |
| — | — | — | 121 | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 124 | 155 | — | — | — |
| — | — | — | 193* | 155 | — | — | *oder 203 |
| 79/80* | — | — | — | — | — | — | *mehr zu 75/80 gehörend |
| 79/80* | — | — | 146 | — | — | — | *mehr zu 75/78 gehörend |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| 75/77 | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 214 | 155* | — | — | *oder 124, (194) |
| — | — | — | — | — | 22 | — | — |
| — | — | — | 138 | — | — | — | — |
| 78 | — | — | 146 | — | — | — | — |
| 77/78 | — | — | 145 | — | — | — | — |
| 77 | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| 74 | — | — | — | — | — | — | NU. 9, 44, 50, 51 |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 145 | — | — | — | — |
| — | — | — | — | 150 | — | — | — |
| — | — | — | 120 | 148 | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | NU. 6 |
| — | — | — | — | — | — | — | Schüssel a. a. O., Taf. VIII, 38 |
| 75 | — | — | — | — | — | — | NU. 9, 51 |
| 75 | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | Abb. 11 | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | NU. 9 |
| — | — | — | — | — | — | — | NU. 44 |

Digitized by Google

| | | Spätlatènezeitl. Formen | I | II | III | IV a |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 88 | Rachow, Mitteil. Beltz, Urne 14 | — | — | 26*, 28 | — | — |
| 89 | Rachow, Mitteil. Beltz, Urne 17 | — | 10 | — | 49 | — |
| 90 | Rachow, Mitteil. Beltz, Urne 18 | — | 10* | 26 [2] | — | — |
| 91 | Rachow, Mitteil. Beltz, Urne 21 | — | 10 | 26* | — | — |
| 92 | Rachow, Mitteil. Beltz, Urne 45 | — | — | 26*/28 | — | — |
| 93 | Schwinkendorf, Almgren S. 216 | — | — | 28 | — | — |
| 94 | Wotenitz, Almgren S. 216 | — | — | Abb. 2 [2] | — | — |
| 95 | Wotenitz, Almgren S. 216 | — | — | — | — | — |
| 96 | Wotenitz, Almgren S. 216 | — | — | 30 | — | — |
| | Rheinpreußen: | | | | | |
| 97 | Rheindorf bei Opladen, Mannus XIV, S. 234 | — | — | — | — | — |
| | Mark Brandenburg: | | | | | |
| 98 | Mosesberg, Mannus IV, S. 311 | — | — | 29 | — | — |
| 99 | Zohrde, Almgren S. 214, Nr. 1 | — | — | 29 [2] | — | — |
| 100 | Zohrde, Almgren S. 214, Nr. 2 | — | — | 29 [2] | — | — |
| 101 | Zohrde, Almgren S. 214, Nr. 3 | — | — | 41 [2] | — | — |
| 102 | Zohrde, Almgren S. 214, Nr. 5 | — | — | — | — | — |
| 103 | Zohrde, Almgren S. 214, Nr. 6 | — | — | — | — | — |
| 104 | Zohrde, Almgren S. 214, Nr. 7 | — | — | — | — | — |
| 105 | Zohrde, Almgren S. 214, Nr. 8 | — | — | — | — | — |
| 106 | Zohrde, Almgren S. 214, Nr. 9 | — | — | 29 | — | — |
| 107 | Zohrde, Almgren S. 214, Nr. 10 | — | — | — | — | — |
| 108 | Zohrde, Almgren S. 214, Nr. 11 | — | — | — | — | — |
| 109 | Hohenferchesar, Mannus IV, S. 311 | — | — | — | — | — |
| 110 | Kleinkreuz, Mannus VII, S. 342, Grab 3 | — | — | — | 45 | — |
| 111 | Kleinkreuz, Mannus VII, S. 342, Grab 9 | — | — | — | 45/47* | — |
| 112 | Kleinkreuz, Mannus VII, S. 342, Grab 10 | — | — | — | 45 | — |
| 113 | Kleinkreuz, Mannus VII, S. 342, Grab 11 | — | — | — | — | — |
| 114 | Kleinkreuz, Mannus VII, S. 342, Grab 17 | — | — | — | — | — |
| 115 | Kleinkreuz, Mannus VII, S. 342, Grab 20 | — | — | — | 45 | — |
| 116 | Klein Leppin, Almgren S. 215 | — | — | 29 [2] | — | — |
| 117 | Klein Leppin, Almgren S. 215 | — | — | 29 [2] | — | — |
| 117a | Dahlhausen, Almgren S. 224 | — | — | — | — | — |
| 117b | Dahlhausen, Almgren S. 224 | — | — | — | — | — |
| 118 | Königsberg i. N., Z. f. E. 1908, S. 774f. | — | — | — | — | — |
| 119 | Reichersdorf, Almgren S. 215 | — | — | — | — | — |
| 120 | Reichersdorf, Almgren S. 215 | — | — | 41 | — | — |
| 121 | Reichersdorf, Almgren S. 215 | — | — | Abb. 3 [2] | — | — |
| 122 | Sadersdorf, Almgren S. 215 | — | — | 39 | — | — |
| 123 | Sadersdorf, Almgren S. 215 | — | — | 43 | — | — |
| | Provinz Sachsen: | | | | | |
| 124 | Tangermünde, Almgren S. 217 | — | — | — | 49 | — |
| 125 | Tangermünde, Sächs.-thür. Jahrschr. IX, S. 26 | — | — | — | 46, 49 | — |
| 126 | Tangermünde, Stendaler Beitr. II, S. 273 | — | — | — | — | — |
| | Thüringen: | | | | | |
| 127 | Dippachedelhausen, Almgren S. 217 | — | — | — | 44 | — |
| | Böhmen: | | | | | |
| 128 | Holubitz | — | — | 24 | 45 [2] | — |
| 129 | Obřist, Almgren S. 220 | — | — | — | — | — |
| 130 | Pičhora bei Dobřichow: Pič, Star. II, 3, Taf. 64 | — | — | 26 | 49 | — |

Digitized by Google

| IV b | IV c | V a | V b | V c | Provinzialrömische Formen | Formen des 3. Jahrh. n. Chr. | Anmerkungen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| — | — | — | — | — | — | — | *stark verrostet |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | *stark verrostet |
| — | — | — | — | — | — | — | *stark verrostet |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | NU. 44 |
| 75 [2] | — | — | — | — | — | — | — |
| 75/77 | — | — | 111* | — | — | — | *etwa |
| — | — | — | 147* | — | — | — | *sehr breit |
| 77 | — | — | 139 | — | — | — | — |
| — | — | — | 138 | — | — | — | — |
| — | — | — | 139 | — | — | — | — |
| — | — | — | 138 | — | — | — | — |
| — | — | — | 147* | — | — | — | *sehr breit |
| — | — | — | 111, 112, 145 | — | — | — | — |
| — | — | — | 111/112*, 126 | — | — | — | *Oberer Teil fehlt |
| — | — | — | 120 | 153 [2] | — | — | — |
| 75 | — | — | 111/112 | — | — | — | — |
| — | Abb. 12 | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 136 | 153 | — | — | — |
| — | — | — | 145/146 | 153 [2] | — | — | — |
| — | — | — | 138, 124 | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | 2* | — | *geschlossener Nadelhalte |
| — | — | — | — | — | 2 | — | *Fußteil |
| — | — | — | — | — | 19 | — | — |
| — | — | — | — | — | 2, 2* | — | *geschlossener Nadelhalter |
| — | — | — | — | — | 19,2* | — | *geschlossener Nadelhalter |
| — | — | — | — | — | 2, 19 [2] | — | — |
| — | — | — | 145/146 | — | — | — | — |
| — | — | — | 139 | — | — | — | — |
| — | — | — | 193, 214 | — | — | A196 | — |
| — | — | — | 193, 215 | — | — | — | — |
| 75 | — | — | 99 | — | — | — | — |
| 96 | — | — | — | (149) | — | A196 | — |
| — | — | — | 132 var. | — | — | — | — |
| — | — | — | 126 | (153) | — | — | — |
| — | — | — | — | 151/153 | — | — | — |
| — | — | — | 124 [2] | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | 19 | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | 2, 22 | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | NU. 44 |
| — | — | — | — | — | — | — | NU. 4, 6, 43, M. 189 |
| — | — | — | — | — | 236 | — | NU. 43, M. 189 |
| — | — | — | — | — | — | — | NU. 21 |

Digitized by Google

| | | Spätlatènezeitl. Formen | I | II | III | IVa |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | Pičhora bei Dobřichow: | | | | | |
| 131 | Pič, Star. II, 3, Taf. 65 | — | — | 24 | 45/46/47 | 67 |
| 131a | Pič, Star. II, 3, Taf. 67 | — | — | 24 | — | — |
| 132 | Pič, Star. II, 3, Taf. 68 | — | — | — | Fußteil | 67 [2] |
| 133 | Pič, Star. II, 3, Taf. 69, 1—22 | — | — | — | 47* | 67 |
| 134 | Pič, Star. II, 3, Taf. 70, 1—5 | — | — | — | 47 | — |
| 135 | Pič, Star. II, 3, Taf. 71 | — | — | Abb. 2 | 45 | — |
| 136 | Pič, Star. II, 3, Taf. 72 | — | — | — | 45[2], 48 | 67 |
| 137 | Pič, Star. II, 3, Taf. 73, 1—6 | — | — | Abb. 1 | — | — |
| 138 | Pič, Star. II, 3, Taf. 74, 1—5 | — | — | — | 46/47 | — |
| 139 | Pič, Star. II, 3, Taf. 74, 6—17 | — | — | — | 46/47 | — |
| 140 | Pič, Star. II, 3, Taf. 76, 1—7 | — | — | — | — | 68 |
| 141 | Pič, Star. II, 3, Taf. 77, 7—25 | — | — | — | — | — |
| 142 | Pič, Star. II, 3, Taf. 78, 1—9 | — | — | — | 48* | 67 |
| 142a | Twerschitz, Urne 18 | — | — | — | — | — |
| 143 | Strad, Pič, Star. II, 3, Abb. 49 | — | — | — | — | 67 |
| 143a | Minkowitz, Obzor praeh. III, S. 124f. | — | 10 | 24 | — | 67 |
| 144 | Wrutitz-Kropatschow, Almgren S. 220 | — | — | — | 45/46[4] | — |
| 145 | Dysotschan, Almgren S. 220 | — | — | — | — | — |
| 146 | Zliw, Almgren S. 220 | — | — | 26 [3] | — | 67 |
| | Pommern: | | | | | |
| 147 | Palm, Pommersche Monatsbl. 1910, S. 96 | — | — | 38 [2], 39 | — | — |
| 147a | Lübsow, Prähist. Zeitschr. IV, S. 126 | — | — | — | — | — |
| 148 | Obliwitz, Almgren S. 217 | — | — | — | — | — |
| 149 | Zirzlaff, Almgren S. 217 | — | — | — | — | 68 |
| | Westpreußen: | | | | | |
| 150 | Hansdorf, Mus. Danzig 5597/98 | — | — | 38/39 [2] | — | — |
| 151 | Hansdorf, Blume, Ostgerm. Stämme II, S. 8 | — | — | 42 | — | — |
| 152 | Hansdorf, Blume, Ostgerm. Stämme II, S. 9 | — | — | 41 | — | — |
| 153 | Kulm, Almgren S. 218 | — | — | — | 45 | 67/68 |
| 154 | Kulm, Almgren S. 218* | — | — | — | — | 67 |
| 155 | Ladekopp, Almgren S. 218 | — | — | Abb. 3 [2] | — | — |
| 156 | Maciejewo, Almgren S. 218 | — | — | — | 45/47[2] | — |
| 157 | Maciejewo, Almgren S. 218 | — | — | — | 57/58, 60 | — |
| 158 | Maciejewo, Almgren S. 218 | — | — | — | 53 | 68 |
| 159 | Maciejewo, Almgren S. 218 | — | — | — | 46/47, 48/50, 52 | — |
| 159a | Maciejewo, Almgren S. 228 | — | — | — | 53 | — |
| 160 | Neuguth, Kostrzewski, Ostgerm. Spätl. S. 40 | — | — | — | — | — |
| 161 | Neuguth, Kostrzewski, Ostgerm. Spätl. S. 40 | — | — | — | — | 67 |
| 162 | Neustädter Feld, Almgren S. 218 | — | — | — | 45, 52 | — |
| 163 | Neustädter Feld, Almgren S. 218 | — | — | — | 48/50 [2] | — |
| 164 | Neustädter Feld, Almgren S. 218 | — | — | — | 60 | Abb. 6 [2] |
| 165 | Neustädter Feld, Almgren S. 218 | — | — | 39 [2] 42 | — | — |
| 166 | Neustädter Feld, Almgren S. 219 | — | — | 41 [2] | — | — |
| 167 | Neustädter Feld, Almgren S. 228 | — | — | — | 53 | — |
| 168 | Neustädter Feld, Almgren S. 228 | — | — | 39/41 | — | — |
| 169 | Neustädter Feld, Almgren S. 229 | — | — | 41 [2] | — | — |
| 170 | Nichtsfelde, Almgren S. 219 | — | — | — | — | — |
| 171 | Rondsen, Anger S. 19 | (2) | — | — | — | — |
| 172 | Rondsen, Anger S. 19 | — | — | — | 45 [2] | 67 |
| 173 | Rondsen, Anger S. 17 | (1) | — | — | — | — |
| 174 | Rondsen, Anger S. 21 | — | — | — | 58 | 67 [2] |
| 175 | Rondsen, Anger S. 14 | — | — | — | [1] | 72 [2] |

Digitized by Google

| IV b | IV c | V a | V b | V c | Provinzialrömische Formen | Formen des 3. Jahrh. n. Chr. | Anmerkungen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| — | — | — | — | — | 240[2] | — | NU. 4 |
| — | — | — | — | — | — | — | NU. 48 |
| Abb. 8 | — | — | — | — | — | — | NU. 9 |
| Abb. 8 | — | — | — | — | — | — | *durchbroch. Nadelhalter |
| — | — | — | — | — | 19* | — | *durchbroch. Nadelhalter |
| — | — | — | — | — | 237 | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | 19 | — | — |
| — | — | — | — | — | 236 | — | — |
| — | — | — | — | — | 236 | — | — |
| — | — | — | — | — | 2*19 | — | *geschlossener Nadelhalter |
| — | — | — | — | — | 2 | — | Spätlatènesporn |
| — | — | — | — | — | 19 | — | *durchbrochener Nadelhalter, NU. 43 |
| | | | | | 237 | | |
| 79 | — | — | 126 | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | 2* | — | *geschlossener Nadelhalter, NU. 43 |
| — | — | — | — | — | — | | — |
| — | — | — | — | — | 19 | — | NU. 43 |
| 81 | — | — | 139*, 126 | — | — | — | *Nicht 39, wie bei Almgren |
| — | — | — | — | — | — | — | NU. 43 |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| 75 | — | — | — | — | — | — | M.190, NU.43, NU.VII,11 |
| 96 | — | — | 121/122, 127 | — | — | — | — |
| 75 | — | — | — | — | — | — | NU. 44 |
| — | — | — | 121 | — | — | — | — |
| — | — | — | — | 148/149 | — | — | — |
| — | — | — | 132 var. | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | 148 149 | — | — | *Vgl. Almgren S. 65 |
| — | — | — | 126 [2] | — | — | — | — |
| 74 | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | 150 | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | (1) | — |
| — | — | — | — | — | 2 | — | „Kaiserzeitliche Fibeln“ |
| — | — | — | — | — | 2 | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | 114 | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | 150 | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | Münze (Faustina d. ält.) |
| — | — | — | — | — | — | — | Münze (Marc Aurel) |
| — | — | — | — | — | — | (1) | — |
| — | — | — | 126, 128 [2] | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | M. 189 |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| Abb. 8/74 | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | 2 | — | — |



Digitized by Google

| | | Spätlatènezeitl. Formen | I | II | III | IV a |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 176 | Rondsen, Anger S. 15 | (2) | — | — | — | 67 |
| 177 | Rondsen, Anger S. 24 | — | — | — | 57/61 | — |
| 178 | Rondsen, Anger S. 32 | — | — | — | 45 | 67 |
| 179 | Rondsen, Anger S. 34 | — | — | — | — | — |
| 180 | Rondsen, Anger S. 35 | — | — | — | — | 68 |
| 181 | Rondsen, Anger, S. 40 | (1) | — | — | 48/52 | — |
| 182 | Rondsen, Anger S. 41 | (3) | — | — | — | — |
| 183 | Rondsen, Almgren 219 | — | — | — | 60/61 | Abb. 6 |
| 184 | Rondsen, Almgren 219 | — | — | — | 45 [2] | — |
| 184a | Rondsen, Blume, Ostgerm. Kultur II, S. 141 | — | — | 37 [2] | — | — |
| 185 | Schönwarling, Kostrzewski, O. S. II, S. 10 | (1) | — | — | — | — |
| 186 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 101, Skl. 1 | — | — | — | 57* [2] | 68 |
| 187 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 101, Skl. 2 | — | — | — | 59 [2] | — |
| 188 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 102, Skl. 6 | — | — | 39 | — | — |
| 189 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 102, Skl. 8 | — | — | — | 60 | — |
| 190 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 104, Skl. 17 | — | — | 39 [2] | 59 | — |
| 191 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 105, Skl. 19/20 | — | — | 39 | 59 [2] | — |
| 192 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 105, Skl. 21 | — | — | 39 [2] | — | — |
| 193 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 106, Skl. 23 | — | — | — | 59 [2] | — |
| 194 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 106, Skl. 24 | — | — | — | 45, 46/47, 52 | — |
| 195 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 110, Skl. 39 | — | — | 39 [2] | — | — |
| 196 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 111, Skl. 65 | — | — | — | 59 | Abb. 5 |
| 197 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 111, Skl. 69 | — | — | — | — | — |
| 198 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 112, Skl. 73 | — | — | 39 | — | — |
| 199 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 112, Bdg. 12 | — | — | Abb. 4 | 60/61 | — |
| 200 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 114, Skl. 47 | — | — | — | 59 [2] | — |
| 201 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 115, Skl. 50 | — | — | Abb. 3 [2] | — | — |
| 202 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 117, Skl. 57 | — | — | 39 [2] | 59 | — |
| 203 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 118, Skl. 70 | — | — | — | 59 [2] | — |
| 204 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 118, Skl. 72 | — | — | — | — | — |
| 205 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 119, Skl. 74 | — | — | — | 59 [2] | — |
| 206 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 119, Skl. 88 | — | — | — | 52/53 [2] | — |
| 207 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 120, Skl. 93 | — | — | — | 59 [2] | — |
| 208 | Warmhof, Blume, Ostgerm. Stämme II, S. 6 | — | — | — | 60 | Abb. 5 |
| | Posen: | | | | | |
| 209 | Czacz, Almgren S. 217 | — | — | — | 49 | — |
| 210 | Gr. Zirkwitz, Blume, Ostgerm. Stämme II, S. 6 | — | — | — | 60 | — |
| 211 | Kokorzyn, Blume, Ostgerm. Stämme II, S. 2 | (1) | — | — | — | 67 [2] |
| 212 | Krzysovnica, Almgren S. 217 | — | — | Abb. 3 [2] | — | — |
| 213 | Neustadt, Blume, Ostgerm. Stämme II, S. 10 | — | — | 41 | — | — |
| | Ostpreußen: | | | | | |
| 214 | Corjeiten, Almgren S. 216 | — | — | — | 57/58 60 [2] | — |
| 215 | Corjeiten, Almgren S. 216 | — | — | — | 60/61 [2] | — |
| 216 | Corjeiten, Almgren S. 216 | — | — | — | 61 | Abb. 6 [2] |
| 217 | Corjeiten, Almgren S. 216 | — | — | — | 60/61 | Abb. 6 [2] |
| 218 | Corjeiten, Almgren S. 216 | — | — | Abb. 4 [3] | 61 | — |
| 219 | Dollkeim, Tischler S. 16, Grab 2 | — | — | — | 60 | Abb. 6 [2] |
| 220 | Dollkeim, Tischler S. 16, Grab 4 | — | — | Abb. 4 [2] | 60/61, 62 | — |
| 221 | Dollkeim, Tischler S. 16, Grab 6 | — | — | — | 60/61 | Abb. 6 |
| 222 | Dollkeim, Tischler S. 16, Grab 9 | — | — | Abb. 4 [2] | 60/61 [3] | — |
| 223 | Dollkeim, Tischler S. 17, Grab 11b | — | — | Abb. 4 | 60/61 | — |
| 224 | Dollkeim, Tischler S. 17, Grab 14a | — | — | — | 60/61 [2] | — |
| 225 | Dollkeim, Tischler S. 17, Grab 15 | — | — | — | 60/61 [2] | — |

Digitized by Google

| IVb | IVc | Va | Vb | Vc | Provinzialrömische Formen | Formen des 3. Jahrh. n. Chr. | Anmerkungen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 111/Abb. 9 | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | 2,236 | — | — |
| — | — | — | 120 | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 112* | — | — | — | *Vgl. Almgren S. 57 |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | 71 | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | NU. 44 |
| — | — | — | — | — | 2 | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | *von altem Charakter |
| — | — | — | 120* | — | — | — | *Bügel dünn |
| — | — | — | 120* | — | — | — | *Bügel dünn |
| — | — | 114 | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | 148 | — | — | — |
| — | — | — | 120* | — | — | — | *Bügel dünn |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | 148 | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 120* | 148** | — | — | *Bügel dünn, **mit Hülse |
| — | — | — | 111/Abb. 9 | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 111/112 | — | — | — | — |
| — | 116/117 | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 120* | — | — | — | *Bügel dünn |
| — | — | — | 139, 124 | — | — | — | — |
| 75/77* | — | — | — | — | — | — | *Bügel dünn |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 120* | — | — | — | *Bügel dünn |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | 19 | — | — |
| 80 | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| 96 [3] | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 126/130 [2] | — | — | — | — |
| — | — | — | Abb. 9 | — | — | — | — |
| — | — | — | Abb. 9 | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | 106 | — | — | — | — | — |
| — | — | — | Abb. 9 | — | — | — | — |
| — | — | — | Abb. 9 | — | — | — | — |



Digitized by Google

| | | Spätlatènezeitl. Formen | I | II | III | IV a |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 226 | Dollkeim, Tiſchler S. 17f., Grab 16 | — | — | Abb. 4 | 60/61 | — |
| 227 | Dollkeim, Tiſchler S. 18, Grab 17 | — | — | — | 60/61[2], 63 | — |
| 228 | Dollkeim, Tiſchler S. 18, Grab 27a | — | — | — | 60 | — |
| 229 | Dollkeim, Tiſchler S. 18, Grab 28 | — | — | — | 61 [2], 62 [2] | — |
| 230 | Dollkeim, Tiſchler S. 18, Grab 34 | — | — | — | — | — |
| 231 | Dollkeim, Tiſchler S. 18, Grab 84 | — | — | — | — | 98 |
| 232 | Eisliethen, Almgren S. 217 | — | — | — | 57/58 | 72 |
| 233 | Eisliethen, Almgren S. 217 | — | — | — | 48/50, 51 | — |
| 234 | Grebieten, Almgren S. 226 | — | — | — | — | 98 [2] |
| 235 | Grebieten, Almgren S. 226 | — | — | — | — | 98 |
| 236 | Kirpehnen, Almgren S. 227 | — | — | — | — | — |
| 237 | Kirpehnen, Almgren S. 227 | — | — | — | — | 98 |
| 238 | Kirpehnen, Prussia Sitzber. XXII, S. 369 | — | — | — | — | — |
| 239 | Kunterſtrauch, Prussia Sitzber. XXII, S. 215 | — | — | — | — | 93 [2] |
| 240 | Lobitten, Almgren S. 217 | — | — | 42 | 60/61 | — |
| 241 | Melaſchwingken, Almgren S. 227 | — | — | — | — | — |
| 242 | Neu Bodſchwingken, Almgren S. 226 | — | — | — | — | 93 |
| 243 | Oſterode, Almgren S. 227 | — | — | 41 | — | — |
| 244 | Pettelkau, Prussia Sitzber. XXII, S. 113f. | — | — | Abb. 4 | — | — |
| 245 | Pettelkau, Blume, Oſtgerm. Kult. II, S. 12 Grab 41 | — | — | 41 | — | — |
| 246 | Schlakalken, Almgren S. 217 | — | — | — | 60/61 | — |
| 247 | Tengen, Almgren S. 227 | — | — | — | — | 98 [2] |
| 248 | Abbau Thierberg, Prussia Sitzber. XXII, S. 95 | — | — | 41 | — | — |

Digitized by Google

| IV b | IV c | V a | V b | V c | Provinzialrömische Formen | Formen des 3. Jahrh. n. Chr. | Anmerkungen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 111 | — | — | — | — |
| — | — | — | Abb. 9 | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | 114 | Abb. 9 | — | — | — | — |
| 96 | — | — | — | — | — | (2) | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | (1) | Münze Trajan |
| — | — | — | 130 [2] | — | — | — | — |
| — | — | — | 130 | — | — | (1) | — |
| — | — | — | 130 | — | — | — | — |
| — | 116/117 | — | 121 | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | gut erhaltene Marc Aurel-Münze |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | 133 | — | — | M. 453 (Pferdegeschirr) |
| — | — | — | — | — | — | (1) | — |
| — | — | — | — | — | — | (1) | — |
| — | — | — | 123 | — | — | — | — |
| — | — | — | 130* | — | — | — | *Knopf am Fußende |
| — | — | — | 120 var. | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | (1) | Münze (Lucilla) |
| — | — | — | 128 | — | — | — | — |

Digitized by Google

stellung ergibt sich aus 4 geschlossenen Funden (104, 107, 108, 122) für die erste Hälfte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts.

Form Vc 8 (= Almgren 155).

Das Kennzeichen dieser Form ist der gewölbte massige Bügel. Sie dürfte als eine unter ostgermanischem Einflusse (Almgren 124—127) entstandene Weiterbildung aufzufassen sein [1]). Dazu würde die zeitliche Stellung, die sich aus den zwei geschlossenen Funden (61 und 62) [2]) ergibt, vorzüglich passen. Fibeln wie Form Vc 8 werden der zweiten Hälfte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts angehören.

## Erläuterungen zu den nachfolgenden Fundtabellen.

Almgren = O. Almgren, Studien über nordeuropäische Fibelformen der ersten nachchristlichen Jahrhunderte mit Berücksichtigung der provinzialrömischen und südrussischen Fibeln. Stockholm 1897. S. ode. Fig.

Anger = S. Anger, Das Gräberfeld zu Rondsen im Kreise Graudenz, Abhandlungen zur Landeskunde der Provinz Westpreußen, herausgeg. von der Provinzialkommission zur Verwaltung des westpreußischen Prov.-Mus. Heft 1. Graudenz 1890.

Blume, E., Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge. Leipzig 1915. II. Teil. Material (Mannus-Bibl. Nr. 14).

Fornvännen. Meddelande från Kgl. Vitterhets, Hist. o. Ant. Akademien. Stockholm.

Fortidsm. = Nordiske Fortidsminder udgivne av det Kgl. Nordiske Oldskrift-Selskab. Kopenhagen.

Jahn, M., Der Reitersporn, seine Entstehung und früheste Entwicklung. Leipzig 1921 (Mannus-Bibl. Nr. 21).

Kostrzewski, J., Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit. Leipzig 1919 (Mannus-Bibl. Nr. 18 u. 19). I. u. II. Teil.

M. = S. Müller, Ordning af Danmarks Oldsager II. Jernalderen. Kopenhagen 1895. Fig. Nr.

Mecklenb. Jahrb. = Jahrbücher des Vereins f. mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. Schwerin.

Mitteilung Beltz = Briefliche Mitteilung des Sammlungsleiters am Schweriner Landesmuseum, Herrn Professor Dr. Beltz.

Mitteilung Kiel = Auf Grund der mir durch Herrn Rothmann zugegangenen Zeichnungen einzelner im Kieler Museum (f. vaterländ. Altert.) aufbewahrten Gräberfunde.

Müller-Reimers = Müller und Reimers, Vor- und frühgeschichtliche Altertümer der Provinz Hannover. Hannover 1893.

NU = H. Willers, Neue Untersuchungen über die römische Bronzeindustrie von Capua und von Niedergermanien, besonders auf die Funde aus Deutschland und dem Norden hin. Hannover und Leipzig 1907.

Obzor praeh. = Obzor praehistoricky. Prag, seit 1923.

Pič = J. Pič, Die Urnengräber Böhmens. Leipzig 1907.

Plettke = A. Plettke, Ursprung und Ausbreitung der Angeln und Sachsen. Ein Beitrag zur Siedelungsarchäologie der Ingväonen. Urnenfriedhöfe in Niedersachsen. III. 1 Leipzig und Hildesheim 1921.

Pommersche Monatsblätter. Herausgeg. von der Gesellschaft f. pommersche Geschichte und Altertumskunde. Stettin.

Prähistorische Zeitschrift. Berlin.

Prussia = Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Prussia zu Königsberg. Königsberg.

---

[1]) Kopfplatte und Spiralkonstruktion ist die gleiche wie bei den Formen Vc 6/7.
[2]) Vielleicht gehört auch der Fund 69b hierher. Vgl. Almgren, S. 228 unter Nr. 210 Anm.

Digitized by Google

Stendaler Beitr. = Beiträge zur Geschichte, Volks- und Altertumskunde der Altmark Herausgeg. von der Museumsgesellschaft zu Stendal. Stendal.

Sächs.-thür. Jahresschr. = Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsich-thüringischen Länder. Halle.

Tischler = Ostpreußische Altertümer aus der Zeit der großen Gräberfelder nach Christi Geburt. Zusammengestellt von Dr. Otto Tischler. Im Auftrage des Vorstandes der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. Herausgeg. von Heinrich Kemke. Königsberg 1902.

Z. f. E. = Zeitschrift für Ethnologie. Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Berlin.

Die in den Spalten genannten Zahlen beziehen sich auf die Bezeichnung der Abbildungen bei Almgren a. a. O.

Die in Klammern gesetzten Ziffern geben die Stückzahl an.

Digitized by Google

## Verzeichnis der

| | | Spätlatènezeitl. Formen | I | II | III | IVa |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | **Norwegen:** | | | | | |
| 1 | Alvstatt bei Drontheim, Almgren S. 223 | — | — | — | — | — |
| 2 | Bjölsund, Amt Smaalenene, Almgren S. 223 | — | — | — | — | — |
| 3 | Bringsvoer, Amt Nedenes, Almgren S. 223 | — | — | — | — | — |
| 4 | Hestehagen bei Laurvik, Almgren S. 224 | — | — | — | — | 93 |
| 5 | N.-Dirrik bei Sandefjord, Almgren S. 224 | — | — | — | — | — |
| 6 | Oldermyr bei Laurvik, Almgren S. 223 | — | — | — | — | — |
| 7 | Slottet bei Laurvik, Almgren S. 224 | — | — | 29 | — | — |
| | **Schweden:** | | | | | |
| 8 | Nafverstad, Bohuslän, Almgren S. 222 | — | — | — | — | — |
| 9 | Kirchspiel Linde, Gotland, Almgren S. 222 | — | — | — | — | — |
| 10 | Rangsarfve, Gotland, Almgren S. 222 | — | — | — | — | — |
| 11 | Soyvide, Gotland, Almgren S. 222 | (1) | — | — | — | — |
| 12 | Vallstenarum, Gotland, Almgren S. 223 | — | — | — | — | 98 |
| 13 | Bärby, Öland, Fornvännen 1913, S. 256 | — | — | — | 45, 57 | — |
| 14 | Demmerlöfstorp, Schonen, Almgren S. 223 | — | — | — | — | — |
| 15 | Bjellum, Östergötland, Almgren S. 223 | — | — | — | — | — |
| 16 | Blomberg, Östergötland, Almgren S. 223 | — | — | — | — | — |
| 17 | Öfverbo, Östergötland, Almgren S. 223 | — | — | — | — | — |
| | **Dänemark:** | | | | | |
| 17a | Sperrestrup, Fortidsm. II, 3, S. 141 | — | — | — | — | — |
| 17b | Store Grandlöse, Fortidsm. III, 3, S. 153 | — | — | — | — | — |
| 18 | Dyndalen, Bornholm, Almgren S. 220 | — | — | — | — | — |
| 19 | Himmelshöj, Bornholm, Almgren S. 221 | — | — | — | — | — |
| 20 | Kannikegaard, Bornholm, Almgren S. 221 | — | — | — | — | — |
| 21 | Kannikegaard, Bornholm, Almgren S. 221 | — | — | — | 61 | — |
| 22 | Kannikegaard, Bornholm, Almgren S. 221 | — | — | — | — | — |
| 23 | Kannikegaard, Bornholm, Almgren S. 221 | — | — | — | — | — |
| 24 | Kannikegaard, Bornholm, Almgren S. 230 | — | — | — | — | — |
| 25 | Kannikegaard, Bornholm, Almgren S. 230 | — | — | — | — | — |
| 26 | Lille Bjergegaard, Bornholm, Almgren S. 229 | — | — | — | — | — |
| 27 | Slamrebjerg, Bornholm, Almgren S. 221 | — | — | — | — | — |
| 28 | Slamrebjerg, Bornholm, Almgren S. 230 | — | — | — | — | — |
| 29 | Slamrebjerg, Bornholm, Almgren S. 230 | — | — | — | — | — |
| 30 | Broholm, Fünen, Almgren S. 221 | — | — | 26 | — | — |
| 31 | Broholm, Fünen, Almgren S. 221 | — | — | 26 [2] | 57 | — |
| 32 | Broholm, Fünen, Almgren S. 221 | — | — | — | — | — |
| 33 | Broholm, Fünen, Almgren S. 221 | — | — | — | — | — |
| 34 | Espe, Fünen, Almgren S. 221 | — | — | — | — | — |
| 35 | Kirchspiel V. Hoesinge, Fünen, Almgren S. 221 | — | — | 37 [2] | — | 68 |
| 36 | Millinge, Fünen, Almgren S. 221 | — | — | 28 | — | — |
| 37 | Ringe, Fünen, Almgren S. 221 | — | — | — | — | — |
| 38 | Saaderup, Fünen, Almgren S. 221 | — | — | Abb. 2 | 49/50 | — |
| 39 | Saaderup, Fünen, Almgren S. 221 | — | — | — | — | — |
| 40 | Skrillinge, Fünen, Almgren S. 221 | — | — | 37 | — | — |
| 41 | Skrillinge, Fünen, Almgren S. 221 | — | — | — | 45 | — |
| 42 | Bjergelide, Jütland, Almgren S. 222 | — | — | 24 | 57/60 | — |
| 43 | Byrsted, Jütland, Almgren S. 222 | — | — | 24 | — | — |
| 44 | Fisbaek, Jütland, Almgren S. 222 | — | — | 26/28 | — | — |

Digitized by Google

## geschlossenen Funde.

| IVb | IVc | Va | Vb | Vc | Provinzialrömische Formen | Formen des 3. Jahrh. n. Chr. | Anmerkungen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| — | 115 | — | 128 | — | — | — | — |
| — | 108 | — | 120 [2] | — | — | — | — |
| — | 108, 119 [2] | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 126 | — | — | — | höchstwahrscheinlich geschlossen |
| 79/80 [3] | — | — | 135 | — | — | — | — |
| 78/79 | 88 [2] | — | — | — | — | — | — |
| 77/78 [2] | — | — | — | — | — | — | — |
| — | 89 | — | 132* | — | — | — | *variiert |
| — | — | — | Abb. 9 | — | — | — | NU. 44 |
| 80 | — | 106 | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | M. 189 |
| — | — | — | — | — | — | (1) | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| 75 | — | — | — | — | — | — | NU. 44 |
| — | 115 [2], 118 | — | — | — | — | — | — |
| — | 115 [2], 119 | — | — | — | — | — | — |
| — | 88 [2] | — | 121 | — | — | — | — |
| 77/78 | — | — | — | — | — | — | NU. 44 |
| 74 | 71 | — | — | — | — | — | — |
| — | — | 92[2] | — | 148 | — | — | — |
| 80 [2] | — | — | — | 148* | — | — | *Kappe ähnelt Müller-Reimers, Taf. XX, 187. |
| — | 116/117 [2] | — | — | 148 | — | — | — |
| — | — | — | 120 | — | — | — | — |
| 96 | — | — | 128 | — | — | — | — |
| 96 | — | — | 128 | — | — | — | — |
| — | — | — | — | 134 | — | (2) | — |
| — | — | — | — | 134 | — | (3) | — |
| — | — | — | 128 | — | — | 196 | — |
| — | — | 92[2] | 120 | — | — | — | — |
| — | 108 var. | — | — | 148 | — | 196 | — |
| — | — | — | 128 | — | — | (1) | — |
| — | — | — | — | — | — | — | NU. 10, 44 |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | 117 | — | — | 149 | — | — | — |
| — | — | — | 126 | 148 | — | — | — |
| 75 | — | — | — | — | — | — | NU. 44 |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | 150 | — | — | — |
| 75 | — | — | — | — | — | — | NU. 44 |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| 75 | — | — | Abb. 9 [2] | — | — | — | — |
| — | — | — | *99 | — | — | — | *(102) |
| — | — | — | — | — | 22 | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | M. 189, 195 |
| — | — | — | 103 | — | — | — | — |

Digitized by Google

| | | Spätlatènezeitl. Formen | I | II | III | IVa |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 45 | Hammerum, Jütland, Almgren S. 222 | — | — | Abb. 2 | — | — |
| 46 | Hedensted, Jütland, Almgren S. 222 | — | — | 24 | — | — |
| 47 | Gaardsted, Jütland, Almgren S. 222 | — | — | — | — | — |
| 48 | Pogehöj, Jütland, Almgren S. 222 | — | — | — | — | — |
| 49 | Um Randers, Jütland, Almgren S. 222 | — | — | Abb. 2 | 53* | — |
| 50 | Tjörring, Jütland, Almgren S. 222 | — | — | 24 | 46/47 | — |
| 51 | Torrild, Jütland, Fortidsm. II, 3, S. 153 | — | — | — | — | — |
| 52 | Abed, Laaland, Almgren S. 222 | — | — | — | — | — |
| 53 | Hillested, Laaland, Almgren S. 222 | — | 10 | 24 | — | — |
| 53a | Hoby, Laaland, Fortidsm. II, 3, S. 153 | — | — | 26 | — | — |
| 54 | Juellinge, Laaland, Fortidsm. II, 1, S. 2f. | — | — | 38 | — | — |
| 55 | Juellinge, Laaland, Fortidsm. II, 1, S. 10f. | — | — | Abb. 3 | — | — |
| 56 | Juellinge, Laaland, Fortidsm. II, 1, S. 16f. | — | — | — | — | — |
| 57 | Juellinge, Laaland, Fortidsm. II, 1, S. 17f. | — | — | Abb. 3 | — | — |
| 58 | Kjeldbylille, Möen, Almgren S. 222 | — | — | 39 | — | — |
| 59 | Kjeldbylille, Möen, Almgren, S. 222 | — | — | 39 [2] | — | — |
| | Schleswig-Holstein: | | | | | |
| 60 | Amrum, Almgren S. 218 | — | — | — | 48/50,53 | — |
| 61 | Basthorst, Almgren S. 218 | — | — | — | — | — |
| 62 | Basthorst, Almgren S. 218 | — | — | — | — | — |
| 63 | Bordesholm, Plettke S. 4 | — | — | 29 | — | — |
| 64 | Bordesholm, Plettke S. 4 | — | — | — | — | — |
| 65 | Fuhlsbüttel, Almgren S. 218 | — | — | 25, Abb. 2 | — | — |
| 66 | Heidekamp, Plettke S. 5 | — | 12 | 28/30 | — | — |
| 67 | Lundshof, Almgren S. 218 | — | 11 | 37 | — | — |
| 68 | Ober Jersdal, Almgren S. 218 | — | — | Abb. 2 | — | — |
| 69 | Segeberg, Mitteilung Rothmann | — | 12 | 28 | — | — |
| 69a | Segeberg, Mitteilung Rothmann | — | 11 | 26 | — | — |
| 69b | Schellhorn, Almgren S. 228 | — | — | — | — | — |
| | Hannover: | | | | | |
| 70 | Altenwalde, Plettke S. 2 | — | 10 | — | — | — |
| 71 | Darzau, Almgren S. 215 | — | 13[2] | — | — | — |
| 72 | Nienbüttel, Jahn, Reitersporn, S. 104 | — | — | — | — | — |
| 73 | Rebenstorf, Almgren S. 215 | — | — | — | — | — |
| | Mecklenburg: | | | | | |
| 74 | Döbbersee, Mitteilung Beltz, Urne 8 | — | — | 38 | — | — |
| 75 | Döbbersee, Mitteilung Beltz, Urne 14 | — | 11 | 38 | — | — |
| 76 | Hagenow, Almgren S. 215 | — | — | 24 | — | — |
| 77 | Jamel, Almgren S. 215 | — | — | Abb. 2 | 45 | — |
| 78 | Jamel, Almgren S. 215 | — | — | 28 | — | — |
| 79 | Jamel, Almgren S. 215 | — | — | 26/28 | — | — |
| 80 | Jamel, Almgren S. 215 | — | — | — | — | — |
| 81 | Körchow, Mecklenb. Jahrb. 85, S. 93, Grab 20 | (1) | 10 | — | — | — |
| 82 | Körchow, Mecklenb. Jahrb. 85, S. 93ff., Gr. 28 | — | — | 26 | — | — |
| 83 | Körchow, Mecklenb. Jahrb. 85, S. 93ff., Gr. 95 | — | — | — | — | — |
| 84 | Körchow, Mecklenb. Jahrb. 85, S. 93ff., Gr. 167 | (1) | — | — | — | — |
| 85 | Körchow, Mecklenb. Jahrb. 85, S. 93ff., Gr. 168 | (1) | — | — | — | — |
| 86 | Körchow, Mecklenb. Jahrb. 85, S. 93ff., Gr. 177 | — | — | 24 | — | — |
| 87 | Körchow, Mecklenb. Jahrb. 85, S. 93ff., Gr. 421 | — | — | 26 | — | — |

Digitized by Google

| IVb | IVc | Va | Vb | Vc | Provinzialrömische Formen | Formen des 3. Jahrh. n. Chr. | Anmerkungen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| — | — | — | — | — | — | — | M. 189 |
| — | — | — | — | — | 241 | — | — |
| — | 116 | — | — | — | — | (1) | — |
| 77/78 | — | — | — | — | — | — | NU. 44 |
| — | — | — | — | — | — | — | *Spirale wie bei Gruppe II befestigt |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | a. a. O., Abb. 38 | 92 | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 120 | 148 | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | a. a. O., Abb. 35 | — | — | — | — | — | NU. 21, 44 |
| 77/78 | — | — | — | — | — | — | NU. 51 |
| — | — | — | 120 | — | — | — | NU. 50 |
| — | — | — | 120 [2] | Abb. 13 | — | — | — |
| — | — | — | 124 | — | — | — | — |
| — | — | — | 120 | — | — | — | — |
| — | — | — | 121 | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 124 | 155 | — | — | — |
| — | — | — | 193* | 155 | — | — | *oder 203 |
| 79/80* | — | — | — | — | — | — | *mehr zu 75/80 gehörend |
| 79/80* | — | — | 146 | — | — | — | *mehr zu 75/78 gehörend |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| 75/77 | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 214 | 155* | — | — | *oder 124, (194) |
| — | — | — | — | — | 22 | — | — |
| — | — | — | 138 | — | — | — | — |
| 78 | — | — | 146 | — | — | — | — |
| 77/78 | — | — | 145 | — | — | — | — |
| 77 | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| 74 | — | — | — | — | — | — | NU. 9, 44, 50, 51 |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 145 | — | — | — | — |
| — | — | — | — | 150 | — | — | — |
| — | — | — | 120 | 148 | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | NU. 6 |
| — | — | — | — | — | — | — | Schüssel a. a. O., Taf. VIII, 38 |
| 75 | — | — | — | — | — | — | NU. 9, 51 |
| 75 | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | Abb. 11 | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | NU. 9 |
| — | — | — | — | — | — | — | NU. 44 |

Digitized by Google

| | | Spätlatenezeitl. Formen | I | II | III | IV a |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 88 | Rachow, Mitteil. Beltz, Urne 14 | — | — | 26*, 28 | — | — |
| 89 | Rachow, Mitteil. Beltz, Urne 17 | — | 10 | — | 49 | — |
| 90 | Rachow, Mitteil. Beltz, Urne 18 | — | 10* | 26 [2] | — | — |
| 91 | Rachow, Mitteil. Beltz, Urne 21 | — | 10 | 26* | — | — |
| 92 | Rachow, Mitteil. Beltz, Urne 45 | — | — | 26*/28 | — | — |
| 93 | Schwinkendorf, Almgren S. 216 | — | — | 28 | — | — |
| 94 | Wotenitz, Almgren S. 216 | — | — | Abb. 2 [2] | — | — |
| 95 | Wotenitz, Almgren S. 216 | — | — | — | — | — |
| 96 | Wotenitz, Almgren S. 216 | — | — | 30 | — | — |
| | **Rheinpreußen:** | | | | | |
| 97 | Rheindorf bei Opladen, Mannus XIV, S. 234 | — | — | — | — | — |
| | **Mark Brandenburg:** | | | | | |
| 98 | Mosesberg, Mannus IV, S. 311 | — | — | 29 | — | — |
| 99 | Zohrde, Almgren S. 214, Nr. 1 | — | — | 29 [2] | — | — |
| 100 | Zohrde, Almgren S. 214, Nr. 2 | — | — | 29 [2] | — | — |
| 101 | Zohrde, Almgren S. 214, Nr. 3 | — | — | 41 [2] | — | — |
| 102 | Zohrde, Almgren S. 214, Nr. 5 | — | — | — | — | — |
| 103 | Zohrde, Almgren S. 214, Nr. 6 | — | — | — | — | — |
| 104 | Zohrde, Almgren S. 214, Nr. 7 | — | — | — | — | — |
| 105 | Zohrde, Almgren S. 214, Nr. 8 | — | — | — | — | — |
| 106 | Zohrde, Almgren S. 214, Nr. 9 | — | — | 29 | — | — |
| 107 | Zohrde, Almgren S. 214, Nr. 10 | — | — | — | — | — |
| 108 | Zohrde, Almgren S. 214, Nr. 11 | — | — | — | — | — |
| 109 | Hohenferchesar, Mannus IV, S. 311 | — | — | — | — | — |
| 110 | Kleinkreuz, Mannus VII, S. 342, Grab 3 | — | — | — | 45 | — |
| 111 | Kleinkreuz, Mannus VII, S. 342, Grab 9 | — | — | — | 45/47* | — |
| 112 | Kleinkreuz, Mannus VII, S. 342, Grab 10 | — | — | — | 45 | — |
| 113 | Kleinkreuz, Mannus VII, S. 342, Grab 11 | — | — | — | — | — |
| 114 | Kleinkreuz, Mannus VII, S. 342, Grab 17 | — | — | — | — | — |
| 115 | Kleinkreuz, Mannus VII, S. 342, Grab 20 | — | — | — | 45 | — |
| 116 | Klein Leppin, Almgren S. 215 | — | — | 29 [2] | — | — |
| 117 | Klein Leppin, Almgren S. 215 | — | — | 29 [2] | — | — |
| 117a | Dahlhausen, Almgren S. 224 | — | — | — | — | — |
| 117b | Dahlhausen, Almgren S. 224 | — | — | — | — | — |
| 118 | Königsberg i. N., Z. f. E. 1908, S. 774f. | — | — | — | — | — |
| 119 | Reichersdorf, Almgren S. 215 | — | — | — | — | — |
| 120 | Reichersdorf, Almgren S. 215 | — | — | 41 | — | — |
| 121 | Reichersdorf, Almgren S. 215 | — | — | Abb. 3 [2] | — | — |
| 122 | Sadersdorf, Almgren S. 215 | — | — | 39 | — | — |
| 123 | Sadersdorf, Almgren S. 215 | — | — | 43 | — | — |
| | **Provinz Sachsen:** | | | | | |
| 124 | Tangermünde, Almgren S. 217 | — | — | — | 49 | — |
| 125 | Tangermünde, Sächs.-thür. Jahrschr. IX, S. 26 | — | — | — | 46, 49 | — |
| 126 | Tangermünde, Stendaler Beitr. II, S. 273 | — | — | — | — | — |
| | **Thüringen:** | | | | | |
| 127 | Dippachedelhausen, Almgren S. 217 | — | — | — | 44 | — |
| | **Böhmen:** | | | | | |
| 128 | Holubitz | — | — | 24 | 45 [2] | — |
| 129 | Obřist, Almgren S. 220 | — | — | — | — | — |
| 130 | Pičhora bei Dobřichow: Pič, Star. II, 3, Taf. 64 | — | — | 26 | 49 | — |

Digitized by Google

| IV b | IV c | V a | V b | V c | Provinzialrömische Formen | Formen des 3. Jahrh. n. Chr. | Anmerkungen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| — | — | — | — | — | — | — | *stark verrostet |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | *stark verrostet |
| — | — | — | — | — | — | — | *stark verrostet |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | NU. 44 |
| 75 [2] | — | — | — | — | — | — | — |
| 75/77 | — | — | 111* | — | — | — | *etwa |
| — | — | — | 147* | — | — | — | *sehr breit |
| 77 | — | — | 139 | — | — | — | — |
| — | — | — | 138 | — | — | — | — |
| — | — | — | 139 | — | — | — | — |
| — | — | — | 138 | — | — | — | — |
| — | — | — | 147* | — | — | — | *sehr breit |
| — | — | — | 111, 112, 145 | — | — | — | — |
| — | — | — | 111/112*, 126 | — | — | — | *Oberer Teil fehlt |
| — | — | — | 120 | 153 [2] | — | — | — |
| 75 | — | — | 111/112 | — | — | — | — |
| — | Abb. 12 | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 136 | 153 | — | — | — |
| — | — | — | 145/146 | 153 [2] | — | — | — |
| — | — | — | 138, 124 | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | 2* | — | *geschlossener Nadelhalte |
| — | — | — | — | — | 2 | — | *Fußteil |
| — | — | — | — | — | 19 | — | — |
| — | — | — | — | — | 2, 2* | — | *geschlossener Nadelhalter |
| — | — | — | — | — | 19,2* | — | *geschlossener Nadelhalter |
| — | — | — | — | — | 2, 19 [2] | — | — |
| — | — | — | 145/146 | — | — | — | — |
| — | — | — | 139 | — | — | — | — |
| — | — | — | 193, 214 | — | — | A196 | — |
| — | — | — | 193, 215 | — | — | — | — |
| 75 | — | — | 99 | — | — | — | — |
| 96 | — | — | — | (149) | — | A196 | — |
| — | — | — | 132 var. | — | — | — | — |
| — | — | — | 126 | (153) | — | — | — |
| — | — | — | — | 151/153 | — | — | — |
| — | — | — | 124 [2] | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | 19 | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | 2, 22 | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | NU. 44 |
| — | — | — | — | — | — | — | NU. 4, 6, 43, M. 189 |
| — | — | — | — | — | 236 | — | NU. 43, M. 189 |
| — | — | — | — | — | — | — | NU. 21 |

Digitized by Google

| | | Spätlatènezeitl. Formen | I | II | III | IV a |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | Pičhora bei Dobřichow: | | | | | |
| 131 | Pič, Star. II, 3, Taf. 65 | — | — | 24 | 45/46/47 | 67 |
| 131a | Pič, Star. II, 3, Taf. 67 | — | — | 24 | — | — |
| 132 | Pič, Star. II, 3, Taf. 68 | — | — | — | Fußteil | 67 [2] |
| 133 | Pič, Star. II, 3, Taf. 69, 1—22 | — | — | — | 47* | 67 |
| 134 | Pič, Star. II, 3, Taf. 70, 1—5 | — | — | — | 47 | — |
| 135 | Pič, Star. II, 3, Taf. 71 | — | — | Abb. 2 | 45 | — |
| 136 | Pič, Star. II, 3, Taf. 72 | — | — | — | 45[2], 48 | 67 |
| 137 | Pič, Star. II, 3, Taf. 73, 1—6 | — | — | Abb. 1 | — | — |
| 138 | Pič, Star. II, 3, Taf. 74, 1—5 | — | — | — | 46/47 | — |
| 139 | Pič, Star. II, 3, Taf. 74, 6—17 | — | — | — | 46/47 | — |
| 140 | Pič, Star. II, 3, Taf. 76, 1—7 | — | — | — | — | 68 |
| 141 | Pič, Star. II, 3, Taf. 77, 7—25 | — | — | — | — | — |
| 142 | Pič, Star. II, 3, Taf. 78, 1—9 | — | — | — | 48* | 67 |
| 142a | Twerschitz, Urne 18 | — | — | — | — | — |
| 143 | Strad, Pič, Star. II, 3, Abb. 49 | — | — | — | — | 67 |
| 143a | Minkowitz, Obzor praeh. III, S. 124f. | — | 10 | 24 | — | 67 |
| 144 | Wrutitz-Kropatschow, Almgren S. 220 | — | — | — | 45/46[4] | — |
| 145 | Dysotschan, Almgren S. 220 | — | — | — | — | — |
| 146 | Zliw, Almgren S. 220 | — | — | 26 [3] | — | 67 |
| | Pommern: | | | | | |
| 147 | Palm, Pommersche Monatsbl. 1910, S. 96 | — | — | 38 [2], 39 | — | — |
| 147a | Lübsow, Prähist. Zeitschr. IV, S. 126 | — | — | — | — | — |
| 148 | Obliwitz, Almgren S. 217 | — | — | — | — | — |
| 149 | Zirzlaff, Almgren S. 217 | — | — | — | — | 68 |
| | Westpreußen: | | | | | |
| 150 | Hansdorf, Mus. Danzig 5597/98 | — | — | 38/39 [2] | — | — |
| 151 | Hansdorf, Blume, Ostgerm. Stämme II, S. 8 | — | — | 42 | — | — |
| 152 | Hansdorf, Blume, Ostgerm. Stämme II, S. 9 | — | — | 41 | — | — |
| 153 | Kulm, Almgren S. 218 | — | — | — | 45 | 67/68 |
| 154 | Kulm, Almgren S. 218* | — | — | — | — | 67 |
| 155 | Ladekopp, Almgren S. 218 | — | — | Abb. 3 [2] | — | — |
| 156 | Maciejewo, Almgren S. 218 | — | — | — | 45/47[2] | — |
| 157 | Maciejewo, Almgren S. 218 | — | — | — | 57/58, 60 | — |
| 158 | Maciejewo, Almgren S. 218 | — | — | — | 53 | 68 |
| 159 | Maciejewo, Almgren S. 218 | — | — | — | 46/47, 48/50, 52 | — |
| 159a | Maciejewo, Almgren S. 228 | — | — | — | 53 | — |
| 160 | Neuguth, Kostrzewski, Ostgerm. Spätl. S. 40 | — | — | — | — | — |
| 161 | Neuguth, Kostrzewski, Ostgerm. Spätl. S. 40 | — | — | — | — | 67 |
| 162 | Neustädter Feld, Almgren S. 218 | — | — | — | 45, 52 | — |
| 163 | Neustädter Feld, Almgren S. 218 | — | — | — | 48/50 [2] | — |
| 164 | Neustädter Feld, Almgren S. 218 | — | — | — | 60 | Abb. 6 [2] |
| 165 | Neustädter Feld, Almgren S. 218 | — | — | 39 [2] 42 | — | — |
| 166 | Neustädter Feld, Almgren S. 219 | — | — | 41 [2] | — | — |
| 167 | Neustädter Feld, Almgren S. 228 | — | — | — | 53 | — |
| 168 | Neustädter Feld, Almgren S. 228 | — | — | 39/41 | — | — |
| 169 | Neustädter Feld, Almgren S. 229 | — | — | 41 [2] | — | — |
| 170 | Nichtsfelde, Almgren S. 219 | — | — | — | — | — |
| 171 | Rondsen, Anger S. 19 | (2) | — | — | — | — |
| 172 | Rondsen, Anger S. 19 | — | — | — | 45 [2] | 67 |
| 173 | Rondsen, Anger S. 17 | (1) | — | — | — | — |
| 174 | Rondsen, Anger S. 21 | — | — | — | 58 | 67 [2] |
| 175 | Rondsen, Anger S. 14 | — | — | — | [1] | 72 [2] |

Digitized by Google

| IVb | IVc | Va | Vb | Vc | Provinzialrömische Formen | Formen des 3. Jahrh. n. Chr. | Anmerkungen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| — | — | — | — | — | 240[2] | — | NU. 4 |
| — | — | — | — | — | — | — | NU. 48 |
| Abb. 8 | — | — | — | — | — | — | NU. 9 |
| Abb. 8 | — | — | — | — | — | — | *durchbroch. Nadelhalter |
| — | — | — | — | — | 19* | — | *durchbroch. Nadelhalter |
| — | — | — | — | — | 237 | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | 19 | — | — |
| — | — | — | — | — | 236 | — | — |
| — | — | — | — | — | 236 | — | — |
| — | — | — | — | — | 2*19 | — | *geschlossener Nadelhalter |
| — | — | — | — | — | 2 | — | Spätlatènesporn |
| — | — | — | — | — | 19 | — | *durchbrochener Nadelhalter, NU. 43 |
| | | | | | 237 | | |
| 79 | — | — | 126 | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | 2* | — | *geschlossener Nadelhalter, NU. 43 |
| — | — | — | — | — | — | | — |
| — | — | — | — | — | 19 | — | NU. 43 |
| 81 | — | — | 139*, 126 | — | — | — | *Nicht 39, wie bei Almgren |
| — | — | — | — | — | — | — | NU. 43 |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| 75 | — | — | — | — | — | — | M.190, NU.43, NU.VII,11 |
| 96 | — | — | 121/122, 127 | — | — | — | — |
| 75 | — | — | — | — | — | — | NU. 44 |
| — | — | — | 121 | — | — | — | — |
| — | — | — | — | 148/149 | — | — | — |
| — | — | — | 132 var. | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | 148 149 | — | — | *Vgl. Almgren S. 65 |
| — | — | — | 126 [2] | — | — | — | — |
| 74 | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | 150 | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | (1) | — |
| — | — | — | — | — | 2 | — | „Kaiserzeitliche Fibeln“ |
| — | — | — | — | — | 2 | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | 114 | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | 150 | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | Münze (Faustina d. ält.) |
| — | — | — | — | — | — | — | Münze (Marc Aurel) |
| — | — | — | — | — | — | (1) | — |
| — | — | — | 126, 128 [2] | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | M. 189 |
| Abb. 8 74 | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| | — | — | — | — | 2 | — | — |



Digitized by Google

| | | Spätlatène-zeitl. Formen | I | II | III | IVa |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 176 | Rondsen, Anger S. 15 | (2) | — | — | — | 67 |
| 177 | Rondsen, Anger S. 24 | — | — | — | 57/61 | — |
| 178 | Rondsen, Anger S. 32 | — | — | — | 45 | 67 |
| 179 | Rondsen, Anger S. 34 | — | — | — | — | — |
| 180 | Rondsen, Anger S. 35 | — | — | — | — | 68 |
| 181 | Rondsen, Anger, S. 40 | (1) | — | — | 48/52 | — |
| 182 | Rondsen, Anger S. 41 | (3) | — | — | — | — |
| 183 | Rondsen, Almgren 219 | — | — | — | 60/61 | Abb. 6 |
| 184 | Rondsen, Almgren 219 | — | — | — | 45 [2] | — |
| 184a | Rondsen, Blume, Ostgerm. Kultur II, S. 141 | — | — | 37 [2] | — | — |
| 185 | Schönwarling, Kostrzewski, O. S. II, S. 10 | (1) | — | — | — | — |
| 186 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 101, Skl. 1 | — | — | — | 57* [2] | 68 |
| 187 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 101, Skl. 2 | — | — | — | 59 [2] | — |
| 188 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 102, Skl. 6 | — | — | 39 | — | — |
| 189 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 102, Skl. 8 | — | — | — | 60 | — |
| 190 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 104, Skl. 17 | — | — | 39 [2] | 59 | — |
| 191 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 105, Skl. 19/20 | — | — | 39 | 59 [2] | — |
| 192 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 105, Skl. 21 | — | — | 39 [2] | — | — |
| 193 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 106, Skl. 23 | — | — | — | 59 [2] | — |
| 194 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 106, Skl. 24 | — | — | — | 45, 46/47, 52 | — |
| 195 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 110, Skl. 39 | — | — | 39 [2] | — | — |
| 196 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 111, Skl. 65 | — | — | — | 59 | Abb. 5 |
| 197 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 111, Skl. 69 | — | — | — | — | — |
| 198 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 112, Skl. 73 | — | — | 39 | — | — |
| 199 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 112, Bdg. 12 | — | — | Abb. 4 | 60/61 | — |
| 200 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 114, Skl. 47 | — | — | — | 59 [2] | — |
| 201 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 115, Skl. 50 | — | — | Abb. 3 [2] | — | — |
| 202 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 117, Skl. 57 | — | — | 39 [2] | 59 | — |
| 203 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 118, Skl. 70 | — | — | — | 59 [2] | — |
| 204 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 118, Skl. 72 | — | — | — | — | — |
| 205 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 119, Skl. 74 | — | — | — | 59 [2] | — |
| 206 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 119, Skl. 88 | — | — | — | 52/53 [2] | — |
| 207 | Warmhof, Z. f. E. 1902, S. 120, Skl. 93 | — | — | — | 59 [2] | — |
| 208 | Warmhof, Blume, Ostgerm. Stämme II, S. 6 | — | — | — | 60 | Abb. 5 |
| | Posen: | | | | | |
| 209 | Czacz, Almgren S. 217 | — | — | — | 49 | — |
| 210 | Gr. Zirkwitz, Blume, Ostgerm. Stämme II, S. 6 | — | — | — | 60 | — |
| 211 | Kokorzyn, Blume, Ostgerm. Stämme II, S. 2 | (1) | — | — | — | 67 [2] |
| 212 | Krzysovnica, Almgren S. 217 | — | — | Abb. 3 [2] | — | — |
| 213 | Neustadt, Blume, Ostgerm. Stämme II, S. 10 | — | — | 41 | — | — |
| | Ostpreußen: | | | | | |
| 214 | Corjeiten, Almgren S. 216 | — | — | — | 57/58 60 [2] | — |
| 215 | Corjeiten, Almgren S. 216 | — | — | — | 60/61 [2] | — |
| 216 | Corjeiten, Almgren S. 216 | — | — | — | 61 | Abb. 6 [2] |
| 217 | Corjeiten, Almgren S. 216 | — | — | — | 60/61 | Abb. 6 [2] |
| 218 | Corjeiten, Almgren S. 216 | — | — | Abb. 4 [3] | 61 | — |
| 219 | Dollkeim, Tischler S. 16, Grab 2 | — | — | — | 60 | Abb. 6 [2] |
| 220 | Dollkeim, Tischler S. 16, Grab 4 | — | — | Abb. 4 [2] | 60/61, 62 | — |
| 221 | Dollkeim, Tischler S. 16, Grab 6 | — | — | — | 60/61 | Abb. 6 |
| 222 | Dollkeim, Tischler S. 16, Grab 9 | — | — | Abb. 4 [2] | 60/61 [3] | — |
| 223 | Dollkeim, Tischler S. 17, Grab 11b | — | — | Abb. 4 | 60/61 | — |
| 224 | Dollkeim, Tischler S. 17, Grab 14a | — | — | — | 60/61 [2] | — |
| 225 | Dollkeim, Tischler S. 17, Grab 15 | — | — | — | 60/61 [2] | — |

Digitized by Google

| IV b | IV c | V a | V b | V c | Provinzialrömische Formen | Formen des 3. Jahrh. n. Chr. | Anmerkungen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 111/Abb. 9 | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | 2,236 | — | — |
| — | — | — | 120 | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 112* | — | — | — | *Vgl. Almgren S. 57 |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | 71 | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | NU. 44 |
| — | — | — | — | — | 2 | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | *von altem Charakter |
| — | — | — | 120* | — | — | — | *Bügel dünn |
| — | — | — | 120* | — | — | — | *Bügel dünn |
| — | — | 114 | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | 148 | — | — | — |
| — | — | — | 120* | — | — | — | *Bügel dünn |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | 148 | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 120* | 148** | — | — | *Bügel dünn, **mit Hülse |
| — | — | — | 111/Abb. 9 | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 111/112 | — | — | — | — |
| — | 116/117 | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 120* | — | — | — | *Bügel dünn |
| — | — | — | 139, 124 | — | — | — | — |
| 75/77* | — | — | — | — | — | — | *Bügel dünn |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 120* | — | — | — | *Bügel dünn |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | 19 | — | — |
| 80 | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| 96 [3] | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 126/130 [2] | — | — | — | — |
| — | — | — | Abb. 9 | — | — | — | — |
| — | — | — | Abb. 9 | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | 106 | — | — | — | — | — |
| — | — | — | Abb. 9 | — | — | — | — |
| — | — | — | Abb. 9 | — | — | — | — |



Digitized by Google

| | | Spätlatenezeitl. Formen | I | II. | III | IV a |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 226 | Dollkeim, Tischler S. 17f., Grab 16 | — | — | Abb. 4 | 60/61 | — |
| 227 | Dollkeim, Tischler S. 18, Grab 17 | — | — | — | 60/61[2], 63 | — |
| 228 | Dollkeim, Tischler S. 18, Grab 27a | — | — | — | 60 | — |
| 229 | Dollkeim, Tischler S. 18, Grab 28 | — | — | — | 61 [2], 62 [2] | — |
| 230 | Dollkeim, Tischler S. 18, Grab 34 | — | — | — | — | — |
| 231 | Dollkeim, Tischler S. 18, Grab 84 | — | — | — | — | 98 |
| 232 | Eisliethen, Almgren S. 217 | — | — | — | 57/58 | 72 |
| 233 | Eisliethen, Almgren S. 217 | — | — | — | 48/50, 51 | — |
| 234 | Grebieten, Almgren S. 226 | — | — | — | — | 98 [2] |
| 235 | Grebieten, Almgren S. 226 | — | — | — | — | 98 |
| 236 | Kirpehnen, Almgren S. 227 | — | — | — | — | — |
| 237 | Kirpehnen, Almgren S. 227 | — | — | — | — | 98 |
| 238 | Kirpehnen, Prussia Sitzber. XXII, S. 369 | — | — | — | — | — |
| 239 | Kunterstrauch, Prussia Sitzber. XXII, S. 215 | — | — | — | — | 93 [2] |
| 240 | Lobitten, Almgren S. 217 | — | — | 42 | 60/61 | — |
| 241 | Melaschwingken, Almgren S. 227 | — | — | — | — | — |
| 242 | Neu Bodschwingken, Almgren S. 226 | — | — | — | — | 93 |
| 243 | Osterode, Almgren S. 227 | — | — | 41 | — | — |
| 244 | Pettelkau, Prussia Sitzber. XXII, S. 113f. | — | — | Abb. 4 | — | — |
| 245 | Pettelkau, Blume, Ostgerm. Kult. II, S. 12 Grab 41 | — | — | 41 | — | — |
| 246 | Schlakalken, Almgren S. 217 | — | — | — | 60/61 | — |
| 247 | Tengen, Almgren S. 227 | — | — | — | — | 98 [2] |
| 248 | Abbau Thierberg, Prussia Sitzber. XXII, S. 95 | — | — | 41 | — | — |

Digitized by Google

| IV b | IV c | V a | V b | V c | Provinzialrömische Formen | Formen des 3. Jahrh. n. Chr. | Anmerkungen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | 111 | — | — | — | — |
| — | — | — | Abb. 9 | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | 114 | Abb. 9 | — | — | — | — |
| 96 | — | — | — | — | — | (2) | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | (1) | Münze Trajan |
| — | — | — | 130 [2] | — | — | — | — |
| — | — | — | 130 | — | — | (1) | — |
| — | — | — | 130 | — | — | — | — |
| — | 116/117 | — | 121 | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | — | gut erhaltene Marc Aurel-Münze |
| — | — | — | — | — | — | — | — |
| — | — | — | — | 133 | — | — | M. 453 (Pferdegeschirr) |
| — | — | — | — | — | — | (1) | — |
| — | — | — | — | — | — | (1) | — |
| — | — | — | 123 | — | — | — | — |
| — | — | — | 130* | — | — | — | *Knopf am Fußende |
| — | — | — | 120 var. | — | — | — | — |
| — | — | — | — | — | — | (1) | Münze (Lucilla) |
| — | — | — | 128 | — | — | — | — |

Digitized by Google

# Götter, Heilige und Unholde.

## Archäologische Beiträge zur deutschen Glaubens- und Rechtsgeschichte.

Von Erich Jung.

Mit 39 Abbildungen.

Jakob Grimm hat die deutsche Altertumsforschung und im besonderen die Kenntnis der deutschen Götterwelt, welche beiden Fächer er so maßgebend gefördert, ja bis zu einem gewissen Grade begründet hat, vorwiegend aufgebaut auf der schriftlichen Überlieferung und auf der Sprachgeschichte; in zweiter Linie auf der Überlieferung, die in Brauch, Sitte und Sage des Volks, besonders des niederen Volks, lebt. Auf diesem letzteren Gebiet hat die neueste Zeit mit ihrer Pflege der sogenannten Volkskunde ungeheuer viel neuen Stoff zusammengetragen, der zum Teil noch nicht zur vollen Verwertung und Durcharbeitung gekommen ist.

Die folgenden Ausführungen sollen einige Erläuterungen dazu geben, wie die auf jenen drei Wegen gefundenen wissenschaftlichen Ergebnisse oder Vermutungen gefördert und ergänzt werden können durch Kenntnis und Vergleichung der unmittelbar noch vorhandenen Denkmäler, Realaltertümer; also durch Mittel der sogenannten Archäologie, um die übliche — wie Fritz Köpp mit Recht sagt, etwas willkürlich gewählte — Fachbezeichnung für solche Betrachtungsweise zu gebrauchen.

Jakob Grimm hat den heiligen Oswald zunächst von seinem Namen her — Walter der Asen — mit Wodan in Verbindung gebracht. Die Legende selbst, also die schriftliche Überlieferung, gibt weitere mythologische Beziehungen; in der Oswaldlegende [1]) erscheint ein Wanderer, ein Waller mit grauem langem Bart, dem die Raben als Boten gehorchen, wie dem Wodan; dem alle 72 Länder und ihre Sprachen bekannt sind; wie der Sonne, die alle Länder besucht.

Auf einer gemalten Tafel, von etwa 1500, vermutlich oberdeutscher Herkunft, im bayerischen Nationalmuseum in München, steht der Waller vor dem König; ein Rabe bringt diesem eine goldene Büchse (Abb. 1). Auf dem Holzschnitt des Königs Oswald im Heiligenbuch von 1488 fliegt ein Rabe mit der Büchse und dem Brieflein um den Hals ihm zu, ein anderer mit einem Ringlein im Schnabel von ihm weg (Abb. 2).

[1]) Vgl. Georg Baesecke, Der Münchener Oswald, 1907; derselbe, Der Wiener Oswald, 1912; vgl. ferner Nürnberger Heiligenbuch von 1488, Neudruck des Inselverlags 1913.

Digitized by Google

Auf einem Helmbeschlag aus Wendel in Schweden (Abb. 3) ist ein Reiter dargestellt mit der Lanze; unten am Boden ringelt sich bis zur Brusthöhe des Rosses eine Schlange auf; vor ihm und hinter ihm in Kopfhöhe fliegt je ein Rabe. Es ist unzweifelhaft, — wie auch Oskar Montelius, Sophus Müller, die das Stück veröffentlicht haben, bestimmt aussprechen — Odin

Abb. 1. König Oswald, der Waller und die Raben. München.
Aus Jung, „Germanische Götter und Helden". J. F. Lehmanns Verlag, München.

gemeint. Der eine der Raben trägt einen Ring im Schnabel, genau wie der Rabe auf dem Holzschnitt des heiligen Oswald im Heiligenbuch von 1488. Hier ist also auch bildgeschichtlich oder archäologisch ein unmittelbarer Zusammenhang hergestellt zwischen dem heiligen Oswald und Wodan, der in Skandinavien Odin heißt.

Auf einer jetzt im Kopenhagener Nationalmuseum befindlichen Kirchentür aus Island ist Dietrich von Bern dargestellt, wie er einen Löwen aus der

Digitized by Google

Umschlingung eines Lindwurms errettet (Abb. 4). Neben dem Reiter fliegt der Rabe, der mit dem Drachenkampf gar nichts zu tun hat, der aber dem neben Odin fliegenden Raben auf dem Beschlagstück aus Upland entspricht, und

Abb. 2. König Oswald und die Raben. Holzschnitt. 1488.
Aus Jung, „Germanische Götter und Helden". J. F. Lehmanns Verlag, München.

daher die Beziehungen Dietrichs von Bern zum Sagenkreis Wodans bestätigt; ebenso wie Dietrichs Kampf gegen den Drachen und die Darstellung Dietrichs

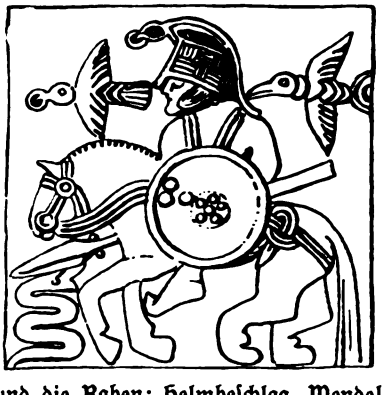


Abb. 3. Odin und die Raben; Helmbeschlag, Wendel; um 600 n. Chr.
Aus Jung, „Germanische Götter und Helden." J. F. Lehmanns Verlag, München.

als Führer der wilden Jagd, am Domportal in Verona, wo die Feindschaft der römischen Kirche gegen den Arianer den sonst überall durch die Sage erhobenen Gotenhelden ins Dämonische herabzuziehen sucht. Bis nach Island, an diese äußerste Nordgrenze des Germanentums, ist der südgermanische,

Digitized by Google

deutsche Sagenstoff gedrungen; diese seine Herkunft ist in diesem Fall, außer durch die geschichtliche Grundlage der Sage, auch noch dadurch einwandfrei bezeugt, daß die mindestens mittelbar sicher zugrundeliegende norwegische Thidrekssage ausdrücklich als ihre Gewährsmänner Kaufleute aus Soest in Westfalen nennt. Der hl. Theodor, Theoderichs des Großen Namenspatron, ist erst spät auch Drachenbekämpfer geworden (vgl. K. Künstle, Ikonographie der Heiligen); sicherlich erst durch Theoderich. Hauptort der Theodorverehrung ist Venedig, wohin so viele Spolien und so vielfache Überlieferungen von

Abb. 4. Kirchentür aus Island in Kopenhagen; unteres Feld: Dieterich von Bern rettet einen Löwen aus der Umschlingung eines Drachen; oberes Feld: der Löwe dient Dietrich aus Dankbarkeit und legt sich nach dessen Tod sterbend vor das Grabmal.

Ravenna gekommen sind; wie die Forschungen von Baurat Pries in Koblenz erwiesen haben.

Am Regensburger Schottenportal, also an St. Jakob, ist ein drachenähnliches Untier dargestellt mit einer Kugel vor dem offenen Rachen (Abb. 5)[1]; ähnlich am Portal der Kirche in Großenlinden bei Gießen und anderweit. Ich habe diese Darstellung in Verbindung gebracht mit einem im Verzeichnis der abergläubigen und heidnischen Gebräuche (indiculus superstitionum et paganiarum) von etwa 740 und in den Bußbüchern Burkhardts von Worms ums Jahr 1000 nach Christus verbotenen Aberglauben; der Annahme, daß bei Mond- und Sonnenfinsternissen die Himmelslichter in Gefahr seien, von Untieren verschlungen zu werden, und daß man „durch Geschrei des Volks — vince luna — und Zusammenschlagen von hölzernen und erzenen Gefäßen

[1]) J. A. Endres, Das St. Jakobsportal in Regensburg, muß in der Kugel vor dem Rachen einen Igel erkennen, obwohl, wie er zugibt, davon gar nichts zu sehen ist; nach der Schilderung des Corcodrillus im Physiologus; und in dem halbverschlungenen Manne des Drachen am weitesten rechts eine Allegorie auf diesen lebendig aus dem Krokodil wieder herauskommenden Igel, Enidrus.

Digitized by Google

den Himmelslichtern zu Hilfe kommen könne [1]). Ich lege vor zwei Blätter aus gedruckten, dem Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts angehörigen Kalendern, die im germanischen Museum in Nürnberg verwahrt werden und deren lichtbildnerische Aufnahme mir das Museum freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat (Abb. 6, 7). Auf diesen Kalendern, also in so später Zeit, sind Sonne- und Mondfinsternisse noch in dieser uralten Weise bezeichnet; die Sonnen-

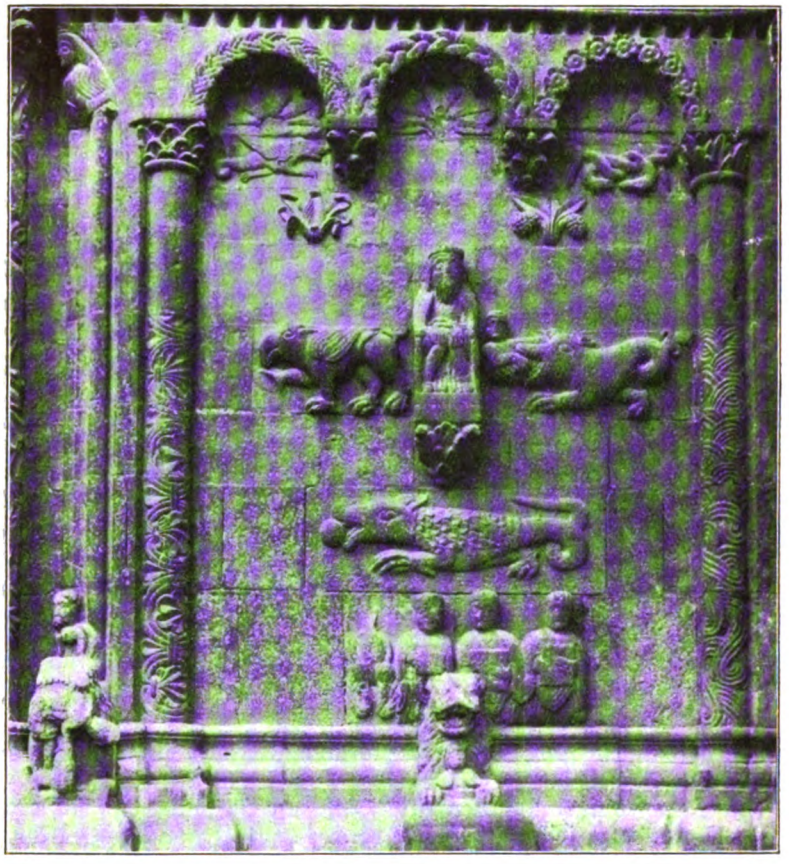


Abb. 5. Regensburg, St. Jakob.
Aus Jung, „Germanische Götter und Helden". J. F. Lehmanns Verlag, München.

bzw. Mondscheibe vor dem geöffneten Rachen eines Lindwurms; also damals muß jene Vorstellung von den die Himmelslichter verfolgenden Ungetümen, wenn sie vielleicht auch nicht mehr geglaubt wurde, doch noch so lebendig gewesen sein, daß sie jedem verständlich war. Denn Kalender müssen der Menge verständlich sein; sie bilden die volkstümlichste Art von gedrucktem Schriftwerk [2]) und von Schriftwesen überhaupt, die es gibt; von jeher bis

[1]) Vgl. auch C. P. Caspari, Homilia de sacrilegiis, wahrscheinlich von Cäsarius von Arles.

[2]) Vgl. die merkwürdigen, höchst altertümlichen, bei Leykam in Graz verlegten Bauernkalender, von denen ein ganz neuer, für das Jahr 1927, mir durch die Güte des

Digitized by Google

heute, bis zum Lahrer hinkenden Boten. Sie haften deshalb, wie das Volk der nicht schriftgelehrten Schichten allgemein, sehr zähe am Überkommenen und bilden so eine Fundgrube für hochaltertümliche Dinge, die auf anderen Gebieten des Volkslebens längst abgestorben sind. Die Runen halten sich auf Kalendern bis ins Mittelalter (vgl. den hölzernen Runenstab und den Bauernkalender von 1398 im Germanischen Museum in Nürnberg; Abbildungen bei Rob. König, Deutsche Literaturgeschichte, Fig. 1 und 2); man könnte auch sagen, bis heute (vgl. die letzte Anmerkung [1]).

Jedenfalls ist der allgemein gegen Deutung von nachchristlichen Denkmalen aus der germanischen Mythologie geltend gemachte Einwand meiner

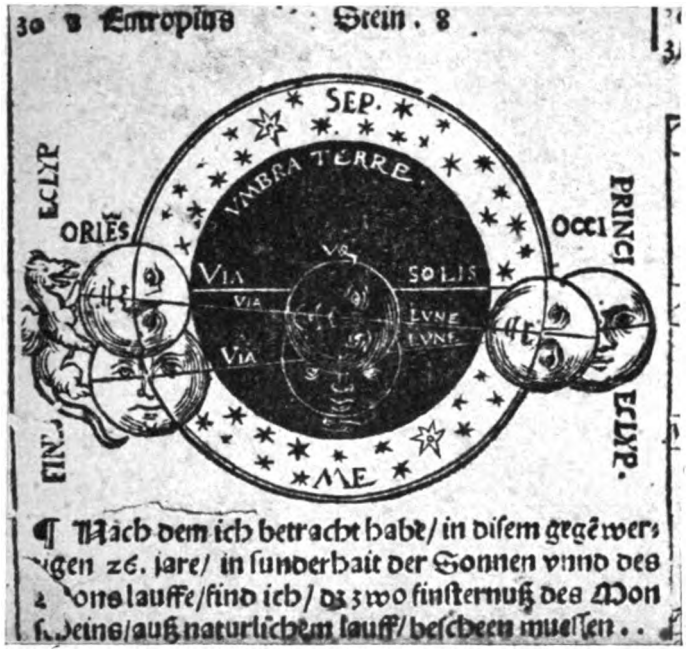



Abb. 6.

Meinung nach nicht zutreffend [2]), daß nämlich jene alten Erinnerungen in so später Zeit nicht mehr so lebendig gewesen sein könnten. Das sind Schlüsse, die das gerade zu Erweisende schon als Vordersatz benutzen; ähnlich wie Ludw. Lindenschmit der Ältere seiner Behauptung oder seinem Glaubenssatz, die nordischen Völker könnten die Technik des Erzgießens noch nicht besessen haben, den Beweis entnahm, daß alle nördlich der Alpen gefundenen vorgeschichtlichen Bronzesachen Einfuhr aus dem Süden sein müßten.

---

Herrn Viktor v. Geramb in Graz vorliegt. In ihm sind Zeichen für den Tierkreis, für die Heiligen, für Mondphasen und Feiertage gebraucht, die eine uralte Überlieferung bergen; mir z. B. keineswegs ohne weiteres verständlich sind, aber von den Bauern verstanden werden.

[1]) Vgl. auch den steinernen Kalender von Stürzelbronn im Elsaß.

[2]) Vgl. dazu auch meine Abhandlung im Mannus 1925, Irminsul und Rolandsäule, ein Beitrag zur Rechtsarchäologie.

Digitized by Google

Es ist selbst heute noch sehr viel mehr von jenen Dingen lebendig als man weiß. Der heilige Pirmin verbietet mit heftigen Worten als heidnisch, Hände

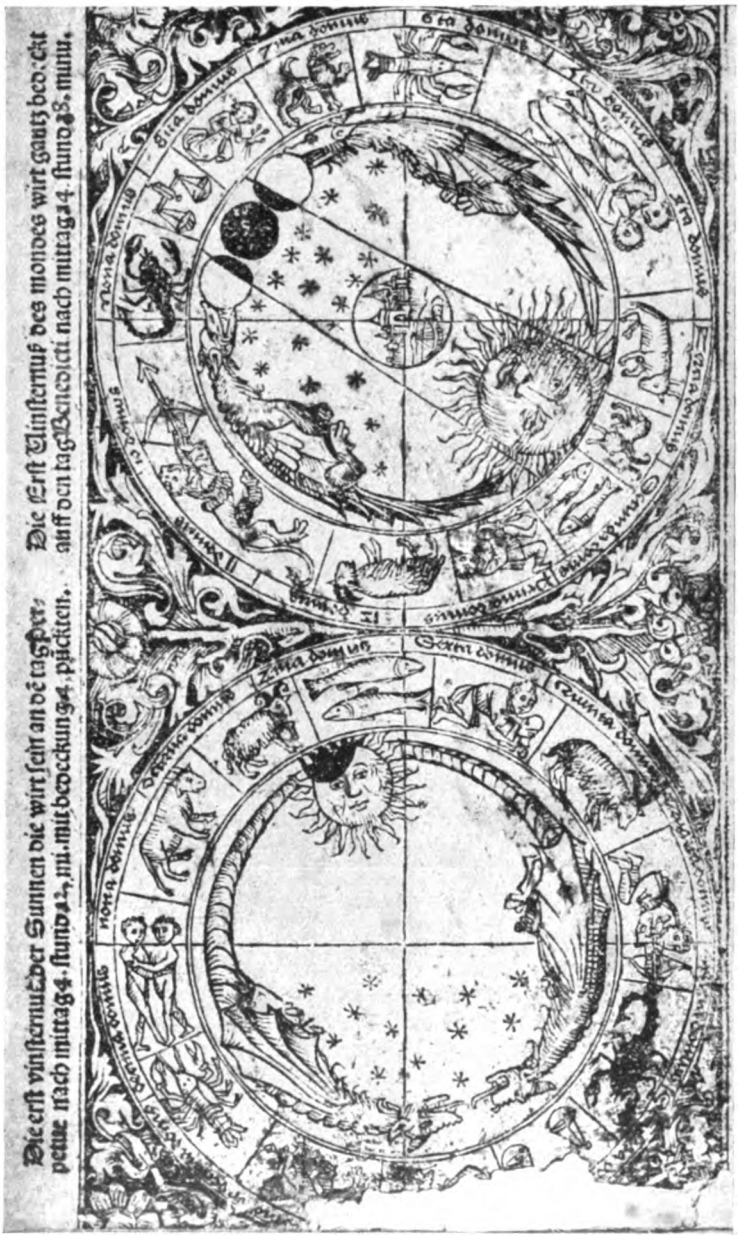


Abb. 7.

oder Füße oder sonstige menschliche Glieder oder Teile von Tieren, aus Holz und Wachs nachgebildet, an geweihten Stellen aufzuhängen in der Hoffnung,

Digitized by Google

dadurch Krankheiten an diesen Gliedern oder diesem Vieh heilen zu können [1]). In katholischen Gegenden Süddeutschlands findet man aber auch heute bekanntlich noch überall solche Weihgeschenke; aus neuer und neuester Zeit. Die Kirche scheint sich dieser Erscheinung gegenüber nicht ganz einheitlich zu verhalten; ein katholischer Pfarrer im Schwarzwald machte mir gegenüber angesichts solcher Weihgeschenke in seiner Kirche eine gewissermaßen entschuldigende Bemerkung, daß er solchen Aberglauben dulde. Anderwärts, etwa am Grabe der heiligen Walburg in Eichstädt oder in Altötting, hängen diese Weihgeschenke so massenhaft, daß sie nicht wohl nur geduldet sein können.

Burkhardt von Worms verbietet in seinen Bußbüchern [2]) ausdrücklich den heidnischen Brauch, daß man den drei Schwestern, die alter Aberglaube Parzen nenne, in gewissen Nächten einen gedeckten Tisch aufstelle, mit Messern, Speise und Trank. Das geschieht heute noch bei Berchtesgaden; und, entsprechendes, wie Victor v. Geramb berichtet, in der Steiermark [3]). Parcas, schreibt Burkhardt lateinisch; gemeint sind die immer in der Dreizahl auftretenden Stammes- und Muttergottheiten, Matronen, deren Verehrung sich in Worms als die der drei heiligen Schwestern Embet, Warbet, Willbet bis heute erhalten hat. Den stets in der Dreizahl auftretenden Matronengottheiten [4]) sind von der einheimischen Bevölkerung der römisch besetzten Rheinlande sehr zahlreiche Altäre geweiht worden; die Göttinnen tragen örtlich sehr verschiedene und unrömische Beinamen, die wohl vorwiegend (so v. d. Leyen) germanischen Ursprungs sind; wie Matres Suebae (? euthungae) (Köln), Aufaniae (Bonn), Fachinehae und Vacallinehae (Bonn), Afliae, Algabiae. Bei Worms sind Matronensteine gefunden. In Wes-Oppenheim bei Worms ist ein Stein gefunden worden, den der Veteran Cäsonius den Parzen (deabus Parcis) geweiht hat [5]).

Nicht weit von Marburg in Hessen, bei Moischt, liegt im Walde ein

---

[1]) Vgl. auch Gregorius Turonensis (H. A. Riese, Das rheinische Germanien, S. 433) erat.... fanum quoddam, in quo barbaries.... simulacra.... membra, secundum quod unumquemque dolor attigisset, sculpebat in ligno; von Köln und seiner Zeit (540—594 nach Christus) gesagt.

[2]) Ich bringe diesen Zug schon in dem früheren Aufsatz im Mannus 1925, aber hier noch mit weiteren Belegen. — Vgl. dazu auch H. Usener, Religionsgeschichtliche Untersuchungen, 1889, über den gleichen Gebrauch in Böhmen, Bericht des Presbyters Alsso, um 1400.

[3]) In Heimiswil im Emmental für die Verstorbenen, nach Villiers-Pachinger, Amulette und Talismane, 1927, S. 276.

[4]) Vgl. Max Ihm, Der Mütter- oder Matronenkultus, Bonner Jahrbücher, Bd. 83. Die Abhandlung war für ihre Zeit erschöpfend; aber es sind inzwischen sehr viele neue Funde zum Matronenkultus gemacht worden.

[5]) In Wies-Oppenheim bei Worms sind Beschläge eines Bechers gefunden mit frühchristlichen Darstellungen, Adam und Eva und ähnlichem. (Abbildung bei Lindenschmit, Altert. uns. heidnischen Vorzeit, Bd. III, Heft X, Taf. 4.) Auf diesen tragen die biblischen und christlichen Gestalten einen großen wulstigen Kopfschmuck, der ganz genau dem kennzeichnenden Kopfputz der Matronen entspricht; es ist sicher nicht schon der Nimbus (Heiligenschein) späterer Zeit. Wenn man der örtlich einheimischen Herstellung dieses Bechers, der sicher nordeuropäische, nicht italische Arbeit ist und von Lindenschmit in merowingische Zeit gesetzt wird, sicher wäre, so wäre dieser Kopfschmuck der christlichen heiligen Gestalten ja immerhin bemerkenswert; daß nämlich der Künstler seine vorchristliche Vorstellung von der Erscheinung der Gottheiten einfach herübernimmt und verwendet bei christlichen Darstellungen. — K. Künstle, Ikonographie der Heiligen, 1926. „Herausgewachsen ist aller Wahrscheinlichkeit nach der Kult der drei sagenhaften Jungfrauen Embede, Warbede, Wilbede aus dem Kult der drei keltisch-römischen Matres oder Matronae, mit denen sich bereits in spätrömischer Zeit die drei germanischen Schicksalsschwestern (Nornen) vermischt haben".

Digitized by Google

großer Stein mit einer Anzahl künstlich hergestellter halbrunder Vertiefungen, ein sogenannter Schalenstein (Abb. 8). In diese Schalen legen die Kinder beim Beerensammeln einige Beeren von den zuerst gefundenen nieder, weil sie dann mehr zu finden hoffen; also mit anderen Worten, an diesem alten Opferstein wird heute noch geopfert (vgl. Emil Schneider, Wanderbücher III, S. 12).

Es gibt noch eine ganze Anzahl solcher Schalensteine in Deutschland; einer der merkwürdigsten steht nicht allzuweit südlich von dem oben erwähnten auf einer Berghöhe bei Staden in der Wetterau; eine Anzahl großer Steine im Halbrund geordnet, ungefähr in Sitzhöhe und scheinbar als Sitze zubereitet; einige davon zeigen halbrunde Vertiefungen eingemeißelt. Die Steinsetzung

Abb. 8. Die „Weckemilchschüssel", bei Moischt.
Aus Jung, „Germanische Götter und Helden". J. F. Lehmanns Verlag, München.

wird mundartlich der „Wellen Fraa Gestäuls" genannt; der wilden (?) Frau Gestühl [1]); oder Wilde soviel wie Hohlen??

In einem Kodex mit Abschriften langobardischer Königsgesetze, aufbewahrt im Kloster San Cavo bei Salerno, ist die bekannte Erzählung aus der Origo gentis Langobardorum dargestellt, wie Frigga den Wodan durch eine List dahin bringt, daß die Winniler, seitdem Langobarden genannt, und nicht die Wandalen den Sieg gewinnen; vgl. die nebenstehende Wiedergabe (Abb. 9).

Der Kodex wird von Rechtsgeschichtlern (Merkel) ins Jahr 1023 gesetzt. Der Abschreiber war also zweifellos Christ; aber soviel wußte er doch

[1]) Die Wildscheuer bei Steeden an der Lahn, die Wildweiberley bei Altendiez, das Wildweiberhaus bei Langenaubach sind alle Fundstätten eiszeitlichen Menschenlebens; vgl. Otto Kunkel, Oberhessens vorgeschichtliche Altertümer, 1926, S. 24. — C. J. Böttcher, Germania sacra, verzeichnet einen Schalenstein auf dem Nußhardt bei Wunsiedel.

Digitized by Google

noch von den vorchriſtlichen Überlieferungen ſeines Volks und er liebte ſie auch noch in dem Maße, daß er dieſe bildliche Darſtellung gab. Hier hat man nun ſchriftlichen Text und Bild zuſammen, ſo daß ein Zweifel über die Deutung nicht beſtehen kann. So günſtig iſt man bei den Steindenkmälern ſelten

Abb. 9. Godan und Frea; Godan mit den Wickelbinden, wie Karl der Große auf dem Moſaik in Rom.
Aus Jung, „Germaniſche Götter und Helden". J. F. Lehmanns Verlag, München.

geſtellt [1]). In Verona iſt an San Zeno der in die Hölle reitende wilde Jäger durch eine längere Beiſchrift bezeichnet, die auf Dietrich von Bern hinweiſt [2]);

[1]) Vgl. P. Clemen, Die Porträtdarſtellungen Karls des Großen; Zeitſchrift d. Arch.-Geſch.-Vereins, Bd. 11, 1889; der auf ein beiſchriftlich als ſolches bezeichnetes Bildnis Wodans mit ſeinen vier Söhnen in Cod. lat. 661 der Univerſitätsbibliothek Lüttich hinweiſt.

[2]) Stefan Beiſſel, S. J., hält die beiden Kämpfenden, die an dem gleichen Portal auf der gegenüberſtehenden linken Seite ſich finden, für Theoderich und Odoaker, Zeitſchr. f. chriſtl. Kunſt, Bd. V; die Erztüren und die Faſſade von San Zeno.

Digitized by Google

am Portal des Domes in Verona sind die Beziehungen zur Heldensage, bei Olivier und Roland, ebenfalls inschriftlich festgelegt durch den Namen eines der Helden und durch den überlieferten Namen seines Schwertes, Durandarte; in Modena ist König Artus ausdrücklich inschriftlich als der Dargestellte bezeichnet.

In den meisten anderen Fällen kann die Beziehung einer bildnerischen Darstellung zu einer bestimmten Überlieferung der Helden- oder Göttersage nur aus der Darstellung selbst herausgelesen oder herausgedeutet werden und damit ist natürlich die Möglichkeit falscher Deutungen sehr viel nähergerückt. Aber man macht mehrfach die Erfahrung, daß die Künstler recht gut erzählen können; wenn man nur erst einmal, zuweilen durch Zufall, auf die richtige Beziehung gekommen ist. Am Baptisterum zu Parma, im Bogenfelde der südlichen Tür, ist eine Darstellung gegeben, die man zeitweilig aus der germanischen Sage deutete; auf die Weltesche und die mit ihr in Verbindung stehenden Erzählungen (Abbildung bei M. G. Zimmermann, Oberitalienische Plastik).

In den Zweigen eines Baumes sitzt ein Mensch, der seine Hand nach einem Gegenstand ausstreckt, der wahrscheinlich ein Bienenstock sein soll. An den Wurzeln des Baumes nagen zwei Tiere. Hinter und unter dem Baum lagert ein Drache, der gierig nach dem Menschen im Baume aufblickt; dieser bekümmert sich aber nicht darum, sondern ist ganz dem Genusse des Honigs hingegeben. Meines Erachtens ist kein Zweifel, daß hier die Legende von Barlaam und Josaphat dargestellt ist.... „Die Menschen, die hie Freud haben, sind einem Menschen gleich.... der in eine große Grube fiel, darinnen stund ein kleines Bäumlein, daran hub er sich.... und er sah zwei Mäuse, eine weiße und eine schwarze, die nageten ständig an des Bäumleins Wurzel .... und hätten es nahezu abgenaget, und sah unten in der Gruben einen gräulichen Drachen, dem ging Feuer aus dem Mund.... da war er gar in großen Nöten, aber er sah über sich und sah ein wenig Honig in den Ästen des Baumes. Da vergaß er aller Sorgen und Angst, da er inne war, und gab sich in die Süßigkeit des kleinen Honigs und aß das." Vergleicht man das Bild mit diesem Text, so ist man wohl nicht mehr zweifelhaft, daß das Bild sich auf diese Legende bezieht, die auf irgendwelchen Wegen aus Indien in das deutsche Legendenbuch gekommen ist und nun mit ihrer müden entsagungsbereiten Lebensweisheit so merkwürdig fremd unter den Heldenliedern des deutschen Legendenbuches steht. „Die deutschen Heiligen sind" sonst „zumeist in christlicher Zeit neugeschaffene Gestalten der deutschen Volksreligion" (Walter Schultze, in Gebhardts Handbuch der Deutschen Geschichte 1922).

Die Vorgänge aus der Wielandsage auf dem altsächsischen Runenkästchen [1]), nämlich die Sage von Wieland dem Schmied und den Schwanenjungfrauen, sind bildlich sehr gut verkörpert und erläutert durch diesen frühgermanischen Künstler, so daß hier auch ohne die Runenbeischriften kein Zweifel bestünde über den Gegenstand der Darstellung. Die Wielandsage ist ja übrigens in mancher Beziehung merkwürdig. Man hält ihre Überlieferung für eine der ältesten, die wir haben; und sie enthält ja offenbar noch reichliche Bestandteile vom reinen Mythos, während u. a. das Nibelungenlied neben dem durchaus vorwiegenden Geschichtsbericht über die Kämpfe der Hunnen und der Burgunder von 443 und 451 und über Theoderich und

[1]) Prof. W. Vietor, Das angelsächsische Runenkästchen (deutsch und englisch), Marburg 1901, mit einem besonderen Heft für die sehr guten Abbildungen.

Digitized by Google

Attila nur noch ganz wenige mythische Bestandteile enthält; nämlich in den Wasserfrauen aus der Donau, die Hagen den Untergang der Nibelungen vorausſagen, und möglicherweiſe auch noch in der ſpäteren Beſiegung des zuerſt, im Frühling, ſieghaften Sonnenhelden durch die finſteren Mächte, im Winter; darin liegt vielleicht, wie offenbar im Beowulf, eine Erinnerung an die mythiſche Ausgeſtaltung des jährlichen Sieges der Sonne über die Winterdämonen und an die Vertreibung der Sonne wieder durch die Finſternis im Winter. Im Gegenſatz zu den wenigen mythiſchen Beſtandteilen im Nibelungenliede iſt die Wielandſage alſo noch recht ſtark mythiſch; trotzdem ſcheinen ſich geſchichtliche Züge hineingewoben zu haben. Ludwig Lindenſchmit (Handbuch der deutſchen Altertumskunde, S. 506) wies in dieſem Zuſammenhang auf das Leben des heiligen Severinus von Eugippius hin. Dort hält Giſa, die Königin der Rugier, germaniſche Goldſchmiede in enger Haft, in der ſie Schmuckgeräte für die Königin anfertigen müſſen. In Verzweiflung über ihre Lage und über die unausgeſetzte Fronarbeit drohen

Abb. 10. Altſächſiſches Runenkäſtchen; Agil verteidigt ſein Haus.
Aus H. Bergner, Handbuch der bürgerlichen Kunſtaltertümer.

ſie den kleinen Sohn der Königin, der in ihre Gewalt geraten iſt, zuerſt zu ermorden und dann ſich ſelbſt; wie Wieland der Schmied ſeine Gefangenſchaft und Lähmung an König Nidung durch die Ermordung von deſſen Söhnen rächt. Wenn wirklich dieſer Zug der Sage bedeuten würde, daß geſchichtliche Erinnerungen in die Wielandſage eingefloſſen wären — wenn die Überlieferungsform der Sage ſo alt iſt, wie jetzt allgemein angenommen wird, wäre das freilich kaum möglich —, und wenn nicht, was auch ſein könnte, vielmehr umgekehrt die Sage dem Geſchichtſchreiber in die Feder gefloſſen iſt, wie vermutlich dem Paulus Diaconus das Lied von Roſamundens Rache, wäre das eine weitere gute Erläuterung zu dem, was Martin P. Nilſon (Primitive Religion, 1911) ſagt: „daß in die Mythologie und noch mehr in die Heldenſage geſchichtliche Perſonen und Ereigniſſe aufgenommen worden ſind. Selten ſind wir ſo günſtig geſtellt wie bei der deutſchen Heldenſage, wo einige der auftretenden Perſonen, Dietrich von Bern, Etzel und die Burgunder uns aus der Geſchichte vollauf bekannt ſind".

Die Goldſchmiede werden übrigens dort, bei Eugippius, alſo für das 5. Jahrhundert, ausdrücklich als Einheimiſche bezeichnet (barbari aurifices). Daß die Kunſt der Metallbearbeitung bei den Deutſchen — ſie war ja durch den Sieg der deutſchen Schwerinduſtrie über die engliſche bekanntlich die Haupturſache des Weltkrieges — uralt iſt, erweiſt ſchon die bedeutſame



Digitized by Google

Rolle, die der Schmied, d. h., wer die Technik der Eisenbearbeitung versteht, in der deutschen Sage spielt. Und noch ums Jahr 1136 läßt Gottfried von Monmouth den kunstreichen Schmied Wieland in Siegen beheimatet sein. So alt ist der Ruhm des westfälischen Stahlgewerbes; viel älter als der des britischen. Die frühesten Grabplatten aus Erz hießen in England Cullen-plates, nach dem Herstellungsort Köln.

In der Schöpfungsgeschichte der Völuspa wird in Vers 6 (Übersetzung von Simrock) erzählt von den Asen: „der Nacht und dem Neumond gaben sie Namen"; und schon in Vers 7 heißt es, sie:

„Erbauten Essen und schmiedeten Erz,
Schärften Zangen und schön Gezäh".

Man denke auch an die frühe Entwicklung des künstlerischen Erzgusses in Deutschland. Die Hildesheimer Gießhütte schuf die Erztüren für die Dome in Gnesen und Nischni Nowgorod. Max Georg Zimmermann sagt von den Erztüren an S. Zeno Maggiore in Verona, die von Herren v. Cleve gestiftet sein sollen, es könne: „kaum ein Zweifel bestehen, daß diese Teile der Türen (nämlich die erhaltenen älteren Teile) in Deutschland verfertigt (ähnlich Stefan Beissel, S. J., Zeitschr. f. christl. Kunst. Bd. V) und über die Alpen gebracht worden sind". Er fügt hinzu, was in den obigen Zusammenhang — vgl. Parma, Runenkästchen — gehört: „Wie in Hildesheim ist trotz des kindlichen Ungeschicks die Erzählung deutlich, wenn auch der Ausdruck nicht so schlagend ist".

Ich habe für die zwei merkwürdigen Steinbildnereien im Kreuzgang zu Berchtesgaden die Deutung aus der eddischen Überlieferung aufgestellt. Auf dem einen Relief faßt sich ein Mann mit der einen Hand nach dem Stummel des abgehauenen anderen Arms (vgl. die Abbildungen im Mannus 1925); diese Art des dargestellten Vorgangs steht außer Zweifel. Auf einem anderen, an derselben Säule dicht benachbarten Relief ist oben ein wolfähnliches Tier dargestellt, das offenbar auf der Seite liegt, wie gefesselt, ohne daß man Fesseln sieht; unten sitzt ein Mann mit einer Harfe; er hat nicht etwa Tierfüße, wie das bayerische Denkmälerwerk meint, sondern was so aussieht, sind die Falten des Gewandes, die sich so legen, weil der Träger kauert. Ich sehe in diesen Steinbildnereien, wie ich früher eingehender begründet habe, die berühmte Stelle aus der nordischen Überlieferung dargestellt, wie der Schwertgott seinen Arm verliert. Der Fenriswolf soll gefesselt werden; er läßt es sich gefallen, zerreißt aber immer wieder spielend die starke Fessel. Da lassen die Asen eine Zauberfessel bereiten aus dem Schall von Katzentritten, aus dem Atem der Fische und dem Barte der Weiber und noch anderen gleichfeinen Dingen. Aber als ihm diese Fessel gezeigt wird, glatt und weich wie ein seidenes Band, wird der Wolf mißtrauisch, ob da kein Zauber dahintersteckе. „Das ist der Ase, der Tyr heißt. Er ist überaus kühn und mutig und hat die Hauptentscheidung über den Sieg in den Schlachten... Damals hat er einen Beweis seiner Unerschrockenheit gegeben, als die Asen den Fenriswolf dazu bringen wollten, sich die Fessel Gleipnir anlegen zu lassen. Der Wolf wollte ihnen nicht glauben, daß sie ihn wieder lösen würden, und so mußten sie ihm als Pfand die Hand Tyrs in den Rachen legen. Als nun die Asen ihn wirklich nicht befreien wollten, biß er dem Tyr die Hand ab an jener Stelle, die seitdem Wolfsglied heißt und der Gott besitzt nun nur eine Hand" (Gylfaginning der Snorra Edda, übersetzt von Hugo Gering, Abschnitt 25)... „Da sah einer der Asen den andern an; doch wollte niemand seine Hand hergeben; bis endlich Tyr (Ziu) seine Rechte

Digitized by Google

vorſtreckte und ſie dem Wolf in den Rachen legte“.... „Als nun der Wolf völlig gefeſſelt war und die Feſſel nicht zerreißen konnte, ſo wild er zerrte, da lachten ſie alle; nur Tyr nicht, denn er mußte ſeine Hand laſſen“ (Gylfis Verblendung, Abſchnitt 34).

Abb. 11. Aus Olrik, Ragnarök.

Abb. 12. Aus Olrik, Ragnarök.

Abb. 13. Freiſinger Säule. Aus Jung, „Germaniſche Götter und Helden“. J. F. Lehmanns Verlag, München.

Ich halte dieſe Deutung für zutreffend; jedenfalls gibt es für dieſes Steinbild keine andere bisher, die auch nur halbwegs möglich wäre. Das bayeriſche Denkmälerwerk verſucht bezüglich des Einarmigen überhaupt keine Deutung; den Spielmann mit der Harfe bezeichnet es als Orpheus. Das Faſſen nach dem Armſtummel iſt doch ſicherlich ein ſo beſonderer Zug, daß man daraus auf die Abſicht des Künſtlers ſchließen darf, einen ganz beſtimmten Vorgang



Digitized by Google

zu schildern. Diese mittelalterlichen Künstler können, wie schon gesagt, ganz anschaulich erzählen. Man muß nur erst auch zutreffend ermitteln, was der Künstler erzählen wollte. Die ganz verstiegenen Deutungen aus der Apokalypse oder dem Hohen Lied Salomonis, die der gelehrte Endres in Regensburg auch am dortigen Schottenportal versucht, verraten sich als theologische Spitzfindigkeiten regelmäßig auch schon dadurch, daß sie dem bildenden Künstler so große Ungeschicklichkeiten und Gezwungenheiten in der Wahl seiner Ausdrucksmittel zumuten müssen.

Je seltsamer, einmaliger und geschichtlich bedingter der schriftlich berichtete Vorgang ist, um so deutlicher wird naturgemäß seine bildliche Darstellung zu erkennen sein. Axel Olrik, Ragnarök (Götterdämmerung), deutsch 1922, bringt zwei bildnerische Darstellungen von Drachenkämpfen, die sich am Gosforthkreuz in England und auf dem Grabstein eines gewissen Thorwald auf der Insel Man finden. Auf dem einen ist dargestellt „... eine Menschengestalt..., die mit dem einen Fuß in den Unterkiefer des Tiers tritt, mit der einen Hand in den Oberkiefer greift" (Gosforth); auf der anderen Drachendarstellung (Man) „reicht der eine Fuß des Mannes in den Rachen eines Wolfs hinab, während er mit seiner linken Hand in den Oberkiefer des Wolfes greift". Axel Olrik sagt dazu einfach: „das Bild muß Widar darstellen, der den Rachen des Wolfs auseinander reißt" (Abb. 11, 12).

Abb. 14. Unhold; Hersfeld. Aus Kalender Hessenkunst, 1909.

Der Griff in einen zähnebewehrten Rachen und auch wohl der Fußtritt in einen solchen sind ja nun wirklich als Kampfmittel regelmäßig so wenig geeignet und deshalb so auffällig, daß man nach einem ganz besonderen Grunde sucht, warum der Künstler diese Darstellung wählte. Wenn Axel Olriks Deutung dort richtig ist, dann trifft die Erklärung der Darstellung aus der germanischen Sage auch auf die Freisinger Säule (Abb 13) zu, die schon früher, u. A. von Sighart und Quitzmann, so gedeutet wurde; und sie trifft auch zu auf die Säulenköpfe aus dem Kreuzgang in Berchtesgaden (vgl. die Abbildungen im Mannus 1925), wo ich diese Deutung aufgestellt habe. Der Griff ins Maul ist auf diesen Säulenköpfen sehr deutlich ausgesprochen und ebenso, daß das Untier schon einen andern verschlungen hat. Beides entspricht der schriftlichen Überlieferung in der Edda [1]).

[1]) J. A. Endres findet in der Mittelsäule zu Freising eine Stelle des Honorius Augustodunensis dargestellt; Leviathan . . . escam electam, quam improbus avide devoravit, Christo colla ejus premente, removere cogitur. Der Griff in den Hals des Untiers wäre nun zwar damit einigermaßen erklärt, aber nicht der ebenso auffällige Fußtritt in einen Rachen; ob der halbverschlungene Mensch mit der „auserlesenen Speise" gemeint sein kann, die der Leviathan wieder von sich zu geben gezwungen wird, bleibt sehr zweifelhaft; und ausgeschlossen ist meines Erachtens, daß Christus gemeint sein könnte mit dem

Digitized by Google

Nach Albert v. Hofmann gehören übrigens die Freisinger Säule, bei der ein Künstlername Liutprecht eingemeißelt ist, ungefähr in die gleiche Zeit, nämlich 2. Hälfte des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts, wie die Berchtesgadener. Durch einen Hinweis auf diesen Zusammenhang in Albert v. Hofmanns vortrefflichem historischen Reisebegleiter durch Deutschland, Bändchen Bayern und Salzburg, bin ich auf die Berchtesgadener Skulpturen hingewiesen worden.

An der Klosterkirche zu Hersfeld, die in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts in ganz großen Abmessungen, wie die rheinischen Dome, erbaut wurde und im 18. Jahrhundert von den Franzosen niedergebrannt wurde, befindet sich im Westen eine später, aber nicht später als in spätromanischer Zeit, angebaute kleine Vorhalle. Von dieser berichtet ein Augenzeuge aus dem 18. Jahrhundert, kurz vor der Zerstörung, folgendes: „An der Wand des inneren Vorhofes an der Seite gegen Abend stand eine Abbildung des molochischen Götzendienstes mit einem durchs Feuer gehendem Kinde; gegenüber an den Wänden gegen Morgen waren zwei ungeheuer große Riesenbilder an die Wand gemalt ... wodurch das besiegte und abgeschaffte Heidentum abgebildet wurde." Die Malereien sind verschwunden nach dem Brande von 1761, aber in dem nebenstehend abgebildeten Säulenköpfchen haben wir noch die zweifellose Darstellung eines Dämonen (Abb. 14). Bemerkenswert ist an dem oben wiedergegebenen Bericht auch die Erzählung von den großen Riesenbildern und daß sie das überwundene Heidentum bedeuteten. Der Riese Christophorus, der unter der Last des Kindleins sich beugt, hat ganz sicher ursprünglich eine ähnliche Bedeutung (Abb. 15). Er findet sich bekanntlich sehr häufig in Kirchen [1]).

Abb. 15. Der Riese Christoph, von Hans Baldung; aus A. Philippi, die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts.

Hier in Hersfeld haben wir also ausnahmsweise auch einmal eine schriftliche Überlieferung, die uns die Beziehung der Darstellungen an der Außen-

Kämpfer in der Tracht der Zeit. Also so sicher, „daß nicht daran zu rütteln ist" (Ph. M. Halm) ist diese Deutung auf keinen Fall. Vgl. J. A. Endres, Honorius Augustodunensis S. 135; Derselbe, Das St. Jakobsportal. S. 53.

[1]) Über den Christophorus des Frankfurter Doms äußert sich J. K. Huysmans in seinem feinen Buche Geheimnisse der Gotik mit besonderer Zuneigung. Huysmans sagt übrigens von dem 1867 zum Teil niedergebrannten und dann von Preußen erneuerten Dom: „... hält man sich etwas länger bei diesen Bildern auf, so muß man sich eingestehen, daß die deutschen Architekten und Pfarrer in der Archäologie bei weitem besser Bescheid wissen als unsere Diözesanflickmeister und unsere Geistlichen... Die Ausführung ist nicht durchweg einheitlich, doch sie steht hoch über jener unserer Devotionalienerzeuger...." (a. a. O., S. 148). — Der „Deutsche Christoph"; „weil die Kunst keines anderen Landes ihn so vielfältig verherrlicht hat wie die deutsche", so K. Künstle, Ikonographie der Heiligen, 1926.

Digitized by Google

wand von Kirchen zu vorchristlicher Mythologie bekundet; an der Außenwand und besonders am unteren Teil (während darüber vielfach die Bilder der siegreichen Kirchenlehre erscheinen); und in den Bogenfeldern, d. h. über den Türen, wo die unholden Mächte durch ihr Abbild festgehalten und vom Eintritt abgewehrt werden sollen. Für das Jenseits der Bösen hat sich ja übrigens unmittelbar der vorchristliche, germanische Name in die christliche Zeit gerettet; Hölle, Reich der Hel; ebenso wie der Geburtstag der Sonne, die Wintersonnenwende, als der Geburtstag Christi und Beginn der Weihenächte. Auch für das christliche Osterfest hat sich ein vorchristlicher Name erhalten. Aber eine germanische Göttin Ostara ist nur für die Angelsachsen und auch da nur in einer vereinzelten Nachricht überliefert. Jakob Grimm (Deutsche Mythologie, S. 349) fügt noch hinzu, daß ihm Ostara dasselbe Wort scheine wie slav. jutra; jutribog, der Morgengott. Die Sagen vom geprellten Teufel, die sich an den Schmied von Jüterbog knüpfen, zeigen ja deutlich an, daß in Jüterbog Dämonen, d. h. ältere einheimische Götter, gesessen haben und von der Kirche bekämpft werden mußten. Auch in dem Teufelsnamen Belzebub ragt ein vorchristlicher Göttername Belenus, Bal, noch unmittelbar in unsere Glaubensgeschichte hinein.

Daß die Erzählungen der Edda nicht etwa nur eine nordische Überlieferung darstellen, sondern sich nur deshalb, weil die römische Kirche erst sehr viel später dorthin gekommen ist, im Norden besser, übrigens ja in verhältnismäßig sehr später Form der Überlieferung, erhalten haben, ist nicht mehr zweifelhaft. Von den eddischen Heldenliedern stammen Dreiviertel aus dem südlichen Germanien, aus Deutschland; an einigen Stellen wird ja unmittelbar der Rhein, der Frankenkönig genannt. Das Lied von der Hunnenschlacht auf der Donauheide „knüpfte in seiner westgotischen Urgestalt um 500 an die Schlacht auf den katalaunischen Feldern von 451 an"; vom Etzelslied „nimmt man an, daß ein entsprechendes altsächsisches Lied um 700 nach Norwegen gekommen ist" (Otto Bremer, Germanische Heldenlieder, 1925). In der Thidrekssage sind, wie schon erwähnt, die niedersächsischen Gewährsmänner aus Soest[1]) ausdrücklich erwähnt.

Gustav Neckel schreibt (Studien zu den germanischen Sagen vom Weltuntergang, Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, 1918), daß viele Bestandteile der nordischen Überlieferung „sich nicht anders erklären ließen als durch die Wanderung deutscher kosmologischer Verse nach Skandinavien. Auch die Wendung Muspel ist der Edda und dem Heliand gemeinsam." Das Wort muspilli kommt bekanntlich auch in den Versen vom Weltbrande der Münchener Handschrift vor. Dort ist ein Untergang der Welt im Feuer geschildert, der wohl der germanischen, aber keineswegs der christlich-orientalischen Kosmologie entspricht. Die Verse vom Weltbrande finden sich in einer christlichen Handschrift, die Ludwig dem Deutschen gehört hat; vielleicht sind sie von ihm selber geschrieben[2]). R. Kögel (Geschichte der deutschen Literatur, Bd. I, S. 271) ist der Meinung, auch die Verse 2—4 des Wessobrunner Gebets seien entweder wörtlich oder dem Inhalt nach einem heidnischen, kosmogonischen Gedichte entlehnt; vermutlich dem gleichen, das Bischof Daniel von Wincheſter kannte. Dieser wies den Missionar Bonifatius an, er solle die Gebildeten unter den Heiden durch die Frage nach dem Anfang der Welt, d. h. eben durch die kosmologische Seite des Welträtsels,

[1]) Vgl. O. Prein, Beziehungen Soests zur Nibelungensage, in Heimat, Zeitschrift des westfälischen Heimatbundes, Dezember 1927.

[2]) Vgl. Paul Piper, Älteste deutsche Literatur bis 1050, S. 54.

Digitized by Google

in Verwirrung bringen. Diese Frage nach dem ersten Beweger oder dem proton kinoun bezeichnet freilich das grundlegende Problem; aber daß man anthropomorphistisch die menschliche Verursachungsweise oder eine Seele, — „eine Ursache, deren Vermögen zu wirken durch Begriffe bestimmt wird" (Kant) — an den Anfang setzt, bedeutete ja doch auch keine wirkliche, das heißt verstandesmäßige und beweisbare Lösung der Frage, sondern nur eine mythische Personifizierung des Problems in der Weise des Animismus; indem man jeden nicht verständlichen Vorgang der Außenwelt auf die Verursachungsweise zurückführte, die man durch Selbstwahrnehmung kannte, nämlich auf eine Seele und auf zweckbewußtes Handeln.

Von den Heldenliedern der Edda, schreibt Holtzmann, (Ältere Edda, S. 9), „es ist ziemlich sicher, daß die Lieder nicht im Norden entstanden sind, sondern in Deutschland". Und ganz ähnlich Gustav Neckel, Altgermanische Kultur, 1911: „die altertümlichsten Heldenlieder der Edda wie Inhalt, Form und Einzelheiten der Sprache zeigen auf deutsche Vorbilder zurück".

Von den Götterliedern wird dies durch die fortschreitende Forschung noch im größeren Umfange erwiesen werden; teils durch die Denkmälerkunde, wie oben, anderenteils durch die Volkskunde. Auf ein siebenbürgisches Märchen (vgl. Wilhelm Schuster, Woden, ein Beitrag zur deutschen Mythologie, Programm des Untergymnasiums zu Mühlbach, Hermannstadt 1856) habe ich schon in diesem Zusammenhange hingewiesen (vgl. Mannus 1925, S. 33); die Ähnlichkeit oder besser die Übereinstimmung mit Fassungen der Edda ist überraschend.

Ein einäugiger Alter verhilft einem Jungen, dessen einziges Erbe ein Schwert ist, zum Siege über je einen dreiköpfigen, sechsköpfigen, zwölfköpfigen Drachen; dann zu einem großen Schatze, der von einem Zwerge bewacht wird, und schließlich schenkt der Alte dem Jungen ein achtfüßiges Roß aus seinem Stalle; achtfüßig, wie Odins Roß auf dem Stein von Tjängvide. Friedrich von der Leyen bringt eine Erzählung von einer Eiszeit und einem ersten Menschenpaar aus deutschen Quellen, die der nordischen schriftlichen Überlieferung von Ask und Embla sehr ähnlich ist. Diese letztere sieht übrigens vielleicht noch am ehesten wie eine Bestätigung der Lehre von Sophus Bugge aus. Daß in einzelnen Zügen Einflüsse aus der christlich-orientalischen Überlieferung, in die bekanntlich erst in verhältnismäßig sehr später Zeit verfaßte skandinavische Göttersage geflossen sind, ist ja übrigens wohl sicher und schon dadurch bedingt, daß die sagengeschichtlichen Übernahmen des Nordens aus Deutschland ebenfalls verhältnismäßig spät erfolgten und somit zu einer Zeit, als in Deutschland die christliche Lehre schon Jahrhunderte eingewirkt hatte.

R. Kögel, Geschichte der deutschen Literatur, Bd. I, S. 33, schreibt über die südgermanische Herkunft eddischer Sagen einfach: „Wenn nicht alles trügt, ist durch die Kette der Übereinstimmungen eine Völuspa der mitteldeutschen Stämme zu Anfang des 8. Jahrhunderts erwiesen."

Die Lehre vom Untergang der alten Götter, also von ihrer Vergänglichkeit, mußte auch der Kirche durchaus willkommen sein. Die frühe Kirche hat ja das Bestehen der heidnischen Götter nicht geleugnet, sondern sie nur für böse Götter, für Dämonen, erklärt.

„Der alte Mythos der Götterdämmerung vermischt sich mit der christlichen Idee vom Weltuntergang am Ende des 1000jährigen Reiches, und schon in den nächsten Jahren nach der Vernichtung des Stellinga-Bundes 842 trat in Sachsen eine Seherin auf, welche mit der Verkündung des bevorstehenden

Digitized by Google

Weltuntergangs bei dem gedrückten Volke lebhaften Glauben fand. Daß es nicht die christliche, sondern die heidnische Vorstellung war, welche bei dem gedrückten Sachsenvolke so raschen Eingang fand, beweist schon der Umstand, daß eine Versammlung der Bischöfe im Jahre 847 diese Seherin Thiota wegen ihrer unchristlichen Lehre zum Staupenschlagen verurteilte; siehe Annales fuldenses, zum Jahre 847." (Vgl. H. Derichsweiler, Der Stellingabund, Kölner Programm, 1868).

Der Stellingabund unter Ludwig dem Deutschen bedeutete nicht nur eine staatliche, sondern auch eine religiöse Empörung der Sachsen gegen die fränkische Herrschaft, „eine Vereinigung von heidnisch gesinnten Frilingen und Lazzen, gegen die zu Ludwig haltenden sächsischen Edelinge". (Wilh. Levison, in Gebhardt-Meisters Handbuch der Deutschen Geschichte, 6. Aufl., S. 249.) Einen starken religiösen Einschlag hatte offenbar auch noch — da die Geschichtsschreibung vorwiegend von Priestern besorgt wird, wird diese Tatsache naturgemäß verschwiegen — der Krieg der Sachsen gegen die Franken im Jahre 1114; nach ihrem Sieg am Welfesholze, im genannten Jahre, errichteten die Sachsen einen Thiodut, wie Heinrich von Herford berichtet; was ein ganz ähnliches Säulendenkmal war, wie es ihre sächsischen, damals noch heidnischen Ahnen nach ihrem Sieg über die Thüringer vom Jahre 531 an der Unstrut errichtet haben, nach Widukind von Corvey, und Irminsul genannt haben. Dieser Thiodut oder Hoyerstein, nach dem Grafen Hoyer von Mansfeld benannt, steht heute noch und hat heute noch beim Volke eine Weihebedeutung; es werden Nägel zum Gelöbnis und zur Verfestigung in seine verhältnismäßig weiche Kohlensandsteinmasse eingeschlagen [1]).

C. Nordhoff in Münster war der Meinung, daß Steinkistengräber in Niedersachsen noch aus Karolingischer Zeit herrühren könnten, beziehentlich damals noch belegt worden seien. Jedenfalls hat Karl der Große noch im Capitulare saxonicum diese Bestattungsart aufs schwerste verboten, d. h. mit Todesstrafe bedroht. Daraus, daß er ein solches Verbot für notwendig hielt, ist jedenfalls zu schließen, daß das verbotene Verfahren noch vorkam.

Die Feuerbestattung (Cap. de part. Saxoniae, Cap. VII), die Bestattung in Hügelgräbern (ebenda Kap. XXII) [2]), das feierliche Opfermahl (ad honorem daemonum, ebenda XXI) wird mit schwersten Strafen bedroht; aber auch (cap. VI) „wer vom Teufel verführt, nach heidnischer Art glaubt, eine Frau könne eine Hexe (striga) sein". So lehrte die römische Kirche auch noch 200 Jahre später (vgl. Burkhardt von Worms); so lange, als sie noch germanisch, von den deutschen Kaisern, geführt war [3]).

Daß die aufrechtstehenden Steinsäulen als solche eine Weihebedeutung, und zwar aus vorchristlicher Zeit hatten, wird schon dadurch erwiesen, daß die Kirche diese zweifellos älteren Denkmäler planmäßig christlich machte, um die in ihnen wohnenden dämonischen Mächte zu bannen; regelmäßig durch ein in den Stein eingehauenes Heiligentabernakel, das zuweilen gotische

[1]) Vgl. Erich Jung, Irminsul und Rolandsäule, ein Beitrag zur Rechtsarchäologie im Mannus, Zeitschr. f. deutsche Vorgeschichte, 1925.

[2]) Lienau glaubt bei Buschwedel und Ashausen (Kreise Ülzen und Winsen) Begräbnisstätten aufgedeckt zu haben, die von 300 bis in die Zeit Karls des Großen zusammenhängend belegt worden sind; vgl. W. Wagner, Die Heide, 1925.

[3]) Am 5. Dezember 1484 erging die verhängnisvolle Bulle Summis desiderantes Innozenz des VIII., die hinweis auf das bedenkliche Anwachsen der Hexerei in Deutschland — wo die Einrichtung der Inquisition nicht gelungen war — und die so die Hexenprozesse, vielleicht die grauenhafteste Erscheinung der Menschengeschichte, in Gang brachte.

Digitized by Google

Form zeigt, also verhältnismäßig spät ist. Solche eingehauenen Nischen für Heiligenbilder finden sich zum Beispiel in dem Gollenstein bei Bliescastel, in dem Langen Stein bei Obersaulheim in Rheinhessen.

Diese Art der Bannung des vorchristlichen Dämons war offenbar in dieser bestimmten Form allgemeiner üblich oder vielleicht sogar kirchenamtlich vorgeschrieben. An der Mangfallbrücke bei Bad Aibling findet sich auch eine solche Nische, die diesen Zweck hatte, nämlich eine vorhandene vorchristliche Weihestätte zu entbannen. Ein Platz mit ins Rund gepflanzten Bäumen, in den man dann ein neuzeitliches Denkmal gestellt hat, birgt sicherlich noch die Erinnerung an die alte Stätte. Die Nische war dann durch ein Bild der heiligen Kümmernis geweiht, die vielfach [1]), so neben dem germanischen Opferstein bei Burghausen an der Salzach, zunächst solche Leistung übernimmt, später aber von der Kirche zugunsten besser beglaubigter Heiliger planmäßig beseitigt wird [2]), weil eben die Kümmernisverehrung zu viele offenbar vorchristliche Bestandteile enthält; wie auch Karl Helm (Die Entwicklung der germanischen Religion; ihr Nachleben in und neben dem Christentum, S. 403, bei Hermann Nollau, Germanische Wiedererstehung, 1926) jetzt vertritt; offenbar vorwiegend aus archäologischen Gründen; mit dem Denkmal aus dem 8. Jahrhundert meint er jedenfalls das Relief in Winterthur. Dessen zeitliche Festlegung ist aber sehr schwierig; als dem 8. Jahrhundert angehörig stünde dieses Steinbild (schlechte Abbildung bei Müller-Mothes, Archäologisches Wörterbuch, unter Kummernuß) völlig vereinzelt in unserem Denkmälerbestande. Ich hatte (a. a. O.) auf die nahe örtliche Verbundenheit einer vorchristlichen Opferstätte mit der Kümmernisverehrung in Burghausen an der Salzach aufmerksam gemacht; jedenfalls werden über die zu vermutende vorchristliche Vergangenheit der heiligen Kümmernis (St. Hülpe, Wilgefortis) nur Denkmälerkunde und Volkskunde Aufklärung bringen können.

In dem oben angeführten Aufsatz Irminsul und Rolandssäule erwähne ich ein kleines Steindenkmal in Obermarsberg an der Diemel im westfälischen Sauerlande, wo sich auch ein, freilich später, Roland erhalten hat, der aber bemerkenswert ist durch die an der Stelle noch haftende Überlieferung von einem heidnischen Götterbilde; an demselben Ort also, von dem wir die sicherste geschichtliche Überlieferung von einer Irminsul haben, von 772 und der Zerstörung der Eresburg durch Karl den Großen. Die kleine Steinsäule gibt sich äußerlich als Pranger oder Kak; sie ist aber ganz sicher ursprünglich nicht als solcher errichtet. Ich drücke mich heute nach nochmaliger Besichtigung des Denkmals darin noch bestimmter aus als in dem Aufsatz von 1925. Denn die Säule, an die der Sträfling gebunden werden soll, ist so leicht und dünn, daß ein halbwegs kräftiger Mann sie umreißt, wenn er an seinen Fesseln rüttelt.

Diese vielfach und sorgfältig geflickte, offenbar nach einer Zerstörung mit unverhältnismäßigem Aufwand an Unterbau und Sicherung wieder aufgestellte Säule — an diesem Orte mit bestimmter vorchristlicher Überlieferung — ist ein altheiliges Sinnbild; ein heiliger Pfahl, den die zäh am Alten hängenden Niedersachsen, auch nachdem sie christlich geworden waren, noch mit Ehrfurcht betrachteten und deshalb sorgfältig erhielten; ebenso wie

[1]) Vgl. den Abschnitt über die heilige Kümmernis, in Erich Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit.

[2]) Vgl. Johann Nepomuk Sepp, Die Verfolgung der Kümmernisbilder.

Digitized by Google

den oben erwähnten Hoyerſtein [1]) auf dem Schlachtfeld von 1114, ſelbſt wenn das Stückchen Kohlenſandſtein inzwiſchen einmal erneuert ſein ſollte;

Abb. 16. Der heilige Reinoldus in Dortmund.
Aus Jung, „Germaniſche Götter und Helden". J. F. Lehmanns Verlag, München.

denn die Identität liegt hier, wie bei jeder auf Dauer berechneten menſchlichen Einrichtung, in einem Geiſtigen, in der beſtimmten Überlieferung.

[1]) Abbildung des Hoyerſteins in Bau- und Kunſtdenkmäler der Provinz Sachſen, Mansfelder Seekreis, S. 397. — Vgl. auch Herm. Größler, Altheilige Steine in der Provinz Sachſen, Neujahrsblätter der hiſtor. Komm. 1896.

Digitized by Google

In Holstein in der Gegend von Elmshorn war vor 50 Jahren, vielleicht auch jetzt noch, ein Kinderspiel üblich, bei dem ein Stück Baumstamm, etwa anderthalb Fuß hoch, auf die Schnittfläche gestellt wurde und dann von einer gewissen Entfernung mit Steinen darnach geworfen wurde, um es umzuwerfen, worauf das darauf gelegte Pfennigstück dem gehörte, dem dies gelang. Dieses Spiel erinnert stark an das zu Hildesheim jährlich am Sonnabend vor Laetare getriebene Spiel, bei dem der Heidengötze, vielleicht eine Erinnerung an die dort gestürzte Irminsul, umgeworfen werden muß, und an das Steinigen des „Jupiter" zu Halberstadt. (Vgl. mein Irminsul und Rolandsäule, S. 10). Das merkwürdigste an jenem Holsteiner Spiel ist mir aber, daß der Pfahl Kaak genannt wurde, das a dunkel gesprochen nach o klingend. Die Bedeutung Pranger ist dort nicht bekannt, sie ist meines Wissens auf Westfalen beschränkt. In den üblichen deutschen Wörterbüchern wird bei Kaak nur diese Bedeutung erwähnt, aber als verhältnismäßig jung, und eine Ableitung wird nicht versucht. Jene holsteinische Bedeutung, einfach als Pfahl, wird wohl die ursprüngliche sein.

Ein Obermarsberger hat mir, auf meine zweite Veröffentlichung über den Obermarsberger Roland im Mannus und auf meine dort geäußerte Vermutung über diese Säule mitgeteilt, eine alte Frau habe ihm in seiner Jugend erzählt, sie habe dort noch einen am Pranger stehen sehen, der eine Speckseite gestohlen hatte. Selbst wenn diese Nachricht auf Wahrheit beruhte, beweist sie lediglich das, daß die Säule damals auch einmal als Pranger benutzt wurde; daß sie einen solchen vorstellen sollte, ist ja ohnedies klar.

Dieses kleine Steindenkmal kannte ich bei meinen Ausführungen über Irminsul und Rolandsäule in meinem Germanenbuch von 1922 noch nicht; ich konnte es daher erst in dem Mannusaufsatz von 1925 in diesem Zusammenhang bringen. Wiederum erst nach dem Abschluß dieser Ausführungen fand ich die Heiligen Patroklus und Reinholdus (Abb. 16) in Soest und Dortmund, die beide das Schwert so feierlich wie ein Sinnbild vor sich halten, nicht schwingen, ebenso wie die Rolande, und die ganz sicher auch in diese Linie gehören.

Bei dem Soester Patroklus [1]) findet sich noch eine weitere Besonderheit, die die Beweiskraft in diesem Zusammenhang verstärkt. Er steht auf einer hohen Säule, die ihrerseits lediglich Säulenmal ist, d. h. gar keine Stelle im baukünstlerischen System der Kirche hat. Der Fuß dieser Säule wird gebildet durch die untenstehend abgebildete Bildhauerei, die den Kampf eines Löwen mit einem Drachen darstellt (Abb. 17). Der Drache ist jedenfalls das Heidentum, der Löwe hier die christliche Macht. Der Löwe stellt zwar ausnahmsweise auch einmal feindliche Gewalten dar, ganz vorwiegend aber dem Christen freundliche. Wenn er zubeißt, ist es meist das Heidentum oder der Heidenpriester, die er bekämpft (Abb. 18).

Sehr häufig beschützt der Löwe einen Menschen oder ein Lamm; schöne Beispiele in Königslutter, in Worms, in Parma. Solche Bilder finden sich auch an Kirchenportalen, die auch häufig den Ort der Rechtspflege bildeten. Der Löwe beschützt dann die Unschuld wie der Richter es tun soll. Auch auf dem schönen Säulenfuß aus Markt-Oberdorf stellen die beiden

[1]) Ihre, des Patroklus und Reinholdus, Legende, beziehentlich ihr Martyrium hat nichts mit dem Schwert zu tun; nur daß von dem einen in Stadlers Heiligenlexikon erzählt wird, er sei römischer Offizier gewesen; das ist aber sicher überhaupt erst daraus entstanden, daß die Bilder des Heiligen ein Schwert tragen, was eben durch die Legende besonders erklärt werden mußte. — Den Reinhold nennt K. Künstle, Ikonographie der Heiligen, „einen ganz sagenhaften Heiligen".

Digitized by Google

Löwen die Macht der Kirche vor, die das Männlein zwischen ihnen bewachen; dieses kauernde, verängstigte Männlein ist hier eine späte, herabgewürdigte Form der abgesetzten Heidengötter, in der sie nun nur noch als Zwerge, Gnomen, „Unnererschke" weiterleben (Abb. 19).

Ausgezeichnete Beispiele für diese gebannten Kobolde finden sich an der ja so vielfach heidnisch umwehten Johanniskirche zu Schwäbisch-Gmünd — an drei Stellen dort tobt die wilde Jagd, das heidnische Seelenheer — und selbst noch am Sebaldusgrab in Nürnberg, wo aber der überwundene Heidengott als Jupiter gekennzeichnet ist, weil das Denkmal eben schon der Renaissancezeit angehört.

Die Aufstellung des schwerttragenden Patroklus auf der hohen Säule mit diesem merkwürdigen Säulenfuß, ist in gewissem Grade das „missing

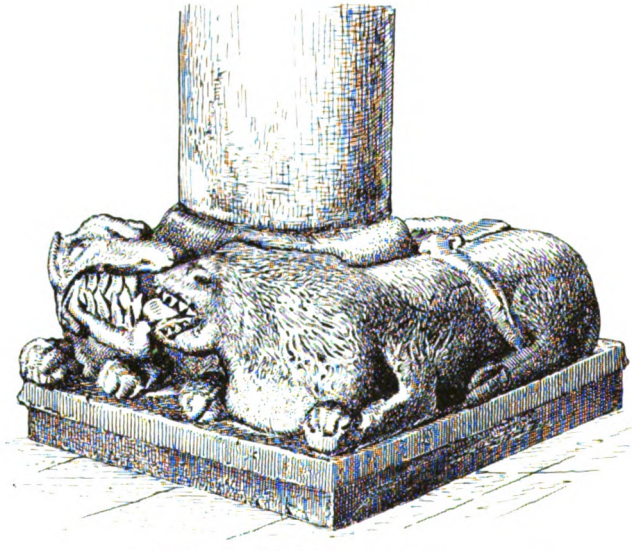


Abb. 17. Säulenfuß in Soest.
Aus Jung, „Germanische Götter und Helden". J. F. Lehmanns Verlag, München.

link", das gesuchte Zwischenglied für den Zusammenhang Irminsul-Rolandsäule. In dem kürzlich erschienenen Führer durch die Patrokluskirche ist zwar diese Aufstellung als neu bezeichnet; aber das bezweckt vielleicht nur gerade, diese Tradition etwas zu verhüllen; oder es bezieht sich nur auf das, übrigens sehr häßliche, ganz neue Säulenkapitäl. Die Säule hatte sicher früher gar keinen Kopf; denn sie hat auch baukünstlerisch keine Last zu tragen; bei der jetzigen, gerade abgeschlossenen Erneuerung der Kirche ist die Säule zwar scheinbar dem Bau eingegliedert, indem sie an den Fußpunkt zweier Bogen des das Schiff abschließenden Quereinbaues — Orgelbau, Empore — gestellt ist. Früher stand die Säule sicher frei; und auch diese neue architektonische Eingliederung ist nur scheinbar; denn die nur etwa 25 cm vorspringende Auskragung der beiden Wölbungen würde sich völlig von selber, aus der Festigkeit der Steinmasse, tragen; und tatsächlich ist das neu hergestellte Kapitäl auch nur zur Hälfte von dieser Vorkragung bedeckt; die vordere Hälfte der Kapitälfläche trägt den Heiligen

Digitized by Google

Patroklus. Ein älterer Führer durch Soest, vor dieser Neuaufstellung, zeichnet auch den heiligen Patroklus schon auf diesem merkwürdigen Säulenfuß stehend, der auf das Heidentum weist; es hat also, entgegen der Bemerkung im neuen

Abb. 18. Löwe mit dem Heidenpriester, München.
Aus Jung, „Germanische Götter und Helden". J. F. Lehmanns Verlag, München.

Führer, sicher schon von alters her eine nähere Beziehung zwischen dem heiligen Patroklus und diesem Säulenmal bestanden.

Ganz neuerlich erst fand ich die Nachricht von zwei hölzernen Rolanden aus später Zeit, aus dem 17. Jahrhundert, in kleinen Orten. Ich bin sicher,

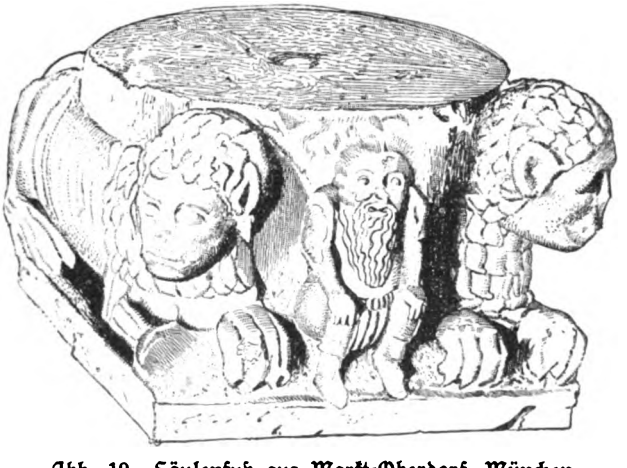


Abb. 19. Säulenfuß aus Markt-Oberdorf, München.
Aus Jung, „Germanische Götter und Helden". J. F. Lehmanns Verlag, München.

daß der Augenschein etwas ergeben wird und vor allem die vorzunehmende volkskundliche Untersuchung, warum die Bauern in so später Zeit noch diese Rolande aufgerichtet haben, was sie damit getrieben haben und sicher heute noch damit treiben. Ich erwähne das in diesem Zusammenhange nur, um

Digitized by Google

zu zeigen, wieviel fruchtbarer Stoff für diese Untersuchungen noch überall vorhanden ist

Am 3. Oktober 1923 stieg ich auf den Hülfensberg bei Eschwege, an dessen Fuß ein Ort Geismar liegt. Ich suchte den alten Wallfahrtsort auf hohem Berge, fern von aller Siedelung, sicher schon vorchristliche Kultstätte, nicht wegen des heiligen Bonifatius auf, der bei einem Ort namens Geismar die Donareiche gefällt hat, sondern wegen der Kümmernisverehrung, die oben bestehen soll; der St. Hülpe, nach der der Berg heißt, an die sich dann noch wieder die Legende vom Spielmann — vgl. den „Geiger von Gmünd" — geknüpft hat, dem sie für sein schönes Spiel ihren goldnen Schuh zuwirft (vgl. Zeitschr. f. christl. Kunst, Düsseldorf, Schwann, Bd. VIII, 1895). Über

Abb. 20. Gewölbe mit eingemauertem Eichenstrunk, Hülfensberg.
Aus Jung, „Germanische Götter und Helden". J. F. Lehmanns Verlag, München.

diese und ihre Verehrung fand ich nichts Bemerkenswertes dort, obwohl in älteren Berichten vieles davon erzählt wird; die amtliche Kirche hat wohl auch an dieser Stätte wie vielfach (vgl. oben) in neuerer Zeit die Kümmernisverehrung beseitigt, weil diese mannweibliche Gottheit doch zu deutlich ihre mindestens christlich apokryphe, vielleicht sogar vorchristliche Herkunft verriet. Aber nach einer anderen Richtung hatte ich entschieden Glück bei jener Wallfahrt auf den Hülfensberg. (In dem mehrfach angeführten Aufsatz im Mannus ist das Folgende schon erwähnt: hier folgen die näheren Belege und die Abbildung.) Es befindet sich oben eine kleine Niederlassung der Kapuziner. Ein Kapuzinerpater, Pater Vigilantius Tewes, jetzt in München-Gladbach, war von seinem Orden beauftragt, das Kircheninnere wieder herzustellen. Er hatte zwei Tage vorher, am 1. Oktober 1923, hinter der Tünche eine Wandmalerei aufgedeckt, in der die Austreibung eines Dämons dargestellt ist, eines feuerspeienden Teufelchens, das in Baumzweigen sitzt. Derselbe Pater zeigte mir eine Stelle in dem frühgotischen Gewölbe, wo oben in der Wölbung

Digitized by Google

ein Holzblock eingemauert ist, der etwa 20 cm aus dem Gewölbe herausragt (Abb. 20). Dieser archäologische Befund wird — dieser Holzblock war immer sichtbar und ist nicht etwa erst bei der jetzigen Wiederherstellung wieder aufgedeckt worden — in dem schon sehr zahlreichen Schrifttum über die Stätte der von Bonifatius gefällten Donareiche nirgends erwähnt, soweit ich sehe. Daß der Baumeister hier einen Holzblock — es ist Eichenholz — offenbar absichtlich sichtbar, aber ganz ohne tragende Rolle, in das Gewölbe eingemauert hat, beweist sicher so viel, daß der Bauherr auf diesen Eichenstrunk aufmerksam machen wollte, daß also damals, etwa in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, die Überlieferung schon bestand, Bonifatius habe gerade an dieser Stelle den heiligen Baum gefällt. Die Wandmalerei, etwa aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, beweist das Fortbestehen dieser Überlieferung bis zu dieser Zeit; also wie fest sie eingewurzelt war [1]). Diese rein archäologischen Tatsachen sind, wie mir scheint, da man zu so früher Zeit, im 13. Jahrhundert, eine derartige Überlieferung — eine Überlieferung von heidnischem und Dämonischem, das man noch fürchtete — ganz sicher nicht aus Altertumsliebhaberei erfand, von wesentlicher Bedeutung für die bezeichnete Frage. Es gibt mehrere Orte namens Geismar, das in der schriftlichen Überlieferung als der Ort erwähnt ist, wo die Donareiche stand. Die meisten Forscher gaben in der letzten Zeit dem Orte Geismar bei Fritzlar den Vorzug [2]). Der Versuch, etwa aus dem Reiseweg des Bonifatius den Ort zu ermitteln, ist aber bei der Dürftigkeit der schriftlichen Überlieferung völlig aussichtslos; ebenso wie es aussichtslos ist, den Ort der Varusschlacht aus den Berichten der alten Schriftsteller zu ermitteln. Auch hier wird nur der Spaten, d. h. die Archäologie, eine zweifelsfreie Antwort geben können; wie das durch Ausgrabung der merkwürdigen kleinen Hügel im Arnsberger Walde versucht worden ist, zunächst ohne greifbaren Erfolg [3]).

An mehreren Stellen in diesen hessisch-thüringischen Grenzgegenden, wo die Tätigkeit des heiligen Bonifatius die stärkste Erinnerung hinterlassen hat, werden Fußspuren in Felsen auf ihn gedeutet; hier verwächst unzweifelhaft eine vorchristliche Überlieferung mit einer bestbeglaubigten geschichtlichen Gestalt des Christentums; denn diese Fußspuren, die Hundetappen und vor allem die Hufspur im Felsen gehen in den meisten Fällen auf vorchristliche Götterüberlieferung und vor allem auf Wodan zurück. In der Nähe von Harburg an der Elbe liegt ein solcher Stein, der durch die an ihn knüpfende Überlieferung besonders gut beglaubigt ist. Er heißt der Karlstein; auf Karl den Großen, die Heldengestalt des deutschen Mittelalters, die die Einbildungs-

[1]) Nach Pfarrer A. Höppner, der Hülfensberg und St. Bonifatius, Treffurt o. J., aber nach 1923, stammt das Gewölbe mit dem Eichenstrunk von 1361, das Wandbild mit dem Dämon auch noch aus dem 14 ten Jahrhundert.

[2]) Ganz neuerdings (1927) hat Donderau-Fulda auf dem Büraberge bei Fritzlar eine Taufzelle ausgegraben mit Taufbrunnen zum völligen Untertauchen des Täuflings; also ein Taufbecken der altertümlichsten Art, das einzige bisher in Deutschland; wahrscheinlich wesentlich älter als die Zeit des Bonifatius.

[3]) Möglicherweise kann auch ein anderes Verfahren hier zum Ziele führen, das sich ebenfalls noch auf heute beobachtbare und nachprüfbare Verhältnisse, nämlich auf die geographischen Verhältnisse, stützen kann; ich meine die Art, wie Albert v. Hofmann aus seiner genauen Kenntnis des Geländes heraus, und Friedrich Köhler die strategische Lage des Varus darstellen; in der Gegend des Sindfeldes; wobei freilich immer die Fehlerquelle bleibt, daß der Feldherr Varus auch einmal etwas ganz Falsches und Unwahrscheinliches gemacht haben kann; in diesem sehr schwierigen und unübersichtlichen Gelände, das im großen Kaisermanöver 1907 dem Führer der einen Partei, v. B., ebenso verhängnisvoll wurde wie 1900 Jahre früher dem Quintilius Varus.

Digitized by Google

kraft des deutschen Volkes am tiefsten beeinflußt hat, gehen ja vielfach die Erinnerungen von dem heldenhaften Gotte über; man denke noch an Karls des Großen Aufenthalt im Untersberge bei Salzburg, wo er mit seiner Heerschar Hof hält; und an Gudensberg (Wodansberg) in Niederhessen, wo Sagen von Karl dem Großen als Siegbringer lebendig sind, und wo das heilige Hufeisenzeichen, hier ausnahmsweise hervorstehend gemeißelt, noch in einem an der Kirchenmauer eingemauerten Stein erhalten ist.

An der Mauer des Pfarrhofs in Siebeneichen bei Büchen ist ein Stein eingemauert, auf dessen vorderer sichtbarer Seite ein Kreuz eingemeißelt zu sehen ist; nach der Überlieferung ist es aber nicht eingemeißelt, sondern in den einst „butterweichen" Stein einfach eingedrückt; eine häufiger aufgetretene Überlieferung, die offenbar bezweckt, dem vorhandenen Zeichen durch das Wunder eine höhere Weihe zu verleihen. Der Stein wurde 1926 aus seinem Verbande mit der Mauer gelöst; es ergab sich, daß auf der Rückseite ein Hufeiseneindruck weggemeißelt war, um das dem Stein anhaftende heidnische Wesen zu bannen. Diesen Zweck fördert auch das Einmauern in den Pfarrhof; die Nähe der Kirche bindet die Dämonen.

Die Sage von dem sich durch ein Wunder erweichenden Stein kommt vielfach vor und in verschiedenen Formen; die Rosseshufe, Hundetappen, Fußspuren in Felsen werden meist in dieser Weise erklärt und dann zur Verwischung ihres vorchristlichen Ursprungs mit späteren geschichtlichen Gestalten, wie Karl dem Großen, Bonifatius, Graf Hoyer (1114, am Welfesholze) in Verbindung gebracht. Genau die gleiche Legende, wie sie sich offenbar um den Siebeneichener Stein gebildet hat, wird, aber hier in bestimmterer und an eine geschichtliche Gestalt anknüpfender Form, von einem bretonischen Menhir erzählt. Der heilige Bischof Samson von Dol habe auf einem Berge Heiden getroffen, die an einem hohen Steine ihre kultischen Riten und Festspiele feierten; da habe er mit seinem Finger das Zeichen des heiligen Kreuzes in den Stein wie in weiches Wachs (quasi in cera mollissima) eingeritzt [1]).

Die heilige Walburg, eine geschichtlich sehr gut beglaubigte Heilige, verwächst, da sie ihren Namenstag am 1. Mai hat, mit allem möglichen vorchristlichen Zauberspuk.

Helden werden zu Heiligen und Heilige zu Helden. Die Verehrung Karls des Großen als Heiliger ist freilich nur in wenigen Diözesen kirchenamtlich zugelassen; wie z. B. in Aachen und Lüttich. Aber auch der erste amtlich kanonisierte Heilige (993), der heilige Ulrich, war ein Graf von Dillingen und Kyburg und Bischof von Augsburg; ein treuer Reichsbeamter und Dienstmann seines Königs und Kaisers Otto, neben dem er in die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde ritt; freilich, ohne selber das Schwert zu schwingen, weil er ein Gottesmann war; also so, wie die magyarischen Honveds im Jahre 1848 gegen die südslawischen Scharen des Banus von Kroatien anritten, um ihnen ihre

[1]) Franz Jostes, Sonnenwende, Forschungen zur germanischen Religionsgeschichte, S. 212, bemerkt zu dem Bericht über die planmäßige Zerstörung der sog. Karlssteine auf der Haster Egge bei Osnabrück, eines in christlicher Zeit zerstörten heidnischen Kultdenkmals, man habe es sich offenbar in der Bretagne leichter gemacht: „man versah die Menhir mit christlichen Symbolen und glaubte, sie dadurch unschädlich zu machen". Dieses einfachere Verfahren wurde auch bei uns zu Lande angewendet. — Der Süntelstein oder Teufelsfelsen auf der Denner Egge, nur einige Tausend Schritte nordöstlich von den Karlssteinen, ein aufgerichteter Steinblock oder breitere Steinsäule, beweist durch seinen zweiten Namen seine vorchristliche Weihung, als Grabstätte oder Kultstätte. Unweit davon liegt der kleine Ort Haupthügel, mit „Hünengräbern": Steinsetzungen, die Karl der Große noch verbieten mußte, die also sicher zur Zeit der römischen Germanenkriege noch als Grabmale gebräuchlich waren.

Digitized by Google

Verachtung zu beweisen; nämlich, indem sie den Säbel in der Scheide ließen. — In demselben Augsburg übrigens starb als christliche Märtyrerin die heilige Afra, wohl die älteste durch erhaltene Akten beglaubigte Märtyrerin auf deutschem Boden; im noch römischen Augsburg, zum Märtyrertode gebracht nicht etwa von Germanen, sondern von dem römischen Präfekten, dem diese von Rom aus angeordneten Glaubensverfolgungen aber offenbar höchst unsympathisch waren und der, vermutlich für seine Person religiös völlig gleichgültig, die heilige Afra zunächst durch weltmännischen Spott über ihren früheren Lebenswandel als Dirnchen von ihrer religiösen Schwärmerei zu heilen suchte.

In dem christlichen Heldengedicht des Heliand, in niedersächsischer Sprache gedichtet um die Jahre 825—835, wird vom Untergang (Mutspelli) der Welt (Middilgard) durch Feuer erzählt; was doch unzweifelhaft nicht eine christliche Überlieferung, sondern älter ist; und die Apostel werden als tapfere Kriegsmänner geschildert; der schnelle Schwertdegen (snel swerdthegan) Simon Petrus haut dem Malchus das Ohr ab mit des Schwertes Biß (billes biti); aber der Heiland mahnt den Petrus davon abzustehen, dem Sinne nach fast genau mit den Worten Tells: „meint ihr, wenn ich die Kraft gebrauchen wollte, ich würde mich vor ihren Spießen fürchten" (Vers 4885 bis Vers 4892)[1].

„Traun, wir erfuhren, wie in der Vorzeit lebten
Zwölf hochberühmte Helden unter des Himmels Sternen,
Kämpen Gottes; in dem Kampf erlag,
Wenn sie die Heldenzeichen hieben, ihre Hochkraft nimmer.
Hochberühmte Helden, wenn Hand und Schildrand
Auf dem Heeresfeld den Helm beschützten.
Dieser Helden einer war der heilige Matthäus[2]."

Und vom jüngsten Gericht heißt es in demselben angelsächsischen Gedicht, in unmittelbarem Anklang an unsere im sogenannten Muspilli erhaltene vorchristliche Überlieferung:

„Mit Feuerlohe will der Fürst der Menschheit
Die Erde dann verbrennen.
Da faßt das Feuer die Fluren dieser Erde
Und lodernd frißt die Lohe die leuchtende Schöpfung."

„Einst setzten sich hehre Frauen, setzten sich auf die Erde nieder. Einige hefteten Haste, einige hemmten das Heer (der Feinde), einige klaubten an den Fesseln (der von den Feinden Gefangenen) herum: entspringe den Haftbanden, entfliehe den Feinden." So lautet der erste Merseburger Zauberspruch in der Übersetzung von Rudolf Kögel. Er soll bewirken, „daß der Gefangene durch die Walküren seiner Fesseln ledig werden" (Paul Piper, Älteste deutsche Literatur, S. 157). „Daß die in dem Spruch genannten idisi (hehre Frauen) mit den altnordischen valkyrjur identisch sind"[3], nimmt man allgemein an. Wenn Grimms Vermutung richtig ist, daß die überlieferte

[1]) Von der Legende des heiligen Reinhold schreibt Dr. Franz Ostendorf, Überlieferung und Quelle der Reinholdlegende (vgl. oben); Forschungen und Funde, herausgegeben von Prof. Dr. Franz Jostes: „Auch in ihr sind Helden- und Heiligengeschichten gemischt." Der heilige Reinhold gilt als ein Sohn eines Herzogs Heymon von Bayern und einer Schwester Karls des Großen. Er steht auf den Mauern der Stadt Dortmonde, um sie gegen ihre Feinde zu beschirmen. Und er erschlägt mit einem bloßen Stocke drei Helden auf einen Schlag.

[2]) C. W. M. Grein, Dichtungen der Angelsachsen. II. Band. 1859.

[3]) Rudolf Kögel, Geschichte der deutschen Literatur, S. 89.



Digitized by Google

Schreibung Idistaviso verderbt ist aus Idisiaviso [1]), so wäre das freilich die zutreffendste Bezeichnung für ein Schlachtfeld. Fr. Kluge [2]) übersetzt die zweite Zeile sâzun hëra duoder anders: nämlich als heritohter, Töchter des Heervaters Wodans, wodurch die Beziehung zu den Walküren noch stärker hervortritt; er vergleicht dazu sigewif, Siegesfrauen, aus einem angelsächsischen Bienensegen.

Richard Haupt brachte, zuerst in der Zeitschrift für christliche Kunst, in dem Aufsatz „Heidnisches und Fratzenhaftes in den nordelbischen Kirchen", und jetzt in seinem großen Denkmälerwerk, die Wiedergabe von zwei Gestalten, die am Dom zu Schleswig als Deckenmalerei sich fanden. Es sind zwei nur mit einem zurückflatternden Mantel bekleidete, also fast nackte weibliche Gestalten, die eine auf einer Katze, die andere auf einem Donnerbesen reitend (Abb. 21, 22). Haupt schreibt dazu: „Hätte ich sie nicht selbst so unter der Tünche hervor-

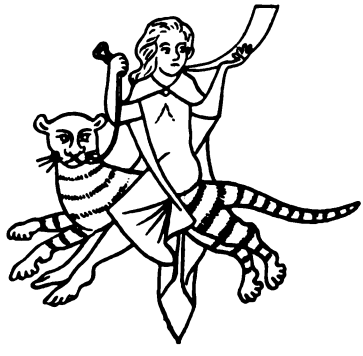


Abb. 21. Aus dem Schleswiger Dom.

Abb. 22. Aus dem Schleswiger Dom.

Aus Jung, „Germanische Götter und Helden." J. F. Lehmanns Verlag, München.

kommen sehen und sogleich pausen lassen, so hätte ich nicht den vollen Mut, die Echtheit und die unbestreitbare Herkunft aus so alter Zeit zu behaupten. Eine spätgotische Dekoration vom Anfange des XVI. Jahrhunderts überdeckte alles. Übrigens sind es natürlich gar keine Hexen, sondern echte Walküren, die durch die Luft fahren, die eine auf dem Symbole Odins, die andere auf dem der Freia — also echt heidnische Bilder."

Die eine reitet auf einem Donnerbesen; dieser hat eine ganz feststehende Form und wurde bis in unsere Tage an niedersächsischen Häusern als Blitzschutz angebracht; meist in der Ziegelfüllung des Fachwerkbaues aus Backstein zusammengesetzt. In Siebeneichen bei Büchen habe ich, an einem leider zum Abbruch bestimmten Hause, einen Donnerbesen gesehen, der ungefähr die Form dessen hatte, auf dem die schleswiger Walküre reitet. Das ergäbe aber eine Beziehung zu Donar, nicht zu Wodan, wie Haupt schreibt [3]).

[1]) Die Überlieferung neuerdings verteidigt von Kossinna, Mannus Erg.-Bd. 1, Seite 90.

[2]) Fr. Kluge, Hildebrandslied, Ludwigslied und Merseburger Zaubersprüche. 1919.

[3]) Der Donnerbesen, auf dem der mittelalterliche Künstler die Hexe reiten läßt, widerlegt übrigens auch die Vermutung von Franz Jostes, daß das vermeintliche Reiten der Hexen auf einem Stecken nur aus einem Mißverständnis herrühre von „ze holza" = „in silvam", d. h. aufs Gebirge, wohin ja ihr Weg geht"; s. Franz Jostes, Sonnenwende, Forschungen zur germanischen Religions- und Sagengeschichte, S. 174.

Digitized by Google

In den Bußbüchern Burkhardts von Worms, um 1000 n. Chr., wird erwähnt und mit Kircher buße bedroht der Glaube, es könnten Weiber bei geschlossenen Türen ausfahren und, reitend auf Bestien, hoch in den Wolken einander Kämpfe liefern, Wunden austeilen und empfangen. Dieser Zug eignet aber weder den germanisch-keltischen Muttergottheiten (Matronen), die Burkhardt Parzen nennt, noch den späteren Hexen; er läßt sich lediglich mit vorchristlich-germanischen Glaubensvorstellungen, mit Walküren, in Verbindung bringen.

Die andere Walküre in Schleswig fährt auf einer Katze (oder ist eigentlich ein Luchs gemeint?) durch die Lüfte. „Unsere Hexe ist ja die Katzen-Freia oder Frigg" (Franz Jostes a. a. O.). Sie trägt ein großes Horn in der Hand. Cäsar (Gall. Krieg, VI. 28) erwähnt besonders die mit Silber beschlagenen Trinkhörner der Germanen; wo er von den Auerochsen erzählt und das köstliche Jägerlatein von dem Fang der Elche, das ihm offenbar ein Swebe aufgebunden hat. Das Trinkhorn hat sicher eine sakrale Bedeutung für Spende und Minnetrunk. Der sogenannte Swantewit in Altekirchen auf Rügen — sicher vorchristlich, an der Kirche außen und verkehrt eingemauert, um ihn zu bannen — hält ein großes Horn mit beiden Händen. Auch an den ungefügen Steinbildern des westpreußischen Provinzialmuseums zu Danzig sind solche Hörner zu sehen [1]). Bei der ungeheuren künstlerischen Unbehilflichkeit dieser Steinbilder, wo gerade nur das allerdürftigste oder unumgänglichst scheinende durch geringe plastische Erhebung oder selbst nur durch Einritzung wieder-

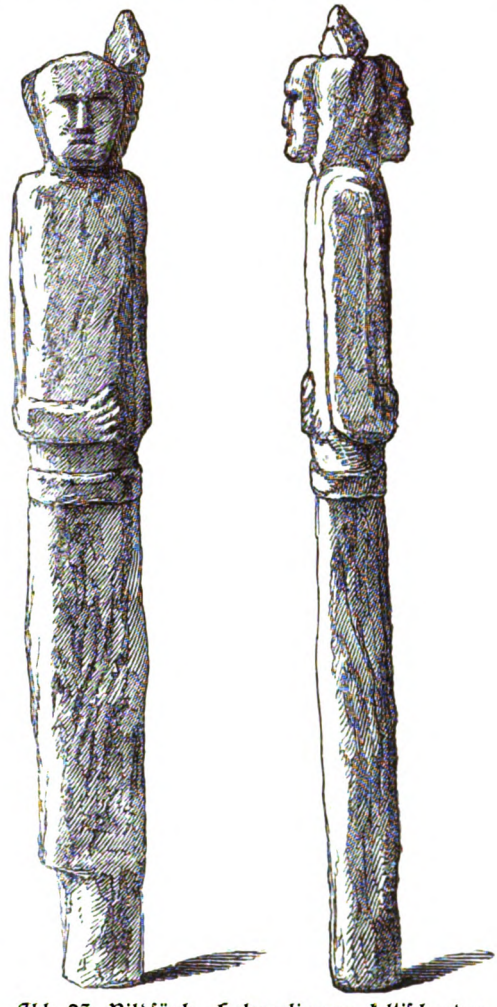


Abb. 23. Bildsäule, Holzgerlingen; keltisch oder allemannisch.
Aus Jung, „Germanische Götter und Helden". J. F. Lehmanns Verlag, München.

[1]) Abbildung bei Sophus Müller, Urgeschichte Europas 1905, S. 191, aus dem Archiv für Anthropologie, Bd. XXI, wo in einem Aufsatz von Weigel noch einige weitere abgebildet sind. — Auf der Pariser Weltausstellung 1900 waren Steinbilder aus Spanien westgotischen Ursprungs ausgestellt mit einem Gefäß am Gürtel; vgl. P. Clemen, Merowingische und karolingische Plastik, Bonn. Jahrb., Bd. 92.



Digitized by Google

gegeben wird — Andeutungen des Gesichts, eines Gürtels, einer Waffe, der Geschlechtsangehörigkeit des Dargestellten — scheint mir damit erwiesen, daß das Horn als sehr wichtig empfunden wurde. Es sind wahrscheinlich alles Grabsteine, nicht etwa Götterbilder; der Verstorbene brauchte jedenfalls das Horn irgendwie im Weiterleben nach dem Tode, wahrscheinlich zu Spenden an die Götter[1]). Noch in Kalendern christlicher Zeit werden fünf, in einigen auch sechs Tage von den zehn Weihnächten durch das Trinkhorn bezeichnet; offenbar in Erinnerung an die „germanische Art, das alte Sonnenwendfest im Winter, das Julfest, zu feiern" (vgl. E. Schnippel, Über einen merkwürdigen Runenkalender des Museums zu Oldenburg).

Die römische Glasindustrie am Rhein, die sich bekanntlich in ununterbrochenem Zusammenhang bis heute gehalten hat, mußte sich dem Geschmack ihrer germanischen Kunden anpassen, indem sie große Trinkhörner aus Glas herstellte; wie viele erhalten sind in Köln, Mainz, Bonn, Trier. Auch dieser Umstand beweist, daß diese Urform des Trink- und Spendegefäßes, das Stierhorn, eine sakrale Weihe genoß; sonst hätte man so etwas Zweckwidriges nicht gemacht wie ein Gefäß für Flüssigkeit, das man nicht hinstellen kann, sondern stets in der Hand halten muß, solange es nicht leer ist [2]).

---

[1]) Bei Bamberg im Tal der Regnitz wurden Ende der 60er Jahre eine Anzahl von Steinbildern gefunden, die eine gewisse Verwandtschaft mit den westpreußischen zeigen, in ihrer künstlerischen Form oder besser vielleicht Unform; Abbildungen bei L. Lindenschmit, Altertümer unserer heidnischen Vorzeit, Bd. II, Heft 2, Taf. 5. Sie wurden für slawisch gehalten, ebenso wie die westpreußischen. Neuerdings neigt man meines Wissens mehr dazu, diese in vorslawische, also germanische Zeiten Westpreußens zu setzen, ebenso wie das kleine Bronze-Idol einer weiblichen Gestalt in der Greifswalder Universitätssammlung. (Abb. eines ähnlichen, Stückes: Montelius, Kulturgesch. Schwedens, Fig. 265.) Aber auch wenn die Danziger Steinbilder durch diese frühere Ansetzung älter werden, sind sie doch noch eine erhebliche Zeitspanne getrennt von den französischen Steinbildern ähnlicher Art, die Déchelette, Manuel d'Archéologie préhistorique, Bd. I, Fig. 226 — Statues-menhirs) und ihm folgend Karl Schuchhardt, Alteuropa, in megalithische Zeit setzen. Trotzdem ist der folgende Umstand, der sich aus dem Vergleich jener Bilder mit sehr viel jüngeren, also rein ikonographisch ergibt, erwähnenswert, entsprechend der Grundrichtung dieser archäologischen, d. h. vom einzelnen Denkmal selbst und seiner Anschauung ausgehenden Betrachtungen. Auf jenen südfranzösischen Menhirs von Menschengestalt sind bei aller sonstigen ungeheuren Roheit der Ausführung der Leibgürtel und seine beiden vorn herabfallenden Enden aufs deutlichste angegeben. Das gleiche findet man nun an dem im Vergleich zu jenen Bildern verhältnismäßig sehr späten Steinbild von Wildberg (Endres will es sogar für einen Simson halten) und an der doppelköpfigen Steinsäule von Holzgerlingen (nur bei dieser ohne die herabfallenden Enden des Gürtels) (beide in Stuttgart, Abbildung vgl. S. 147). Und an den drei Männern am Turm zu Hirsau, erbaut gegen Ende des 11. Jahrhunderts, sind auch bei allen dreien der Gürtel und die herabfallenden Enden sehr deutlich ausgedrückt; ebenso bei der als Heidenpriester zu vermutenden Gestalt des Säulenfußes in München (siehe oben S. 141). Ich habe in meinem Buch, Germanische Götter und Helden usw., näher ausgeführt, daß die Hirsauer Gestalten Abgötter, Dämonen vorstellen, die auf diese Weise an der Außenwand der Kirche gebannt werden sollten; unterschieden von den späteren Gnomen und Kobolden, z. B. an der Gmünder Johanniskirche, wo diese Bedeutung feststeht, nur dadurch, daß die Hirsauer Dreiheit noch nicht so herabgewürdigt und ins Lächerliche gezogen wird wie später; weil die abgesetzten Götter zu jener Zeit noch mehr gefürchtet waren. — Die oben erwähnte merkwürdige Gestalt in Winterthur, die ans Kreuz geschlagene Kümmernis, trägt ebenfalls einen Gürtel; das hebt Bernoulli, Heilige der Merowinger, bei Besprechung des Steinbildes mit Recht besonders hervor; denn der gekreuzigte Heiland trägt, soweit ich sehe, regelmäßig keinen Gürtel. Dieser Umstand spricht also auch gegen die derzeit kirchenoffiziöse (vgl. Schnürer) Deutung der Kümmernisbilder aus älteren bekleideten und deshalb angeblich nicht mehr verstandenen Christusbildern.

[2]) Zwar stellen diese Glashütten besonders in fränkischer Zeit auch sonst einige Gläserformen her, die man nicht hinstellen kann; aber das sind doch nur kleinere, etwa von 1/4 Liter Inhalt, die also wirklich nur einen einmaligen, wenn auch kräftigen Trunk

Digitized by Google

Haupt führt an jener Stelle nicht an den angelsächsischen Spruch gegen Hexenstich und Hexenschuß (Kögel S. 93). Falls Haupt ihn nicht kannte, würde es eine glänzende Intuition bedeuten, daß er diese auf Katzen und Besen durch die Lüfte fahrenden Wesen sofort einfach Walküren nennt.

Der Vorgang, daß die Kirche die Gestalten und Heilmittel des alten Glaubens ins Unholde und Höllische wendete, — wie den Weihekessel und Priesterstab der germanischen Priesterin zum Hexenkessel und Zauberstab der Hexe — liegt hier noch deutlich vor Augen, und zwar sogar durch schriftliche Überlieferung.

„Laut waren sie, ja laut als sie über den Hügel ritten, sie waren hochgemut, als sie über die Länder (durch die Luft) ritten." — Wie man sich ihrer erwehren könne, erzählt nun die zweite Strophe. „Ich stand unter der Linde, unter dem lichten Schilde, als die mächtigen Frauen ihr Heer ordneten und sausende Gere sendeten. Ich will ihnen ein anderes zurücksenden .... heraus, kleiner Speer, wenn er drin ist." Mit diesem Geschoß ist das seax gemeint, das zuletzt die Krankheit mit sich fortnehmen soll. Es wurde ursprünglich wie der Pfeil im altdeutschen Spruche gegen die Würmer in die Wildnis hinausgeschossen. In der dritten und vierten Strophe wird nun weiter berichtet, wie die Gegenwaffen geschmiedet werden. „Es saß ein Schmied, schlug ein kleines Sax, ein Schwert stark im Verwunden .... nun folgt die eigentliche Beschwörung: „wenn hier innen ist Eisens Teil, der Hexen Werk, es soll schmelzen. Fliege hin in die Wildnis". Dazu sagt Kögel noch: „Das ebenso schöne als altertümliche Gedicht setzt ganz die Anschauungen und Zustände des Heldenalters voraus. Die Hexen haben sogar das poesievolle Kostüm der kriegerischen Dienerinnen Wodans angelegt."

Die von Richard Haupt gebrachten Darstellungen stammen aus Schleswig; aus derselben Landschaft Angeln, aus der ein Teil der germanischen Besiedeler der britischen Insel stammte. Das Alter des Hexensegens stellt außer Zweifel, daß auch er, wie es Kögel von einem angelsächsischen Flursegen ausdrücklich feststellen zu können glaubt, aus der festländischen, niederdeutschen Heimat schon mit herüber genommen ist; aus Altsachsen, wie eine frühe kirchengeschichtliche Quelle und heutige geschichtliche Schulatlanten der Briten die niederdeutsche Heimat nennen. Bonifatius hebt in Briefen an seine angelsächsischen Stammesgenossen, in denen er diese zur Förderung der Mission bestimmen will, ausdrücklich hervor, daß die Sachsen im Mutterlande sich der Blutsverwandtschaft mit den ausgesandten Siedlern noch durchaus bewußt seien.

A. F. C. Vilmar[1]) schreibt über den Heliand: „Die Engel, welche hier mit den Attributen der heidnischen Götter erscheinen ... tragen auch sonst einzelne züge der heidnischen mythologie ... bei der schilderung der auferstehung Christi der engel daherfahrend im federgewande (quam faran an

bieten. — Auch die häufig gefundenen römischen Glasflaschen in Faßgestalt mit plattem Boden und ebenso plattem, nur mit Ausgußröhre versehenem Deckelboden, und mit Verzierungen, die offenbar Holzreifen eines Fasses nachahmen, scheinen Anpassungen der römischen Glasfabrikanten an den einheimischen Geschmack zu sein; denn die Römer haben das hölzerne Faß erst im Norden kennen gelernt. Noch heute haben unsere Tintenflaschen meist diese für den Glasstoff und seine Bearbeitungsweise auffällige, nämlich niedrig zylindrische Form; auch der allgemein übliche Ausdruck Tintenfaß für die Tintenbehälter, die doch sicher niemals so groß hergestellt wurden, daß ein Faß möglich gewesen wäre, ist auffällig und deutet auf diesen Zusammenhang.

[1]) Deutsche Altertümer im Heliand. Marburg 1862.

Digitized by Google

fetherhamon); .... der Freyja, der Nornen und Wielands (Grimm, Deutsche Mythologie 279, 398—399; W. Müller, Altd. Relig. 312, 333), und zwar nahet er mit lautem getöne, wozu der text des evangeliums keine veranlassung bot, so daß ich auch hierin einen aus dem mythus von den walküren entlehnten zug suchen möchte; es ist der rauschende flug einer auf wolken fahrenden wolkendrût, welcher hier auf den engel übertragen wird, um dem Sachsen das imposante der engelerscheinung durch erinnerung an analoge erscheinungen aus dem kreisse der ihnen geläufigen vorstellungen nahe zu legen."

Saxo Grammaticus (Nordische Heldensagen nach Saxo, 1925, S. 10) erzählt: „Zauberweiber durchfahren im Fluge die Luft; Nachtreiterinnen und Trollreiterinnen suchen sich Menschen und Tiere, auf denen sie reiten wollen." Saxo spricht, wie Jakob Grimm meint (Deutsche Mythologie, 1. Ausgabe, S. 242): „unverkennbar von valkyrien, obgleich, seiner weise nach, die einheimischen Benennungen gemieden sind", wenn er erzählt, wie Hotherus auf der Jagd im Nebel in eine Versammlung von Waldjungfrauen gerät, die erzählen, sie verteilten das Schlachtenglück, sie seien ungesehen anwesend in der Schlacht und könnten ihren Freunden heimliche Hilfe im Kampfe gewähren. Die sagenhafte Mutter Karls des Großen, namens Berta, zeigt in dem Drudenfuß oder Schwanenfuß, der von ihr berichtet wird, noch mythologische Verbindung mit Walküren und Schwanenjungfrauen.

Die Kirche muß natürlich diese Vorstellungen bekämpfen; im Poenitentiale ecclesiarum Germaniae (Bußbuch der deutschen Kirchen), Cod. Vatic. 4772, folio 190 wird als Aberglaube verboten, was 500 Jahre später (vgl. oben S. 136, Anm. 3) wieder zu kirchlich gebilligtem Glauben geworden war, sodaß umgekehrt der Unglaube daran als Ketzerei verfolgt wurde; nämlich, daß man glauben könne, „mit der Schar der Dämonen in Frauengestalt, die die Beschränktheit des Volks hier[illegible]de strigam holdam nennt, in gewissen Nächten durch die Luft zu reite[illegible]f Tieren". Eine Variante dieser Bußbücher[1]) bringt statt holdam die Ausdrücke unholdam, strigam holdam, frigam holdam; höchst bemerkenswert, indem hier die Erinnerung an die guten Geister (holdam) und selbst ein alter Göttername (frigam) noch gleichbedeutend gebraucht werden und durcheinander gehen mit der kirchlichen Beschimpfung als Dämonen, Unholde. „Daß mythologische Vorstellungen aus dem Sagenkreis der Freyja auf die hl. Gertrud von Nivelles übertragen wurden", bestätigt auch K. Künstle, Ikonographie der Heiligen, 1926, der im übrigen H. Usener und seiner Schule, A. Dieterich, R. Wünsch, L. Deubner, auch den hagiographischen Forschungen von C. A. Bernoulli, E. Lucius durchaus ablehnend gegenübersteht. Gertrud ist ja der Name einer Schlachtjungfrau (vgl. Ernst Götzinger, Reallexikon der deutschen Altertümer, unter Drude); Ger = Speer, trud = Wolkentrut, Luftgeist; also die speerführende Walküre. Die Luftgeister werden später zu Unholden, Hexen herabgewürdigt, weil sie vorchristlich sind. Aber ursprünglich sind sie göttliche Wesen. Auf einem Stich von Grüninger, von 1498, fliegt ein geflügeltes nacktes Hexlein, das beischriftlich als Venus bezeichnet ist. Das ist eine ganz entsprechende Erscheinung wie der oben erwähnte, durch die Beigaben deutlich als Jupiter gekennzeichnete Gnom oder Zwerg am Sebaldusgrab in Nürnberg; mit der Renaissance konnte man die vorchristlichen Götter

[1]) Hermann Joseph Schmitz, Die Bußbücher und das kanonische Bußverfahren. Bd. II. — Nach C. J. Böttcher, Germania sacra, ist Freckenhorst in Westfalen nach Frigga benannt und die ihr geweihte Quelle noch in der Stiftskirche vorhanden und in Benutzung.

Digitized by Google

durch Namen und Attribute kennzeichnen und die gelehrte Beschriftung griff eifrig darnach; tatsächlich liegen natürlich einheimische und nicht mittelmeerländische Vorstellungen zugrunde.

An einem Säulenkopf der Vorhalle des Magedeburger Doms sind zwei nackte Hexlein gebildet, die eine auf dem Bocke reitend, die große Ähnlichkeit haben mit den Schleswiger Walkürenhexen; nur daß sie schon deutlich eine Stufe mehr herabgewürdigt, verhäßlicht sind.

Den Zusammenhang zwischen Hexen und Walküren, schreibt Wilh. Müller (Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage, 1841), „zeigt schon die stehende Hexenprobe an; sie werden ins Wasser geworfen, schwimmen sie oben, so sind sie schuldig; denn dann sind sie Schwanenjungfrauen oder Walküren . . . . . und die Sage, daß die Hexen durch ihre Künste Unwetter herbeiführen . . . . . daß sie sich in der Wolke befinden, von der das Unwetter verursacht

Abb. 24. Hexen, von Hans Baldung. Aus Polaczek, Straßburg.

Abb. 25. Wasserjungfer, Bietigheim.

wird . . . . . daß sie überhaupt durch die Luft reiten, wie die Walküren [1]).

Der Würzburger Rechtsgeschichtler Ernst Mayer [2]) glaubt in den drei Hauptformen der Gottesurteile, Wasserprobe, Feuerprobe und Rasenprobe —, bei der schwere Stücke Rasen in labilem Gleichgewicht aneinandergelehnt werden, so daß sie den darunter Hindurchgehenden bei leichtester Erschütterung begraben und ersticken können — eine Erinnerung zu finden an den uralten Elementarglauben an Wasser, Feuer, Erde; die Glaubensform, die

[1]) Anz. zur Kunde der deutsch. Vorzeit, Jahrg. 4, S. 309. „Ein Jäger lud sein Gewehr mit einer geweihten Kugel und schoß mitten in die schwärzeste Wolke. Da fiel aus dieser ein nacktes Weibsbild tot zur Erde, worauf das Gewitter sich augenblicklich verzog."

[2]) Der Ursprung der germanischen Gottesurteile in Seeligers historischer Vierteljahrsschrift 1920. Ähnlich, aber nicht ganz übereinstimmend, Heinr. Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte, im Handbuch der deutschen Rechtswissenschaft. Bd. II, auch Hans Fehr, das Recht im Bilde, 1923, zu den Gottesurteilen durch Wasser- und Feuerprobe und zu den Todesstrafen durch Verbrennen und Ertränken.

Digitized by Google

noch vor die Zeit der Beseelung und Vermenschelung, der mythologischen Ausgestaltung jener Elementarkräfte zurückgeht. Die Walküren-Hexen sind sicherlich solche Luftgeister; wie in Wodan das Wüten des Sturmes sich zu einer menschlichen Gestalt verdichtet hat.

Die Sirene oder Wasserjungfer, die ihre in Fischschwänze endigenden Beine mit den Armen in die Höhe hält, ist sicher ursprünglich ein irgendwie sakrales Sinnbild. Sonst wäre sie nicht so feststehend, gleichmäßig und häufig in dieser ganz bestimmten Bildform; so u. a. auf romanischen Fliesen in Zürich; an der Michaelskirche in Pavia; an den spätgotischen Holztüren der Stiftskirche zu Altötting; besonders schön auf der Säule des sog. Fräuleinbrunnens zu Bietigheim (Abb. 25); genau in der Form und Haltung wie Moritz von Schwind am Turm der Melusine das Fischweib im Wappen zeichnet. Die schönste und größte, die ich kenne, findet sich auf einem fast halblebensgroßen Steinbild des Trierer Provinzialmuseums; Herkunft anscheinend nicht mehr zu ermitteln; sicher vorgotisch. Moritz von Schwind

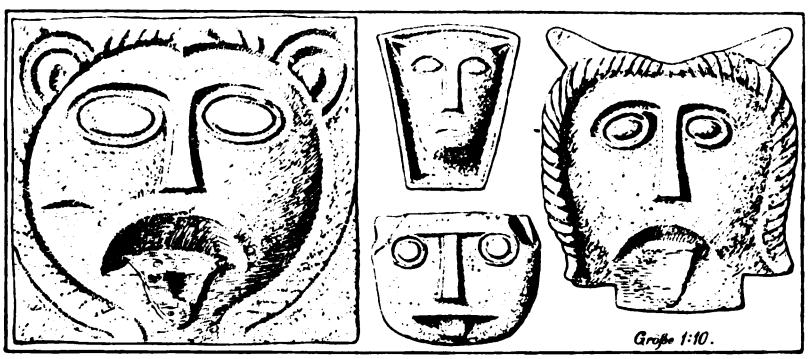



Abb. 26. Köpfe von Unholden; Abwehrzauber; von der Pfalzkapelle in Ladenburg. Aus K. Schumacher, Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande.

hat offenbar ganz bewußt an solche Überlieferungen angeknüpft; seine Gnomen und Erdgeister treten genau in der Gestalt auf, mit den zu großen Köpfen, langen Bärten, Kapuzen — vgl. z. B. den Ritt des Falkensteiners — wie die gebannten und verspotteten Dämonen am Kirchenäußern; vgl. besonders die Johanniskirche in Gmünd und die schöne erzene Taufe in Prenzlau, deren jüngeres gotisches Becken überwundene kleine Gnomen von einem sicher älteren Gusse tragen müssen. Hier besteht ganz sicher ein bildgeschichtlicher Zusammenhang; d. h. eine archäologisch nachweisbare Verbindung zwischen altem und neuem Volksglauben; Moritz von Schwind wußte sicher davon; er soll einmal auf die Frage eines naiven Besuchers, ob er denn an diese Gnomen und Nixen und Elfen, die er male, wirklich glaube, geantwortet haben: „Ja, Sie denn nicht?".

Daß die Sirene mit den Fischschwänzen ein Wassergeist ist, eine vorchristliche Weihung trägt, geht auch mit höchster Wahrscheinlichkeit daraus hervor, daß sie von der Kirche als böses Zeichen angesehen wird; die Wasserjungfer mit den aufgebogenen Fischschwänzen wird in mittelalterlichen Quellen als Sinnbild der Wollust bezeichnet [1]).

[1]) Zahlreiche Nachweise von Sirenendarstellungen bei Arthur Lindner, die Baseler Galluspforte.

Digitized by Google

In dem für die Glaubensgeschichte verwendbaren archäologischen Stoff sind zwei Gruppen zu unterscheiden; nämlich erstens solche Darstellungen, die zweifellos schon christlich gemeint sind, aber die vorchristlichen Dämonen und Heilszeichen verwenden, um sie zu bannen; weil sie noch gefürchtet sind oder auch nur, um sie herabzuwürdigen und sie lächerlich zu machen. Ein gutes Beispiel für diese letzte Stufe der Herabwürdigung der alten Götter gibt der nebenstehend abgebildete Stein von der Pfalzkapelle in Ladenburg

Abb. 27. „Haingott" in Freyburg a. d. Unstrut.
Aus Jung, „Germanische Götter und Helden". J. F. Lehmanns Verlag, München.

(Abb. 26). Dort, in einer Römerstadt und deshalb einem lateinischen Kulturausbreitungspunkt, war natürlich ein besonderer Anlaß zur Bekämpfung der alten Götter. Am Kirchturm in Kaiserslautern befinden sich besonders zahlreiche derartige Fratzen; ebenfalls, weil dort das in der Nähe befindliche Donarheiligtum des Donnersberges besonders bekämpft werden mußte. „Donar, Dutiger, Dietmechtiger" erscheint noch in dem Münchener Zauberspruch gegen die Fallsucht aus dem 11. Jahrhundert (Jostes, a. a. O., S. 73).

Eine zweite und davon scharf zu trennende Gruppe von Denkmälern wären solche, die von ihren Herstellern noch als Glaubenszeichen oder Götterbilder gemeint waren; solche werden sich begreiflicherweise sehr viel seltener erhalten haben, weil sie von der Kirche meist zerstört wurden.

Digitized by Google

Der sogenannte Haingott in Freyburg an der Unstrut (Abb. 27), einarmig, dickwanstig, sehr häßlich, wird als Erch oder Ziu gedeutet; er soll demnächst in das Museum für Vorgeschichte in Halle gebracht werden und wird dann besser untersucht werden können als an seinem jetzigen hohen Standort. Ich habe einen gewissen Verdacht, den ich freilich nicht beweisen kann, daß er überhaupt viel jünger ist und dann wohl als Verspottung des Dargestellten gemeint.

Vermutlich noch wirklich als heidnische Darstellung gemeint und dann nur zur Bannung des ihm anhaftenden Heidentums an der Außenwand der Kirche eingemauert — „draußen sind die Heiden und die Gottlosen" — ist der Opferstein mit der Darstellung des Tieropfers zu Oberröblingen im Mansfeldischen; in jener Gegend, die besonders reich zu sein scheint an solchen Resten (vgl. die von Größler herausgegebenen Denkmälerwerke der Provinz

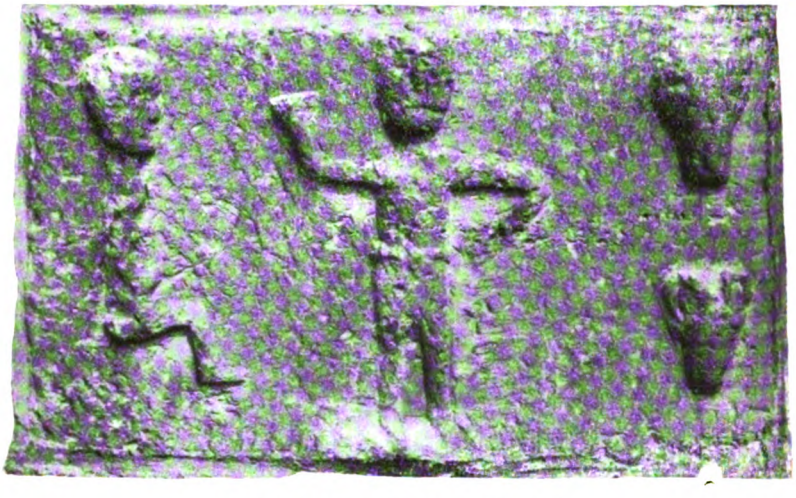


Abb. 28. Oberröblingen, Tieropfer.
Aus Jung, „Germanische Götter und Helden". J. F. Lehmanns Verlag, München.

Sachsen); es handelt sich hier z. T. um jenes Gebiet, das dem großen Thüringer Reiche nach seinem Zusammenbruch im Jahre 531 von Sachsen und Franken abgenommen und von diesen besiedelt wurde [1]).

Der merowingische Grabstein im Bonner Museum, der einen strahlenumgebenen Gott mit Lanze zeigt (Abb 29), ist zweifellos noch vorchristlich; die Gestalt trägt das Heilszeichen auf der Brust; solche sind uns massenhaft erhalten. Sie zeigen meist künstlerisch umgestaltete Sonnenzeichen, Zeichen der Drehbewegung, stilisierte Hakenkreuze; seltenere zeigen den Reiter mit der gesenkten Lanze, dessen Darstellung eine ganz typische ist. (Vgl. sofort unten.)

In der Sammlung Schnütgen in Bonn wird in einem Kasten unter frühmerowingischen Altertümern ein bronzenes, auf der Brust zu tragendes Heilszeichen aufbewahrt: ein gleicharmiges Kreuz in einem Kreise, verziert an den entscheidenden Punkten mit den konzentrischen Kreisen der

[1]) Die Steinsäule von Holzgerlingen in Stuttgart (siehe oben Abb. 23) ist, schon wegen ihrer Zweiköpfigkeit, wohl sicher ein Götterbild; das Steinbild von Wildberg möglicherweise ein solches, der Kopf mit dem zweigeteilten Spitzbart von der Brücke in Regensburg dagegen wohl sicher das Bildnis eines bayerischen Herzogs.

Digitized by Google

Sonne, aber gemeint wohl sicher schon christlich, das also eine Übergangsform darstellt von jenen vorchristlichen auf der Brust zu tragenden Heilszeichen [1]), zu dem christlichen Pektorale.

Die Rückseite dieses Grabsteines zeigt den Toten mit einem großen Kamme in der Hand. Konsekrationskämme aus früher Zeit sind erhalten

Abb. 29. Frühfränk.scher Grabstein, Bonn.

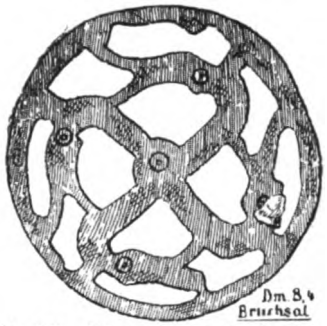



Abb. 30. Schmuck oder Heilszeichen, frühfränkisch (oder allemannisch).

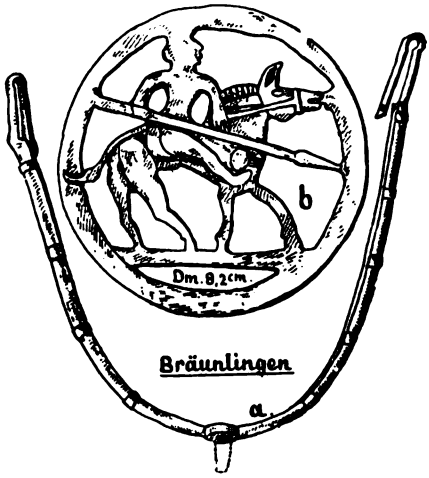



Abb. 31. Schmuck oder Heilszeichen, allemannisch.

Aus Jung, „Germanische Götter und Helden". J. F. Lehmanns Verlag, München.

in Quedlinburg, Osnabrück, Köln und anderweit. Die kultische Bedeutung des Kammes ragt also in das Christentum hinein, ist aber sicher älter als dieses. Daß die schweizerische Heilige Verena einen Kamm als Zeichen führt (vgl. Künstle, Ikonographie), bestätigt die Behauptung von Rochholz, daß diese Heilige, die sonst völlig apokryph ist, mindestens Vieles hinzugenommen hat von vorchristlicher Überlieferung; vermutlich von einer dort einheimischen Gaugöttin; solche Akkristallisationen sind doch selbst einer geschichtlich so gut beglaubigten Gestalt wie der hl. Walpurgis widerfahren.

[1]) Vgl. auch die alemannische Holzritzung der beiden Männer mit dem Heilszeichen auf der Brust in der Stuttgarter Sammlung.

Digitized by Google

Der berühmte Reiterstein von Hornhausen (Abb. 32) zeigt einen Reiter auf unverhältnismäßig großem, deutlich als Hengst gekennzeichneten Pferd; der runde Schild — rund wie das Schild des reitenden Lanzengottes auf den Jupitergigantensteinen (Hanau), des Radgottes auf einem Trierer Altar — zeigt

Abb. 32. Der Reiterstein von Hornhausen, Halle.
Aus Jung, „Germanische Götter und Helden." J. F. Lehmanns Verlag, München.

den Drehwirbel; der Knebelspeer ist genau in der gleichen Weise gesenkt wie auf den Heilszeichen mit dem Reiter; das Pferd streckt genau in der gleichen Weise, ganz ohne Beizäumung, wie witternd, die Nüstern vor. Diese Übereinstimmung läßt auf eine sakrale Festgelegtheit dieser Bildform schließen. Hans Hahne, der die maßgebende Sonderarbeit über den Horn-

Digitized by Google

hauſener Stein geſchrieben hat [1]), behauptet nicht unbedingt, daß ein Gott dargeſtellt ſei; möglicherweiſe iſt es auch der Verſtorbene, der aber ganz ſicher dann irgendwie in Beziehung gedacht iſt zu den Göttern, vielleicht nach Walhöll reitet von der Walſtatt, auf der er fiel. Die künſtleriſche Höhe der Darſtellung iſt bemerkenswert. Hans Hahne will den Stein deshalb dem Sachſenſtamme zuſchreiben, der, wie die Quellen berichten, nach längerem Aufenthalt in Italien in die Heimat an der Niederelbe, nicht allzuweit von dem Fundorte des Steins, zurückgewandert iſt. Der Hornhauſener Stein iſt jedenfalls ein ſchönes Seitenſtück zu dem berühmten ſkandinaviſchen Stein von Tjängvide, auf dem wohl ſicher der nordiſche Odin mit ſeinem achtfüßigen Hengſte Sleipner dargeſtellt iſt.

Abb. 33. Von der Spitalskirche in Tübingen. Aus Jung, „Germaniſche Götter und Helden". J. F. Lehmanns Verlag, München.

Meiner Meinung nach ſicher noch heidniſch gemeint ſind die merkwürdigen Steinbilder an der Spitalskirche in Tübingen (Abb. 33). Die Art, wie dieſe Stücke, die ſicher zuſammengehören und viel älter ſind als die gotiſche Kirche, an der Außenſeite verteilt ſind, iſt ganz planmäßig und bewußt.

Die wichtigſte dieſer Tübinger Darſtellungen, die Sonnenkreiſe mit den erhobenen Händen, findet ſich dreimal auf einem jedenfalls ſakralen Tongefäß aus Quenſtedt bei Halberſtadt, im halliſchen Muſeum für Vorgeſchichte; das Gefäß wird etwa ins Jahr 800 vor Chr. geſetzt.

Das aufgerollte Seil oder die Schnecke, die Spirale findet ſich ganz ähnlich auf einem Stein des Kopenhagener Muſeums, der in frühgermaniſche Zeit geſetzt und als Sinnbild gedeutet wird

Abb. 34. Baſel. Aus Jung, „Germaniſche Götter und Helden". J. F. Lehmanns Verlag, München.

[1]) Hans Hahne, Der Reiterſtein von Hornhauſen. Mannusbibliothek 22 (Feſtſchrift für Koſſinna). Leipzig 1922, S. 171ff.

Digitized by Google

der sich hinauf- und hinabschraubenden Sonnenbahn, wie sie im Norden erscheint [1]).

Die Heldensage war naturgemäß weniger gefährdet in der christlichen Zeit als die vorchristliche Göttersage. Die schönen Säulenköpfe in Basel (Abb. 34) hat

Abb. 35. Altenstadt bei Schongau.
Aus Jung, „Germanische Götter und Helden". J. F. Lehmanns Verlag, München.

Abb. 36. Straubing.
Aus Jung, „Germanische Götter und Helden". J. F. Lehmanns Verlag, München.

schon vor langer Zeit Wilhelm Wackernagel gedeutet als Darstellung aus

[1]) Unter den bekannten Ritzzeichnungen des sakralen Gefäßes von Ödenburg (Abbildung bei Robert Forrer, Urgeschichte des Europäers, Tafel 151) findet sich ebenfalls eine Gestalt, die stark an das Tübinger Steinbild erinnert. Sie hebt die Hände in entsprechender Weise hoch, und der Kopf ist aus konzentrischen Kreisen gebildet; allerdings ist dann auch die ganze Gestalt, mit einem weiten Rock, vermutlich priesterlichem Gewand, angedeutet durch eine Menge kleiner Kreise.

Digitized by Google

der Dietrichſage und die Deutung iſt ganz ſicher richtig; trotz Goldſchmidts Albanipſalter und der möglichen, aber ſicher ſpäter hineingetragenen theologiſchen Deutungen ſolcher Kampfſzenen. Auch auf den Bogenfeldern von Alten-

Abb. 37. Pforzheim.
Aus Jung, „Germaniſche Götter und Helden". J. F. Lehmanns Verlag, München.

ſtadt und Straubing (Abb. 35, 36), die meines Wiſſens zuerſt Bezirksbaumeiſter G. Stuhlfauth für die Dietrichſage in Anſpruch genommen, iſt jedenfalls ganz

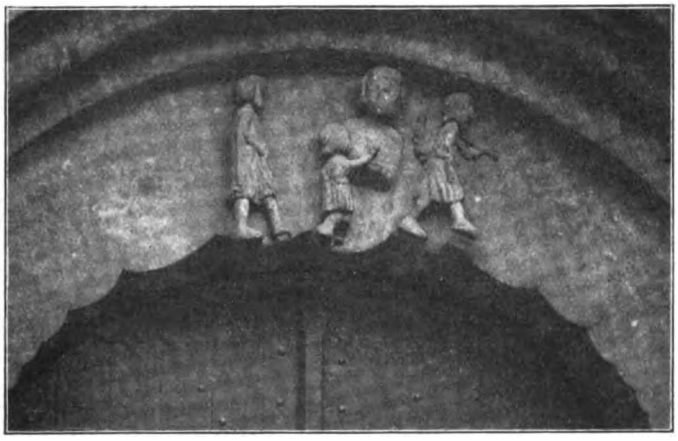


Abb. 38. Von der Marienkirche in Lippſtadt.
Aus Jung, „Germaniſche Götter und Helden". J. F. Lehmanns Verlag, München.

ſicher nicht der heilige Michael als Drachenkämpfer dargeſtellt, der immer in Siegerhaltung und mit Flügeln [1]) gebildet wird und nicht im ſchwerſten

[1]) Dehio behauptet einige Ausnahmen von der beflügelten Darſtellung; aber ob das nicht ebenſolche Heldendarſtellungen ſind? — Eine der älteſten, ſoweit ich ſehe, in Como, mit großen Flügeln; Abbildung bei E. A. Stückelberg, Langobardiſche Plaſtik, 2. Aufl.

Digitized by Google

Kampf stehend wie hier. Auch der Fries an der Kirche in Andlau, den Georg Weise zuerst gedeutet hat, will ganz sicher einen weltlichen Vorgang, und zwar vermutlich ebenfalls jenen Vorgang darstellen, wie Dietrich den Sistram aus dem Rachen des Ungeheuers rettet; wenn das auch dann, worauf die Häufigkeit der Darstellung deutet, sinnbildlich aufgefaßt worden sein mag als Rettung vom Bösen. Über dem Hauptportal der Wartburg findet sich eine entsprechende Darstellung.

Es wurde oben schon erwähnt das Steinbild von St. Zeno in Verona mit dem in die Hölle reitenden Dietrich von Bern, weil hier die Beischrift jeden Zweifel an der Beziehung zur Dietrich-Sage ausschließt. Das Steinbild ist aber für die hier gesuchten Zusammenhänge noch aus einem anderen Grunde wichtig. Dieser langobardische Künstler des 12. Jahrhunderts, der wie Venturi vermutet, ein älteres Relief vor sich hatte[1]), wollte offenbar eine ganz bestimmte

Abb. 39. Der Lindwurmsieger Michael, Erwitte, Kreis Lippstadt.
Aus Jung, „Germanische Götter und Helden". J. F. Lehmanns Verlag, München.

Fassung der Sage durch das Bild erläutern; am Schluß der Thidrek-Sage (Thule, 22. Bd., 1924) ist die Höllenfahrt Königs Thidreks so geschildert, daß Thidrek im Bade sitzend den stattlichen Hirsch sieht und sich rasch, nur mit dem Bademantel bekleidet, auf das schwarze Roß schwingt, das ihn ins Verderben führt. Diese deutsche Form der Sage ist uns in der Thidrek-Sage erhalten; ihr Text muß, in einer älteren Fassung selbstverständlich, dem Künstler vorgelegen haben; denn Dietrich sitzt nackt mit flatterndem Bademantel zu Pferde und die Beischrift betont dies besonders Exit aqua nudus; er springt nackt aus dem Wasser. — Der Säulenkopf mit der Bärenjagd in Basel und der mit dem Elefanten in Magdeburg knüpfen aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls an entsprechende Vorgänge der Thidrek-Sage an.

Viele dieser Darstellungen, besonders in Türbogen, wo die bösen Geister vom Eintritt abgewehrt werden sollen, sind ja für uns heute ungeheuer schwer zu lesen; besonders weil viele und verschiedenartige Sinnbilder, christliche, die man anrief, und heidnische, die man noch fürchtete, synkretistisch sich mischen; vgl. u. A. das merkwürdige Bogenfeld in Pforzheim (Abb. 37). Ad. Goldschmidt, jetzt Berlin, hat übrigens eine

[1]) Vgl. Walter Klein, Die St. Johanniskirche zu Gmünd. 1928.

Digitized by Google

verhältnismäßig sehr einleuchtende Deutung dafür gegeben; in einem Brief an Stadtrat Kern-Pforzheim, abgedruckt im Kirchlichen Gemeindeblatt, April 1912.

Ein einfacherer, aber immerhin auch keineswegs eindeutiger[1]) Türschmuck sei schließlich noch als archäologisches Bilderrätsel beigebracht (Abb. 38).

An der Marienkirche zu Lippstadt findet sich über dem Südportal die in Abb. 38 wiedergegebene Darstellung; in der Mitte trägt ein kleinerer Mann oder ein Kind die überlebensgroße Büste eines bärtigen Mannes; vor ihm und hinter ihm gehen je ein Mann in Arbeitstracht (?) mit Werkzeugen (?); jedenfalls nicht in Verehrung dieses Bildes. Über das ältere Patrozinium dieser Kirche und etwa dort früher vorhandene viel verehrte Reliquien konnte ich in dieser protestantischen Gegend noch nichts Zuverlässiges erfahren. Ist dargestellt eine sogenannte Translatio, die Einbringung eines Kopfreliquiars? Oder sind es die Reste eines niedergerissenen heidnischen Götterbildes, die von der siegreichen Kirche im Triumph getragen werden; einer Göttersäule, die in dieser erst vor etwa 1100 Jahren christlich gewordenen Gegend stand? Oder gibt es noch eine dritte Möglichkeit als diese beiden, die man für die einzig möglichen halten möchte, und diese dritte Möglichkeit ist etwa gerade die tatsächlich eintretende, wie so oft im Leben, besonders im Kriege, geschieht?

[1]) Vgl. jetzt allgemein zu diesen Dingen die vortrefflichen Ausführungen, besonders den Abschnitt: Altgermanisches Bildwerk und Ornament in christlicher Zeit, von Albr. Haupt, die altgermanisch bildende Kunst, in Hermann Nollaus Germ. Wiedererstehung. 1926.



Digitized by Google

# II. Mitteilungen.

## Altsteinzeitliche Funde im Lürmecketal.

Von Lehrer Eb. Henneböle, Rüthen/Möhne.
Mit einem Nachwort von Privatdozent Dr. Julius Andree, Münster i. W.

Mit 8 Abbildungen im Text.

---

Am Schlusse seines zweiten Aufsatzes „Altsteinzeitliche Funde in Westfalen" im Heft 1/2, 1927, des „Mannus" schreibt Herr Dr. Julius Andree-Münster i. W.: „Da sich außer der Bilsteinhöhle noch eine Reihe anderer Höhlen im Warsteiner Gebiet befindet, ist zu hoffen, daß bei deren näherer Untersuchung weitere paläolithische Funde gemacht werden." Diese Bemerkung bezog sich in der Hauptsache auf die in diesem Aufsatz näher beschriebenen Höhlen im Lürmecketal bei Warstein i. W.

Die Lürmecke bahnt sich im mittleren Teil ihres Laufes den Weg durch Massenkalk des Mittel-Devons (Stringocephalen-Kalk). Ihre Wasser haben dabei im Lauf der Jahrtausende auf beiden Seiten des Baches wildromantische Felspartien erstehen lassen, öfter das Gestein zu geräumigen Höhlen ausgewaschen oder Unterminierungsarbeit geleistet. Ungefähr 1000 m ihres Bachbettes sind im Sommer trocken, bei der Grenze von Massenkalk und Tentakulitenschiefer tritt ihr Wasser in zahlreichen, z. T. recht großen Dauklusequellen zutage. Die größte der Höhlen im Lürmecketal ist die Höhle im „Hohlen Stein" am Ostufer des Flusses; sie liegt da, wo der Fluß aus dem flözleeren Karbon in den Massenkalk eintritt. Die Höhle (Abb. 1) besteht aus zwei Teilen, einer größeren Halle, deren Eingang sich nach SW öffnet (Abb. 2) und einer kleineren Höhle mit der Öffnung nach SSO (Abb. 3), die durch einen Gang mit der großen Halle verbunden ist. Die große Höhle ist 19 m lang, im Durchschnitt 17 m breit und 3,5 m hoch. Der Verbindungsgang mißt durchschnittlich 1,5 m Breite, 0,9 m Höhe und 17 m Länge, er fällt mit 40° Neigung zur unteren kleinen Höhle. Diese hat 9 m Länge, 7 m Breite und 2 m Höhe. Das Bachbett liegt heute etwa 4 m unter der Sohle der kleinen und 15 m unter der Sohle der großen Höhle.

Da die Grundbedingungen für eine prähistorische Wohnstätte im „Hohlen Stein" gegeben sind (trockene, geräumige Wohnhöhle, wasser-, wald- und wildreiche Gegend), lag die Vermutung sehr nahe, auch hier prähistorische Funde machen zu können, zumal in der 7,5 km (Luftlinie) entfernten Bilsteinhöhle bei Warstein bereits eine paläolithische Kultur nachgewiesen war. Beim zweiten Besuch fand ich dann auch in der oberen humosen Schicht mehrere Knochensplitter und in einem durch Tropfenfall ausgespülten Trichter einen Feuersteinsplitter. Auf meine Umfragen, ob in der Höhle schon einmal eine systematische Grabung vorgenommen sei, konnte ich nichts in Erfahrung bringen, nur bei Herrn B. Wiemeyer in Warstein sah ich in dessen Sammlung drei Feuersteinklingen, Kalksinter mit eingeschlossenen

Digitized by Google

Holzkohlenstücken und Knochen einer Kleinfauna sowie einen Knochen mit Bearbeitungsspuren. Hier erfuhr ich auch, daß ein Oberingenieur Ph. Koster, früher in Warstein, in den 90er Jahren im „Hohlen Stein" mehrere Feuersteinwerkzeuge gefunden haben soll, die angeblich in das Senckenbergsche Museum in Frankfurt a. M. gekommen sind. Von Herrn Koster stammten auch die im Besitz des Herrn Wiemeyer befindlichen Stücke. — Hierauf begann ich mit einer systematischen Durchforschung.

Der obere Höhlenboden wird von einer 10—12 cm starken humosen Partie gebildet, die tieferen Schichten sind versintert. In der oberen großen Höhle liegt noch auf und in dieser Schicht ein Kalksteingeröll, ebenso in dem Verbindungsgange,

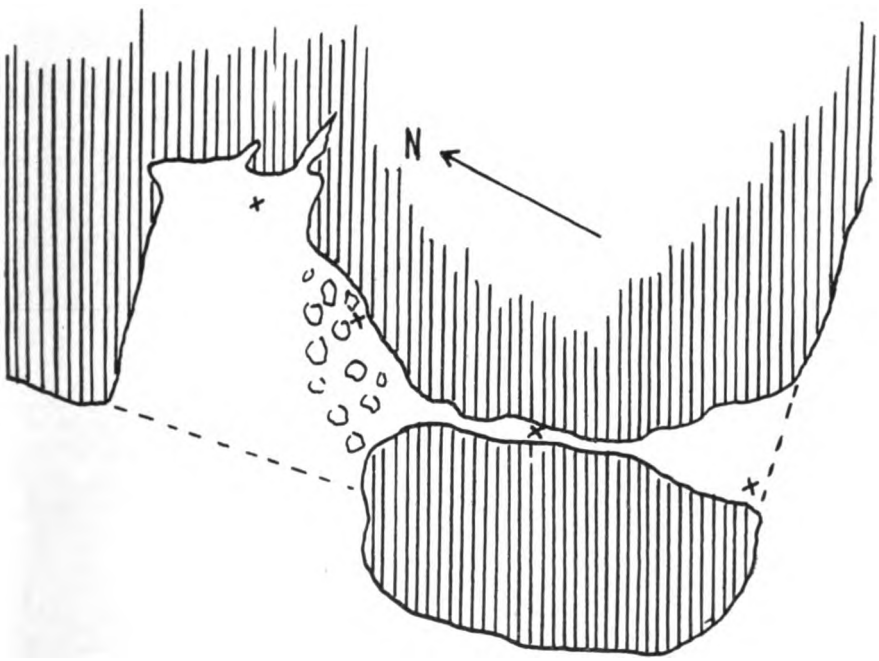



Abb. 1. Kulturhöhle „Hohler Stein" im Lürmecketal bei Warstein i. W.
× Fundstellen.

der fast ganz damit zugeschüttet ist. Alle Funde wurden in der humosen Schicht gemacht. Am Eingang der kleinen Höhle befand sich eine Feuerstätte, dicht daneben vor der westlichen Eingangswand habe ich zahlreiche Knochensplitter sowie zwei gut erhaltene Feuersteinklingen und ein paar Feuersteinsplitter gefunden, ein Herr G. ferner ein Stück eines Hirschgeweihes. In dem hintersten Teil der großen Höhle fanden sich ebenfalls zahlreiche Knochensplitter, ganze und zerbrochene Feuersteinwerkzeuge wie auch bearbeitete Knochen, desgleichen vor der Südwand der großen Höhle Knochensplitter und Scherbenreste von Urnen, die aus sehr grobem Material hergestellt sind. Im Verbindungsgang fand sich ein menschliches Skelett (Unterkiefer, Armbein, Rippen, Wirbel u. a.), das z. T. noch jetzt im Kalksinter eingewachsen ist, und Urnenscherben, aus feinem Ton gebrannt. Das Skelett macht den Eindruck, nicht sehr alt zu sein. Vielleicht hat der in dem Verbindungsgange ständig herrschende starke Luftzug (der Gang wirkt stark als Kamin!) dasselbe so



Digitized by Google

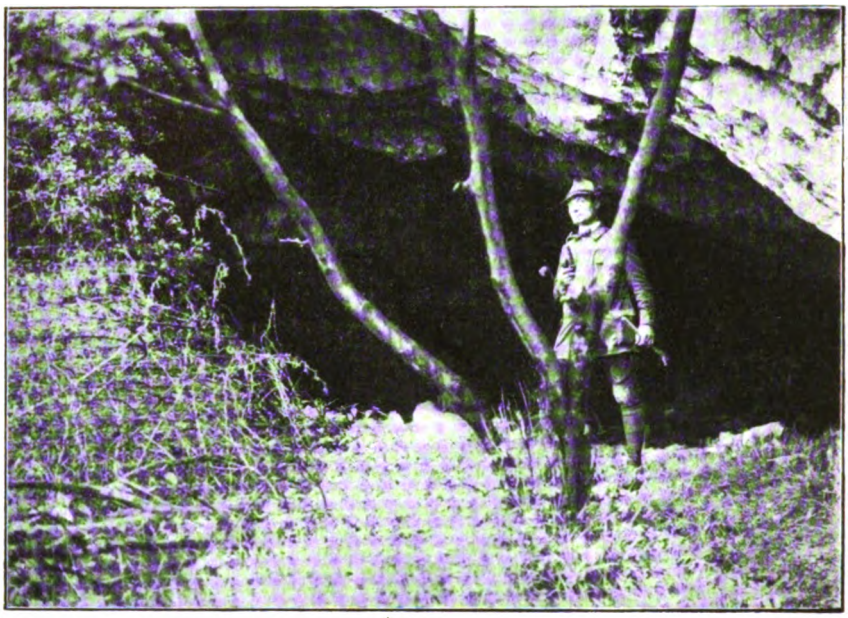


Abb. 2. SW-Eingang zum „Hohlen Stein“ bei Warstein i. W.

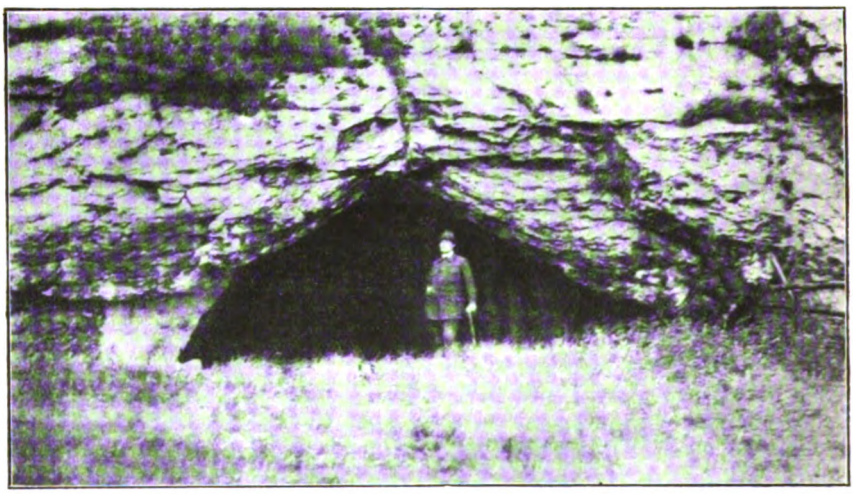


Abb. 3. Eingang zur kleineren Höhle im „Hohlen Stein“ bei Warstein i. W.

gut erhalten. Die Versinterung muß auch geraume Zeit gebraucht haben, denn der Kamin ist z. Zt. vollkommen trocken (ohne Tropfenfall) und fließendes Wasser darin schlecht denkbar. Handelt es sich nicht um einen Menschen aus dem Steinzeitalter, so könnte folgende Sage, die heute noch in Callenhardt erzählt wird, die Erklärung geben:

Digitized by Google

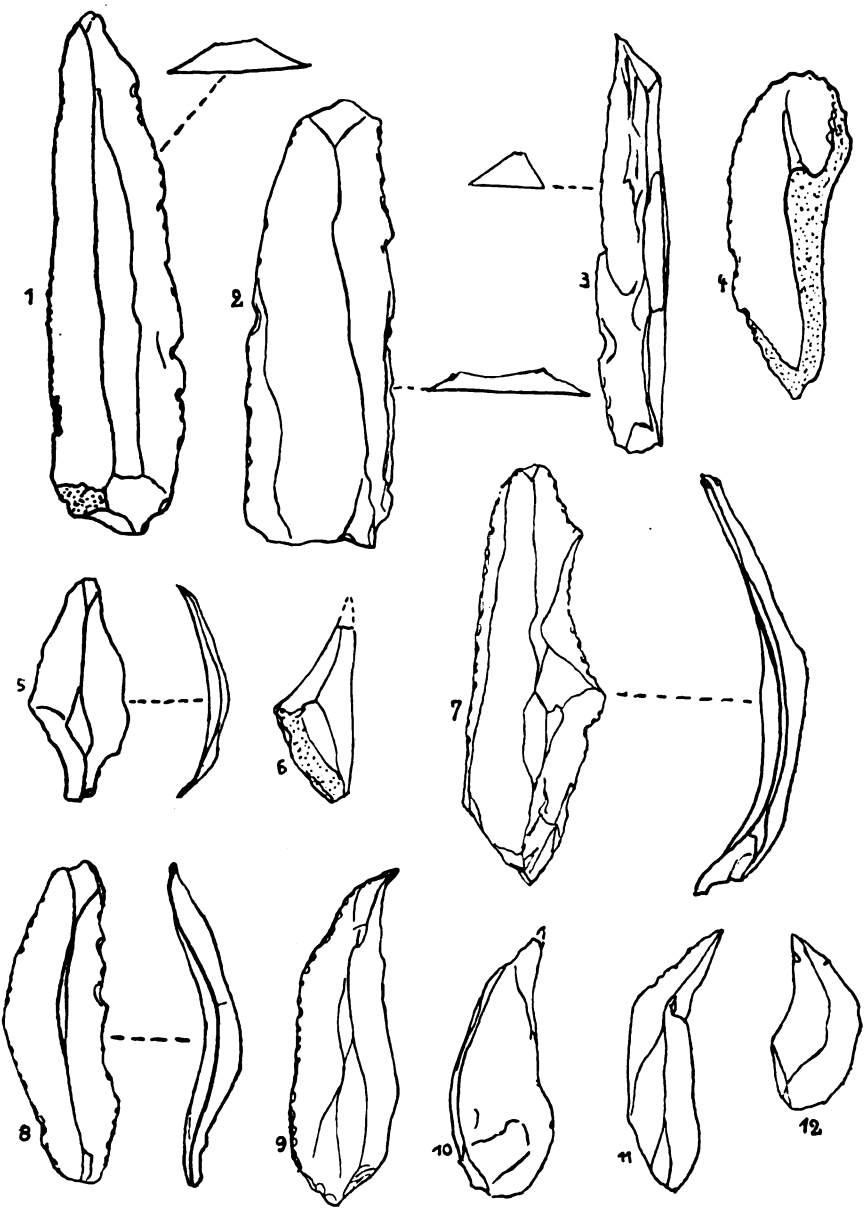



Abb. 4. Steinwerkzeuge aus dem Hohlen Stein.

„Ein Callenhardter Bürger namens Roingh, der vor etlicher Zeit gelebt hat und mit schwer beladenem Gewissen eines gewaltsamen Todes starb, wurde in den „Hohlen Stein" verbannt. Dort geht seine Seele um. Zu Großmutters Zeiten wagte sich deshalb niemand in der Dunkelheit dort vorbei. An der Lürmecke, nahe zu Füßen des Hohlen Steins stand früher eine Mühle. Ein Übermütiger wagte es,

Digitized by Google

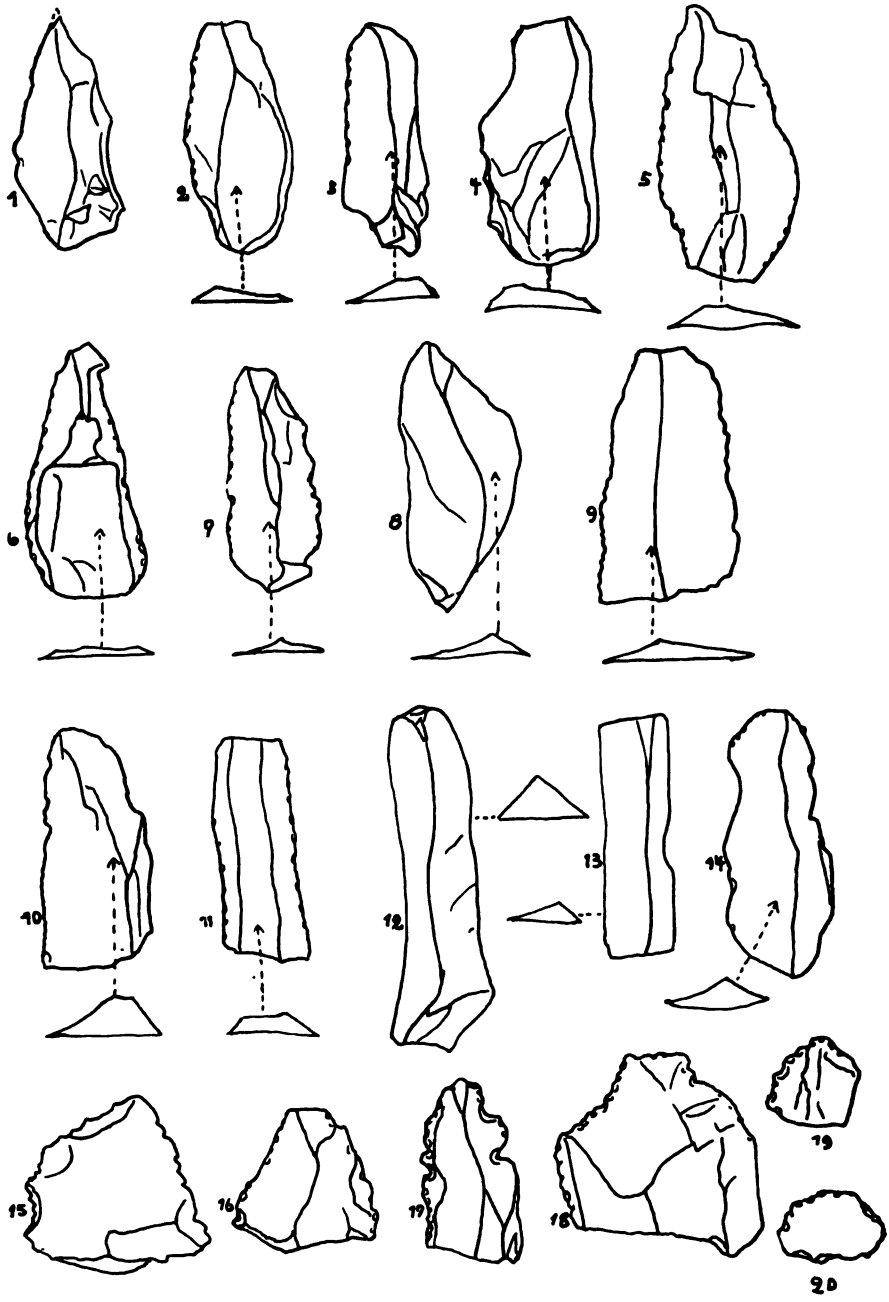



Abb. 5. Steinwerkzeuge aus dem Hohlen Stein.

Digitized by Google

eines Abends zu rufen: „Roingh, heriut!" Da hat es im hohlen Stein angefangen zu rumoren, unter donnerähnlichem Krachen sind zahlreiche schwere Steinblöcke den Bergabhang hinabgekollert, einer bis vor das Tor der Mühle. Alle Leute in der Mühle bekreuzigten sich, selbst der große, sonst so freche Wolfshund lag winselnd in der Ecke. Der Herausforderer wagte nicht, nach Hause zu gehen, und bat, die Nacht in der Mühle bleiben zu dürfen."

Vielleicht hat die Sage den wahren Kern, daß die Leiche eines gewaltsam zu Tode gekommenen Menschen in dem Verbindungsgange beiseite geschafft wurde.

Von den in den Höhlen bis jetzt gehobenen Fossilresten konnte bisher die Zugehörigkeit wie folgt bestimmt werden:

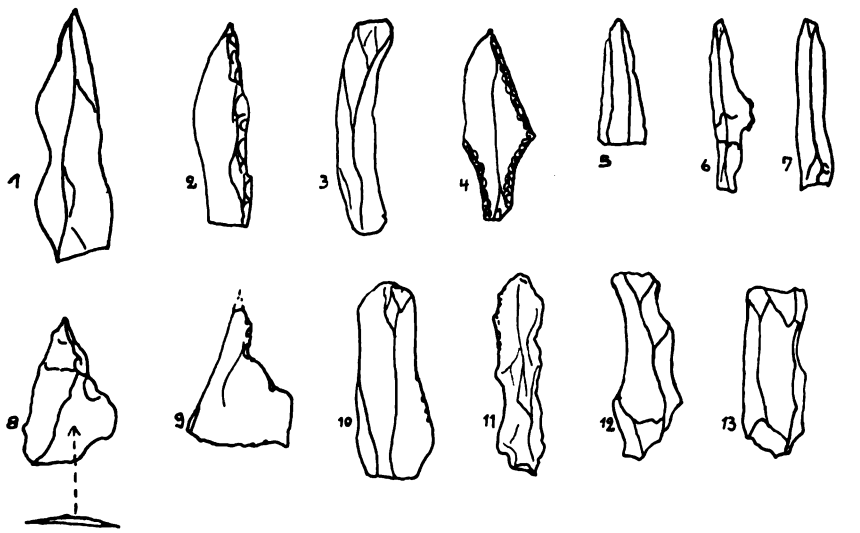



Abb. 6. Steinwerkzeuge aus dem hohlen Stein.

| | |
|---|---|
| Equus caballus | Cervus elaphus |
| Canis lupus | Cervus capreolus |
| Canis vulpes | Sus scrofa |
| Felis catus | Lepus timidus |
| Mustela putorius | Arvicola arvalis |
| Bos | Vespertilio auritus |

Bei diesen Fossilien fanden sich zahlreiche Werkzeuge aus Feuerstein und Knochen. Die wichtigsten Funde sind auf den beigefügten Abb. 4—7 in natürlicher Größe abgebildet.

Die Feuersteinwerkzeuge Abb. 4—6 weisen z. T. kräftige Gebrauchsspuren auf. Die Klingen haben meist trapezförmigen Querschnitt, solche mit dreieckigem Querschnitt wie Abb. 4, 3, und 5, 12—14, sind seltener. Die Klinge Abb. 4, 3, ist aus schwarzem Kieselschiefer verfertigt. Die Bohrer aus Feuerstein, Abb. 4, 9—12, haben schräge Spitzen, Abb. 5, 1, hat eine gerade Spitze. Die diskusförmigen Schaber, Abb. 5, 15—16 und 18—20, haben teilweise kräftige Retuschen. Besonders fein gearbeitet, rechts mit doppelten Retuschen, ist eine Feuersteinpfeilspitze, Abb. 6, 4.

Knochen sind in der Hauptsache zu Pfriemen verarbeitet (Abb. 7). Ganz vorzüglich hat sich der Pfriemen Abb. 7, 1 erhalten. Die Pfriemen, Abb. 7, 3 u. 4, passen sehr gut in die Hand, Abb. 7, 4, hat für den Zeige- und Mittelfinger eigene

Digitized by Google

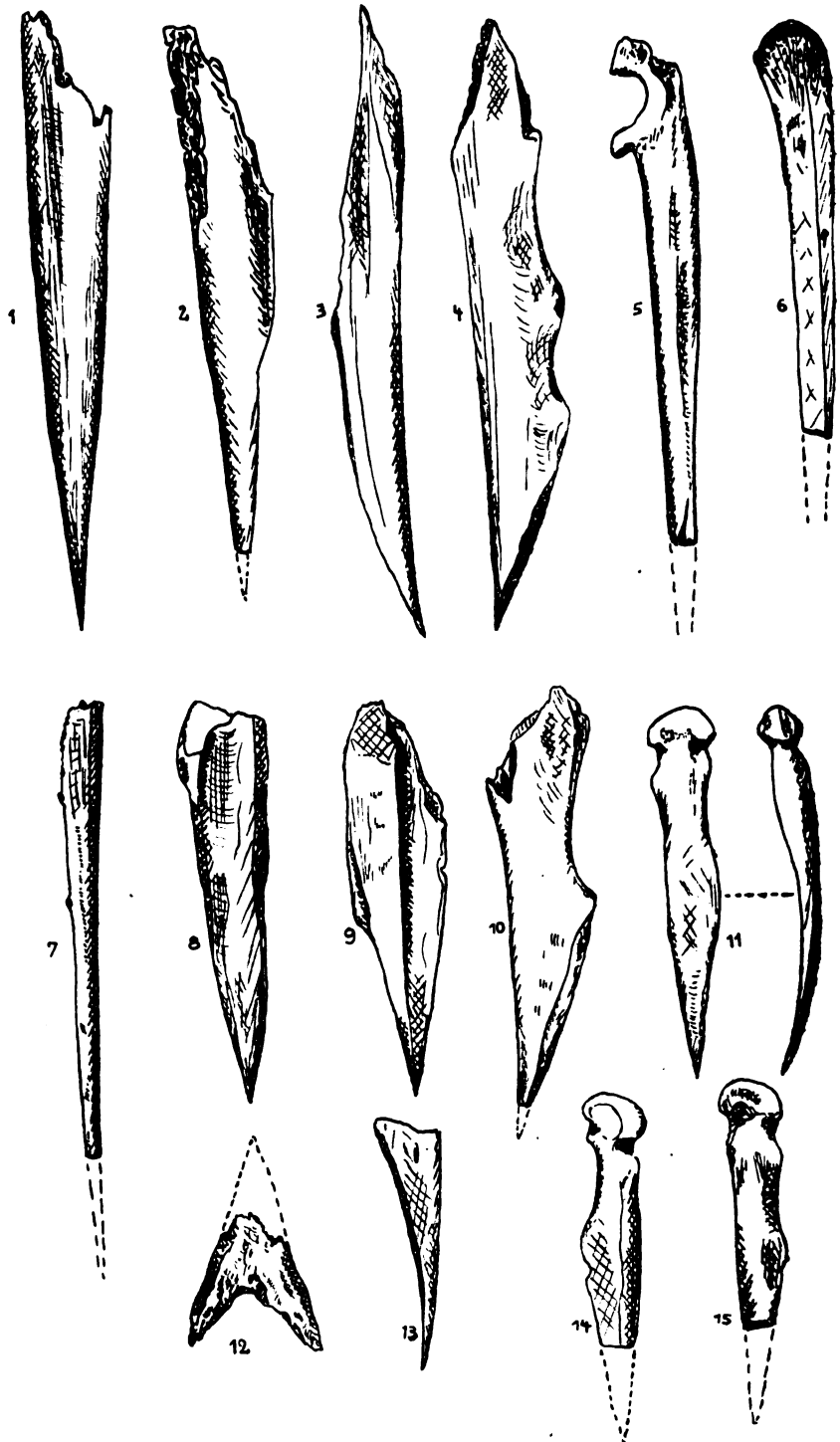



Abb. 7. Knochenwerkzeuge aus dem Hohlen Stein.

Digitized by Google

Einbuchtungen. Abb. 7, 12, zeigt das Bruchstück einer Knochenpfeilspitze mit Widerhaken.

Mehrere Knochenwerkzeuge weisen typische Ähnlichkeit mit den Knochengeräten aus der Bilsteinhöhle auf (s. Abb. 3: „Knochengeräte aus der Kulturhöhle I des Bilstein bei Warstein i. W." in dem Aufsatz „Altsteinzeitliche Funde aus West-

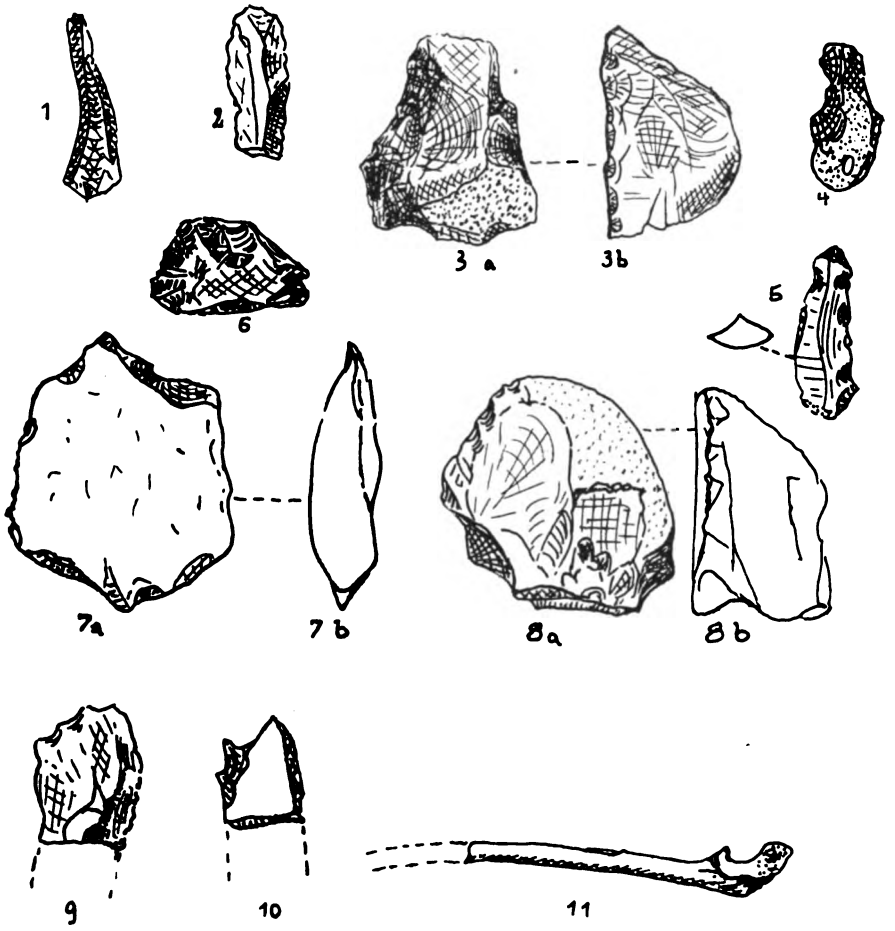



Abb. 8. Steinwerkzeuge.
Fundstellen: 1. Am Stein. 2. Hüding. 3—5. Bahnhof Altenrüthen. 6—8. Römerlager Kneblinghausen. 9—10. Schnöpers Hol. 11. Knochen, Schnöpers Hol.

falen" von Julius Andree, im Mannus, Bd. 19, Heft 1/2, 1927). Die Pfriemen und Nadeln, Abb. 7, 3, 5, 7, 11, 14 u. 15, sind die gleichen wie die in der Bilsteinhöhle gefundenen. Auch die Feuersteinwerkzeuge haben z. T. gleiche Formen wie die aus der Bilsteinhöhle (S. 89 im Mannus, Jg. 1927).

Die bisherigen Funde sind dem Magdalénien zuzurechnen. Es ist zu erwarten, daß eine systematische Durchforschung weitere Funde zutage fördert. Eine solche ist geplant und bereits in die Wege geleitet.

* * *

Digitized by Google

Als eine weitere Kulturhöhle konnte ich eine Höhle „Schnöpers Hol", etwa 600 m flußabwärts vom „Hohlen Stein", nachweisen. Sie liegt in der Mitte zwischen dem „Hohlen Stein" und dem „Hohen Stein" und hat ihre Öffnung nach SW zur Lürmecke. Der größte Teil der Höhle ist eingestürzt. Das Gestein ist hier sehr zerklüftet, die Klüfte sind keilförmig (Breitseite der Keile nach unten), so daß dauernd Blöcke nachstürzen. Das Betreten der Höhle ist daher gefährlich. Manche Spalten führen tief ins Gestein, sind aber auch verstürzt und nicht gangbar. Der ehemalige Boden der Höhle ist darum nirgends zu erkennen und mit mehreren Metern Abraum bedeckt. Die noch vorhandene Höhle mißt 6 m Breite, 4 m Tiefe und 2 m Höhe. Der ganze vordere Teil ist eingestürzt. Die Einsturzmassen bedecken als Halde den Abhang bis zum Bachbett der Lürmecke. Vor der Südwand, am ehemaligen Höhleneingang fanden sich in einem Spalt in etwa 60 cm Tiefe Holzkohlenreste, ein Feuersteinsplitter (Abb. 8, 10), etliche Knochensplitter, ein halber Unterkiefer von Cervus elaphus und Canis vulpes. Abb. 8, 11, hat Ähnlichkeit mit Funden aus dem „Hohlen Stein". Ein weiteres Klingenbruchstück (Abb. 8, 9) wurde in etwa 50 m Entfernung von der Höhle gefunden. Leider machen die großen Mengen Abraum eine systematische Durchgrabung zu kostspielig und zu schwierig. Es scheint sich bei dieser Höhle um eine Bruderstation vom „Hohlen Stein" zu handeln.

Vereinzelt wurde noch gefunden eine Klingenspitze (Abb. 8, 1) auf der Höhe „Am Stein", nördlich der Lürmecke.

Aus der Nähe der Stadt Rüthen auf dem Hüding, etwa 700 m nordwestlich vom Eingangstor (Hachtor) stammt das Messerchen Abb. 8, 2. Die Feuersteinwerkzeuge Abb. 8, 3—5, fand ich auf einem Acker 700 m nördlich der Möhnestraße im Kitzelbachtal zwischen Rüthen und Altenrüthen, ebendort ein dickes Scherbenstück eines Tongefäßes (Halsstück), aus feinem Ton gebrannt. Hier wie auch beim Römerlager Kneblinghausen, 1 Stunde von Rüthen, handelte es sich wohl um Freilandstationen. Im Römerlager wurden gefunden 1 Diskusschaber (Abb. 8, 7) und 2 Hochschaber (Abb. 8, 6 u. 8). Da die Ackerstücke der letztgenannten Fundstellen mit Frucht bestanden waren, konnten sie noch nicht genauer abgesucht werden.

Bezüglich der Herkunft des Feuersteinmaterials wäre noch zu bemerken, daß die Gletscher der Eiszeit den östlichen Teil des Haarstranges nicht überschritten haben. Die Endmoränen liegen mehrere Kilometer nördlich vom Kamm der Haar. Das Möhnegebiet blieb also frei von glazialen Ablagerungen. Das begehrte Feuersteinmaterial mußte darum erst viele Kilometer weit aus nördlichen Gebieten herangeholt werden. Seine Seltenheit bewog auch wohl dazu, viel Geräte aus Knochen zu verfertigen (s. Abb. 7).

Das Ergebnis der weiteren Forschungen wird später an dieser Stelle ebenfalls veröffentlicht werden.

Nachwort: Herrn Lehrer Henneböle, Rüthen i. W., gebührt das unzweifelhafte Verdienst, als erster auf die alte Siedlungsstätte im „Hohlen Stein" bei Warstein i. W. hingewiesen und dort Untersuchungen vorgenommen zu haben.

Die Schürfe, die Herr Henneböle in der Höhle ausgeführt hat, beschränken sich auf die oberste humose Lage. Eine derartige humose Schicht ist fast stets in den Sauerländer Höhlen anzutreffen, und man kann auch meistens annehmen, daß diese Schichten sich nicht mehr in ungestörter Lagerung befinden. Ein typisches Beispiel dafür ist die Balver Höhle, wo sich in der obersten, der Kulturschicht, Neolithikum und Magdalénien gemischt vorfanden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Verhältnisse im „Hohlen Stein" ähnliche sind. Herr Henneböle betont mit Recht, daß ein Teil der Stein- wie der Knochenwerkzeuge aus dem „Hohlen Stein" mit den

Digitized by Google

von mir aus der Bilsteinhöhle bei Warstein i. W. beschriebenen Magdalénien-Artefakten übereinstimmt. So kann man die Feuersteinwerkzeuge Abb. 4, Abb. 5, 1—3 5, 6—11, 13 u. 14, und Abb. 6, 1—3 u. 10—13, ebenso wie die Knochenwerkzeuge Abb. 7, 1, 3, 8, 9, 11 u. 13—15, wohl unbedenklich dem Magdalénien zurechnen Wahrscheinlich sind auch Abb. 7, 2, 4—7 u. 10, als Artefakte anzusehen. Abb. 7, 12 dagegen ist lediglich ein Knochensplitter. Es muß jedoch stets dabei berücksichtigt werden, daß die Fundschicht auch Neolithikum enthält; beweisend dafür ist die kleine Pfeilspitze Abb. 6, 4. Herr Henneböle selbst erwähnt auch Funde von Topfscherben.

Genaueres über die beiden Höhlen an der Lürmecke wird sich erst nach umfassenden Ausgrabungen sagen lassen. Die anderen angeführten Funde, bei denen es sich um Oberflächenfunde handelt, entziehen sich z. Zt. noch völlig der Beurteilung.

Digitized by Google

# Ein paläolithisches Artefakt (?) aus dem Saaletal bei Weißenfels.

Von Georg Sänger, Weißenfels.

Mit 1 Abbildung und 1 Profil.

---

Bei geologischen Untersuchungen an der Saalehauptterrasse der Umgebung von Weißenfels fand ich in den Weihnachtstagen 1925 einen Feuerstein mit einer nach meiner Auffassung außerordentlich fein bearbeiteten Kante. Er wurde anstehenden diluvialen Schichten entnommen, ist also, wenn er sich tatsächlich als Artefakt erweisen sollte, mithin bestimmt paläolithen Ursprungs.

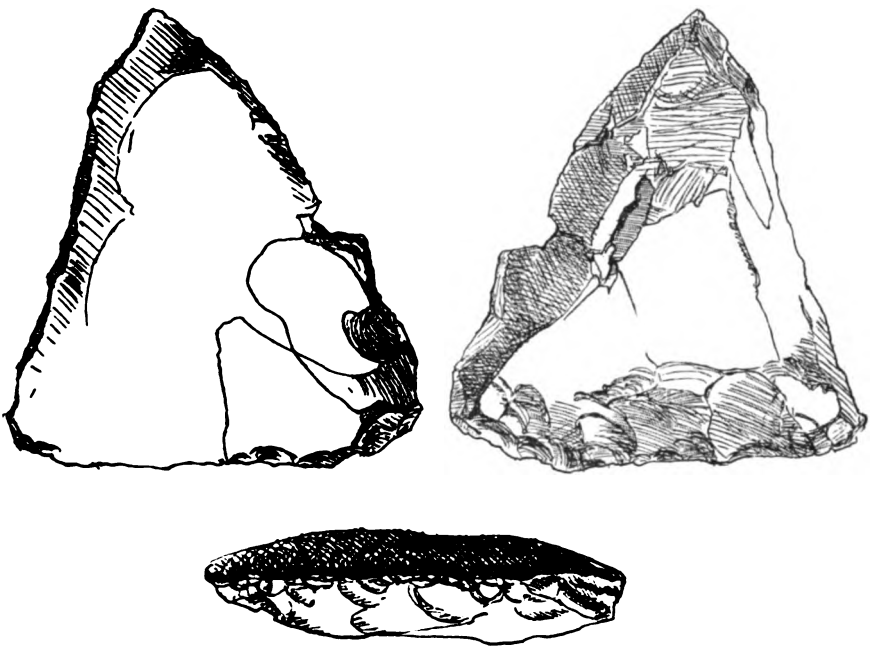
Wie beigefügte, in natürlicher Größe wiedergegebene Zeichnung erkennen läßt, hat das Stück die Form eines gleichschenkligen Dreiecks mit einer Schenkellänge von etwas über 6 cm. Die 5 cm lange Basis zeigt die Bearbeitung. Sie ist in der Weise erfolgt, daß zuerst von dem 1,5 cm dicken Stein nach einer Seite hin einige größere flachmuschelige Splitter entfernt wurden und hierauf von den so gebildeten Bruchflächen kleinere Absplisse (rechte obere Zeichnung). Die dadurch hervorgerufene scharfe Kante ist besetzt mit den Narben einer großen Zahl winzigster Absprengungen. Im Gegensatz zur Vorderseite hat die Rückseite keinerlei Bearbeitung. Einige kleine Absplitterungen dieser Seite zeigen in ihren Narben die Negative kleiner Schlagkegel, wohl ein Zeichen dafür, daß sie dem Gebrauch dieses Gerätes ihre Entstehung verdanken. Dort, wo sie sitzen, ist die Schneide etwas angegriffen. In der Abbildung (links oben) sind zwei flache Absplitterungen der Rückfläche viel zu stark betont, sie ist in Wirklichkeit recht glatt und ziemlich gewölbt. Die Wölbung weist darauf hin, daß das Stück von einem größeren Feuerstein abgeschlagen und dann bearbeitet wurde.

Um ein Zufallsprodukt kann es sich meiner Meinung nach kaum handeln, sonst müßten die Absplitterungen nach beiden Seiten der Kante erfolgt sein, denn daß ein auf diese Weise durch natürliche Vorgänge bearbeiteter Stein nachträglich mathematisch genau in der erzeugten Kante springen sollte, ist wohl kaum anzunehmen. Auch sind die Absplitterungen von ganz anderer Art, als wie sie durch Druck im Eis oder in Moränen an Feuersteinen gebildet werden. Solche Druckstellen weist übrigens das Stück an der schmalen Seitenfläche des einen Schenkels auf, sind aber in den beiden Aufsichten nicht zu erkennen.

Gefunden wurde es in einer jetzt leider vollständig eingeebneten Kiesgrube südlich des Dorfes Storkau, der Stadelmannschen Grube. In diesem eine Stunde nordwestlich von Weißenfels liegenden Aufschlusse (siehe Profilzeichnung) fand sich als Liegendes ein sandreicher Saalekies mit zahlreichen Schalen von Ancylus

Digitized by Google

fluviatilis Müll. und Limnaea (Radix) ampla heldi Clessin. Über diesem stark erodierten Flußschotter folgte 0,40 Feinsand in Diagonalschichtung, nach Süden hin auskeilend, sodann 0,60 m grünlich-grauer Ton in Wechsellagerung mit Feinsand und schließlich eine wenig mächtige Schicht Sand mit zahlreichen Schnecken- und einigen Muschelschalen. Von Norden her legte sich über diese sandigen Bildungen in abnehmender Mächtigkeit ein lößartiges Feinmaterial, das ungefähr in der Mitte des Aufschlusses auskeilte und nur noch in seiner Fortsetzung einige kleinere Reste unter den hangenden Schichten aufwies. Aus diesem Löß, und zwar aus dem auskeilenden Ende, dort wo es infolge einer Stauchung etwas nach oben aufgewölbt war, stammt der Feuerstein. Über diesen Löß und nach Süden über den



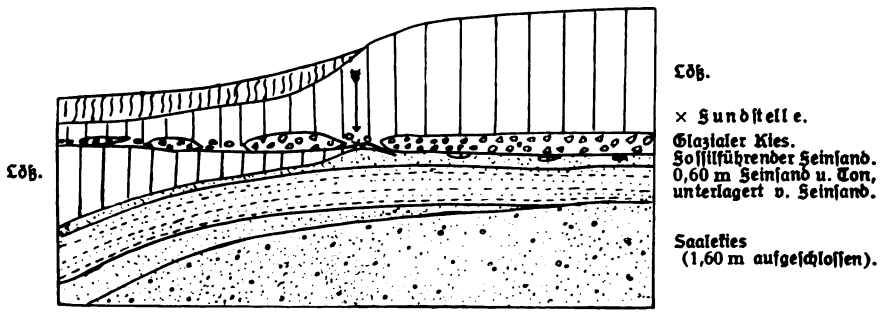
konchylienreichen Sand breitete sich in einigen Linsen ein grober Kies, der durch seinen Reichtum an Feuersteinen und nordischen Eruptivgesteinen, sowie silurischen Geschieben und siluvischen, kretazischen und tertiären Petrefakten sich als glazialer Kies auswies. Starke Abrutschungen, die späterhin zur Einebnung der Grube führten, schlossen den glazialen Kies im Winter 1925/26 weiterhin gegen die Höhe auf und zeigten ihn in zusammenhängender Decke von 0,50 m Stärke über den älteren Schichten. Abgeschlossen wurde das Profil durch mehr als 2 m reinen, nicht umgelagerten Löß.

Die Deutung dieses Profils habe ich in einer Arbeit, die in den „Beiträgen zur Geologie von Thüringen", Bd. I, Heft 6 erscheint, versucht. Hier nur das Notwendigste! Der an Schnecken- und Muschelschalen reiche Sand unter dem glazialen Kies stimmt nach Höhenlage und einem Teil des Fossilgehaltes mit der die Saalehauptterrasse abschließenden Auebildung einer benachbarten Grube so weit überein, daß man in ihm eine gleichzeitige Bildung sehen kann. Dann muß der glaziale Kies und der am Nordflügel zwischen beiden liegende Löß dem 2. Vorstoß der

Digitized by Google

sogenannten zweiten norddeutschen Vereisung angehören, da die Reste des 1. Vorstoßes in der weiteren Umgebung von Weißenfels der Terrasse eingelagert sind.

Das Artefakt (?) selbst möchte ich aber nicht diesem Zeitabschnitt zuweisen, ich halte es für jünger, und zwar aus folgendem Grunde: Es lag in der obersten Partie des auskeilenden Lösses an einer Stelle, über der der überlagernde glaziale Kies fehlte. Dieser Kies ist offenbar in dem der zweiten norddeutschen Vereisung folgenden Riß-Würminterglazial erodiert und an seinem Rande in einzelne Zungen aufgelöst worden, zwischen denen sich Wasserrinnen bildeten. Dem diluvialen Menschen lieferte der oberflächlich liegende Kies in seinem Feuersteinreichtum willkommenes Material zur Werkzeugfabrikation. Ein solches Instrument ging verloren und




gelangte zwischen zwei Kieszungen (Kieslinsen des Profils) auf und in den darunter liegenden Löß.

Der das Profil abschließende, über 2 m mächtige Löß ist nur ein Rest einer weit stärkeren Überdeckung, steht er doch gegen den Berg hin und am gegenüberliegenden Hange des nord-südlich ziehenden Tälchens in über 4 m Mächtigkeit an. In ihm ist eine Ablagerung der Würmeiszeit zu sehen, die ja mit ihren Eismassen das Saaletal selbst nicht erreicht hat.

Setzt man mit W. Soergel die Bildung eines Lösses in die Vorstoßphase des Gletschers, so hat die zeitliche Einordnung des Artefakts — trotz Einbettung in glaziale Bildungen der Rißeiszeit, für die ja eine Begründung gegeben wurde — in das Riß-Würminterglazial zu erfolgen.

Zu bedauern ist nur, daß die Fundstelle heute nicht mehr zugänglich ist, es hätte dort wohl noch mancher Fund gemacht werden können, ließen doch zahlreiche Feuersteinsplitter, die ich früher als Trümmerstücke aus dem glazialen Kies ansah, auch den Schluß auf eine Verarbeitung des Feuersteinmaterials an Ort und Stelle zu.

Digitized by Google

# Eine Fundstätte mikrolithischer Kultur bei Holzminden a. Weser.

Von Curt Sauermilch.

Mit 42 Abbildungen im Text.

---

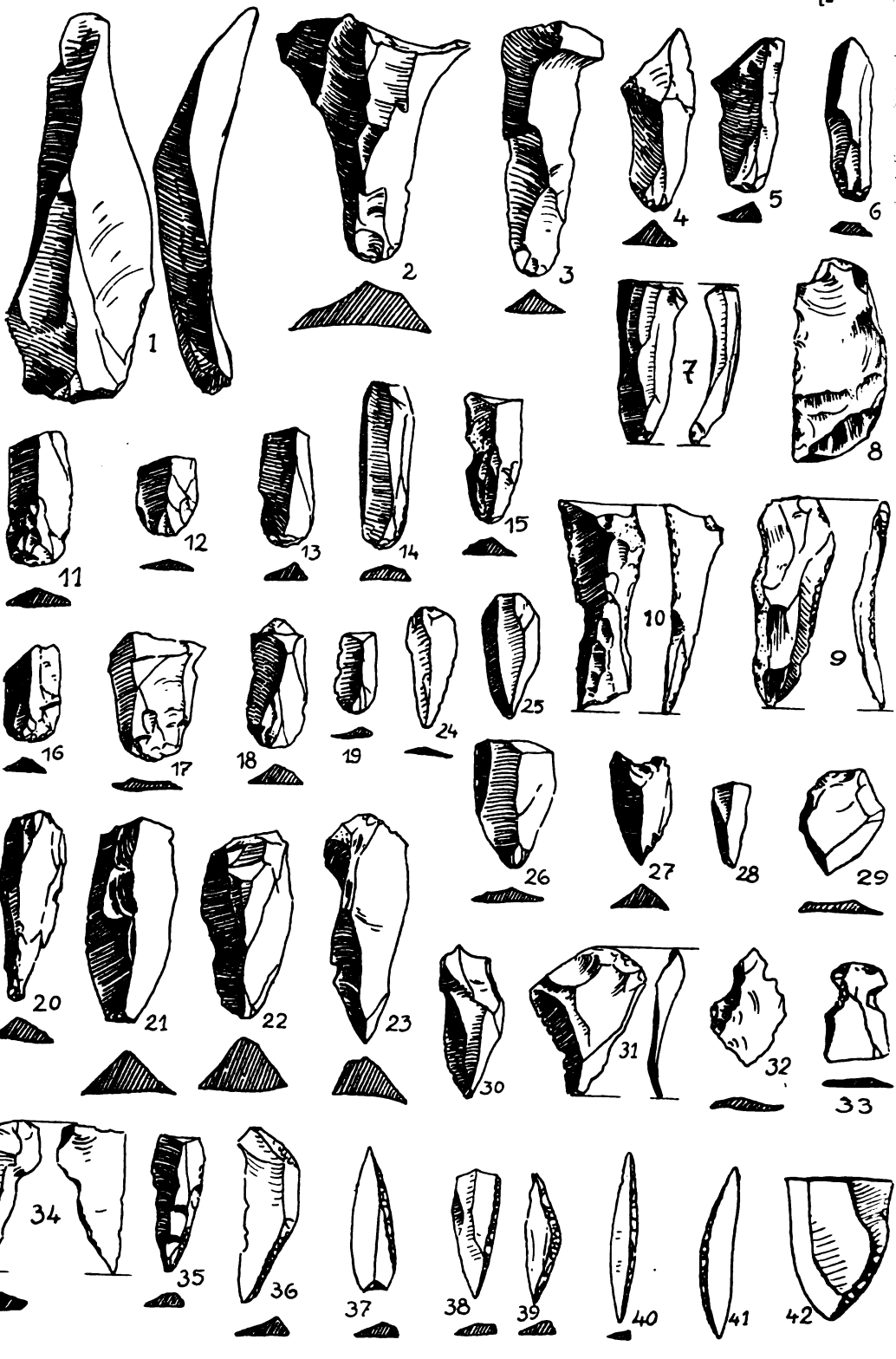
Als letztes Aufleuchten paläolithischer Kultur tritt verstreut in ganz Europa eine Art der Silexbearbeitung auf, die so abweichend von den sonst gewohnten Typen der steinzeitlichen Industrie ist und deren Funde durch ihr nur sporadisches Auftreten die Augen des Sammlers immer wieder auf sich ziehen. Es handelt sich um die sogenannte Mikrolithenkultur, deren Erzeugnisse, wie ihr Name sagt, durch ihre Winzigkeit verblüffen. Nach einem Fundorte dieser kleinen Artefakte bei Fère-en-Tardenois im Departement Aisne hat Adrien de Mortillet die Technik als Industrie tardenoisienne bezeichnet. In den Kjökkenmöddingern sind die zierlichen Werkzeuge neben Stücken normaler Größe ebenfalls gefunden worden. Im Harzvorland und Thüringen lassen sich verschiedene Fundstellen nachweisen, aber immer sind diese Fundstätten vereinzelt und die kleinen Geräte werden neben Stücken üblicher Größe gefunden.

Zeitlich blühte diese Kleinindustrie in der Übergangszeit vom Jungpaläolithikum zum Mesolithikum und während diesem und es ist erstaunlich, wie bestimmte Typen in örtlich weit voneinander getrennten Fundstellen wiederkehren. Das Weimarer Museum besitzt solche Funde sowohl aus dem Moustérien und Aurignacien von Ehringsdorf wie von französischen Fundstätten, also aus der Übergangszeit des Alt- zum Jungpaläolithikum. Im Magdalénien sind sie nachgewiesen worden und reichen bis in die Zeit der dänischen Kjökkenmöddinger und deren portugiesischen Parallelvorkommen, des Campignien Ausgangs des Mesolithikums. Aber, wie schon gesagt, treten die mikrolithischen Funde selten rein auf, meist sind es wohl Nebenerzeugnisse, die durch retuschierendes Behauen abgeschlagener Flintscherben zu Werkzeugen zum Bohren, Kratzen und Gravieren gestaltet wurden und die meist neben größeren Geräten untergeordnet auftreten.

Eine Fundstelle, die lediglich diese Mikrolithenkultur übermittelt, liegt am Köterberg, einem markanten Kegel im Gebiet der mittleren Oberweser. Wenn diese Fundstelle und ihre Ausbeute hier ausführlicher beschrieben werden, so geschieht es deshalb, weil eben jeder Mikrolithenfund nicht lediglich lokale Bedeutung hat, sondern die Veröffentlichung eines solchen immer wieder ein Baustein sein kann für das Gesamtgebäude des Wissens über diese noch etwas dunkle Kultur, und weil in der Umgebung Holzmindens vorgeschichtliche Funde überhaupt selten sind, so daß der Fundstelle größere Bedeutung zukommt.

Der Köterberg, ein auf seiner Kuppe kahler Keuperberg, überragt das Muschelkalkplateau 10 km westlich Holzmindens a. d. Weser. Etwas unter dem Gipfel des Berges entspringt an dessen Osthang eine Quelle, in deren Umgebung in einem Radius von etwa 100 m die Silexgeräte mit massenhaften gestaltlosen Absplissen

Digitized by Google




Digitized by Google

und Splittern auf den Feldern gefunden wurden. Von besonderer Bedeutung ist gerade das Vorkommen der Arbeitsabfälle, ist es doch ein Nachweis, daß an der Stelle längere Zeit Feuersteinbearbeitung stattgefunden hat, daß also die Stelle besiedelt gewesen ist. Das Wesertal dieser Gegend ist im allgemeinen recht arm an Aufenthaltsnachweisen des vorgeschichtlichen Menschen. Das ist verständlich, wenn man in Betracht zieht, daß durch das bis in die Hamelner Gegend vorgedrungene nordische Eis die Weser gestaut wurde und nun, vielfach mäandernd, ein breites, sumpfiges, jedenfalls unwirtliches Tal schuf, dessen Hänge ebenfalls nur spärlich von Menschen bewohnt waren. Die Fundstelle am Köterberg soll schon vor mehreren Jahrzehnten bekannt gewesen sein. Näheres darüber ist nicht zu ermitteln; nach der relativen Fülle des Materials kann sie aber nicht ernstlich abgesucht worden sein.

Da das Eis nicht bis in unsere Gegend vorgedrungen ist, kommen auch keine Feuersteine vor und das hier verarbeitete rauchgraue Silexmaterial wird vermutlich aus der Gegend nördlich Hameln eingeführt worden sein. Fast alle Funde besitzen eine weiße bis bläulichweiße Verwitterungsrinde von etwa ½ mm Stärke; viele Stücke sind durch Feuereinwirkung rissig.

Neben den vielen gestaltlosen Splittern und Abfällen finden sich zwei Hauptgruppen von Werkzeugen, in die sich, durch Ineinanderübergehen verbunden, die einzelnen Geräte einreihen lassen: das sind gröbere bis feinere Meißel und Schaber einerseits und Gravierstichel andererseits. Alle diese Werkstücke dürften hauptsächlich der Knochenbearbeitung und Gravierung gedient haben, einer Technik, die ja in dieser Periode ihren Höchststand hatte. Neben den feiner bearbeiteten Stücken finden sich auch viele zufällig entstandene Absplisse ohne jede Bearbeitung, die auch starke Benutzungsspuren zeigen; es wird sich hierbei um Ersatzwerkzeuge handeln, die eben mal gelegentlich zu einer gröberen Verrichtung in die Hand genommen wurden. Die kräftigen Meißel (Abb. 1—3), die auch wohl mehr für zurichtende Arbeit gebraucht wurden, sind nur ganz oberflächlich geschlagen, ohne sonderliche Retuschierung meist von △ Durchschnitt, höchstens am Gebrauchsende durch leichte Absplisse zugeschärft. Bei vielen ist das Gebrauchsende abgebrochen; wo es erhalten ist, sind frühere sonst scharfkantige Benutzungsspuren durch weiteren Gebrauch stumpf gerieben. Es gibt hierbei kräftige Formen, vereinzelt 6:3,5 cm Länge und Breite (Abb. 1). Das der Arbeitskante entgegengesetzte Ende ist immer unbearbeitet und wird bei seiner zackigen Gesteinskante sicher durch Fellumwicklung oder Schäftung geschützt gewesen sein. Unter den häufigeren kleineren Formen der Meißel von durchschnittlich 3 cm Länge und 1—1½ cm Breite sind die meisten schon besser bearbeitet (Abb. 4—7, 10). Der bei den groben Typen stehengelassene Mittelgrat ist oft abgesprengt, das Gebrauchsende durch Retusche abgeflacht und gleichmäßiger gerundet. Wo eine spärliche Flächenretusche versucht wurde, bedeckt sie nur das untere Ende des Werkzeugs auf der Oberseite, die durch das Abspringen vom Kernstück ja an sich schon glatte Unterseite ist bei allen Werkzeugen ohne Retusche. Die Verwendung als Meißel scheint aus dem Umstande hervorzugehen, daß viele Stücke an der Arbeitskante abgesprungen oder beschädigt sind, in einer Weise, die auf eine Benutzung durch Schlagen oder Stoßen auf einen festen Körper (Knochen, Geweih) schließen läßt. Die überwiegende Anzahl der hierzu verwandten Flintspäne ist so abgeschlagen, daß der Schlagbuckel an der Unterseite des Gebrauchsendes liegt.

Im Prinzip dieselben Formen, aber noch zierlicher und viel flacher, sind die Schaber (Abb. 11—19). Es sind hier Übergangsformen da, die wohl als Meißel, wie auch als Schaber gebraucht werden konnten, immerhin scheint die Benutzung dieser zarten Gerätchen nicht eine so kräftige gewesen zu sein, da abgesprungene Gebrauchskanten nicht so häufig sind und die meist recht dünnen Spänchen eine meißelartige Benutzung wohl kaum aushalten würden. Der Querschnitt ist recht



Digitized by Google

flach, oft noch durch Absprengen des Grates besonders abgeflacht, die Bearbeitung des schneidenden Endes oft sehr zierlich, die Retuschen etwa ein Drittel der Gesamtlänge bedeckend (Abb. 11, 12, 14, 16). Diese Kleinwerkzeuge waren sicher geschäftet; denn Ausprünge der beiderseitigen Schneiden sind immer nur im unteren Teil zu bemerken. Die Größe meiner Stücke ist 20—30 mm Länge bei 5—14 mm Breite, die Stärke selten über 4 mm. Bei diesen Größenangaben bleibt aber zu berücksichtigen, daß viele Funde abgebrochen, und zwar nach dem Befunde der Oxydation schon in der Herstellungszeit zerbrochen sind, was bei der Zartheit der Stücke kein Wunder ist. Etwas aus dem Rahmen fallen zwei messerartige Schaber (Abb. 8 und 9). Die Arbeitskante des größten ist durch außerordentlich feine Retuschierung zierlich gerundet; bei dem anderen ist eine Schneide herausgearbeitet und der Rücken durch die stehengelassene Feuersteinrinde gebildet.

Eine Form von für unsere Fundstelle untergeordneter Bedeutung sind die Spitzmeißel, vielleicht auch zum Bohren gebraucht (Abb. 20—23). Es sind kräftige Steinsplitter von △ Querschnitt, mit scharfer Spitze, an letzterer oft kräftige Gebrauchsspuren.

Eine Verflachung dieser Werkzeuge durch Wegschlagen des Grates bei kleineren Gesamtausmaßen führt zu den Graviersticheln (Abb. 24—31). Diese bestehen aus einem scharfen Span mit dem Schlagkegel an dem der Spitze entgegengesetzten Ende. Der Mittelgrat ist wie bei den Schabern meist entfernt. Diese zweischneidigen Stichel zeigen oft Benutzungsspuren in Gestalt kleiner Ausprünge; Retuschen sind kaum vorhanden. Auch hierbei muß unbedingt an Schäftung gedacht werden.

Das besonders große und kräftige Werkzeug dieser Gruppe (Abb. 20) besitzt recht merkbare Abnutzungsspuren an der Schneide, die Spitze scheint durch Retuschierung nachgeschärft zu sein. Ein besonders breiter Stichel ist in Abb. 31 wiedergegeben; er ließe auch an einer Pfeilspitze denken; jedenfalls ist er das einzige Stück dieser Form. Zur Blattform führende Retusche besitzen die überaus zarten Stücke Abb. 32 und 33. Die schönsten Formen finden sich bei den feinen, spitzen, messerartigen Sticheln (Abb. 34 bis 39). Der Span ist durch einen günstigen Schlag abgesprengt, der eine scharfe Kante und sehr scharfe Spitze zeitigte. Der Rücken ist durch überaus feine, senkrecht zur Klingenfläche geführte und dicht nebeneinander stehende Schläge abgedrückt. Die Schönheit und Ebenmäßigkeit dieser Rückenretusche kommt erst bei Betrachtung des Stückes mit der Lupe so recht zur Geltung. Diese Messerchen werden bei ihrer Winzigkeit unbedingt geschäftet gewesen sein, ihre Führung wird aber einen Druck des Fingers auf den Messerrücken bedingt haben, wofür dessen sorgsame Abplattung spricht. Jedenfalls waren es Werkzeuge zur Bearbeitung und Gravierung von Knochen, zum Schnitzen von Knochenpfriemen und Nadeln. An dem Stück, Abb. 34, ist der Rücken durch eine flache Steinkante gebildet und dafür auf der Unterseite eine Schneide sorgsam anretuschiert, das einzige Stück mit Bearbeitung der Unterseite. Es ist bezeichnend, daß die gleichen Formen auch in anderen Gegenden gefunden werden. Die Abb. 40 zeigt ein Messer aus La Lauselle (Städt. Museum Weimar, aus dessen Katalog diese Zeichnung genommen ist) und die Abb. 41 und 42 bilden Funde aus Tardenois ab, Wiederholungen aus „Der Mensch zur Eiszeit in Europa" von Dr. L. Reinhardt. Ich habe diese Parallelbeispiele angeführt, um die schlagende Ähnlichkeit mit unseren Fundstücken darzutun.

Ich habe diese Funde so ausführlich besprochen, um auf diese zierliche Kleintechnik noch mehr das Augenmerk zu lenken und anzuregen, Einzelfunde oder gar Nachweise stattgehabter Siedelung, wie im vorliegenden Falle, zu buchen und auf jeden Fall derartige Funde der Öffentlichkeit zur Kenntnis zu bringen.

Digitized by Google

# Zur Südgruppe der Trichterbecher.

Von Karl H. Marschalleck, Tübingen.

Mit 7 Abbildungen.

---

Im Neolithikum des nordischen Kulturkreises und seinen nächstliegenden Strahlungsgebieten läßt sich eine keramische Gruppe herausondern, die von Kossinna zuerst als Trichterrandbecher, später als Trichterbecher bezeichnet wurde. Diese Gruppe wurde von Kossinna[1]) zuerst näher untersucht und in vier Untergruppen eingeteilt, die Nordgruppe, Westgruppe, Ostgruppe und Südgruppe, von denen letztere zweifellos die größte Problemstellung hinsichtlich ihrer stilistischen und kulturellen Zugehörigkeit aufweist und aus diesem Grunde besonderes Interesse verdient. Die vorliegenden Zeilen sollen keine Bearbeitung des Stoffes bringen, sondern neben der Veröffentlichung einiger neueren Funde nur eine Stellungnahme zu den bestehenden Ansichten über Entstehung und Zusammensetzung der Südgruppe.

Zunächst sind drei, bisher noch unveröffentlichte Trichterbecherfunde aufzuführen.

1. Köthen[2]) (Stadtkreis), Städt. Museum Köthen.

Der Becher (Abb. 1) stammt aus dem Köthener Stadtgebiet und wurde bei Ausschachtungsarbeiten an der Ecke der Friederiken- und Zimmerstraße gefunden. Er lag angeblich in 50 cm Tiefe neben einem Hockerskelett, das leider zerschlagen wurde. Das Stück ist nur 9,5 cm hoch und von schwarzgrauer bis braungelber Farbe. Unter dem Halse befindet sich ein deutlich abgesetzter schwacher Knick.

2. Werdershausen[3]) (Kreis Köthen), Sammlung W. Götze.

In einer „Abfall- oder Herdgrube" westlich vom Dorf fand Herr W. Götze die Scherben eines Trichterbechers, der sich bis auf den fehlenden Unterteil wiederherstellen ließ (Abb. 2). Die Scherben lagen sorgfältig übereinandergepackt in der Grube (×), deren Profil Abb. 3 zeigt. In der dunklen Grubenfüllung befanden sich rotgebrannte Lehmbrocken (vielleicht Hüttenbewurfsstücke) und im unteren Teil eine unregelmäßige Lage angekohlter Feldsteine, unter denen in der linken unteren Ecke die Scherben des Bechers lagen. Der Becher besitzt wie der vorige einen deutlichen Absatz unter dem Halse und außerdem zwei sich gegenüberstehende kleine senkrechte Wülste unter dem Knick, wie der Becher von Wolfen (Kr. Bitterfeld)[4]), Museum Zerbst, dem er auch in der Form sehr nahe steht. Die Farbe ist dunkelbraun mit ledergelber Flammung; Höhe etwa 19—20 cm.

---

[1]) „Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher", Mannus Bd. XIII, S. 13ff.

[2]) Abbildungen und Fundbericht dieses und des folgenden Bechers verdanke ich einer freundlichen Mitteilung des Herrn Kreiskonservators Kapellmeister W. Götze-Köthen.

[3]) Das Exemplar ist bei Kossinna bereits erwähnt (a. a. O. S. 40).

[4]) Mannus III (1911), S. 234, Abb. 3. Fundort eigentlich Greppin, vgl. die Berichtigung von O. F. Gandert in Mannus, V. Erg.-Bd. S. 141.



Digitized by Google

3. Gollwitz (Kr. Zauch-Belzig), Staatsmuseum Berlin.

Durch die dankenswerte Aufmerksamkeit des Herrn Gutsbesitzer Sydow in Gollwitz a. d. Havel wurde der Becher schon vor einigen Jahren in einer Kiesgrube gefunden. Er gelangte im vorigen Jahre zunächst in meine Privatsammlung und von dort in das Staatsmuseum zu Berlin. Die Fundstelle liegt etwa 300 m östlich vom Dorf unmittelbar links vom Wege am Rande der Havelniederung. In der dortigen Kiesgrube fiel der Becher nach Angaben des Finders beim Kiesabfahren aus einer schwarzen Schicht in ungefähr einem halben Meter Tiefe heraus. Irgendwelche Beifunde wurden nicht beobachtet. Bei einer Besichtigung der Kiesgrube, die sich allerdings

Abb. 1. Köthen. 1/5.

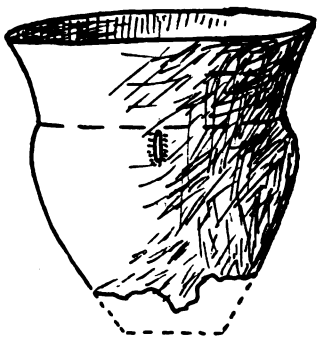


Abb. 2. Werdershausen. 1/5.

seitdem bedeutend erweitert hatte, konnte ich noch eine schwache Kulturschicht mit wenigen atypischen Scherbenresten in 40 cm Tiefe feststellen. Etwa 50 m westlich wurde im vorigen Jahre ein Grab der Havelländer Kultur zerstört, das wahrscheinlich mit dem Trichterbecherfund in Zusammenhang steht. Nach Angaben befand sich ein großes Gefäß, das „Knochen" enthielt, mit mehreren kleineren umstellt in einer Steinpackung. Erhalten ist nur eine Henkeltasse mit breitem

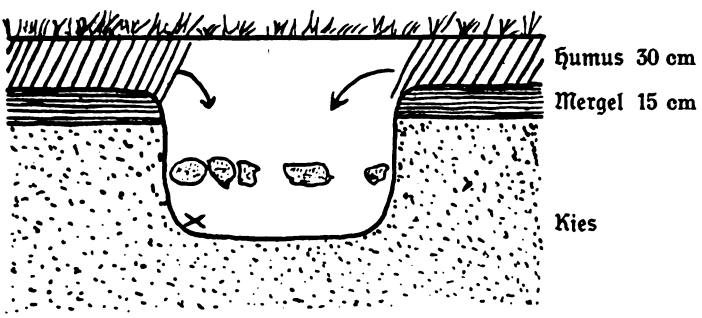



Abb. 3. Werdershausen. Profil. × Trichterbecher.

Bandhenkel und Winkelstichverzierung. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelte es sich um ein Brandgrab, dessen Zerstörung um so mehr zu bedauern ist, da wir im Havelgebiet bisher noch kein gesichertes Brandgrab der Havelländer-Kultur aufzuweisen haben. Der vollständig erhaltene Becher (Abb. 4) ist 15 cm hoch, sehr schlank gebaut und von braunschwarzer Färbung mit helleren Stellen. Im Gegensatz zu allen anderen Bechern der Südgruppe zeigt er nicht einmal die Andeutung eines Knickes oder Absatzes. Die Wandung verläuft in gleichmäßig geschwungenem Bogen vom Boden bis zum Rande. Dazu kommt eine gänzlich neue Verzierung, die an einem Trichterbecher der Südgruppe, die sonst niemals eingetiefte Ornamente

Digitized by Google

aufweisen, sehr auffallend ist. 4 cm unter dem Rande ziehen sich drei scharf eingeritzte parallele Linien um das Gefäß herum, die von vier gegenüberstehenden, in derselben Art ausgeführten, herabhängenden Fransenpaaren begleitet werden. Zwischen den Fransenpaaren läuft je eine hohlkehlenartig eingetiefte Furche bis auf den Boden des Bechers. Der Boden ist durch je drei sich kreuzende, ebenfalls scharf eingeritzte Linien verziert (Abb. 5).

An dieser Stelle seien noch vier neuere Funde von Trichterbechern der Südgruppe aus Böhmen erwähnt, die in der Zusammenstellung von Kossinna noch nicht genannt sind.

1. Čelakovice bei Brandeis[1]).

Der Becher ähnelt in der Form dem Gollwitzer Exemplar, besitzt aber eine

Abb. 4. Gollwitz. 1/3.

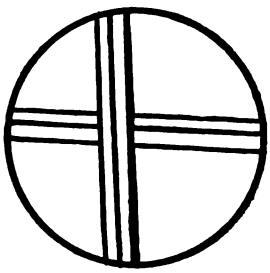


Abb. 5. Gollwitz. Bodenverzierung. Nat. Gr.

deutliche scharfe Einschnürung in der Mitte, die den Knick andeutet. Der Oberteil ist sehr stark ausgeschweift.

2. Nouměřice bei Prag.

Form etwas schlanker als die des Stückes Halberstadt II, von dem ich hier eine neuere Aufnahme gebe (Abb. 7). Deutlicher Absatz.

3. Šlánská hora[2]) bei Šlan.

Großes Vorratsgefäß in einer Höhensiedlung zusammen mit Trichterrandschale, Mondhenkelkrug und Gefäßen mit Fingertupfenleiste gefunden. Form ähnlich dem vorhergehenden, anstatt des Knickes eine leichte Einziehung der Wandung unter dem Rande.

4. Střešovice bei Prag.

Form ähnlich Halberstadt II (Abb. 7). Unter dem Absatz eine halbmondförmige Griffleiste. Höhe 22 cm. Siedlungsfund zusammen mit Trichterrandschale und großen Vorratsgefäßen mit Kerbleiste.

Von den genannten drei deutschen Bechern schließen sich die beiden ersten ganz an die übrigen mitteldeutschen Stücke hinsichtlich ihrer Form und Farbe an. Dem Becher von Werdershausen, steht wie, erwähnt der von Wolfen (Kr. Bitterfeld)

[1]) Die Becher 1—3 sind bei Stocky, La Bohème à l'âge de la pierre, Prag 1924, Taf. XXXII abgebildet, leider ohne Größenverhältnis.

[2]) Die Angaben zu diesem und dem folgenden Becher entnehme ich der soeben fertiggestellten Dissertation von Frl. Goering-Tübingen: „Die jungneolithische Mischkultur in den Sudetenländern und Ostalpen."

Digitized by Google

am nächsten, während der Köthener Becher bereits mehr die Form von Halberstadt I (Abb. 6) zeigt.

Für die zeitliche Ansetzung der mitteldeutschen Trichterbecher der Südgruppe liefern die Siedlungsfunde von Braunsdorf (Kr. Querfurt), deren Veröffentlichung man mit Spannung entgegensehen darf, einen gewissen Anhalt. Niklasson [1]) setzt sie in den Übergang von der Stufe Walternienburg II zu Bernburg I, mit welch letzterer Stufe sie im wesentlichen zeitlich parallel gehen. Zu derselben Ansetzung gelangt Niklasson für sämtliche „nordischen" Trichterbecher Mitteldeutschlands [2]), die er in Übereinstimmung mit Kossinna aus der von Schlesien über Böhmen nach Mitteldeutschland gelangten Jordansmühler Keramik herleitet. Hier stellen also die Trichterbecher, die sowohl in Grabfunden wie in Siedlungsfunden erscheinen, eine relativ junge Erscheinung innerhalb des Neolithikums dar.

Abb. 6. Halberstadt I. 1/5. (Nach Kossinna.)

Abb. 7. Halberstadt II. 1/5.

Der Gollwitzer Becher ist ein ganz echter Vertreter der Südgruppe. In seiner Form schließt er sich ganz an die der Stücke Halberstadt I (Abb. 6) [3]) und Melzow [4]) (Kr. Angermünde) an, ist nur etwas schlanker gebaut und besitzt ein vollständig glattes Wandungsprofil ohne jede Andeutung eines Knickes oder Absatzes. Sein auffallendstes Merkmal ist jedoch die Verzierung. Schauen wir uns innerhalb der neolithischen Kulturen nach einer gleichen oder ähnlichen Verzierung in Form und Technik um, dann kommt zunächst die Walternienburg-Bernburger Kultur in Frage [5]). Dort erscheint eine tief eingeritzte, umlaufende Linienverzierung, am Oberteil des Gefäßes, die mit einem spitzen Gegenstand hergestellt sein muß. Sie tritt zuerst in Walternienburg II auf, um sich bis ans Ende der Bernburger Stufe (Bernburg III) zu halten [6]). Ebenso findet sich die Hohlkehlenfurche, die wir an dem Gollwitzer Stück beobachteten, verschiedentlich in der Walternienburg-Bernburger Keramik, worauf A. Götze [7]) zuerst hingewiesen hat.

[1]) Vortrag auf der Tagung der „Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte" Braunschweig, Mai 1926.

[2]) Studien über die Walternienburg-Bernburger Kultur, Jahresschr. f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder, Bd. XIII, S. 163.

[3]) Kossinna, Mannus II, S. 72, Abb. 41.

[4]) v. d. Hagen, Mannus VII, S. 41, Taf. IV, 16 b.

[5]) Zu der gekreuzten Bodenverzierung (Abb. 5) kenne ich allerdings weder in der genannten Kultur noch in anderen neolithischen Kulturkreisen eine Parallele.

[6]) Niklasson, a. a. O. S. 128 u. Taf. LIII—LVI.

[7]) Prähist. Zeitschr. IV (1912), S. 113.

Digitized by Google

In demselben Maße treffen wir die Verzierung von einfach eingeritzten Linien aber auch in der Havelländer Kultur, deren Wurzeln in der Walternienburger liegen und deren Abzweigung von der Mutterkultur mit Beginn der ersten Bernburger Stufe Niklasson[1]) und Sprockhoff[2]) gleichzeitig und unabhängig voneinander nachgewiesen haben. Ganz ähnliche umlaufende Striche wie bei dem Gollwitzer Becher, der ja aus dem Zentralgebiet der Havelländer Kultur stammt, finden wir z. B. an einem Gefäß aus Schmergow[3]) (Kr. Zauch-Belzig), das ebenfalls herabhängende Fransen trägt. Ähnliche Fransen begegnen uns auch bei den Havelländer Henkeltassen von Schwedt und Dedelow[4]) (Kr. Prenzlau). Ein Scherben aus Bagemühl[5]) (Kr. Prenzlau) zeigt dieselbe Anordnung der Fransenpaare nach Art eines unten offenen Dreieckes wie der Gollwitzer Becher. Auch an einigen typologisch jungen Kugelamphoren[6]) findet sich Fransenverzierung aus einfach eingeritzten Linien, während letztere bei den älteren Gefäßen immer eingestochen erscheinen. Das zeitliche Nebeneinanderhergehen von Havelländer und Kugelamphorenkultur kann bekanntlich durch den Nachweis Sprockhoffs[7]) als gesichert gelten, so daß das Auftreten derselben Verzierungsweise bei beiden Kulturen nicht auffällig erscheint.

Wie oben erwähnt, wurde nur 50 m von der Fundstelle des Trichterbechers entfernt ein Brandgrab mit Havelländer Henkeltassen zerstört. Die erhaltene Henkeltasse mit Winkelstichornament gleicht völlig zwei bei Sprockhoff abgebildeten Stücken von Butzow[8]) (Kr. Westhavelland). Der oben ausgesprochenen Annahme, daß der Trichterbecher mit diesem Grabfund in Zusammenhang steht, kann also, was die zeitliche Stellung anbetrifft, nichts im Wege stehen. Wir besitzen hier einen Trichterbecher der Südgruppe, der auf Grund seiner Verzierung als innerhalb der Havelländer Kultur auftretend und zu ihr gehörig erkannt werden kann. Dieser Umstand bringt eine vortreffliche Bestätigung der von Sprockhoff ausgesprochenen Ansicht, daß der Trichterbecher Süd von Mitteldeutschland aus „gewandert" sei und jedesmal den Stempel der Kultur trage, in die er gerät[9]), was unter anderem an dem Exemplar von Melzow (Kr. Angermünde) gezeigt wird.

Bei der Beurteilung der stilistischen Stellung und damit auch der Entstehung der Südgruppe stehen sich zwei Ansichten gegenüber. Kossinna[10]), der als erster die besondere Stellung der Südgruppe erkannt hat, läßt sie durch Entartung aus der Ostgruppe Schlesiens entstehen, die von da aus in einer langsamen Wanderung als Südgruppe durch Mähren und Böhmen nach Mitteldeutschland gelangt, von wo sie ihre Ausläufer bis in die Mark Brandenburg (Melzow) sendet. Dem steht die Ansicht von Sprockhoff gegenüber, der die von Kossinna angegebene Wanderstraße der Süd- bzw. Ostgruppe ablehnt und im Gegensatz zu einer Entartungserscheinung bei der Südgruppe einen starken Einfluß der westlichen Pfahlbau- und Michelsberger Kultur auf Grund des weichen Profils und des Fehlens von Ornamentik annimmt. Sprockhoff erkennt also die rein nordische Herkunft nicht an,

---

[1]) A. a. O. S. 165.
[2]) Die Kulturen der jüngeren Steinzeit in der Mark Brandenburg, Vorgeschichtl. Forschungen, Bd. I, 4, S. 45.
[3]) Sprockhoff, a. a. O. Taf. 19 h.
[4]) Sprockhoff, Taf. 17 m und 19 g.
[5]) Sprockhoff, Taf. 20 d.
[6]) Sprockhoff, Taf. 43 e und 46 b.
[7]) Sprockhoff, S. 112.
[8]) A. a. O. Taf. 17 g und k.
[9]) A. a. O. S. 10.
[10]) A. a. O. S. 38—40.

Digitized by Google

sucht die Entstehung der Südgruppe in Mitteldeutschland und nimmt erst von dort aus „Wanderungen" in verschiedener Richtung an.

Bei einer Betrachtung der Südgruppe nach rein stilistischen Gesichtspunkten wird man zweifellos zu letzterer Ansicht gelangen müssen, daß hier zwei Faktoren an der Bildung beteiligt sind. Das weiche Profil und die Unverziertheit der Becher erinnert doch zu sehr an die westliche Ware der Pfahlbau- und Michelsberger Kultur und kann wohl kaum als reine Entartungserscheinung aufgefaßt werden, obwohl letztere ebenfalls mitsprechen kann. Bei dieser Betrachtung rückt jedoch die Frage in den Vordergrund, an welcher Stelle denn die nordischen Trichterbecher überhaupt mit der westischen Kultur in Berührung getreten sein können. Wenn man wie Sprockhoff, meines Erachtens mit Recht, einen westischen Einfluß annimmt, dann kann man die Südgruppe unmöglich in Mitteldeutschland entstehen lassen, da wir dort keine greifbar sicheren Spuren westischer Kultur aufzuweisen haben. Die nächstliegenden Michelsberger Stationen in der Wetterau [1]) oder im Rheintal [2]) sind doch immer noch zu weit von den Trichterbecherfundstellen Mitteldeutschlands entfernt, als daß man aus diesen Richtungen an einen Einfluß denken könnte. Es dürfte also kaum angängig sein, eine in Mitteldeutschland entstandene westische Kulturbeeinflussung anzunehmen. Die einzigen Gegenden, in denen die von Norden kommenden Trichterbecher mit der westischen Pfahlbau- und Michelsberger Kultur in Berührung geraten sein können, sind Böhmen und Mähren. Dort treten in intensivster Weise nordische Elemente mit westischen zusammen, wie zuerst Palliardi [3]) an den Siedlungsfunden von Jevišovice in Mähren nachgewiesen hat. Ebenso begegnen wir diesem Zusammentreffen von nordischen und westischen Elementen in den Höhensiedlungen der Umgebung von Prag, wo auch einige typische Tulpenbecher erscheinen. In diesen Gebieten war die Möglichkeit zu einer Beeinflussung der nordischen Trichterbecher in westischer Stilrichtung gegeben, aber nicht in Mitteldeutschland. Man darf allerdings nicht so weit gehen in der Südgruppe ein Kreuzungsprodukt zwischen Trichterbecher und Tulpenbecher zu sehen. Gewisse von Kossinna erwähnte Entartungserscheinungen zeigen sich nämlich bereits bei der Ostgruppe Schlesiens (Bettlern, Trebnig), so daß die Becher der Südgruppe nicht als reines Kreuzungsergebnis sondern nur als beeinflußt von westischem Stil aufzufassen sind. Jedenfalls bleibt der Anteil des westischen Elementes an der Entstehung der Südgruppe entschieden bestehen, die dann erst nach ihrem Erscheinen in Mitteldeutschland zu einem besonders zahlreichen Auftreten gelangt.

Ich möchte mich also der Ansicht von Kossinna in bezug auf den Wanderweg der Südgruppe vollkommen anschließen, möchte aber mit Sprockhoff eine Beeinflussung durch westische Stilelemente annehmen, die aber nicht in Mitteldeutschland sondern nur in Böhmen und Mähren zur Auswirkung gelangt sein kann.

[1]) z. B. Eberstadt, Prähist. Zeitschr. V (1913), S. 380ff.
[2]) z. B. Wahner Heide, Mannus I (1909), S. 50, 83/84.
[3]) Wiener Prähist. Zeitschrift I (2914), S. 255ff.

Digitized by Google

# Hausurnen am Heeseberge bei Jerxheim.

Von Th. Voges.

Als im Jahre 1889 A. Vasel seine erfolgreichen Ausgrabungen auf dem Groten Höckels bei Beierstedt in Angriff nahm, fand er gleich zu Beginn seiner Arbeit eine Hausurne, die jedoch zerbrach. Die Scherben wurden leider fortgetan und konnten nachher nicht wieder herbeigeschafft werden. Nur die Urnentür wurde gerettet. Siehe die Zeitschrift des Harzvereins, XXVII. Jahrgang (1894), Tafel I, 4. Etwa um die gleiche Zeit veranstaltete im benachbarten Jerxheim der Apotheker Henking auf einem dicht am Dorfe gelegenen Urnenfelde Ausgrabungen. Er schickte Ende März 1893 seine Funde, die viel Ähnlichkeit hatten mit den Beierstedter Sachen, an das Herzogliche Museum in Braunschweig und bot sie dort zum Kauf an. Unter diesen Jerxheimer Funden befand sich auch die Tür einer Hausurne. Sie mißt 6 cm zu 9,5 cm. In der Mitte war der durchbohrte Griffansatz für den Lochstab. Der Kauf kam nicht zustande, und die Sachen wurden wieder zurückgeschickt.

Über ihren Verbleib ist mir nichts bekannt. Durch diesen Jerxheimer Fund wird das Gebiet der Hausurne noch etwas vergrößert, es ist der nordwestlichste Punkt desselben. Siehe G. Kossinna, Die Herkunft der Germanen². Tafel II (1920) und vervollständigt: Kossinna, Ursprung und Verbreitung der Germanen (1926), Karte Abb. 45. Das Urnenfeld liegt im Süden des Dorfes nahe den Häusern, auf einem Acker, der zur Domäne gehört.

Digitized by Google

# Zwei Bestattungsplätze der Latènezeit bei Artern a. d. Unstrut.

## Westgermanisch — ostgermanisch.

Von Walther Schulz, Halle a. S.

Mit 12 Abbildungen.

Von den Funden zweier Bestattungsplätze, die nicht einwandfrei untersucht worden sind, in dieser Zeitschrift zu berichten, möchte als unangebracht erscheinen, wenn nicht durch sie auf die Bevölkerungsverhältnisse Thüringens im letzten Jahrhundert v. Chr. einiges Licht fiele und dadurch ihnen eine weiterreichende Bedeutung verliehen würde [1]).

Die Fundstellen liegen mitten in der Landschaft Thüringen, nicht weit von der Unstrut, dort, wo die Helme mit der Unstrut östlich vom Kyffhäuser sich vereint.

Aus diesem Helme-Unstrutwinkel ist schon lange eine spätlatènezeitliche Begräbnisstätte auf dem Heidelberge bei Riethnordhausen, Kr. Sangerhausen, bekannt [2]). Bei Voigtstedt, Kr. Sangerhausen, ist ein Begräbnisplatz angeschnitten, aus dem ein Tongefäß mit 4 Segelohrringen und einem mondsichelförmigen Eisenmesser als Zeugnis der Besiedelung zur älteren Latènezeit stammt [3]).

Beide Fundstellen gehören zu der Flur von Artern, Kreis Sangerhausen.

I. Zwischen Artern und Lachstedt sind an dem flachen Geländehange zum „Sumpfe", der von dem Kyffhäuserbach durchschnitten ist, in einer Sandgrube (Abb. 1, Fst. 1) vor einigen Jahren Leichenbrandurnen gefunden worden. Die Urnen sind die typischen Formen unserer thüringischen Leichenbrandgräbergruppe der mittleren bis späten Latènezeit, zu deren bekanntesten Fundplätzen der auf der Graslücke bei Klein-Corbetha, Kr. Merseburg, gehört [4]). Da eine zusammenfassende Behandlung der Latènekeramik dieser Gruppe bisher fehlt, mußte bei der Aufzählung der Gefäße hier und da nach Vergleichstücken Ausschau gehalten werden, um die Gefäße einzuordnen. Das Gräberfeld bei Klein-Corbetha war dabei besonders heranzuziehen [5]).

[1]) Die Funde sind im Museum von Artern aufbewahrt. Für die Unterstützung seitens der leitenden Herren des Heimatvereins und des Museums sei auch hier gedankt.

[2]) Götze-Höfer-Zschiesche: Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens, S. 145, Mus. Nordhausen.

[3]) Museum Artern. — Siehe auch Götze-Höfer-Zschiesche, a. a. O., S. 149, Mus. Halle.

[4]) Götze-Höfer-Zschiesche: a. a. O., S. 12. — Mitteilungen des Provinzialmuseums Halle, 1900, S. 43 ff. — Jacob: Die Latène-Funde der Leipziger Gegend, Jahrbuch des Museums für Völkerkunde. Leipzig 1907, S. 57 ff. — Mus. Halle.

[5]) Für Zitate über dieses Gräberfeld ist die Veröffentlichung in den Mitteilungen des Prov.-Museums zugrunde gelegt, abgekürzt „Klein-Corbetha".

Digitized by Google

Drehscheibengefäße. Unter den feintonigen, grauen, zum Teil aber auch hellbraunen Drehscheibengefäßen sind breite weitmündigere und höhere engmündigere Formen vertreten.

Das weitmündige Gefäß Abb. 2, Nr. 1 gehört einer Form an, die in die ältere Latènezeit zurückreicht.

In einer derartigen Urne von Klein-Corbetha eine Bronzefibel vom Frühlatènetypus („Klein-Corbetha", Taf. III, 2, schlechte Wiedergabe! Das Original steht unserem Gefäße sehr nahe, dazu Fibel S. 49, 4), ebenso in einer Urne von Möritzsch, Kr. Merseburg (Jacob: Die Latènefunde der Leipziger Gegend, Jahrbuch des Museums für Völkerkunde, Leipzig, 2. 1907, Taf. II, 13 u. 14); in dem Urnenfeld von Cröbern, Kr. Leipzig, weitmündige Urne, dazu gekröpfte Eisennadel mit ringförmig gebogenem Kopfe, ein Nadeltypus, der in der Spätlatènezeit verschwunden ist (Jacob, a. a. O., Taf. XI, 17, 18). Typologisch läßt sich diese Gefäßform über das mit Stempelmustern geschmückte Gefäß von Gispersleben bei Erfurt (Abb. bei Zschiesche: Das vorgeschichtliche Erfurt. 1904, Taf. I, 23, Mus. Halle) zu Gefäßformen der Stufe Latène A (nach Reinecke) in Nordbayern zurückverfolgen (Abb. Lindenschmit: Altertümer unserer heidnischen Vorzeit, Bd. V, Taf. 50, Nr. 897, 899, 905; bei den späteren Gefäßen ist der Unterteil gegenüber dem Oberteil gewachsen).

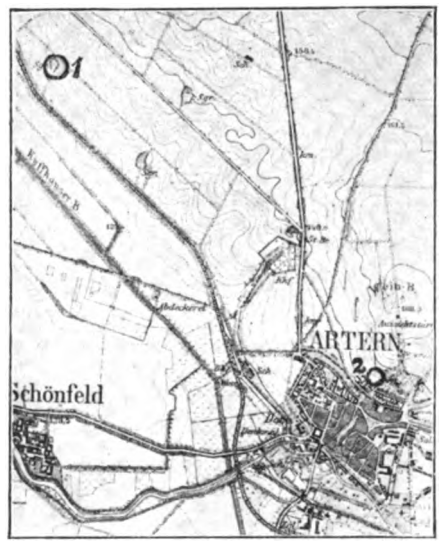



Abb. 1. Fundstellen bei Artern.
Nach Meßtischblatt 2675. Verkleinerung $^2/_3$.

Auch die Gefäße mit engerer Mündung (Abb. 2, Nr. 2—4) sind aus dem Saalegebiet bereits bekannt, sie scheinen durchweg jünger zu sein (Latènestufe C nach Reinecke, bis in das letzte Jahrhundert v. Chr. reichend), die enge Riefelung des unteren Gefäßteiles ist bei dieser Gruppe wie überhaupt in der Spätlatènezeit beliebt (vgl. „Klein-Corbetha", Taf. III, 1, 3, 4).

Das kleinere, schwarzgraue, mehr flaschenförmige Gefäß (Abb. 2, Nr. 5) mit Wellenlinie hat in Mitteldeutschland kein Gegenstück. In Meisdorf, Mansf. Geb.-Kreis, ist eine Flasche von anderer Form gefunden worden (Staatl. Museum Berlin). In Westdeutschland kommen dagegen gleiche Gefäße vor (s. Schumacher: Prähistor. Zeitschrift VI, 1914, S. 263, Abb. 9, Heppenheim, Büttelborn). Die Wellenlinie erscheint an spätlatènezeitlichen Drehscheibengefäßen des Saalegebietes öfters (z. B. „Klein-Corbetha", Taf. III, 1, 4, 6, 17).

Ferner sind flache, schalenförmige Drehscheibengefäße vertreten (Profile Abb. 3, Nr. 1 und 2), die bei uns z. B. aus Klein-Corbetha bekannt sind (eine abgebildet „Klein-Corbetha", Taf. III, 23) [1]).

Freihändig gearbeitete Gefäße. Der hoch aufsteigende, scharf umbrechende Topf (Abb. 2, Nr. 6) mit stark nach innen geneigter Schulter hat wahrscheinlich nur noch einen kurz ausschwingenden Rand getragen. Er ist ein Vertreter der alten norddeutschen Keramik mit gerauhter Wandung, die durch vier glatte Streifen in 4 Felder geteilt ist. Außen ist das Gefäß gelbbraun, innen grauschwarz. Nach Form und Oberflächenbehandlung verwandte Gefäße liegen auch

[1]) Zwischen diesen Schalen und der Gefäßform Abb. 2, Nr. 1 liegen auch Übergangsformen vor.

Digitized by Google

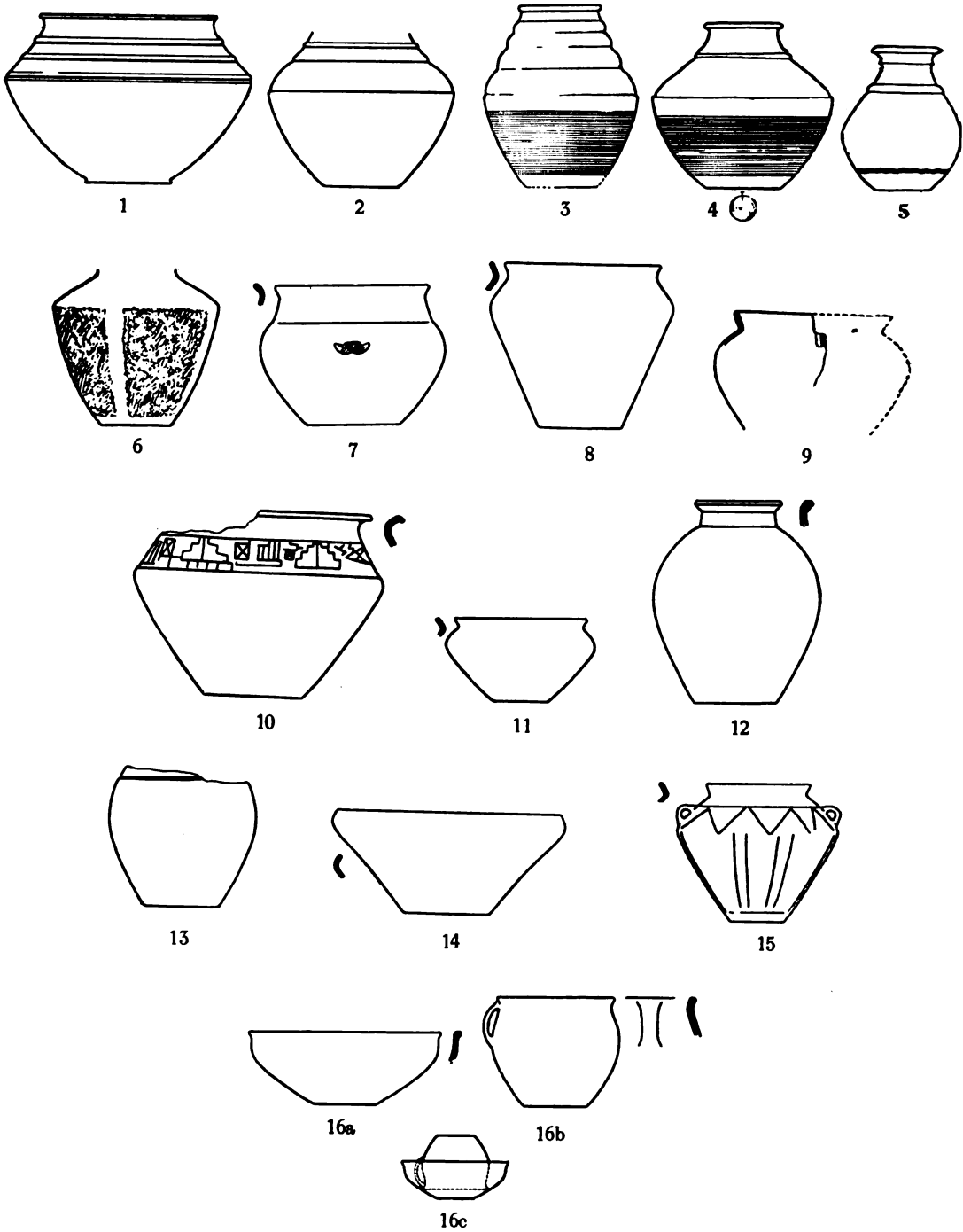



Abb. 2. Gefäße von Fundstelle 1. $^1/_8$. 1—5 mit Drehscheibe hergestellt.

Digitized by Google

aus Klein-Corbetha vor („Klein-Corbetha" Taf. III, 24 [Form]; Taf. III, 20 [Oberflächenbehandlung]).

Als Vorgänger in der Form sei auf ein Gefäß aus der frühen Eisenzeit von Schenkenberg, Kr. Delitzsch, hingewiesen (Abbildung: Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, VIII, 1909, Taf. XVIII, 5), das bereits die Hinneigung zur scharf winkelig absetzenden Schulter zeigt.

Ferner liegen die Reste eines groben, gleichfalls gerauhten, gelbbraunen, im Bruch schwarzen Gefäßes und eines innen grauen, außen graubraunen Gefäßes mit senkrecht gezogener Kammstrichrauhung zwischen glatten Streifen vor.

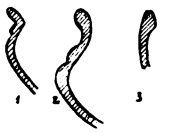


Abb. 3. Schalenprofile. 1/4.

Abb. 2, Nr. 7, weitmündiges Gefäß mit ausgeprägtem kurzen Halsteil und ausladendem Randteil aus grauem, feinem Ton. An der Bauchrundung hat ein geschwungener Ansatz gesessen.

In Osthannover sind derartig gegliederte Gefäße für die jüngeren Abschnitte der Jastorfstufe charakteristisch (Prähistorische Zeitschrift I, 1909, Taf. VI). Auch für uns gilt, daß vielfach diese Gefäße gegenüber denen ohne ausgeprägten Halsteil älter sind. — In dem Gräberfeld von Mücheln, Saalkreis (Jahresschrift III, Taf. VI), das der älteren bis mittleren Latènezeit angehört, ist diese Form mehrfach vertreten. Aus Klein-Corbetha liegt das Gefäß („Klein-Corbetha", Taf. III, 13) noch mit dem großen, breiten, bronzebelegten Gürtelhaken („Klein-Corbetha", S. 50, Abb. 6) vor. Das Auftreten dreigegliederter Gefäße im Saalegebiet zur augusteischen Zeit ist als Neuhineintragen von auswärts zu erklären (Beispiel: Schenkenberg, Kr. Delitzsch, Jahresschrift VIII, 1909, Taf. XVIII, 19, 23).

Bogenförmige Ansätze tragen ähnliche Gefäße von Mücheln, Saalkreis (Jahresschrift III, Taf. VI, 15) und von Klein-Corbetha („Klein-Corbetha", Taf. III, 18).

Abb. 2, Nr. 8 und 9, zwei feintonige, hellgraubraune, weitmündige Gefäße mit Schrägrand ohne Halsteil, Nr. 9 mit einem Ansatzrest (Henkel?) an der Schulter.

Das in der Färbung ähnliche, im Bruche nicht so feinkörnige Gefäß Abb. 2, Nr. 10 gehört gleichfalls dem Gefäßtypus ohne Halsteil mit ausladendem Rande

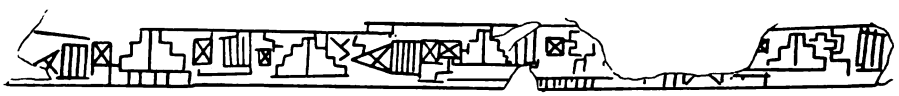


Abb. 4. Schulterverzierung des Gefäßes Abb. 2, Nr. 10.

an, in der Gesamtform hat es zugleich Verwandtschaft mit der Drehscheibenform Abb. 2, Nr. 1. Das eigenartige Verzierungsband (Abb. 4) ist ohne Gegenstück. Obgleich eine gewisse gleichmäßige Wiederkehr der Ornamenteinzelheiten zu erkennen ist, macht doch die Verzierung einen etwas verworrenen Eindruck. Man wird an Nachahmung eines geordneten Musters denken. Am nächsten kommen dabei noch burgundisch-ostgermanische Ziermuster (vgl. Kostrzewski: Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit, Mannusbibl. Nr. 18, 1919, Abb. 223), doch ist auch hier nicht ganz Entsprechendes zu finden [1]).

Zwei Schalen, die eine Abb. 2, Nr. 11, Färbung und Ton wie Gefäß Abb. 2, Nr. 9, sind niedrige Formen desselben Gefäßtypus, sie haben Parallelen in den Schalen der Drehscheibengefäße.

Das hohe, bauchige, enghalsige Gefäß Abb. 2, Nr. 12, Oberfläche hellgraubraun, im Bruche dunkelgrau, gehört zu den Gefäßen mit abgesetztem Halsteil.

[1]) Auch nach freundlichen Mitteilungen der Herren Museumsdirektor Dr. La Baume, Danzig, Kustos Dr. M. Jahn, Breslau, Professor Dr. Kostrzewski, Posen.

Digitized by Google

Die Form erinnert an das Drehscheibengefäß Abb. 2, Nr. 4, aber auch an die ostgermanische „Krause" (Kostrzewski a. a. O., Abb. 198), die wiederum in Klein-Corbetha auftritt („Klein-Corbetha", Taf. III, 11).

Von dem feintonigen, dünnwandigen, innen grauen, außen hellrötlich bis grauen, bauchigen Gefäße Abb. 2, Nr. 13 mit Rille oberhalb der Bauchrundung (vielleicht Andeutung des Halsansatzes vgl. Gefäß, Jahresschrift XIV, 1927, Taf. XXVI, 2) fehlt der obere Teil.

Die etwas einschwingend aufsteigende Schüssel mit eingebogenem Rande Abb. 2, Nr. 14, feintonig, außen gelbbraun bis grau, innen dunkelgrau, hat in Klein-Corbetha Vergleichsstücke (z. B. Abb. „Klein-Corbetha" Taf. III, 19).

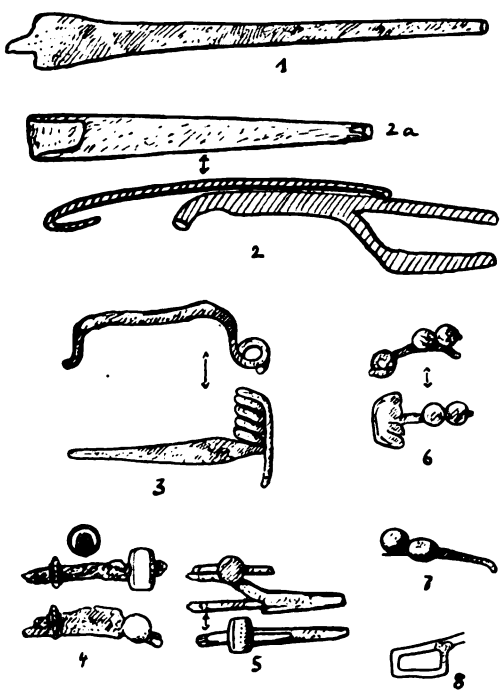



Abb. 5. Beigaben von Fundstelle 1. 1/2.

Von einer ähnlichen Schüssel liegt ein Bruchstück mit senkrecht durchbohrtem Ansatz unter der Randbiegung vor.

Bruchstück einer gelbbraunen Schale mit verdicktem Rande, Profil Abb. 3, Nr. 3.

Das schwarzgraue, nicht so feintonige, zweihenklige Tongefäß Abb. 2, Nr. 15 ist norddeutschen Charakters (vgl. Beltz: Die vorgeschichtlichen Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin, Taf. 48, 45 [ältere Form]). In Mitteldeutschland kommt ein einhenkliges Gefäß aus Bernburg am nächsten, Abbildung: Mannus, Ergänzungsband 3, 1922, S. 50, Abb. 4; Jahresschrift XI, 1925, Taf. X, 1; 14, 1927, Taf. XXVI, 1.

Wiederum auf ostgermanische Beziehungen deuten der Henkelbecher (Henkel eingezapft) Abb. 2, Nr. 16b und die Schüssel Abb. 2, Nr. 16a, beide fleckig, hellbraun bis grau, die ineinandergestellt (Abb. 2, Nr. 16c) mit Leichenbrand eines Kindes gefunden wurden. Zu den Formen vgl. Tackenberg: Die Wandalen in Niederschlesien, Taf. 5, Abb. 3, 11, 13; von dem an ostgermanischen Einflüssen reichen Gräberfelde von Blönsdorf, Kr. Wittenberg, Gefäß Jahresschrift XIV, 1927, Taf. XX, Nr. 51.

Die Metallgegenstände.

Fibeln, sämtlich aus Eisen. Neben weniger charakteristischen Bruchstücken:

Abb. 5, Nr. 3: Bügel und Spirale mit oberer Sehne, wohl Mittellatèneschema.

Abb. 5, Nr. 2: Bügel und Nadelhalter einer Fibel, wohl Mittellatèneschema.

Abb. 5, Nr. 4 und 5: Bügelteile zweier Fibeln vom Mittellatèneschema mit aufgesetztem walzenförmigen bzw. scheibenförmigen Schmuck, anscheinend mit Glasfluß überzogene Bronze (?).

Digitized by Google

Abb. 5, Nr. 6 und 7: 2 Fibelbügel vom Mittellatèneschema mit zwei nahe aneinander gerückten Bronzekugeln geschmückt.

Abb. 5, Nr. 8: Fußrahmen einer Fibel vom Spätlatèneschema.

Eiserne Gürtelhaken:

Abb. 5, Nr. 2, 2a: blattförmig, gleichmäßig nach dem Hakenende sich verschmälernd, zungenförmiges umgebogenes Gürtelansatzende.

Abb. 5, Nr. 1: schmal blattförmig nach Gürtelansatz zu ausschwingend sich verbreiternd, Gürtelansatzende gestreckt und schmal (ein derartiger Gürtelhaken von

Abb. 6. Gefäßscherben von Fundstelle 2. 1/4.

Abb. 7. Scherben eines Henkelgefäßes mit Verzierungsband von Fundstelle 2. 1/4.

Möritzsch, Kr. Merseburg [Jahresschrift XIV, 1927, S. 130, Abb. 26], dazu Fibel vom Spätlatèneschema).

Über die Zusammengehörigkeit dieser Beigaben untereinander und zu den verschiedenen Urnen steht meist nichts Sicheres fest. Fibel und Gürtelhaken Nr. 2 haften zusammen. Die Fibel Nr. 7 gehört angeblich zur Urne Abb. 2, Nr. 3. Ein Bruchstück einer Fibel mit kurzer Spirale und oberer Sehne wurde mit einem Stück Urnenharz in der Urne Abb. 2, Nr. 15 gefunden. Urnenharz ist mir im übrigen in unserer Latènefundgruppe unbekannt.

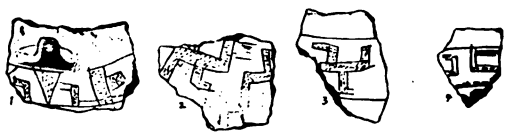


Abb. 8. Scherben zweier verzierter Gefäße, zu dem einen Nr. 1—3, zu dem zweiten Nr. 4 von Fundstelle 2. 1/4.

Das Gräberfeld hat also nach den vorliegenden Funden, wie fast sämtliche Gräberfelder dieser Besiedelungsgruppe im Saalegebiet, im Laufe der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts v. Chr. sein Ende erreicht. Die meisten Funde sind der Spätlatènezeit zuzuweisen, Urne Abb. 2 Nr. 1 mag älter sein. Die Mittellatènefibeln gehören zu den späteren Vertretern dieser Gruppe.

II. Am Weinberg (Lindenstraße) (Abb. 1, Fst. 2) wurden im Frühjahr 1925 eine Anzahl Gräber im Umraum weniger Meter im Lehmboden gefunden. Es wird von Urnen berichtet, die zerfielen. Die Menge der Scherben vielfach auch kleinerer Gefäße läßt es wahrscheinlich erscheinen, daß es sich hier nicht um die bei uns üblichen einfachen Urnenbestattungen handelte. Es erinnert der Befund

Digitized by Google

an den von Gernstedt, Kr. Naumburg (Jahresschrift XI, 1925, S. 30ff., Abbildungen hier wiederholt als Abb. 12). Branderde ist nicht beobachtet worden, doch haftet sie einzelnen Scherben an.

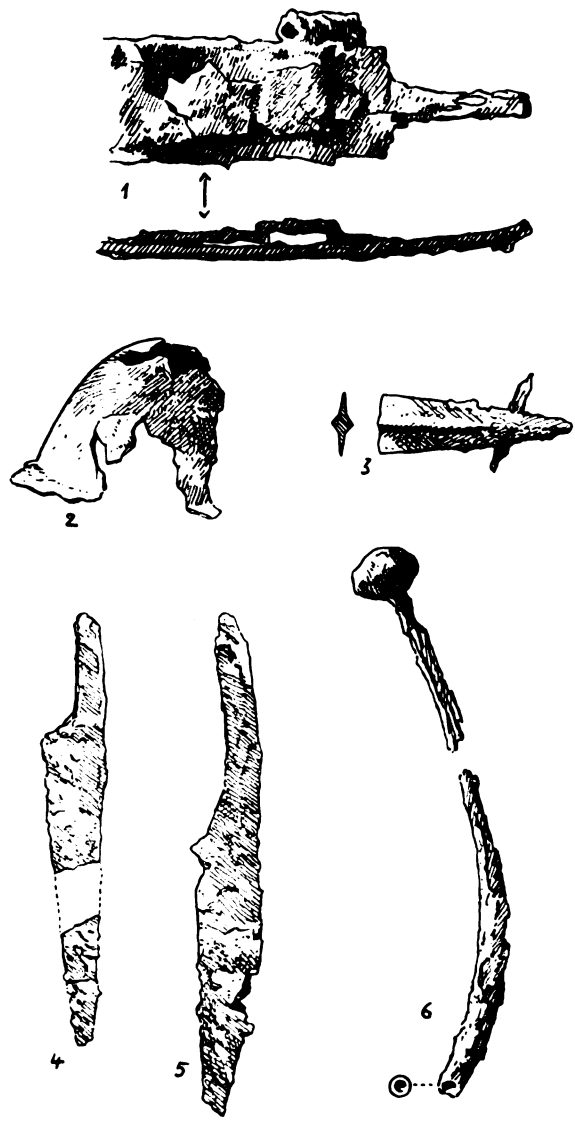



Abb. 9. Beigaben von Fundstelle 2. 1/4.

Die Gefäßbruchstücke Abb. 6 sind nach Form, Färbung und Ton mit denen von Gernstedt der ostgermanisch-wandalischen Gruppe zuzuweisen. Es sei auf Kostrzewski: „Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit" und auf Tackenberg: „Die Wandalen in Niederschlesien" hingewiesen.

Digitized by Google

Zu drei Gefäßen gehören Bruchstücke mit Verzierungen. Abb. 7 ist ein dünnwandiger, feintoniger Henkelnapf von gelber bis hellgrauer Färbung. Unsorgfältiger ist die ähnliche Verzierung bei den rötlichgelben Bruchstücken gleichfalls eines Henkelnapfes eingeritzt (Abb. 8, Nr. 1—3). Der verzierte Scherben Abb. 8, Nr. 4 stammt von einem schwarzen Gefäße.

Die Metallgegenstände.

Als auffallendste Beigaben sind die Waffen zu erwähnen [1]), die in der altheimischen Latène-Saalegruppe nicht vorkommen [2]). Bei uns handelt es sich wohl um die Ausstattung eines Kriegers; der eiserne Schildbuckel soll innerhalb der Biegung des Schwertes gelegen haben, auf das Schwert ist die Lanzenspitze gelegt.

Abb. 9, Nr 1 und Abb. 10: Bruchstücke eines Schwertes, Spätlatènetypus, Spitze nicht erhalten, die zwei Teile passen nicht aneinander, wahrscheinlich ist aber die Biegung auf der Zeichnung richtig wiedergegeben. Das Schwert besaß eine Eisenscheide mit umgefalztem Rand. Ansatzeinzelheiten der Schwertschlaufe sind nicht deutlich zu erkennen.

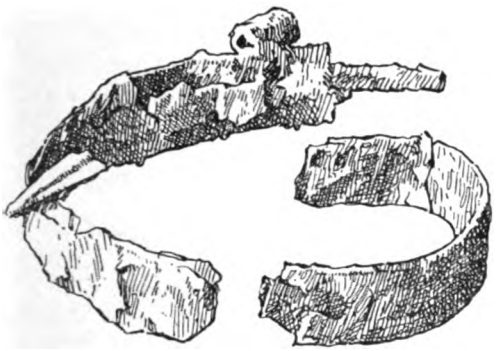


Abb. 10. Schwert und Lanzenspitze von Fundstelle 2.

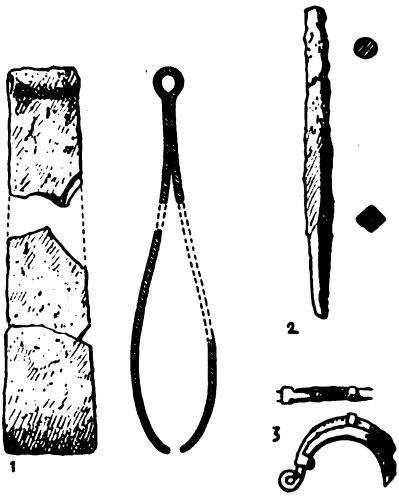



Abb. 11. Beigaben von Fundstelle 2. 1 und 3 Bronze, 2 Eisen. ½.

Abb. 9, Nr. 3 und Abb. 10: Bruchstücke der Lanzenspitze, Spitze und Tüllenende erhalten; schlanke Form mit Mittelgrat, Länge etwa 28 cm.

Abb. 9, Nr. 2: Schildbuckelrest, halbkugelig.

Abb. 9, Nr. 6: zwei Eisenstücke, die der Eisenstruktur nach wohl zusammengehören. Schwach gebogener, anschwellender, rundlicher, im Bruche hohler Eisenstab mit kugeligem Ende. Bestimmung?

Abb. 9, Nr. 4 und 5: zwei große Eisenmesser mit Griffangel, Rücken des einen gebogen, des anderen gerade.

Abb. 11, Nr. 2: Eisenpfriem.

Derartige Eisenmesser und Eisenpfriemen sind in der Saalegruppe unbekannt, im ostgermanischen Gebiet aber häufig, und auch in Gernstedt, Kr. Naumburg vertreten.

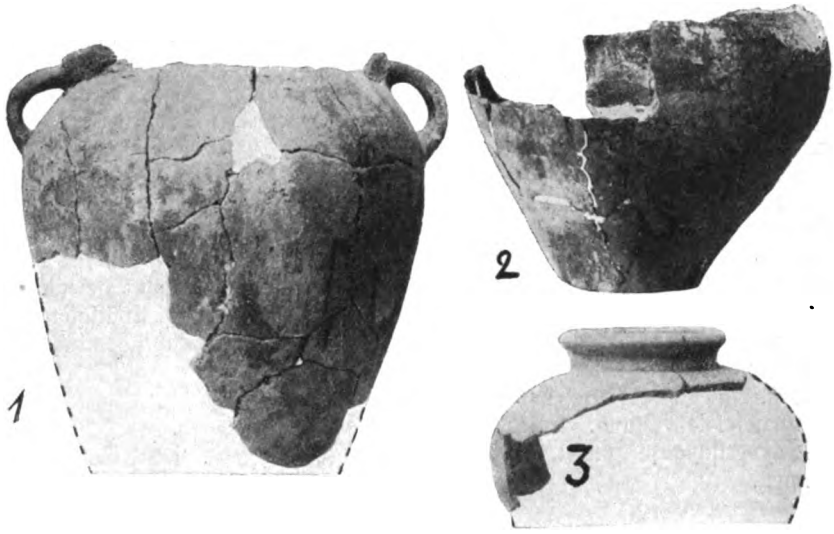
Abb. 11, Nr. 1: Bronzepinzette. Aus den Ausführungen von Kostrzewski, S. 142 ist zu entnehmen, daß Pinzetten in ostgermanischen Kriegergräbern öfters

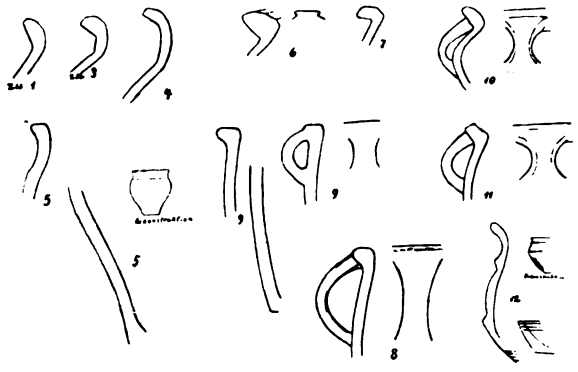
[1]) Hierzu siehe Jahn: „Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit", Mannusbibliothek Nr. 16, 1916 und die wiederholt genannte Arbeit von Kostrzewski.

[2]) Einwandfreie Waffenfunde liegen wenigstens bisher nicht vor.

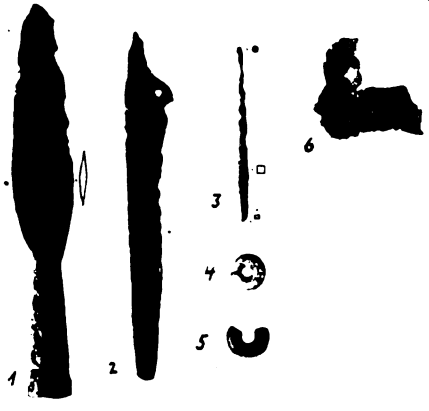


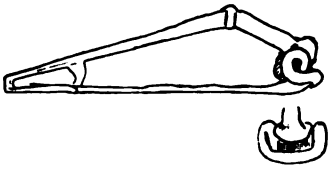
Digitized by Google



A. 1/4.



B. 1—3, 6 Eisen, 4 Ton, 5 Glas. 1/2. C. Eisen. 1/2.

Zum Vergleich.

Abb. 12. Funde von Gernstedt, Kr. Naumburg.
Aus Jahresschrift für die Vorgesch. der sächs.-thür. Länder Bd. XI, 1925.

Digitized by Google

vorkommen; vermutlich gehört also auch unsere Pinzette zu dem Kriegergrab. In der Saalegruppe kenne ich nur eine Pinzette (mit Tierdarstellung) von Klein-Corbetha („Klein-Corbetha", S. 48, Abb. 3).

Abb. 11, Nr. 3: Bronzefiebel, Beltz: Var. J., im ost- und westgermanischen Gebiete häufig (vgl. Kostrzewski, Var. G.: a. a. O., S. 11).

Die Funde erweisen einen kleinen ostgermanischen Bestattungsplatz aus der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts v. Chr., also gleichzeitig den jüngeren Bestattungen des westgermanischen Gräberfeldes.

So darf die Vermutung ausgesprochen werden, daß wir hier den Begräbnisplatz zu der ostgermanischen Niederlassung vor uns haben, die die benachbart siedelnde westgermanische Bevölkerung beeinflußte. Allerdings entzieht sich unserer Kenntnis, ob weitere ostgermanische Gruppen in der dortigen Gegend, vielleicht noch näher unserer alten westgermanischen Siedelung bestanden.

Der ostgermanische Bestattungsplatz vom Weinberg hat mehrfach das Muster geliefert, das wir als Vorbild des eigenartigen westgermanischen ansprechen müssen, wenn allerdings auch hier das Stufenpyramidenmuster fehlt. Doch die Muster, Abb. 7, sind etwas abwechslungsreicher als die bei Kostrzewski Abb. 223 abgebildeten Bänder, so daß es in dieser Beziehung dem Muster Abb. 4 näher steht.

Die Krause, an die das Gefäß Abb. 2, Nr. 12 erinnert, ist auch unter den Bruchstücken vom Weinberg vertreten (Abb. 6 links oben), ebenso finden sich zu Schale und Napf (Abb. 2, Nr. 16) unter den Scherben dieser Fundstelle Parallelen. Andererseits mag der Napf mit senkrechten Strichen am Bauche (Abb. 6 rechts oben) unter westgermanischem Einfluß entstanden sein, wie sich ja auch unter den Gefäßresten von Gernstedt Scherben eines westgermanischen Gefäßes befanden.

Bevölkerungsverhältnisse im letzten Jahrhundert v. Chr. im Saalegebiete.

Die latènezeitliche offenbar germanische Bevölkerung, die ihre Toten verbrannte und seit der mittleren Latènezeit als Leichenbrandurnen gern auch die besseren auf Drehscheibe gearbeiteten Gefäße benutzte, saß Jahrhunderte lang ruhig in kleinen Siedelungen bis in das letzte Jahrhundert v. Chr. hinein.

In dieser Zeit, in der allgemein eine Bewegung durch die germanischen Völker ging, in der der Rhein und Gallien das Ziel germanischer Kriegs- und Wanderlust war, zogen auch wandalische Scharen von Ostdeutschland dem Rheine zu. Schon Jahn hat auf die durch Thüringen führende spätlatènezeitliche Verbindungsstraße zwischen Ostdeutschland und dem Mittelrhein hingewiesen [1]). Allerdings können wir für unsere Zeit Großromstedt bei Jena [2]) nicht als Rastort, wie Jahn sagt, gelten lassen, da das dortige Gräberfeld mit seinen ostgermanischen und keltischen Beziehungen einer Bevölkerung angehört, die sich erst in der frühaugusteischen Zeit, von Norden kommend, hier niederließ. In letzter Zeit mehrten sich die Fundstellen, die auf den wandalischen Zug hindeuteten. Am klarsten sind es Gesamtfunde, die nach Bestattungsform und Inhalt vollständig fremd in der westgermanischen Umgebung stehen: Brandschüttungsgräber, zahlreiche Gefäßbruchstücke, Waffenbeigaben, der ganze Inhalt ostgermanisch; so zunächst das wandalische Grab von Muschenheim in der Wetterau, Kr. Gießen [3]), das Kossinna zur näheren Behandlung der Germanenwanderungen dieser Zeit Anlaß gab [4]). Es folgten die Gräber von

[1]) Mannus V, 1913, S. 75 ff.
[2]) Siehe jetzt die Veröffentlichung des Gräberfeldes von G. Eichhorn: Der Urnenfriedhof auf der Schanze bei Groß-Romstedt. Mannusbibl. Nr. 41, 1927.
[3]) Schumacher: „Germania" IV, 1920, S. 75 ff.
[4]) Mannus XI/XII, 1919/20, S. 405 ff.



Digitized by Google

Kunersdorf, Kr. Weststernberg [1]). Und auch im Zwischengebiet, aus Mitteldeutschland, sind derartige Funde bekannt geworden. Aus dem Kreise Wittenberg und dem Anhaltischen Kreise Zerbst liegen eine ganze Anzahl Funde ostgermanischen Charakters vor [2]), doch meist nicht gerade Gräber mit den hier hervorgehobenen Merkmalen, außer einem Brandschüttungsgrab von Zerbst, Sportplatz [3]), wenn nicht Schalen und Henkelnäpfe von Thießen, Kr. Wittenberg, aus derartigen Gräbern stammen (Staatl. Museum Berlin I g 4137—41). Scherben wandalischer Art wurden ferner bei Zörbig, Kr. Bitterfeld, gefunden (Mus. Zörbig), doch ist es hier noch nicht geklärt, ob es sich etwa um Siedelungsfunde handelt.

Es schließen sich in Thüringen die schon wiederholt genannte Fundstelle von Gernstedt, Kr. Naumburg und nunmehr auch die vom Weinberge bei Artern an.

Alle diese kleineren Begräbnisplätze deuten auf Siedelungen von kurzem Bestande.

Über die Landnahme der wandernden Germanen besitzen wir gerade aus dieser Zeit den Bericht des Cäsar, der sich auf die Niederlassung der Sweben unter den Kelten bezieht. Ariovist verlangt von den Sequanern zunächst ein Drittel ihrer Mark zur Niederlassung für seine Germanen, später noch das zweite Drittel für die Charuden, und zwar offenbar im zusammenhängenden Gebiete [4]). Bei uns dagegen sehen wir die ostgermanischen Niederlassungen verstreut zwischen den westgermanischen, wohl durch Verträge mit den Eingesessenen eingenommen. Für die friedlichen Beziehungen sprechen auch unsere Arterner Funde.

Die westgermanische Latènebesiedelung im Saalegebiet verschwindet um die Mitte des letzten Jahrhunderts, es ist eine weitgehende Abwanderung anzunehmen, der sich auch die ostgermanischen Bestandteile anschlossen.

In dem Saalegebiet lassen sich wieder erst in frühaugusteischer Zeit vom Norden kommende Sweben als Herren nieder, zu denen auch die Bevölkerung von Groß-Romstedt bei Jena gehört.

---

[1]) Lienau: Mannus 16, 1924, S. 265 ff.
[2]) Jahresschrift 14, 1927, S. 87, S. 121.
[3]) Erwähnt Jahresschrift 14, 1927, S. 130 (Mus. Zerbst).
[4]) So Ludwig Schmidt: „Geschichte der deutschen Stämme" II, S. 146.

Digitized by Google

# Hermunduren – Thüringer und die Bevölkerung der frühgeschichtlichen Zeit in Böhmen.

Von Walther Schulz.

Im Anschluß an Helmut Preidel: Germanen in Böhmen im Spiegel der Bodenfunde. Ein Beitrag zur Frühgeschichte des Landes. — Anstalt für sudetendeutsche Heimatforschung. Vorgeschichtliche Abteilung, Heft 3. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg (1926). 100 Seiten, 73 Abbildungen, eine Kartenbeilage.

Die Arbeit von Preidel ist für einen weiteren Leserkreis bestimmt, besonders für die Deutschen in Böhmen, denen an einer gewissenhaften wissenschaftlich einwandfreien Darstellung der germanischen Besiedelung Böhmens gelegen sein muß. Auf Grund der Bodenfunde und der schriftlichen Überlieferung zeichnet der Verfasser das Bild, wobei der Leser auch Einblick in die Forschungsmethode erhält und am Schluß das gesamte Bodenfundmaterial ausgebreitet findet, auf das der Verfasser sich stützt. Die Forschungsergebnisse mehrjähriger Arbeit sind selbstverständlich auch für den Fachmann von Bedeutung. Eine systematische Bearbeitung des gesamten Fundstoffes wird in Aussicht gestellt. Da scheint es mir zweckmäßig, einmal die stammeskundlichen Aufstellungen des Verfassers, besonders soweit sie die Hermunduren—Thüringer betreffen, vom Standpunkt der mitteldeutschen Forschung in Form eines Korreferats kurz zu beleuchten, um hierdurch zur Klärung der mittelgermanischen Bevölkerungsverhältnisse in frühgeschichtlicher Zeit mit beizutragen und Fragen für weitere Forschung vorzulegen. Denn die in der Arbeit von Preidel viel genannten Hermunduren—Thüringer sind ein mitteldeutscher Stamm; kulturell und besiedelungsgeschichtlich bestehen in frühgeschichtlicher Zeit weitgehende Übereinstimmungen zwischen Mitteldeutschland und Böhmen. Wenn ich nun mitunter den Aufstellungen des Verfassers in den Stammesfragen nicht beistimmen kann und hier gerade die gegensätzliche Auffassung besonders betone, so möchte ich doch hervorheben, daß diese Einzelfragen nicht das Gesamtergebnis der Arbeit berühren.

Preidel führt den Namen der Hermunduren für eine Bevölkerungsschicht in Böhmen ein, die in der mittleren Latènezeit bereits das Elbtal aufwärts dorthin gewandert war. Diese Benennung setzt voraus, daß die mitteldeutsche Brandgräbergruppe der Latènezeit, von der die böhmische Gruppe sich herleitet, bereits hermundurisch war. Trotzdem ich diese Möglichkeit nicht unbedingt verneine, sei doch auf die Unsicherheit hingewiesen, den für das erste Jahrhundert nach Chr. für eine Völkerschaft Mitteldeutschlands überlieferten Namen auf eine Besiedelungsschicht der letzten Jahrhunderte vor Chr. in Mitteldeutschland zu übertragen, da wir in Mitteldeutschland noch im letzten Jahrhundert vor Chr. den Abbruch dieser Besiedelungsgruppe und kurz vor Christi Geburt die Zuwanderung einer neuen

Digitized by Google

Gruppe aus Norddeutschland feststellen können [1]). Diese neue Schicht macht sich auch in Böhmen kurz vor Chr., allerdings nur schwach bemerkbar (siehe Preidel, S. 17, jüngere Fundschicht), auch sie weist Preidel den Hermunduren zu.

In der anschließenden frührömischen Zeit nimmt Preidel die vereinzelten Skelettgräber Böhmens für die Hermunduren in Anspruch besonders im Hinblick darauf, daß derartige Skelettgräber auch in Mitteldeutschland auftreten. Diese Skelettgräber sind, wie Preidel betont, in der Regel waffenlos (Ausnahme Grab von Niederzimmern, Verb. Weimar, das Lanzenspitze barg). Doch auch in Mitteldeutschland sind diese Gräber nur vereinzelt bekannt geworden. Nach meiner Statistik sind es bisher etwa 10 Fundstellen [2]), in der Regel nur Einzelbestattungen, ausnahmsweise einige Gräber. In der Umgegend von Halle, besonders südlich und nach dem Unterlauf der Elster zu liegen die Fundstellen etwas dichter beisammen. Etwa gleichzeitig mit der oben erwähnten norddeutschen Brandgräbergruppe treten die Skelettgräber in augusteischer Zeit auf und gehören besonders dem 1. Jahrhundert nach Chr. an. Sie finden sich aber nirgends vereint mit der norddeutschen Gruppe, von der sie ja auch in der Bestattungssitte abweichen, so daß sichtlich keine enge Verbindung zwischen beiden Gruppen bestand. Die Skelettgräber weisen kulturell nach dem Süden, und zwar scheint es sich hier nicht um Einflüsse und Beziehungen (man denke an den bei Tacitus überlieferten Handel der Hermunduren nach Rätien), sondern um Fremde zu handeln; ausschlaggebend für diese Deutung ist das Grab von Döllnitz im Saalkreis (siehe Anm. 2), das in jeder Beziehung und besonders deutlich die fremde Herkunft verrät.

Eine viel größere Bedeutung kommt besiedelungsgeschichtlich der norddeutschen Gruppe zu. Wir kennen von ihr Fundstellen in weit größerer Zahl, Einzelbestattungen, aber auch größere Bestattungsplätze; Tonsitulen und Mäanderurnen sind für sie charakteristisch; Waffen sind vielfach gefunden. Dieser Gruppe entsprechen in Böhmen die Markomannengräber der Pichoragruppe, sie ist auch weiter nördlich im Elbgebiete reich vertreten, dem Siedlungsgebiete der Semnonen und Langobarden. Wem soll in Mitteldeutschland diese Gruppe angehören, wenn nicht den Hermunduren? In den ersten Jahrzehnten nach Chr. ist sie allerdings mehr im Gebiet östlich von der Saale verbreitet [3]), doch sie fehlt auch nicht in der Landschaft Thüringen, aus der wir im ersten Jahrhundert nach Chr. überhaupt nur auffallend wenige Funde kennen. Aus Thüringen gehören hierher: im äußersten Westen die Siedelung von Stregda bei Eisenach, noch frühaugusteisch (Museum Eisenach); eine Siedelung von Bottendorf, Kr. Querfurt, dort Scherben mit Rädchenmäander (Museum Halle 26:70); zwei Tongefäße im Museum Langensalza, wohl aus der dortigen Gegend, das eine mit Rädchenmäander; auch den waffenlosen Friedhof augusteischer Zeit von Bebra bei Sondershausen (Vorgeschichtl. Altertümer der Provinz Sachsen, Heft XI, S. 15) möchte ich jetzt für einen ausgesprochenen Frauenfriedhof dieser Gruppe halten. — So kommen wir zu dem Ergebnis, daß die Brand-

---

[1]) Vgl. meine Ausführungen, Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder 11, 1925, S. 63f. — Die Auflösung der Latènegruppe und die Zuwanderung in frühaugustischer Zeit gedenke ich in Kürze genauer zu behandeln.

[2]) Vgl. Verzeichnis Jahresschrift 11, 1925, S. 68. — Dazu noch Halle: Skelettreste, Bronzegegenstand, Abbildung Jacob: Zur Prähistorie Nordwestsachsens, Taf. XXXII, 243, geschweifte Eisenfibel, also vielleicht geschlossener Grabfund dieser Gruppe, doch unsicher (Museum Halle, 6553—6560). Döllnitz, Saalkr., Skelettgrab, mit Steinplatten umsetzt, dabei 4 Bronzefibeln, zwei ähnlich Almgren, Fibelformen, Taf. I, 2, zwei wie Altertümer unserer heidnischen Vorzeit V, 63, Nr. 1183 (also seltene südöstliche Form!), Teil einer längeren Bronzenadel (Museum Halle, E. K. 1927, Nr. 84).

[3]) Siehe Jahresschrift 11, 1925, S. 64ff. — Hier auch Erklärungsversuch für diese Erscheinung.

Digitized by Google

gräber des 1. Jahrhunderts nach Chr. in Mitteldeutschland von dem Stamme herrühren, dem damals der Hermundurenname galt, während die Skelettgräber einem fremden Bestandteil angehören, wenigstens ursprünglich.

Geschichtlich erfahren wir den Niedergang des Markomannenreiches noch im 1. Jahrhundert; es paßt dazu die Beobachtung, daß die reichsten Funde der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts angehören, und daß das zweite Jahrhundert viel spärlicher vertreten ist[1]), gerade das Gräberfeld von Pichora beleuchtet diese Verhältnisse auf das beste. Geschichtlich erfahren wir auch von einem Einfluß der Hermunduren auf die staatlichen Verhältnisse der Markomannen. Worauf aber die Annahme Preidels sich stützt, daß jetzt die unterworfenen Hermunduren wieder aufkommen, ist nicht zu ersehen. Im allgemeinen ist nämlich in der kulturellen und besiedelungsgeschichtlichen Entwicklung in Mitteldeutschland und Böhmen eine auffallende Übereinstimmung zu bemerken. Auch die Blüte der Hermundurenkultur in Mitteldeutschland fällt in die frührömische Zeit. Sehr unklar liegen in Thüringen wie auch im Ostsaalegebiete die Verhältnisse des 2. Jahrhunderts; man möchte geradezu an eine Abwanderung von Hermundurenteilen denken.

Der zunehmenden Besiedelung Mitteldeutschlands, jetzt auch Thüringens, seit dem 3. Jahrhundert, und zwar zunächst durch reichlicheres Auftreten von Brandgräbern, entspricht in Böhmen die spätrömische Brandgräbergruppe, wie sie in Trebicka und in Pinew vertreten ist; auch kulturelle Übereinstimmungen sind hier zu bemerken in Art der Beigaben und in Gefäßformen. Der Ausgang des Markomannenkrieges hat nach Preidel einen großen Teil der Markomannen in das dünner besiedelte Böhmen zurückgeworfen. Da auch Hermunduren sich an diesen Kämpfen gegen die Römer beteiligten, vielleicht Teile, die schon im Laufe des 1. Jahrhunderts ihre alten Sitze verlassen hatten, so könnte man die Erklärung Preidels über die Neubesiedelung Böhmens ebenso für die Fundzunahme in Mitteldeutschland geltend machen, doch Sicherheit läßt sich weder hier noch dort für diese Annahme erbringen.

Den in beiden Landschaften verbreiteten Skelettgräbern der spätrömischen Zeit (Ende 3./4. Jahrhundert) scheint in Mitteldeutschland eine größere Bedeutung zuzukommen als in Böhmen; hier zähle ich nach Preidels Statistik 16 Fundorte, in Mitteldeutschland sind es über 40[2]). Ein Unterschied in der Gräberausstattung besteht darin, daß nach Preidel die Skelettgräber Böhmens auch Waffen führen, was in Mitteldeutschland mit 1—2 Ausnahmen nicht der Fall ist. Das Auftreten in Böhmen erklärt Preidel als das allmähliche Aufkommen einer neuen Bestattungssitte, während mir für Mitteldeutschland eine Zuwanderung, und zwar aus dem Ostseegebiete, wahrscheinlicher erscheint.

Um 400 fällt eine Teilabwanderung der Markomannen aus Böhmen, und zwar nach der Mainmündung, wie Preidel zeigt; in derselben Zeit verschwindet auch die Ostsaalegruppe der mitteldeutschen Skelettgräbergruppe, von der gleichfalls eine charakteristische Fibelform im Mainmündungsgebiet ihre Fortsetzung findet[3]). Die Skelettgräbergruppe westlich von der Saale scheint dagegen schon im Laufe des dritten Jahrhunderts sich aufgelöst zu haben. Die Verbindungen mit der Thüringer Gruppe des 5./6. Jahrhunderts sind hier nur schwach[4]).

In Böhmen sollen sich nun nach Abwanderung der Markomannenreste seit der Mitte des 5. Jahrhunderts die mitteldeutschen Thüringer, die Nachkommen der Hermunduren, nach Preidel geltend machen. Um 500 seien dann die Thüringer

[1]) Vgl. auch Menghin: Einführung in die Urgeschichte Böhmens und Mährens. 1926. S. 103.
[2]) Schulz in Mannusbibliothek Nr. 22, 1922, S. 95ff.; Mannus 16, 1924, S. 110.
[3]) Mannus 16, 1924, S. 104ff. — Siehe auch Preidel, S. 38 Anm.
[4]) Mannus 18, 1926, S. 290 f.

Digitized by Google

von den neu einwandernden Langobarden verdrängt worden. Von dem bekannten Merowingergräberfelde von Podbaba hält er die älteren Gräber für thüringisch, die jüngeren für langobardisch. Für die Annahme einer Thüringer Herrschaftsperiode in Böhmen macht Preidel das Vorkommen der Fibel mit gelappter Kopfplatte geltend (Zangenfibel), die tatsächlich als thüringisch bezeichnet werden kann (siehe Fundnachweis von Preidel, S. 61), doch man wird sich das Vorkommen in Böhmen ebenso durch nachbarschaftliche Übernahme erklären können. Von Kämpfen zwischen Thüringern und Langobarden weiß die geschichtliche Überlieferung nichts, wohl aber von freundschaftlichen Beziehungen durch Verschwägerung der Königshäuser zu Beginn des 6. Jahrhunderts [1]), in einer Zeit, in der die fragliche Fibelform gehört, wie ich mit Åberg annehme.

Preidel allerdings hält die Fibel mit gelappter Kopfplatte für älter, er setzt das Stück von Podbaba, Abb. 65, in die zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts, eine weitere Fibel, Abb. 64, als Vorform gar in die Zeit um 400 nach Chr. Würde die zeitliche und typologische Einordnung der Fibel, Abb. 64, von Podbaba ($^1/_1$ nat. Größe, nicht $^1/_3$ wie dort angegeben) richtig sein, so würde damit die bisherige Ableitung der gelappten Kopfplatte dieser Thüringer Fibel von einer Kopfplatte mit gegenübergestellten Vogelköpfen (Åberg: Die Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit, 1922, S. 123; Behrens in der Mainzer Zeitschrift 17/19, 1921/24, S. 78; Schulz, Mannus 18, 1926, S. 296) hinfällig sein. Der Friedhof von Podbaba enthält im übrigen jüngere Gegenstände, was zwar nicht für eine spätere Ansetzung der Fibel Abb. 64 ausschlaggebend sein soll, aber immerhin doch mit zu beachten ist. Nadelkonstruktion und wohl auch Fußgestaltung haben Preidel zu der frühen Ansetzung geführt. Die Achse der Spiralrolle ist offenbar bei dieser Fibel durch einen Ansatz an der Kopfplatte in der Mitte befestigt, während im allgemeinen die Merowingerfibeln an der Kopfplatte zwei Ansätze tragen, die die Spiralachse an jedem Ende festhalten [2]). Die erstere Befestigungsart findet sich doch aber auch in der Merowingerzeit bei kleineren Fibeln. Und mit Kleinfibeln der Merowingerzeit, die mitunter typologisch ältere Merkmale erhalten haben ohne tatsächlich älter zu sein, stellt auch Åberg die fragliche Fibel auf Grund der Fußbildung zusammen (a. a. O., S. 119, Abb. 170—172). Die ungeschmückte Fibel von Podbaba ist also eher als eine etwas kümmerhafte Nebenform denn als Vorform der Fibel mit gelappter Kopfplatte aufzufassen und nicht in ältere Zeit zu setzen als die übrigen Fibeln mit dieser Kopfbildung.

Die Herkunft der Bevölkerung der Merowingerzeit in Böhmen ist nun neuerdings auch von Mahr behandelt: „Die spätesten Reste vorhistorischen Germanentums in Böhmen", Sitzungsberichte der anthropologischen Gesellschaft in Wien 1926/27, S. 71ff. (Vortrag Anthropologentagung Salzburg 1926). Er hebt die norddeutschen Beziehungen in der Kultur dieser Zeit hervor und nimmt danach in der Völkerwanderungszeit Einwanderungen aus Norddeutschland an, in denen er ein „Stammgemenge unter sächsischer Führung" sieht. Auch nach diesen Ergebnissen von Mahr tritt der gleichartige Verlauf der Besiedelungsgeschichte Mitteldeutschlands und Böhmens recht deutlich in Erscheinung, denn für Mitteldeutschland komme ich zu entsprechenden Ergebnissen, wie ich bereits Mannus, Bd. 18, 1926, S. 285ff. dargelegt habe. Das vereinzelte Auftreten später Leichenbrandgräber mit norddeutscher Keramik ist sowohl in Thüringen (Bottendorf, Kr. Querfurt) wie auch in Böhmen (die wichtigen Gräber von Wießen) festgestellt.

---

[1]) Ludwig Schmidt: Geschichte der deutschen Stämme, 2, S. 331.

[2]) Preidel spricht bei Fibel Abb. 64 von Armbrustkonstruktion, bei Fibel Abb. 65 von Charniernadel. Nähere Auskunft konnte ich darüber nicht erhalten.

Digitized by Google

Also an Stelle der Thüringer und Langobarden in Böhmen nach Preidel führt Mahr den Namen der Sachsen als Besiedler Böhmens in der Völkerwanderungszeit und der Merowingerzeit ein. Er läßt nur einen Einfluß der in Pannonien sitzenden Langobarden auf die Germanen Böhmens gelten. Der Aufenthalt der Langobarden in Böhmen wird zwar oft angenommen, steht aber auch nach der Geschichtsforschung nicht fest. Er wäre mit den Ergebnissen von Mahr zu vereinen, wenn die norddeutsche Zuwanderung mit der Langobardenwanderung in Verbindung stand, wenn das „Stammgemenge" etwa unter langobardischer Führung stand. Für Preidel sind die „Langobardenfibeln" in Böhmen — wozu auch noch der Fund von Nickern bei Dresden [1]) zu rechnen ist, der der böhmischen Siedelungsgruppe näher liegt als der thüringischen — ausschlaggebend. Schmuckstücke allein können, wie ich schon für das Vorkommen der Thüringer Fibeln betonte, allerdings nicht die Volkszugehörigkeit entscheiden, hier ist aber doch zu beachten, daß von der „Langobardenfibel" gerade die ältesten Formen (Åberg S. 145, Preidel S. 63) aus Böhmen stammen, daß also hier danach das Ausgangsgebiet des langobardischen Kunstgewerbes lag.

[1]) In Wuttke: Sächsische Volkskunde, Fig. 120 (Museum Dresden).

Digitized by Google

# Noch einmal der Angrivarierwall.

Von Geh. Studienrat Prof. Dr. Knoke.

Lange Zeit war das Schlachtfeld vom Angrivarierwalle, wo Germanicus und Armin zum letzten Male die Waffen kreuzten, eine viel umstrittene Örtlichkeit. Denn es trifft nicht zu, was Schuchhardt in der Prähistorischen Zeitschrift XVII, S. 129 behauptet: „daß mit diesem Kampfplatze die Enge zwischen einer Weserschleife und den Loccumer Sümpfen in der Nähe des Dorfes Leese gemeint sein muß, ist nicht zu bezweifeln und hat auch kaum jemand bezweifelt." Ich erwähne nur [1]), daß Männer wie Werneburg, v. Pflugk-Harttung, v. Wietersheim, v. Abendroth, Dahm, Grupen, Schierenberg, Höfer, Chyträus, Möser, Lodtmann, Klüver, Wilhelm, Justi, Eccard, v. Müffling, v. Stolzenberg den Ort der Schlacht in allen möglichen oder vielmehr unmöglichen Gegenden gesucht haben. Auch Ritter äußerte sich in den Anmerkungen zu den Annalen des Tacitus dahin, daß der von dem Schriftsteller erwähnte Fluß nur entweder die Leine oder die Aller sein könne. Schmidt freilich suchte schon die Walstatt in der Nähe des Steinhuder Meeres, wenn auch südöstlich von der Stadt Rehburg, während sie Zein, Wippermann, v. Hodenberg, Guthe und Böhmers in die Gegend westlich dieser Stadt verlegten, wo die sogenannte „alte Verteidigungslinie" der Papenschen Karte lange Zeit als Angrivarierwall gegolten hat. Bessell suchte sie auch in den Loccumer Bergen.

Erst durch mich ist dagegen die Vermutung ausgesprochen und der Beweis dafür erbracht, daß der Wall der Angrivarier durch das Dorf Leese gegenüber Stolzenau geführt habe, wo die von Tacitus erwähnte enge und feuchte Ebene sich südlich anschloß. Hierbei nahm ich an, daß der Wall vom Westen des Ortes auslief; sprang doch dort neben dem Bahnhofe die damals von einem Weserarme durchströmte Marsch am weitesten nach Osten vor, während auf der anderen Seite die Brüche mit den dahinter liegenden Mooren sich soweit dem Dorf nähern, daß dadurch das Durchgangsgebiet nicht unwesentlich verengt wird.

Von Leese aus zieht sich in östlicher Linie bis zu jenen Brüchen eine schmale Niederung mit tiefem Wasser, so daß sie als ein natürlicher Festungsgraben sich darbot. Nördlich wird sie von höher gelegenem Ackerland begrenzt, das allerdings heute, weil im Laufe der Zeiten der Pflug den Boden einebnete, nicht mehr als Wall zu erkennen ist. Auch im Dorfe Leese hatte die Niederung noch eine Fortsetzung. Man kann das eine Strecke lang verfolgen, und auch weiterhin ist es wohl nicht zufällig, wenn es bei Gelegenheit eines Neubaues inmitten des Dorfes sich herausstellte, daß das abgebrochene Haus auf Pfählen geruht hatte.

Was aber einen deutlichen Hinweis auf den Wall der Angrivarier in der bezeichneten Richtung liefert, das ist der Fund einer großen Menge Schleudersteine, die teils im Wallgraben selbst, teils daneben, teils weiter nordöstlich auf der Rückzugslinie der vom Walle her zurückgedrängten deutschen Truppen wieder aufgefunden wurden. Einige wenige entdeckte man auch auf dem südlichen Teile des Schlachtfeldes.

Daß sie die Form und Größe von Schleudersteinen haben, konnte gar nicht bestritten werden. Aber man behauptet gleichwohl, es seien sogenannte Reibsteine, obwohl nicht die geringste Spur von Abnutzung an ihnen wahrgenommen wird, die meist auf zwei Seiten befindlichen Abplattungen aber nur die durch Abschlagen vermittels eines scharfen Werkzeuges entstandenen rauhen Flächen aufweisen.

[1]) Vgl. des Verfassers Kriegszüge des Germanicus. II. Aufl. S. 457 ff.

Digitized by Google

Der Fabrikant Heimbs aus Hannover, der sich um die Erforschung der Gegend recht verdient macht, hat in dankenswerter Weise eine Zusammenstellung der Fundorte gegeben, an denen Steine mit seitlicher Abplattung in der Erde angetroffen wurden [1]). Diese Zusammenstellung aber belehrt uns, daß Gegenstände der Art nur immer an solchen Stellen gesichtet wurden, über die sich der Kampf zwischen den Deutschen und Römern erstreckt haben muß, während sie außerhalb dieses Raumes nicht gefunden wurden. Freilich, meint Heimbs, sie seien meist nur in den dortigen Rieden zutage getreten, und er macht sich ein Bild von Reibsteinmenschen, die einst bei trockenem Klima dort gewohnt hätten. Aber daß Schleudersteine mehrfach in den Rieden angetroffen wurden, ist durchaus nicht verwunderlich. Denn wenn sie sich im Ackerboden fanden, so wurden sie nach und nach, weil sie dem Pfluge hinderlich waren, ausgehoben und dorthin geworfen, wo sie keinen Schaden anrichteten. Übrigens fehlen die Fundstücke auf trockenem Boden auch jetzt noch keineswegs, wie ja auch Heimbs zugibt, daß sie zum Teil nicht in, sondern neben den Rieden lagen. Auch zeigte mir einst der Archäologe Tewes aus Hannover drei solcher Steine, die außerhalb der von mir beschriebenen Niederung in deren Nähe aufgefunden worden waren.

Gegen die Verwendung der Funde als Schleudersteine ist auch ihre verschiedene Größe geltend gemacht worden; denn neben denen von 7 cm Durchmesser, was das gewöhnliche Maß darstellt, gibt es auch kleinere, und größere kommen bis zu 14 cm Durchmesser vor. Aber gerade diese Verschiedenheit spricht für den genannten Gebrauch. Unter den Steinen, die mir Tewes zeigte, befand sich ein kleinerer mit derartigen Vertiefungen, daß man, um dem Wurf mehr Schwung zu geben, genau in sie die Finger legen konnte. Dieser war also mit der Hand geworfen worden. Die Steine mittlerer Größe pflegte man dagegen vermittels Riemen zu behandeln, ganz wie der bekannte Schleuderer auf der Trajanssäule erkennen läßt. Die größeren Gegenstände endlich wurden durch Wurfmaschinen geschleudert. Die Funde stimmen also auch in dieser Hinsicht durchaus zu meiner Deutung.

Heimbs nennt zwei Fälle, in denen neben den Steinen auch Reibplatten angetroffen wurden. Vermutlich liegt hier eine Verwechslung mit Schleifsteinen vor, wie sie hin und und wieder den Toten mit ins Grab gegeben wurden. Ein solcher Schleifstein befand sich beispielsweise auch in einem Grabe mit drei Schleudersteinen zusammen im Nordosten des Schlachtfeldes.

Man verweist die Funde in die Steinzeit, aber die eben genannten drei Steine gehörten einem Grabe an, das, vermutlich für germanische Kampfgenossen, zu ebener Erde angelegt worden war, das also weder der Steinzeit noch der Bronzezeit zugeschrieben werden darf. Auch weist ein tönerner Spinnwirtel, der mit im Grabe lag, seiner Form nach in eine spätere Zeit. Eine Urne, die auch dort beigegeben war, habe ich leider nicht zu Gesicht bekommen.

Es darf daher als sicher gelten, daß der Wall der Angrivarier auf der von mir bezeichneten Linie zwischen der Weser und den unzugänglichen Brüchen in einer Ausdehnung von etwa 1500 m gelegen hat.

Nun glaubt man neuerdings an einer anderen Stelle den Wall wieder aufgefunden zu haben. Herr Heimbs hatte zuerst auf eine Erhöhung einige hundert Meter südlich der von mir festgestellten Linie, auf den sogenannten „Ohlen hoop", vor dem ein Wassertümpel sich erstreckt, hingewiesen, und Schuchhardt erklärte sofort: „Ich fand einen außerordentlich starken Wall und Graben von durchaus nicht mittelalterlichem, sondern weit älterem Gepräge, mit dem Graben, so wie es gefordert werden mußte, gegen Süden gerichtet ..... Wie wichtig es ist, endlich einmal einen festen Hinweis auf den Schauplatz einer großen Schlacht zwischen Römern und Germanen zu erhalten, wird niemand verkennen", und an einer anderen Stelle sagt er: „Der wiederaufgefundene angrivarische Grenzwall ist natürlich ein ganz kapitales Stück."

Auch wurden letzthin durch Bersu vom archäologischen Institut in Frankfurt Nachforschungen mit dem Spaten veranstaltet, während der Archäologe Lange aus Berlin eine Musterung der in der Gegend ausgegrabenen alten Gefäßreste vornahm. Auch Heimbs beteiligte sich an den Untersuchungen. Über dem Ganzen aber schwebte der Geist Schuchhardts. Es wurde also zur Prüfung der Angelegenheit ein nicht geringes Aufgebot von Kräften in Anspruch genommen und die Neugierde der Bevölkerung erregt. Schließlich wurden die Ergebnisse der gemeinsamen Arbeit durch je einen Aufsatz der genannten Herren im 17. Bande der Prähistorischen Zeitschrift niedergelegt.

Gegen die neu gefundene Stelle mußte jedoch von vornherein eingewandt werden, daß bei dieser Lage des Walles das Schlachtfeld, das ohnehin schon etwas beschränkt war, nicht unbedenklich weiter verengt wurde, ferner, daß die gewählte Linie kein natürliches

[1]) Mannus XIX, S. 188 ff.

Digitized by Google

Schutzmittel, wie es in der von mir beschriebenen Niederung mit dem tiefen Graben vorlag, aufzubieten hatte, auch im Osten nicht, wie dort, die anstoßenden Brüche unzugänglich waren. Sodann sprach dagegen, daß die Verteidiger der vermuteten Befestigung die genannte Niederung im Rücken gehabt haben würden, was für ihren Rückzug gefährlich werden mußte, ein Verhältnis, das in der von mir festgestellten Linie nicht vorlag, weil hier im Norden und Nordosten sich trockenes Geestland anschließt.

Was jedoch besonders gegen die neue Vermutung geltend gemacht werden muß, das ist das Fehlen jeglicher Schleudersteine. Und doch dürfte man erwarten, daß solche in der Gegend des Walles noch zu finden seien, da sie bei Gelegenheit seiner Erstürmung durch die Römer massenhaft in den Boden geraten sein mußten.

Nun haben aber die von den genannten Archäologen unternommenen Untersuchungen, auf Grund deren sie den Wall wieder aufgefunden zu haben glaubten, überhaupt zu argen Enttäuschungen geführt.

Zunächst nämlich stellte es sich heraus, daß der Wassertümpel vor dem „Ohlen Hoop", den doch Schuchhardt angepriesen hatte, gar kein Graben war. Aber auch sonst wurde auf der ganzen Linie neben der vermuteten Verschanzung keine Spur eines solchen vorgefunden, so daß man sich schließlich auf die unglaubliche Erklärung zurückzog, die Angrivarier hätten überhaupt keinen Wehrgraben ausgeworfen. Es blieb also nur der „Ohle Hoop" in einer Länge von 75 m und einer Höhe von 1,30 m als Merkmal der angrivarischen Grenzbefestigung übrig, dazu noch eine Stelle am westlichen Dorfende, ungefähr dort, wo auch der von mir angenommene Wall endigte, in Plönjes Garten, der ebenfalls eine leichte Erhöhung des Erdreichs aufweist, natürlich auch hier ohne den gesuchten Graben.

Dagegen wurde auf der langen Strecke von 1000 m zwischen den genannten Punkten nichts entdeckt, was an einen ehemaligen Wall erinnern konnte. Denn die Berufung auf den Namen eines alten „Sandgrabens", den nach Schuchhardt „der zerfallende sandige Wall auf jener Strecke hervorgerufen" haben sollte, kann um so weniger entschädigen, als die Ausgräber ja längst auf einen Wallgraben verzichtet hatten, auch die Verschanzung gar nicht aus einer Sandmasse bestanden haben soll.

Als Hauptbeweis dafür, daß man auf der bezeichneten Linie den Wall der Angrivarier entdeckt hatte, war die Feststellung von Pfostenlöchern, die an zwei Punkten neben dem „Ohlen Hoop" und dem benachbarten „Hüdepol, sowie in Plönjes Garten ausgegraben wurden und zur Aufnahme von Pfeilern einer Holzbefestigung gedient haben sollten. Auf dem dazwischen liegenden ausgedehnten Raume trat jedoch nichts Derartiges zutage, sei es, daß man die Löcher vergeblich suchte oder daß man eine weitere Nachforschung gar nicht unternahm. Ebenso fehlt jedes Merkmal für eine Fortsetzung des Werkes auf der Ostseite des „Ohlen Hoops" nach den Brüchen zu.

Jedenfalls begnügte man sich schließlich mit der Erklärung, daß, „nachdem an drei weit auseinanderliegenden Stellen auf der Vorderseite des Walles Pfostenlöcher gefunden" seien, „man an der ganzen Südfront des Walles eine solche Pfostenreihe annehmen" könne. Ja man war seiner Sache so gewiß, daß man sich dahin äußerte: „Mit diesen Grabungsergebnissen ist also sichergestellt (!), daß in dem geschilderten Verlauf mit der Front nach Süden sich hier ein Wall erhob."

Auch wußte man das Fehlen eines Grabens durch den Umstand zu erklären, daß der Wall aus Rasen aufgebaut worden sei, ein Vorgang, der allerdings für römische Marschlager bezeugt wird, der jedoch für germanische Befestigungen ohne Beispiel sein würde. Auch haben sich Reste des gemutmaßten Rasens an keiner Stelle gefunden. Und dabei konnte auch in diesem Falle der Graben vor dem Walle nicht entbehrt werden, weil die daraus entnommene Erde zur Festpackung der Rasenstücke notwendig war, wie denn auch die Römer in jedem Falle sich der Grabenerde zu diesem Zwecke bedienten. Oder glaubt man, die Verteidiger einer meterhohen Rasenschichtung hätten ohne diese Packung festen Fuß gewinnen können?

Daß übrigens die erwähnten Pfostenlöcher, die doch nur an zwei weit auseinanderliegenden Stellen aufgefunden wurden — denn Hüdepol liegt nur 50 Schritte vom „Ohlen Hoop" entfernt —, sich am einfachsten durch Verzäunung einzelner Bauernhöfe sich erklären lassen, auf diesen Gedanken scheinen die Ausgräber von Leese gar nicht gekommen zu sein, trotzdem daß Bersu, wo er anderwärts solche Pfostenlöcher ausgegraben hat, diese den dortigen Ansiedelungen zuschreibt.

Dagegen hat man in der Veröffentlichung der Prähistorischen Zeitschrift bereits das Bild einer gewaltigen Holzwand mit mächtigen Pfeilern wiedergegeben, die eine Vorstellung von einem mehr als 3 m hohen und 1800 m langen Grenzwalle geben soll.

Und doch ist gerade das, was als der untrügliche Beweis für das Vorhandensein des Angrivarierwalles an der gemutmaßten Stelle und in der vermeinten Gestalt ausgegeben wurde, nämlich die Feststellung von Pfostenlöchern einer Holzwand, der sicherste Beweis gegen die Richtigkeit einer solchen Vorstellung.

Digitized by Google

Um doch zu verstehen, müssen wir einer genaueren Prüfung die Worte unterziehen, durch die Tacitus uns die Eigenschaft der angrivarischen Grenzbefestigung erkennen läßt. Er äußert sich darüber folgendermaßen:

Missae e tormentis hastae, quantoque conspicui magis propugnatores, tanto pluribus vulneribus deiecti.

Das übersetzt Schuchhardt: „Die Ballisten warfen ihre Speere, und je höher die Wallkämpfer dastanden, um so mehr wurden sie getroffen und niedergeworfen."

Hierzu ist zunächst zu bemerken, daß der Schriftsteller von einem Höherstehen der Kämpfer nichts sagt; es ist das eine freie Erfindung des Übersetzers. Sie erklärt sich aber durch die Vorstellung einer Holzwand, hinter der die Deutschen sich verteidigt haben sollen. Denn unter dieser Voraussetzung würden sie, je weiter sie über die Wand hinaussahen, mit desto mehr Wunden niedergestreckt worden sein.

Ein solcher Vorgang wäre nun freilich an sich schon unverständlich. Denn man beachte wohl, daß die Römer der Speere aus den Wurfmaschinen sowie der Steine aus den Riemen der Schleuderer sich bedienten. Von diesen gefährlichen Waffen aber genügte ein einziger Treffer, um den Gegner kampfunfähig zu machen. Zu noch weiteren Wunden war dann doch keine Möglichkeit mehr gegeben.

Wir erhalten aber auch bei der Übersetzung „niedergeworfen" für deiecti kein faßbares Bild von solchen, deren Niederfallen hinter der Holzwand gar nicht beobachtet werden konnte.

Wollte ferner der Schriftsteller nichts weiter sagen, als daß einzelne Verteidiger, wenn auch mit mehr Wunden als andere, getroffen worden seien, so war ein solcher Bericht doch wohl recht dürftig. Vielmehr wollte er doch, entsprechend dem von Germanicus gegebenen Befehl: proturbare hostes, aus der Schilderung des Kampfes die Anschauung dem Leser beibringen, daß der Wall schließlich von den Verteidigern entblößt und von den Angreifern eingenommen wurde. Diese Auffassung aber konnte der Leser nicht gewinnen, wenn er nur erfuhr, daß wohl dieser oder jener deutsche Kämpfer mit mehr Wunden niederfiel, von der übrigen Masse der Verteidiger aber keine Rede war.

Nein, unter den propugnatores des Schriftstellers sind nicht einzelne Verteidiger zu verstehen, die etwa dem Angreifer, der eine mehr, der andere weniger sichtbar wurden und deswegen mit mehr oder weniger Wunden bedeckt hinter der Holzwand niederfielen, sondern die propugnatores sind die Verteidiger des Walles überhaupt, die ganz allgemein gezwungen wurden, ihre Stellung zu räumen, weil sie in dem Maße, wie sie sichtbar waren, mit um so größeren Verlusten vom Walle hinuntergetrieben wurden. In diesem Sinne ist das Wort deiecti seinem regelmäßigen Gebrauch entsprechend auch hier zu verstehen. Gewöhnlich übersetzt man auch quanto-tanto durch je — desto. Genauer heißen die Worte jedoch: um wieviel — um soviel. Die Stelle des Tacitus ist demnach folgendermaßen zu übersetzen:

„Geschleudert wurden aus den Wurfmaschinen die Speere, und um wieviel sichtbarer die Verteidiger waren, mit um soviel größeren Verlusten wurden sie hinabgetrieben."

Aber was wollte der Schriftsteller mit dem Ausdruck sagen, daß die Verteidiger ganz allgemein für die Römer sichtbar waren? Das Verständnis dieser Worte wird uns klar, wenn wir uns vorstellen, daß der Wall mit einer Schutzwehr gar nicht ausgestattet war. Auch Schuchhardt kann nicht umhin, zu gestehen, daß „weder der rheinische Limeswall noch unsere mittelalterlichen Landwehren eine feste Holzfront aufweisen." Aber er hat aus dieser Tatsache nicht die richtige Folgerung gezogen.

Wie kann man sich auch nur vorstellen, die Angrivarier hätten als Grenzsperre eine mehr als 3 m hohe Holzwand in einer Ausdehnung von 1800 m hergestellt! Was für ein Aufgebot von Arbeit hätte da geleistet werden müssen, nicht bloß, um ein derartiges Werk aufzubauen, sondern auch, um es Jahr für Jahr zu unterhalten! Auch lag es nicht im Wesen der alten Deutschen, sich hinter hölzernen Wänden zu verstecken. Sind doch solche auch an den alten Volksburgen nirgendwo nachgewiesen worden. Einfache Wälle genügten ihnen hier wie überall.

Darum darf man sich nicht wundern, wenn der Schriftsteller sagt, die Verteidiger seien ganz allgemein den Römern sichtbar gewesen, und sie hätten es wohl vermocht, die Angriffe der Legionssoldaten abzuwehren, der Artillerie der Feinde aber hätten sie weichen müssen.

Doch was bedeutet der Komparativ conspicui magis, d. h. daß die Verteidiger sichtbarer gewesen seien? Um das zu begreifen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß die Deutschen auf dem Walle gegenüber den Angreifern in einer höheren Stellung sich befanden. Wer von unten auf zu ihnen hinsah, dem waren sie aus dem Grunde sichtbarer, weil sich ihre Gestalt vor dem lichten Hintergrunde deutlicher abhob, als wenn beide kämpfenden Parteien auf ebenem Boden gestanden hätten.

Digitized by Google

Ja der Ausdruck ist wieder ein Beweis dafür, mit welcher Genauigkeit und Sorgfalt der Schriftsteller seine Worte wählte. Er ist aber auch ein Beweis dafür, wie genau die Berichte gewesen sein müssen, die ihm für seine örtlichen Schilderungen zu Gebote standen. Denn eine Tatsache, wie sie mit conspicui magis, d. h. „sichtbarer in dem gegebenen Falle, als sonst", ausgedrückt ist, kann man nicht erfinden; sie beruht auf örtlicher Wahrnehmung.

Der Ausdruck beweist aber auch, daß der Angrivarierwall, was ja zunächst nur hypothetisch angenommen werden konnte, mit keiner besonderen Schutzwehr versehen worden war, und so stellt sich denn heraus, daß die Ausgräber von Leese, weit gefehlt, mit der Entdeckung von Pfostenlöchern den Wall mit seiner Holzwand festgestellt zu haben, mit dieser Entdeckung gerade das Gegenteil von dem bewiesen haben, was sie wollten. Denn Pfostenlöcher für die Holzwand und Angrivarierwall schließen einander aus.

Man könnte nun freilich einwenden, die Pfostenlöcher seien zur Aufnahme von Pfeilern bestimmt gewesen, die nur als Stütze einer senkrechten Holzverkleidung der Wallfront — daß sie senkrecht war, würde sich aus der Gestalt der Löcher ergeben — bis zu deren Höhe dienen sollten, eine Annahme, die übrigens von den bei den Ausgrabungen beteiligten Archäologen nicht geteilt wird. Aber abgesehen davon, daß eine derartige Maßnahme bei germanischen Wällen nicht nachgewiesen ist — haben diese doch alle ein schräges Profil —, würde, wenn selbstverständlich mit der Zeit die Holzverschalung in Verfall geraten war, die Wallmasse sich nach vorn verschoben haben und gegenwärtig über die Pfostenlöcher hinaus ein großer Teil dieser Masse sich befinden. Das ist nun aber keineswegs der Fall. Aber die Erklärung dafür, „daß das Wallmaterial heute so wenig nach vorn über die Pfostenstellung hinaus und fast ganz nach hinten verschleift erscheint", es habe sich „vorn immer ein Weg entlang" befunden, leuchtet um so weniger ein, als der gemutmaßte Weg für die weite Strecke vom „Ohlen Hoop" nach Westen gar nicht nachzuweisen und für Plönjes Garten geradezu ausgeschlossen ist. Hier liegt der Weg vielmehr auf der Gegenseite. Auch wäre es nicht zu verstehen, wenn man gerade über den Wallschutt hinweg eine Straße angelegt hätte, oder soll gar der Wassertümpel vor dem „Ohlen Hoop" aus der Schuttmasse sich gebildet haben?

Wir werden also nach wie vor den Angrivarierwall dort zu suchen haben, wohin ich ihn bereits vor mehr als vierzig Jahren verlegt habe. Hieran haben die mit vielem Geräusch ins Werk gesetzten Untersuchungen der jüngsten Zeit nicht das mindeste geändert.

Daß sich jedoch wieder Schuchhardt an die Spitze der Unternehmung gestellt hat, war verhängnisvoll. Wird doch dieser Mann jedesmal, wenn er sich in die Fragen unserer Frühgeschichte mischt, auf falscher Fährte angetroffen. So, wenn er uns Römerkastelle im Osnabrückschen vorzuzaubern unternahm und diese nachträglich in karolingische Curtes glaubte verwandeln zu dürfen [1]), oder wenn er Alisо entdeckt zu haben vermeinte, wenn er die Grotenburg bei Detmold für eine Teutoburg ausgab, oder wenn er mit seinen Freunden Philippi und Koepp sich ein Stelldichein im Habichtswalde bei Stift Leeden gab und das dortige Römerlager als eine Forstanlage und später als einen Bauernhof bezeichnete, oder wenn er die Pontes longi ebenfalls von Bauern herstellen läßt, oder wenn er dem Tumulus von Iburg den römischen Ursprung abspricht [2]), wenn er Idistoviso in die Nähe von

[1]) Daß das ganze System der karolingischen Curtes und Curticulen, wie es Schuchhardt aufgestellt hat, auf einer fehlerhaften Erklärung der Kapitularen Karls d. Gr. beruht, ist von mir im 47. Bande der „Mitteilungen" des Osnabrücker historischen Vereins, S. 21 f., dargetan. Dort ist auch darauf hingewiesen worden, daß die Bezeichnung der Curticula als Obstgarten nur durch eine falsche Übersetzung des Wortes pomerium gewonnen werden konnte.

[2]) Im 18. Heft 1927 der Deutschen Literaturzeitung hat Schuchhardt eine Besprechung meiner Schrift: „Der römische Tumulus auf dem Schlachtfelde des Teutoburger Waldes" vorgetragen, die an Unarten und Unwahrheiten alles übersteigt, was je in wissenschaftlichen Blättern geschrieben worden ist. So ist es nicht wahr, daß, „wenn andere an die Stelle (des Varuslagers im Habichtswalde) kamen, sie nur einen mittelalterlichen befestigten Hof sahen .... und die gefundenen Scherben ebenfalls für mittelalterlich oder noch später erklärten." Hat doch Schuchhardt selbst bei seiner ersten Besichtigung das Lager als eine Forstanlage bezeichnet. Unsere ersten Archäologen, wie Geh.-Rat Loeschcke, Anthes, Koenen usw. aber haben, wie Schuchhardt wissen muß, ausdrücklich römische Scherben aus dem Lager festgestellt. Auch die Bemerkung über die Lager von Iburg und Mehrholz trifft nicht zu. Schlimmer ist, daß er den römischen Tumulus bei Iburg für die Reste eines verbrannten mittelalterlichen Hauses ausgibt. Es befindet sich nämlich im Innern des Hügels oberhalb eines Erdaufwurfs von 1½ m Höhe eine Brandstätte. Um jedoch die nötige Unterlage für das angebliche Gebäude zu gewinnen, verwandelt Schuchhardt diese Erdaufschüttung, auf der doch nie ein Haus errichtet werden konnte, in „eine

Digitized by Google

Minden versetzt, oder endlich, wenn er der Welt verkündigt, daß nunmehr der Wall der Angrivarier aufgefunden worden sei.

Auch haben wir hier wiederum ein Beispiel dafür, daß unsere Archäologen in die Irre gehen, wenn sie meinen, mit ihrer Technik ohne weiteres geschichtliche Tatsachen aus der Zeit der Römerkriege entscheiden zu können. Vielmehr besteht das, was ich schon 1887 öffentlich ausgesprochen habe, auch heute noch zu Recht, nämlich daß in allen diesen Dingen die Philologie das erste Wort zu sprechen habe. Begeben sich jedoch Männer an die Arbeit, ohne die nötigen Sprachkenntnisse sich angeeignet zu haben, oder besitzen sie nicht die erforderliche Schulung in der Auslegung unserer Schriftdenkmäler, oder glauben sie gar sich über den Wortlaut der Berichte vornehm hinwegsetzen zu können, dann rächt sich, wie in dem gegebenen Falle, diese Kühnheit durch die Verkehrtheiten, in die sie ohne weiteres verfallen.

Und doch war das Ergebnis der Ausgrabungen und die Untersuchung der Funde bei Leese nicht ohne Nutzen. Denn zunächst zwingt der negative Erfolg dazu, den gesuchten Wall wieder an seine richtige Stelle zu verlegen. Ich hätte ja ein Ergebnis, wie es die Herren erhofften, schlechthin begrüßen können. Denn ob der Wall einige hundert Schritte weiter südlich oder nördlich lag, war für die Hauptsache, auf die es ankam, ohne Belang, wenn nur von neuem festgestellt wurde, daß er meiner Annahme entsprechend überhaupt bei Leese sich befunden hat. Lediglich die Rücksicht auf die volle Wahrheit konnte mich bestimmen, die neuesten Untersuchungen einer näheren Prüfung zu unterziehen.

Da jedoch, wo nicht ein besseres Verständnis der schriftstellerischen Quelle in Frage kam, konnten die Archäologen eher zu einem richtigen Urteile gelangen. Das betrifft beispielsweise den Ort des Lagers, das Germanicus am Spätnachmittage der Schlacht errichten ließ. Heimbs hatte es nahe dem Dorfe Leese selbst vermutet und war zu dieser Annahme durch die Auffindung vermeintlicher Wälle an jener Stelle gelangt. Die Untersuchungen daselbst haben jedoch ergeben, daß hier nur ältere Ansiedelungen bestanden haben. Es ist also nach wie vor wahrscheinlich, daß das Lager weiter südlich auf der Hochfläche neben dem Gute Hünerberg oder, wie es neuerdings heißt, Schlüsselburg gelegen hat.

Endlich hat auch eine weitere Angelegenheit jüngst eine Klärung erfahren. In der Mitte zwischen Leese und Rehburg liegt auf einer Landzunge, die aus der Richtung dieser Stadt ausgeht und zwischen Moor und Sumpf sich weit nach Westen vorschiebt, die Düsselburg. Die erhöhte Lage verschafft ihr eine nicht unbedeutende Festigkeit, die im Süden und Westen noch durch die aus dem Steinhuder Meere hervorgehende Meerbache mit ihren feuchten Niederungen verstärkt wird. Zugänglich war sie nur von Osten. Sie war also wie geschaffen, um den Deutschen in der Schlacht am Angrivarienwalle gegen die von der Ebene aus östlich vordringenden Römer einen festen Halt zu geben. Ich habe sie denn auch in meinen „Kriegszügen des Germanicus" bereits 1887 als den Schlüssel des Schlachtfeldes bezeichnet. Denn daß sie schon zur Römerzeit bestanden habe, mußte aus der Art der Anlage wie aus anderen Umständen geschlossen werden.

Das ist mir von Schuchhardt auf Grund seiner Ausgrabungen daselbst lange bestritten worden, indem er die aufgefundenen Gefäßreste in das 5. bis 8. Jahrhundert n. Chr. und dementsprechend die Benutzung der Burg in dieselbe Zeit verlegte [1]). Auch 1924 [2]) erklärte er noch von der Düsselburg, die man immer gern mit der Schlacht am angrivarischen

---

lehmige Bodenschwellung". Und nun gar verlegt er die im Hügel gefundenen Töpfe und massenhaften Scherben in die Brandschicht, als wäre sie der Baugrund des mittelalterlichen Hauses. In meiner erwähnten Schrift aber war mit klaren Worten berichtet worden, daß kein einziger Topf und keine einzige Scherbe in der Brandschicht aufgefunden worden war, wie denn auch keine Spur eines Brandmales bei ihnen zu erkennen ist, daß vielmehr alle diese Fundstücke in dem Mantel des Hügels gelegen haben, der die Brandstätte ringsum einschloß und in den sie von den Soldaten des Germanicus als Opferspende geworfen wurden. Dieser mein Bericht konnte dem Kritiker um so weniger entgehen, als er selbst bezeugt, „Wort für Wort, Buchstabe für Buchstabe" meine Schrift geprüft zu haben. Schuchhardt hat also, um seine falsche Deutung des Hügels und der Fundsachen annehmbar zu machen, zu einer offenbaren Fälschung seine Zuflucht genommen. Übrigens ist der mittelalterliche Ursprung der Scherben schon aus dem Grunde ausgeschlossen, weil sie im feuchten Zustande zerbrechlich waren, mittelalterliche Scherben aber nehmen überhaupt kein Wasser an. Daß Schuchhardt auch das Fehlen von Knochen und die geringe Menge von Phosphorsäure in dem Hügel gegen seine Eigenschaft als Leichenhügel geltend macht, obwohl es bekannt ist, daß solche Gegenstände im Lehm völlig vergehen können, soll nur nebenbei zum Beweise der Unkenntnis des Kritikers erwähnt werden.

[1]) Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1904, S. 432.

[2]) Die frühgeschichtlichen Befestigungen in Niedersachsen, S. 50.

Digitized by Google

Grenzwalle habe zusammenbringen wollen, sie habe auf altgermanischen Ursprung keinen Anspruch. Gegenwärtig jedoch bekennt sich Schuchhardt — freilich ohne meinen Namen zu erwähnen — zu meiner Ansicht mit den Worten: „Im Burginnern gewannen wir mehrere ältere polierte und verzierte Scherben .... Ich hielt sie für sächsisch etwa des 5. oder 6. Jahrhunderts (früher hieß es 5. bis 8. Jahrhundert). Jetzt zeigt sich, daß sie germanisch aus frührömischer Zeit sind .... Die Düsselburg geht also bis in die römische Zeit, und zwar bis in die Zeit der Römerkämpfe zurück .... Sie hat in einer gewissen Beziehung zur Schlacht gestanden."

Natürlich beruht diese Sinnesänderung Schuchhardts nicht auf eigener Prüfung der Gegenstände. Denn der Mann, der fortwährend Römisches für mittelalterlich und Mittelalterliches für römisch ausgibt und in der Beurteilung von Scherben sich um mehr als tausend Jahre irrt, war stets ein unzuverlässiger Schätzer dieser Dinge. Vielmehr rührt das jetzt gewonnene Urteil von dem Archäologen Lange her, der mit großer Umsicht und Sorgfalt seinen Auftrag ausgeführt hat. Um so sicherer ist mithin das Ergebnis, daß die Düsselburg wirklich der Zeit der Römerkämpfe angehört.

Digitized by Google

# Der Burgwall an der Steilen Wand bei Lossow.

## Diesjähriger erster Original-Bericht im Auftrage der Ausgrabungsleitung.

Von M. M. Lienau, Bezirkspfleger.

Mit 1 Plan.

---

Nachstehend gibt die Leitung durch meine Feder der Oderzeitung als nächst interessierter Heimatzeitung den ersten Originalbericht, der Wert auf strengste Sachlichkeit legt.

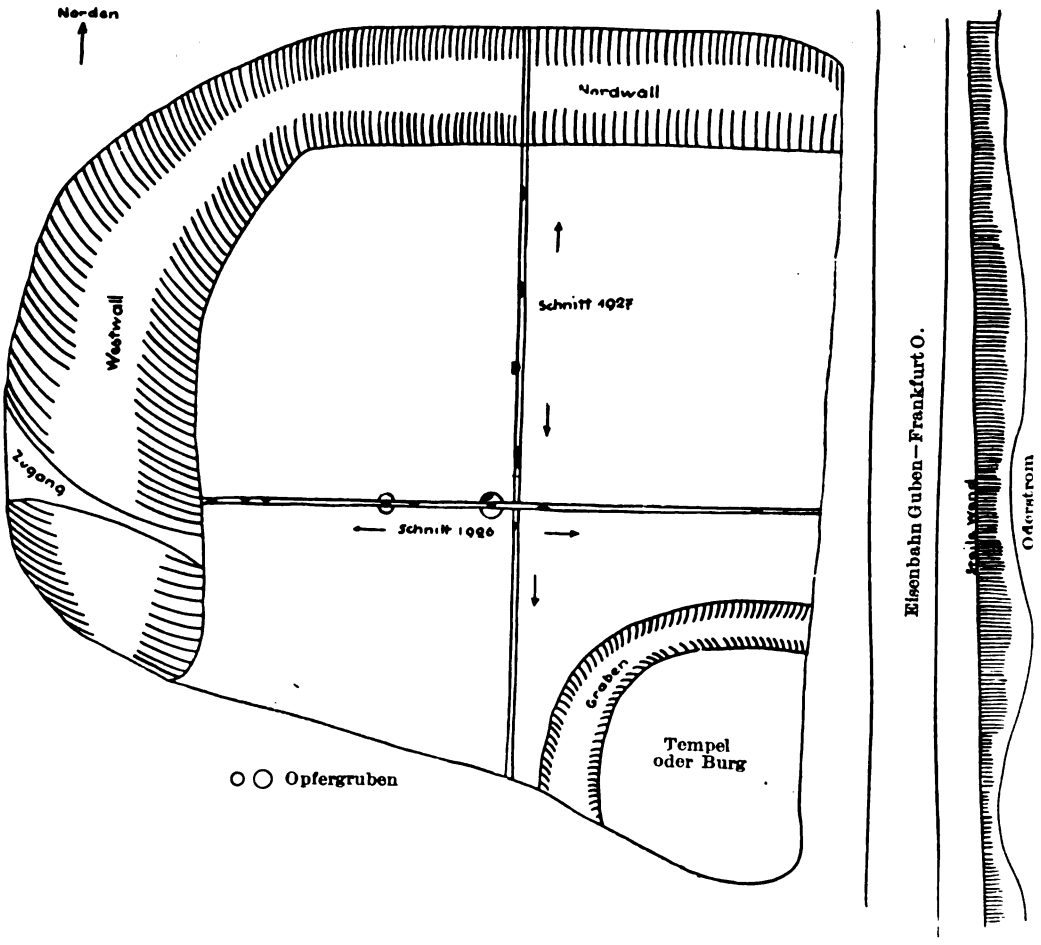
Ich erinnere zunächst an den Bericht über die Eröffnungsgrabung im Spätherbst 1926. Diesen findet man in Nr. 292 (14. Dezember 1926) der Frankfurter Oderzeitung. Diese, wie auch die diesjährige Grabung, trägt den Charakter als „Probe"-Grabung. Durch diese „Probe"-Grabungen soll vorerst festgestellt werden, in welcher Ausdehnung menschliche Eingriffe (wie Anzeichen von Besiedelung usw.) innerhalb des Burgwall-Areals von etwa 9 Morgen angetroffen werden. Wenn ich sage „festgestellt" werden, so soll das heißen: es sollen vorläufige Anhaltspunkte gewonnen werden. Dies kann auf einem so großen Terrain nicht geschehen in der Weise, daß man hier und da mit dem Spaten „herumstippt", sondern lediglich so, daß ein System von Gräben über die Fläche gezogen wird, nachdem das gesamte Terrain vom Landmesser genau kartographiert und in kleinere Arbeitsquadrate eingeteilt wurde. Dadurch werden so genaue Messungen, an denen wieder die kartographischen Einzeichnungen hängen, ermöglicht, daß die Grabungen erstlich nicht in einem Zuge, sondern in beliebigen Intervallen ausgeführt, zweitens sprungweise (d. h. an verschiedenen Stellen „gleichzeitig" oder „nacheinander") vorgenommen werden können. Wie ein Mosaikbild von verschiedenen Stellen aus nach einem genauen Vorbilde ausgeführt werden könnte, so würden auch sprungweise Grabungen (wenn man sie auch nach Möglichkeit vermeiden wird) nicht verhindern, daß sich das „Bild der Vorzeit", das in der Tiefe des Ackers schlummert, schließlich lückenlos wieder zusammenfügt, indem die pietätvolle Spatenkunst des Forschers es in anstrengender und langer Arbeit unter dem Acker, der inzwischen durch Jahrhunderte und Jahrtausende den Menschen Nahrung spendete, den staunenden Augen wieder vorführt .... Die Kunst des Forschers, für den es nur ein Lächeln geben kann, wenn man ganz allgemein ihm gegenüber von „Buddelei" spricht oder gar schreibt. Wer die Grabung von Lossow besucht und die feinste Feinarbeit dort auf Schritt und Tritt findet, der mag urteilen!

Im vorigen Jahre wurde der erste Versuchsgraben durch die Mitte des Areals von Ost nach West gezogen, in diesem Jahre ein den ersten im rechten Winkel treffender von Nord nach Süd, vom Wall nach der großen Steilböschung im Süden verlaufend, während der vorjährige am Eisenbahn-Einschnitt endete. Des weiteren



Digitized by Google

wurde diesmal vom Hauptgraben (Nord-Süd) aus ein Graben in die Südostecke des Burgwall-Areals (zwischen Eisenbahn und der Steilböschung) getrieben, weil dort eine große Rundung aufgefallen war, die den Eindruck machte, daß sie von Menschenhand herrühre. Schließlich wurde in der Verlängerung des Nordendes des diesjährigen Versuchsgrabens ein Wall-Durchstich bis auf den gewachsenen Boden gemacht. Auch wurde die Untersuchung einer großen Opfergrube (zum älteren Graben




Situationsplan.

gehörend) zu Ende geführt. Während nun der vorjährige Graben in seiner ganzen Länge von 180 m von menschlichen Eingriffen (Pfostenlöchern, Haus- und Herdgruben, Opfergruben) strotzte, war dies bei dem neuen (Nord-Süd) nur in seiner nördlichen Hälfte der Fall. Es ist demnach zu vermuten, daß die Süd-Weststrecke des Burgwall-Areals an menschlichen Eingriffen, also an Häuser- (Hütten-) Resten usw. arm oder ganz frei davon sein wird. Noch vor Drucklegung dieses Berichtes hat sich diese Annahme als richtig erwiesen durch einen Versuchsgraben in die Südwestecke hinein.

Digitized by Google

Die allgemeinen Ergebnisse des Vorjahres fanden ihre Bestätigung bzw. Ergänzung durch die zweite Probegrabung 1927. Es kann jetzt mit Sicherheit gesagt werden, daß der Wall etwa 900 vor Chr. errichtet wurde von Siedlern, die schon vor seiner Aufführung (es fanden sich nämlich ungestörte Siedelungsreste unter dem Wall selbst) etwa seit 1000 vor Chr. ob der „Steilen Wand" siedelten, während sie den Burgwall spätestens um 500 (eher schon um 600) vor Chr. verließen. Die Burgwall-Siedelung umfaßt also die „Auritzer Periode" (etwa 1000—800 vor Chr.), und zwar diese Periode auch schon vor Aufführung des Walles, und die Göritz-Billendorfer Periode, also die fünfte (Schluß-)Periode der Bronzezeit (Aurith) und die älteste Eisenzeit (Göritz-Billendorf). Alle drei Kulturen gehören zur „Lausitzer" Kultur und führen ihren Namen für unsere Zonen nach hervorragenden Fundorten, auf denen die betreffende Kultur zum ersten Male geschlossen-charakteristisch auftrat.

Aurith liegt südlich, Göritz nördlich Frankfurt, beide am rechten Oderufer Billendorf in der Lausitz östlich Sommerfeld. In der Südhälfte des Kreises Lebus treten beide früheisenzeitliche Kulturen gemischt auf, so zwar, daß bisher Podelzig für Billendorfer der nördlichste, Wiesenau (ganz nahe der Lebuser Südgrenze im Landkreise Guben) für Göritzer Funde der südlichste Fundort ist. Die Billendorfer Kultur ist sehr stark von Süden her beeinflußt. Wie schon bemerkt, gehören alle drei Kulturen zur weit verbreiteten „Lausitzer"-Kultur. Auch diese Benennung ist eine „pars pro toto"-Benennung, indem die Lausitz als ein reiches und früh erforschtes Fund-Gebiet der ganzen fernhin ausgreifenden Kultur den Namen gab. Wir finden sie nämlich in der Zeit zwischen etwa 1500—500 vor Chr., also von der mittleren Bronzezeit (zu deren Beginn die schöne Buckelkeramik auftritt) bis zum Schluß der frühesten Eisenzeit, in Schlesien, Posen, Teilen von Westpreußen und Pommern, in der südlichen Hälfte der Mark, in Sachsen bis zur Saale als Westgrenze, in Böhmen, Mähren und in Teilen des heutigen Polens. Diese Kultur, die wir rund durch 1000 Jahre verfolgen können, hebt sich so scharf von anderen gleichzeitigen Kulturen ab, daß schon Virchow, Weigel und Voß (ehemals Direktor der staatlichen Prähistorischen Sammlung in Berlin), wie auch der weithin geschätzte Lausitzer Seniorforscher Jentsch-Guben sie als eine ganz eigenartige erkannten.

Nachdem der Wall von den Trägern der jüngsten (schon eisenzeitlichen) Lausitzer (Göritz-Billendorfer) Kultur spätestens, wie die massenhaften Tonscherben ausweisen, um 500 vor Chr., eher schon um 600 vor Chr., weil bisher Stil 2 von Göritz (bis auf eine Ausnahme) fehlt, verlassen wurde, lag er etwa 1300 Jahre menschenleer da, bis ihn in der Zeitspanne von etwa 800 bis etwa 1100 nach Chr. die Slawen (Wenden) wieder bevölkerten. Es liegen also aus der Zeit etwa 500 vor bis 800 nach Chr. bisher keinerlei Funde vor.

Soweit lassen sich aus den bisherigen Grabungen allgemeine Schlüsse ziehen, die noch dahin erweitert werden können, daß der Wall jedenfalls in unruhig werdenden Zeiten errichtet wurde und außer zur dauernden Besiedlung (durch eine Besatzung vielleicht) den Umwohnern als Zuflucht dienen sollte, nicht zuletzt dem damals schon wegen des bequemen Flußüberganges nach Ost (Polen und Rußland) reich besiedelten, aber strategisch-schwachen Frankfurt. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde, wie wir noch sehen werden, auch in der Feste an der „Steilen Wand" ein großer eigenartiger Opfer-Kult getrieben.

Von Einzelergebnissen sind folgende hervorzuheben:

### 1. Der Walldurchstich

ermöglichte die Erkennung seiner Konstruktion. Der Wall enthält in seinem Kern ein bis zur Wallkrone durchgeführtes System von großen kistenähnlichen



Digitized by Google

Holzrahmen, die mit Erde, zum Teil auch mit Steinen angefüllt waren. Das Kernwerk des Walles war also ein von Holzkonstruktionen durchsetztes Erdwerk, dessen Flanken durch Erdböschungen gestützt wurden, so daß der noch heute bestehende Eindruck eines Erdwalles entstand, dessen oberste Krone allerdings im Zeitenlaufe durch Witterungseinflüsse verschwand, so daß man vorläufig über einen Wehrgang usw. lediglich Vermutungen aufstellen kann. Auf der Nordseite des Walldurchstiches wurde eine tiefe vorgelagerte Senke (Graben) festgestellt, ebenso auf der Südseite (Innenseite), wo sie augenscheinlich durch Entnahme von Erdmassen für die Innenböschung entstanden ist.

Wie naturgemäß überall lag die slawische Kulturschicht auch hier zu oberst, während die Lausitzer Kultur sogar, wie schon erwähnt, noch unterm Wall selbst angetroffen wurde in einem Ausmaße, daß man annehmen kann, daß schon längere (zum mindesten einige) Zeit vor Errichtung des Walles hier (unter der jetzigen Wallsohle) Siedler der Aurither Kulturperiode saßen.

### 2. Der diesjährige Probegraben. Nord-Süd.

Der Probegraben hat eine Gesamtlänge von 200 m und enthält in seiner Nordhälfte zahlreiche Zeugen einer Siedelnng, als Wohngruben, Pfosten- und Abfallöcher, wie auch mindestens sechs von den großen Gruben, die man schon jetzt mit ziemlicher Sicherheit als „Opfergruben" ansprechen kann, da andere Deutungsmöglichkeiten versagen.

### 3. Über diese „Opfer"gruben,

die in Europa bisher ohne Parallele dastehen, wäre folgendes beim gegenwärtigen Stande der Grabung zu sagen:

Im ganzen sind von diesen runden brunnenähnlichen Schachten im vorigen und diesem Jahre 15 angetroffen worden (wovon 9 im älteren Versuchsgraben und 6 im diesjährigen). Von diesen sind bisher 4 untersucht worden, 2 davon ganz, 2 erst zum Teil. Sie zeigen von unten bis oben einen Wechsel von horizontalen Schichten, indem schwärzliche und gelbliche Schichten abwechseln, nämlich schwärzliche Opferlagen, die mit gelblicher Füllerde zugedeckt sind. Die „Opfer"-Schichten führen Tier- und auch Menschenknochen derart, daß man annehmen muß, es seien die Hauptopfer (Menschen, bzw. große Tiere — Rind, Pferd) in Zerstückelung schichtweise als Opfer niedergelegt, zum Teil mit Fleischteilen, was aus der Lage der Knochen zueinander mit Sicherheit zu schließen ist. Daneben kommen auch Opferschichten mit kleineren Knochen vor. Die meist recht kleinen Knochen und Tongefäßscherben, mit denen die gelblichen (sterilen) Schichten durchsetzt sind, sind lediglich Zufallseinschlüsse der mit Siedelungsresten (als zerbrochenen Tongefäßen, Küchenabfällen, Resten abgebrannter Wohnhütten) durchsetzten Füllerde. Schließlich, sobald die Grube fast voll war, wurde sie verschlossen durch eine dicke Füllerdecke, die wahrscheinlich den Überschuß des Grubenaushubs darstellt, welcher eine Folge der in die Grube eingelegten Opferschichten ist. Eine kurze Einzelbeschreibung der 4 bisher ganz oder teilweise untersuchten Opfergruben ergibt folgendes:

Die erste ganz untersuchte Grube, im Ostwestgraben (1926) angeschnitten, hatte einen sich unten langsam verjüngenden Durchmesser von 1½ m und eine Tiefe von 4,85 m, die zweite (östlichere) oben einen Durchmesser von 2 m, an der Basis, die erst bei 7,35 m erreicht wurde, von 0,70 m. Beide Gruben enthielten neben anderen Opferschichten als Hauptopfer ein Rind, die erste außerdem in den oberen Lagen (nach Bericht des Spezialforschers Dr. Hilzheimer) auch einige menschliche Beinknochen und ganz unten das Hinterhaupt eines Menschen. In der östlichen

Digitized by Google

Grube (ohne Menſchenknochen) erſchien vom Rind zuerſt der Schädel, dann Bruſt (Rippen), ſchließlich das Becken.

Von den 2 erſt in ihren oberſten Schichten unterſuchten Opfergruben des Nord-Süd-Grabens (1927) enthielt an Opfern in getrennten Schichten (in Übereinſtimmung mit den 2 Gruben des vorjährigen Verſuchsgrabens) die eine (nördlichere) ganz oben den Unterkiefer, ſpäter Hirnſchalenteile und noch ſpäter Ober- und Unterſchenkelknochen des Menſchen; in derſelben Opferſchicht, die die menſchlichen Beinknochen führte, lag neben dem Oberſchenkelknochen noch ein gleicher eines noch jungen Menſchen und in einiger Entfernung ein Rinderſchädel. Die zweite (ſüdlichere) zeigt in zwei aufeinanderfolgenden Opferſchichten Pferdeknochen.

## 4. Die Südoſtecke.

Unſere Erwartung wurde erfüllt. Hier hat augenſcheinlich zur Zeit der ſlawiſchen Beſiedelung (von etwa 800 nach bis 1100 nach Chr.) auf einer künſtlich aufgeworfenen Anhöhe ein größerer Bau geſtanden, der, ſo darf man vermuten, entweder dem Kult (Tempel) oder der Sicherheit (Burg) diente. Die Grabung ſteckt auch hier noch ſo ſehr in den Anfängen, daß man erſt weitere Spatenergebniſſe abwarten muß. Jedoch laſſen ſich heute ſchon folgende Tatſachen feſtſtellen:

1. Daß dieſer erhöhte Bezirk von einer Erdmauer umgeben war, die von außen durch eine ſtarke, tiefgehende Steinböſchung geſchützt wurde, die ſicher aus der ſlawiſchen Zeit ſtammt, da zu ihrem Steinmaterial Teile einer typiſch ſlawiſchen Handmühle gehören. 2. Daß der Bezirk von einem tiefen Graben umgeben war. 3. Daß unter der ſlawiſchen Kulturſchicht in der Tiefe Reſte vorgeſchichtlicher Beſiedelung der Aurither und wahrſcheinlich auch der Göritz-Billendorfer Periode zutage treten, nämlich: Pfoſtenlöcher, Reſt eines verbrannten Hauſes, Knochen und Tongefäßſcherben.

Über die angetroffenen Hausgruben, wie über die vielen Pfoſtenlöcher, Abfall- und Herdgruben uſw. kann erſt nach der nächſtjährigen Grabung berichtet werden, ſobald die Ausgrabung aus dem Verſuchsſtadium der Gräbenſyſteme heraus zum Abdecken großer Flächen kommt, um auf dieſen Hausgrundriſſe (mittels der Pfoſtenlöcher) und anderes zu ermitteln, bis ſchließlich nach Jahren bei Beendigung der Grabung ein Geſamtſituationsplan der Burgwallſiedelung (Siedelungen) erſtehen wird.

Die Ausgrabung wurde bereitwilligſt finanziert durch die Notgemeinſchaft der Deutſchen Wiſſenſchaft (Präſident Exzellenz Schmidt-Ott), die $^2/_3$ und durch das Preußiſche Miniſterium für Wiſſenſchaft, Kunſt und Volksbildung, das $^1/_3$ der Koſten übernahm. Auch der Kreis Lebus leiſtete einen Zuſchuß.

Kein Bericht ſeitens oder im Auftrage der Ausgrabungsleitung darf geſchloſſen werden ohne Dankabſtattung an dieſe Stellen, ſowie an den liebenswürdigen Grundherrn Herrn Rittmeiſter Simon-Loſſow.

Digitized by Google

# Ausflug der Berliner Zweiggesellschaft für deutsche Vorgeschichte nach dem Burgwall bei Lossow.

Von Gustaf Kossinna.

Mit 4 Abbildungen.

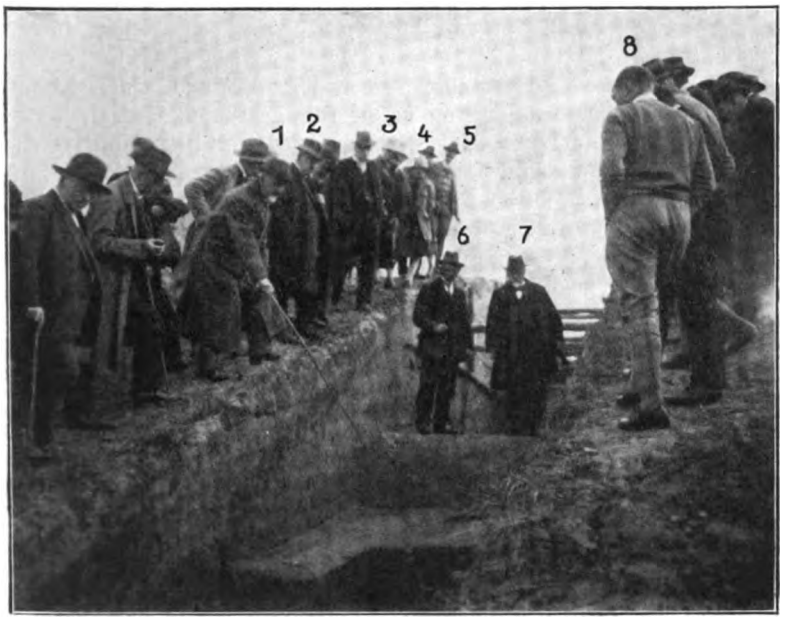
---

Um den Mitgliedern unserer Gesellschaft Gelegenheit zu geben, die großzügige, mit dem ganzen Aufwand von Mitteln, wie sie die heutige wissenschaftliche Grabungstechnik vorschreibt, eingeleitete Ausgrabung des Burgwalls bei Lossow mit eigenen Augen kennen zu lernen, wurde Sonntag, den 2. Oktober 1927

Abb. 1. Blick vom Burgwallgelände ins Odertal.

ein Ausflug nach Buschmühle bei Frankfurt a. Oder unternommen. Es beteiligten sich etwa 30 Mitglieder aus Berlin und der Mark Brandenburg. Bei herrlich sonnigem Herbstwetter wurde die Eisenbahnfahrt nach Buschmühle zurückgelegt, dort um 12 Uhr zu Mittag gespeist, wobei der Vorsitzer ein Hoch auf den an diesem Tage sein 80. Lebensjahr vollendenden Reichspräsidenten ausbrachte, und dann nach dem Burgwall gegangen. In mehrstündiger Wanderung wurde das ganze, hoch über der Oderniederung landschaftlich hervorragend schön gelegene Gelände (Abb. 1)

Digitized by Google




1. Lienau;
2. Langer (Waidmannslust);
3. Frau Konopacki (Berlin);
4. Frl. Schemmel (Berlin);
5. Konopacki (Berlin);
6. „Der brave Erdpolier" Lehmann;
7. Kossinna;
8. Matthes (Berlin).

Abb. 2. Im Wall.

Abb. 3. Geheimrat Kossinna steht in der großen Opfergrube, die im O—W-Versuchsgraben (1926) sich befindet.

Digitized by Google

und besonders alle Stellen, wo die Ausgrabungsarbeit schon kraftvoll eingesetzt hatte, eingehendst besichtigt, wobei unser trotz hohen Alters erstaunlich rüstiges hochverehrtes Mitglied, der Mitarbeiter der Ausgrabungsleitung, Herr Bezirkspfleger M. M. Lienau, in unermüdlichem Vortrage die Teilnehmer über die Bedeutung des wissenschaftlich bereits Gesicherten, wie der zahlreichen noch offenen, hoffentlich der Lösung bald entgegengehenden Fragen aufklärte. Besonders lange

Abb. 4. Opfergrube im N—S Versuchsgraben.
Nr. 1. Lienau.

verweilte man an dem Walldurchschnitt (Abb. 2), dem von N nach S durchgeführten Versuchsgraben und den in ihm, sowie in dem O—W-Versuchsgraben aufgedeckten Opfergruben (Abb. 3, 4).

Gegen 5 Uhr wurde der Rückweg nach Buschmühle angetreten, wo man in dem prächtigen Baumgarten der dortigen Wirtschaft den Kaffee einnahm, worauf gegen 6½ Uhr die Heimfahrt erfolgte.

Alle Teilnehmer waren hochbefriedigt von dem Gesehenen und jedermann äußerte herzliche Worte der Anerkennung und des Dankes für den aufopferungsvollen Dienst, den Herr Lienau uns geleistet hatte.

Digitized by Google

# Zu Schuchhardts „Alteuropa".

### In einer ernsten Angelegenheit.

Ich will mir in einer ernsten Angelegenheit einige für Eingeweihte launige, aber für das Prinzipielle doch recht nachdenkliche Bemerkungen erlauben. Vor einem halben Jahr erschien MAG 57, S. 137 meine Besprechung von C. Schuchhardts „Alteuropa", zweite Auflage, das mir zur Referierung vorlag. Daraufhin hat sich der Herr Geheimrat bemüßigt gesehen, seine Ehrenmitgliedschaft bei dieser Gesellschaft niederzulegen. Begreiflicherweise verursachte diese ulkige Idee dem Ausschuß und der Schriftleitung arge Verlegenheit. Das führte zu der „Erklärung" MAG 57, S. 239, in der der Ausschuß den Ton meiner Ausführungen mißbilligt und die Drucklegung bedauert, „um so mehr, als die Besprechung auch inhaltlich dem Werke nicht gerecht wird". Herr Schuchhardt glaubt wahrscheinlich, seinen unliebsamen Referenten auf diese Weise desavouieren zu können. Vielleicht, daß man wirklich meiner Jugend den Vorwurf machen kann, daß ich vorher nicht in einem „Lexikon der persönlichen Beziehungen der Prähistoriker" nachgeschlagen habe und die offenbaren Mißstände im wissenschaftlichen Leben nicht gemütlich belächle. Der Mahnspruch an die Jugend: Schweige und lerne! widerspricht aber jedem gesunden Menschenverstand. Ja, die Jugend hat das moralische Recht, halbwegs jene Leistungen von Männern in angesehener wissenschaftlicher Stellung zu verlangen, die man schon von ihr fordert. Eines steht fest: daß ich meine wissenschaftliche Laufbahn mit einem solchen Buche riskieren würde, das der Herr Geheimrat nun schon zum zweitenmal auf den Markt wirft. Ich kann mich vor dem Alter und den Ehrenstellen nicht beugen, wenn ich den Referatraum einer Fachzeitschrift nicht wissenschaftlich ernst nehmen darf. Persönliche Polemiken haben für mich nicht das geringste Interesse. Mir fällt also der Verzicht leicht, mein auf der prähistorischen Disziplin fußendes Urteil über Schuchhardts Wissenschaft ohne Zeit und Raum etwa seitenlang zu begründen, um so mehr, als meine Besprechung dem Werke gerecht wird. Aber es bleibt doch ein Kopfschütteln darüber, mit welchen Mitteln sich Herr Schuchhardt vor ungünstigen Besprechungen schützen will. Da krankt es irgendwo in unserer Wissenschaft.

Wien. **Eduard Beninger.**

Von Schuchhardts „Alteuropa" wurde s. Z. die 1. Auflage im Mannus nicht besprochen, weil schon bei rascher Durchsicht des Buches eine derartige Fülle elementarer Schnitzer dem Leser sich aufdrängte, daß eine solche Veröffentlichung einer ernsthaften Würdigung unwert erscheinen mußte. Das Werk war eine Sammlung von Bildern eines Konzertmalers, der die Skizzen dazu, wie er selbst gesteht, auf Autoreisen entworfen hatte, die ihn von einem Museumsdurchlauf zum anderen führten. Diesen „Vorstudien" entsprach denn auch der Wert des fertigen Werkes.

Über die 2. Auflage äußert sich ein durch sein mildes Urteil bekannter Besprecher, Georg Wilke in seiner abschließenden Zusammenfassung (Mannus 19 (1927), S. 202): „Wem es weniger um sachliche Richtigkeit, als um schöne und glänzende Ausdrucksformen zu tun ist, der wird beim Lesen gewiß voll auf seine Kosten kommen. Mit diesen Worten ist, wie ich meine, die Bedeutung des Buches am besten gekennzeichnet".

Diese 2. Auflage haben auch die „Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft zu Wien" (MAG) Bd. 57 (1927), S. 137 Literaturbericht Nr. 45, einer Besprechung gewürdigt und zwar ist diese von Dr. Eduard Beninger verfaßt worden. Es heißt dort:

„Als dieses Buch vor acht Jahren erschien, hat es von vielen Seiten her berechtigte Angriffe erfahren müssen. Aber trotz aller Unmöglichkeiten ging ein gewisser geistreicher Zug durch die Anlage. Das Buch stellte keineswegs eine Kompilation dar (dazu reichte

Digitized by Google

wohl auch kaum die Beherrschung der Literatur), sondern Schuchhardt gefiel sich darin, mit zuvorkommender Geste dort ein Weltbild erstehen zu lassen, wo die induktive Forschung noch zu keinem gesicherten Ergebnis gelangt war. Damit hatte der interessierte Laie ein Buch, das er suchte; der Schüler eines, vor dem man ihn nicht genug warnen konnte, aber schließlich doch gerne gab; und der Fachmann eine anregende Abwechslung und einen willkommenen Vergleich für eigene Hypothesen, die er jedoch niemals drucken lassen würde. So wie sich Schuchhardt die Kulturentwicklung Alteuropas vorstellte, gab es natürlich gar keine offenen Fragen. Bei der gewaltigen Fülle der dargebotenen Hypothesen waren die meisten flau, manche geradezu jämmerlich, einige aber zeigten wieder eine bewundernswerte Intuition. Einer solchen Arbeit schadet natürlich eine zweite Auflage. Denn all die flauen Hypothesen nochmals vorgesetzt zu bekommen, wirkt doch schädigend auf das Ansehen unserer Werkarbeit. Kein einziger Satz zeigt das Mithalten mit den neuesten Forschungsergebnissen oder ein vertiefteres Eindringen in unsere Disziplin. Vergleicht man dazu den Ton, wie er z. B. in der Vorrede zur zweiten Auflage angeschlagen wird, so kann man die Einstellung zu all dem überhaupt nicht finden.“ — Es folgen dann Einzelheiten, die anerkannt werden; z. B. „die historische Betrachtung des Paläolithikums. Allerdings diskretierte Schuchhardt diese Frage aufs ärgste, ja man muß sagen, daß diese Frage gar nicht schlechter behandelt werden kann“, usw.

Schuchhardt ist nicht imstande gewesen, ja hat nicht einmal den Versuch gemacht, den ernsten wissenschaftlichen Vorhaltungen Beningers eine entsprechende sachliche Verteidigung entgegen zu stellen. Eine ernste, wissenschaftliche Erörterung, zumal in Fällen, wo es sich um Angriffe auf seine eigenen, meist bodenlosen Sondermeinungen handelt, hat man von Schuchhardt wohl kaum erlebt. Er gebraucht in solchen Fällen lieber andere Praktiken: er wendet die Hintertreppenpolitik an; er läuft zu hohen Behörden oder Vorständen wissenschaftlicher Gesellschaften und sucht dort seinen Gegner anzuschwärzen und auf diese Weise in seinem wissenschaftlichen Ansehen und seinem amtlichen und somit auch wirtschaftlichen Fortkommen zu schädigen.

Im Falle Beninger hat Schuchhardt der Wiener anthropologischen Gesellschaft seinen Austritt aus dieser Gesellschaft angekündigt und damit durchgesetzt, daß diese Gesellschaft eine Erklärung abgeben mußte (a. a. O. S. 239 am Ende der Literaturberichte), worin sie die Beningersche Besprechung mißbilligt und zugleich bedauert, daß durch ein Versehen die Besprechung in dieser Fassung gedruckt worden ist. Danach hat sich Schuchhardt gnädigst bereit erklärt, seinen Austritt aus der Gesellschaft rückgängig zu machen.

Für künftige Besprecher einer Schuchhardtschen Schrift ist damit eine Warnungstafel aufgerichtet worden, wonach sich Jeder zu richten hat. Denn dieser moderne Neptun hat sein Quos ego! jeder Zeit bereit, um einen unbotmäßigen Besprecher von der Hintertreppe aus sofort damit niederzuwerfen.

Da es für Dr. Beninger eine Möglichkeit zu einer Antwort auf diese „Erklärung“ an anderer Stelle nicht gab, war es für den Herausgeber des Mannus eine Selbstverständlichkeit, hier ausgleichende Gerechtigkeit zu üben und Dr. Beninger Raum für seine Schlußerklärung „in einer ernsten Angelegenheit“ zu geben. Soviel zur Aufklärung der Mannus-Leser und zur Erläuterung des Abdruckes der Beningerschen Erklärung.

G. K.

Digitized by Google

# Erörterungen über die Annahme einer astronomischen Pflegstätte zu Haus Gierke.

## 1. Nachtrag zur angeblichen Pflegstätte der Astronomie im Teutoburger Wald.

Von Wolfgang Schultz, Görlitz.

Meine Entgegnung auf W. Teudts Entdeckungen im vorigen Jahrgange des „Mannus" (19, S. 167—178) enthält, wenn man sie mit W. Teudts Aufsatze, wie er jetzt vorliegt (ebenda, S. 149—161) vergleicht, eine ganze Anzahl Stellen, die nicht stimmen. Die Erklärung ist einfach, und die meisten Leser des Mannus werden sie sich, sofern sie auf dergleichen aufmerksam wurden, wohl schon selbst gegeben haben: W. Teudt hat noch während des Druckes an etlichen Stellen geändert, und mir lag sein Aufsatz nur im Korrektur-Abzuge vor.

Es liegt mir daran, dies hier ausdrücklich festzustellen. Aber ich möchte die Gelegenheit benützen, doch auch noch auf diese nachträglichen Änderungen W. Teudts einzugehen und darauf, ob meine Stellungnahme vielleicht eine andere hätte werden müssen, wenn mir der Aufsatz schon in dieser zweiten Form vorgelegen hätte.

1. Ich schrieb S. 170 von der 8-Sterne-Auswahl. Bei W. Teudt (S. 157) steht die Stelle jetzt anders: „Es wurden von mir für die Untersuchung nur Spica, Kapella, Sirius, Pollux oder Kastor, Plejaden oder Aldebaran, Arcturus, Delta Orionis angegeben. Falls mit diesen 7 Sternen usw." Es sind also jetzt angeblich 7 Sterne, zähle ich aber nach, so finde ich deren 9; denn Pollux oder Kastor, Plejaden oder Aldebaran sind doch unstreitig je zwei! Daß die Plejaden eigentlich ein Haufe von etwa 6 Sternen sind, die selbst bei zahlreichen primitiven Völkern gezählt und unterschieden werden, will ich dabei auf sich beruhen lassen.

Was war nun der Grund von W. Teudts Änderung? Durch E. Altfeld (Detmold), der mir eine Anzahl von Ausschnitten zur Detmolder Zeitungsfehde über W. Teudts Entdeckung zu übersenden so freundlich war, glaube ich ihn jetzt zu kennen. Zuerst wies Linie VI nach dem mathematischen Horizonte auf Pollux; dann ging man lieber doch zum örtlichen Horizonte über (W. Teudt, S. 160) und kam dadurch auf Kastor. Die Sterne-Auswahl stand also keineswegs infolge überlegener Einsichten in die germanische Urastronomie im voraus fest, sondern die Sterne wurden mit den Linien zum Stimmen gebracht, z. T. in recht künstlicher Weise.

Weitere Künsteleien zur Rechtfertigung des eigentlichen Nichtstimmens scheinen bevorzustehen. Die Katasterlinien sind, wie ich im stillen gleich vermutete und E. Altfeld inzwischen in der Lipp. Tagesztg. vom 8. V. nachgewiesen hat (vgl. W. Teudts Entgegnung ebenda vom 10. V. und E. Altfelds Antwort, ebenda vom 12. V.), ungenau. Sie beruhen auf einer Aufnahme von 1880 und wurden mehrfach umgezeichnet. Auch weichen die Mauern an etlichen Stellen von dem behaupteten Sechseck ab. Nun scheint es (W. Teudt, S. 161) gar „gelungen, herauszufinden, in welcher Weise sich die alten Astronomen in Osterholz geholfen haben, als nach 550 Jahren die Sixternlinien sich doch in recht empfindlicher Weise verschoben hatten". Auch diese Wendung ist während des Druckes hinzugefügt und zeigt jedem Einsichtigen die „empfindliche" Verlegenheit des Entdeckers, der bereits auch seine Ausflüchte dem astronomischen Wissensschatze der alten Germanen — oder sind es nicht doch etwa eher Kelten? — einverleibt.

Digitized by Google

2. Ich schrieb (S. 170), es wäre doch recht lehrreich, wenn wir erführen, worin nach W. Teudt die mythologische oder sonstige Bedeutung jener Gestirne bestand. In den beiden ersten Abschnitten auf S. 160 hat nun W. Teudt hierüber einigen Aufschluß gegeben. Da die Ansichten über die Möglichkeiten germanischer oder arischer Sternkunde gewiß vielfach sehr unklare sind, dürfte es demgegenüber vielleicht doch lohnen, auf diese astralen Sätze etwas näher einzugehen.

Die von Odin als Sterne an den Himmel geworfenen Augen des Thjazi sollen „mit einiger Bestimmtheit" die Zwillinge sein, und das wird als arische Überlieferung angesehen! Die eddische Stelle steht in Snorri's Dichtersprache (Die jüngere Edda, S. 120 oben in G. Neckels Übertragung), gehört also dem 13. Jahrh. n. Chr. Die Abzweigung des Germanischen vom Arischen (Indogermanischen) hingegen erfolgte in grauer Vorzeit mehr als 3 Jahrtausende früher. Womit will da Teudt oder sein Gewährsmann beweisen, daß die Geschichte schon damals so vorlag wie bei Snorri?! Alle Erfahrung spricht dagegen.

Aber galten wenigstens im 13. Jahrhundert n. Chr. die Zwillinge als Thjazis Augen? Snorri sagt uns darüber nichts, und wo die Quellen schweigen, ist unser Wissen zunächst zu Ende.

Bliebe vielleicht eine gewisse „innere" Wahrscheinlichkeit? Sie ist überaus gering. Denn: müssen Thjazis Augen zwei nahe beisammen liegende Sterne sein? Gewiß nicht, und viel wahrscheinlicher zwei weit auseinander liegende! Thjazi ist ein Riese, die Entfernung seiner Augen voneinander wird die Weltgröße seines Leibes haben andeuten sollen. Versuchen wir es schon mit Vermutungen, so müssen wir sie doch so halten, daß sie dem Überlieferten entsprechen. Thjazi hat Adlergestalt, und Snorri nennt einen andern, für das Weltall sehr wichtigen Adler, den auf Yggdrasill, auffallenderweise nirgends mit Namen, obgleich er alles in der Umgebung dieses eigenartigen Baumbewohners sehr genau zu benennen weiß, selbst den Habicht, der zwischen den beiden Augen dieses Adlers sitzt. Als Grund vermute ich, daß dieser Adler eben Thjazi hieß, was Snorri nicht brauchen konnte, da er von dem Riesen Thjazi eine ausführliche Geschichte zu erzählen hatte, während der Adler ein starres Ausstattungsstück des Weltbaues geworden war. Ich kann auf diese Sache, zu der sich nach verschiedenen Richtungen viel beibringen läßt, hier nicht eingehen und behalte mir die genauere Darlegung für eine andere Gelegenheit vor. Nur eine Einzelheit sei noch besprochen: der Habicht zwischen den Augen des Adlers. Warum sitzt er dort? Wer die oft in der Form der „Lüge" berichteten Schilderungen von der Größe des Weltalls und von seinen wunderbaren Einrichtungen in den Überlieferungen der Völker kennt, in Iran, im Kaukasus und anderswo, der wird es verstehen, daß ich glaube, daß die Augen des Adlers Thjazi eine Sehprobe für den Habicht sind, vielleicht auch sogar umgekehrt der Habicht eine solche für den Adler. Solche Sehproben gibt es mehrfach, z. B. bei Kadru und Winata, beim Geier des Awesta, im hellenistischen Ägypten usw. Und verwandt ist es, wenn im Lügenmärchen die Hirten auf den Hörnern des großen Ochsen einander mit ihren Alphörnern zublasen und doch so weit voneinander entfernt sind, daß der eine den andern nicht hören kann. Welche Sterne man dann irgendeinmal den in den Wunder- und Lügengeschichten witzig zugeschliffenen Augen solch eines riesigen Vogels auf dem Himmel entsprechen ließ, darin war man wohl ziemlich frei. Vielleicht Abendstern und Morgenstern, oder ein anderes Paar; die Zwillinge können, sie müssen aber nicht darunter gewesen sein. Gerade wenn man germanische Sternbilder sucht, wird man sie, die in den sumerisch-akkadischen Tierkreis gebannten Fremdlinge aus Hellas nicht in Betracht ziehen dürfen. Und da ist noch eines zu beachten: Kastor und Pollux sind der eine sterblich, der andere unsterblich. Ihre Sterne sind verschieden groß. Haben wir ein Anzeichen, daß Thjazis Augen ungleich gewesen wären, daß er etwa auf dem einen blind war oder schielte? Unmöglich wäre dergleichen an sich nicht, aber erhalten ist nichts davon, und der Einäugige ist Odin, Thjazis Gegner, der Thjazis Augen, aber doch nicht seine eigenen an den Himmel wirft. Der einäugige Riese jedoch, der z. B., wie schon Fr. v. d. Leyen sah, dem Hymir-Ymir der Edda zugrunde liegen dürfte, hat sein Auge auf der Stirne, und es ist bald offen, bald geschlossen, nach dem Ausweise verwandter Sagen. Da liegen die „zwei Augen" (das offene und das geschlossene, das böse und das milde usw.) zeitlich hinter-einander — und mit der Sterndeutung ist es nichts. Wie immer man also auch Thjazis Augen wendet: das babylonische Tierkreisbild der Zwillinge läßt sich nicht als irgendwie zu ihnen gehörig erweisen.

Bei den anderen Sternbildern steht es ebenso. Delta Orionis soll der Phallus sein. Aber warum? Es ist Willkür, gerade einen Stern des Gürtels herauszugreifen und die weit helleren Sterne $\alpha$, $\beta$, $\gamma$ (Beteigeuze, Rigel, Bellatrix) außer acht zu lassen für die Orientierung der „Orion-Linie". Und es ist noch stärkere Willkür, anzunehmen, daß die Germanen die Orion-Sterngruppe als die Gestalt eines ithyphallischen Mannes gesehen hätten. Das heißt die Bilder unserer Sternkarten in freier Umgestaltung in die germanische Vorzeit hineintragen. Volkskundlich festgestellt ist für diese Sterngruppe vielmehr der Name:

Digitized by Google

„Die drei Mäher" (vgl. schon Jacob Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Aufl., S. 606f.). Eduard Stucken (Astralmythen, Leipzig 1907, S. 66f.) hat damit die 9 Sensenmänner des Baugi zusammengebracht. Sind es aber 3 (oder 9) Männer, und nicht einer, dann müßte man auch 3 Phallen erwarten, also alle drei Gürtelsterne als solche deuten und nicht bloß an einen Phallus des „Orion" denken. Behauptungen solcher Art sind haltlos.

Ich erspare es mir, auf die astralen Andeutungen W. Teudts noch weiter einzugehen, zumal er seine Quellen nicht nennt. Astrale und andere Phantasieliteratur über die Germanen gibt es genug. Sie weiß immer sehr genau über Dinge Bescheid, die sich schwer widerlegen lassen, weil sie ähnlich in der Luft hängen wie die Azimute des Hauses Gierke.

3. Ich schrieb S. 171, daß wir nichts über Alter und Geschichte des Hauses Gierke erfahren. Aber bei W. Teudt (S. 160, letzter Abschnitt) stehen jetzt darüber einige Zeilen, die so abgefaßt sind, daß ein Nachprüfen der Unterlagen nicht möglich ist. Man bemerkt aber sofort, daß eine altbezeugte Mark Osterholz noch lange kein Haus Gierke ist (vgl. K. Weerth im Volksblatte vom 27. V. 1927), und daß das „fast überreiche archivalische Material" vielleicht doch recht anderes enthalten könnte, als wir bräuchten, um W. Teudt hier zu folgen. Mehr zur Frage enthält die schon angeführte Auseinandersetzung Altfeld-Teudt in der Lipp. Tagesztg., wo sich W. Teudt auf Preuß, Bauliche Altertümer des Lippischen Landes, S. 160 beruft: „...Schloß Osterholz. Das danebenliegende gleichnamige Gut, jetzt Girkenhof genannt". Aber woher hat Preuß diese Gleichsetzung? Hier haben die Kenner Lippischer Landeskunde das Wort. Belangreich für unseren Gegenstand ist jedoch die ganze Frage nicht. Denn wenn Schloß Osterholz neben Haus Gierke lag, so wäre doch erst noch zu entscheiden, welche Anlage die ältere, namengebende war. Und selbst wenn das Ergebnis zugunsten des Gutshofes lauten könnte, und selbst wenn die Namen des Hofes oder Schlosses nicht erst aus denen der Mark abgeleitet wären: was hülfe es? 800 n. Chr. ist noch immer sehr weit von 1850 v. Chr. entfernt!

W. Teudt glaubt an Gebrauch der Umwallung für ein Römerlager. Wäre das der Fall gewesen, hätten dann die Römer die bronzezeitlichen Eckſteine oder gar die lebendigen Hecken der Anlage, die W. Teudt auch für möglich hält (!), bei ihren Befestigungsarbeiten geschont? Solche Pietät germanischen Kulturdenkmälern gegenüber wäre wirklich ein neuer, rührender Zug in ihrer Geschichte.

Aber es ist mit dem Römerlager nicht so gefährlich. C. Schuchhardt (Gutachten aus Cassel vom 14. V. 1927, veröffentlicht von K. Weerth in der Lipp. Tagesztg. vom 19. V. 1927), der die Anlage besichtigte, setzt sie ins 17. Jahrh. n. Chr., erkennt sie als durchaus nicht vereinzelte Erscheinung, rückt sie in ihre Zusammenhänge und erklärt jeden Pfennig, den man da für die Nachgrabungen ausgeben würde, für unverantwortlich hinausgeworfenes Geld. W. Teudt hingegen wünscht „kostspielige" Nachforschungen.

4. Ich schrieb S. 172f. über die Wahrscheinlichkeit des Zusammenstimmens der Azimute mit den Umfassungsmauern. W. Teudt bringt jetzt S. 161 ein Gleichnis für diese Wahrscheinlichkeit. Mathematische Berechnungen stellt man aber sonst gewöhnlich nicht an etwas Vergleichbarem, sondern am Gegenstande selbst an. Das Gleichnis W. Teudts ist dieser Gegenstand eben nicht, und auch nicht geeignet, ihn zu vertreten. Man greife dem Ausdrucke: „astronomisch-mythologisch brauchbare Azimute einer Zeitperiode" an die Rippen, und man wird die Willkür des Ausdeutens eines an sich bedeutungslosen Bestandes mit mehr oder minder raffinierten astronomischen Auskunftsmitteln in Händen behalten.

Das sind alle irgend wesentlichen Abweichungen, die ich in W. Teudts endgültiger Fassung gegenüber der mir vorgelegenen Korrektur bemerke. Daß Teudt durch diese Änderungen seine Stellung verbessert habe, kann ich nicht finden.

18. Juni 1927.

## 2. Haus Gierke bei Kohlstädt und seine vermutliche astronomische Orientierung.

Von Prof. Dr. P. V. Neugebauer.

Mit 1 Plan.

**Der Versuch, für die Umfassungsmauern des Gutshofes Gierke bei Osterholz eine astronomische Orientierung festzustellen, verdient deshalb einiges Interesse, weil hier ein Bauwerk vorliegt, über dessen Alter und Bestimmung von vornherein nichts bekannt ist.**

**Für die Arbeitshypothese astronomischer Orientierung besteht zunächst nur der eine Anhalt, daß eine der Mauern genau in den Meridian fällt. Es ist die Linie I auf dem**

Digitized by Google

beigefügten Plan der Anlage (Abb. 1). Die Aufgabe, zugleich mit den unbekannten Gestirnen das gleichfalls unbekannte Alter der Anlage zu ermitteln, ist hier infolge des günstigen Umstandes lösbar, daß nach Ausschluß der Meridianlinie fünf verschiedene Richtungen vorliegen.

Wenn es gelingt, mehrere dieser Richtungen auf Gestirne zu beziehen, und zwar derart zu beziehen, daß für annähernd die gleiche Zeit diese Richtungen auf die Aufgangs- oder Untergangspunkte auffälliger Gestirne hinweisen, so erscheint die Annahme einer astronomischen Orientierung, die zunächst nur Arbeitshypothese ist, einer weiteren Prüfung wert.

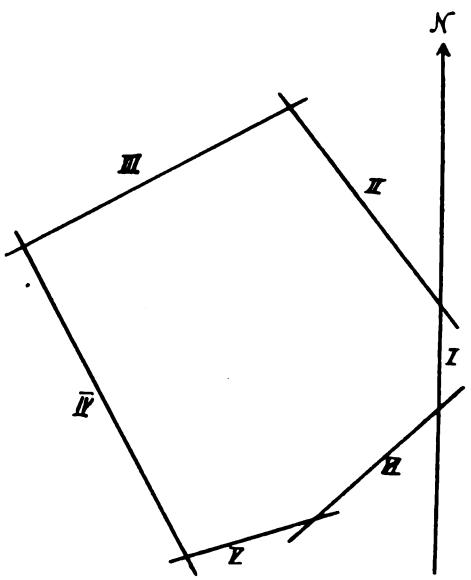


Abb. 1.

Eine sichere Datierung ist nur durch Beziehung auf Sterne möglich; Sonne oder Mond scheiden daher zunächst ganz aus. Die säkularen Änderungen der Schiefe der Ekliptik sind viel zu klein, als daß man auf ihnen eine nur einigermaßen sichere Datierung aufbauen könnte. Deshalb ist auch Lockyers Versuch einer Datierung von Stonehenge nicht gelungen, während die Orientierung von Stonehenge nach der Sonne wohl unbestreitbar ist.

Zu den aus der Katasterkarte abgelesenen Azimuten wurden aus der Generalstabskarte die Erhebungen des Horizontes bestimmt und aus ihnen die Korrektionen abgeleitet, mit denen die beobachteten Azimute auf den wahren Horizont zu reduzieren sind. Dann wurden zu diesen verbesserten Azimuten mit der geographischen Breite 51,8° die zugehörigen Werte der Deklinationskreise bestimmt. Damit ergab sich folgende Tabelle der Ausgangswerte:

| Linie | Azimut gemessen | Erhebung | Korr. des Azimuts | Azimut im Horizont | Deklination |
|---|---|---|---|---|---|
| II | 39,0 O | 0,8° | + 1,6° | 40,6° | — 28,5° |
| | 141,0 W | 0,6° | + 1,2° | 142,2° | + 28,7° |
| III | 121,0 O | 2,8° | + 4,3° | 125,3° | + 20,4° |
| | 59,0 W | — | | 59,0° | — 19,0° |
| IV | 28,5 O | ? | — | 28,5° | — 33,5° |
| | 151,5 W | 0,5° | + 1,3° | 152,8° | + 32,8° |
| V | 107,5 O | 2,9° | + 4,0° | 111,5° | + 12,6° |
| | 72,5 W | — | — | 72,5° | — 11,2° |
| VI | 138,0 O | 2,5° | + 5,0° | 143,0° | + 29,0° |
| | 42,0 W | — | — | 42,0° | — 27,9° |

Nun wurden aus meinen Sterntafeln (Hilfstafeln zur astronomischen Chronologie, Teil 1) für alle Sterne erster Größe und einige auffällige Konstellationen die genäherten Zeiten aufgesucht, zu welchen jedes dieser Objekte irgendeine der in der letzten Spalte oben angegebenen Deklinationen besaß. Damit ergab sich folgende Tabelle aller überhaupt möglichen Fälle:

| Nr. | | Jahr | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 74 | Plejaden ..... | — 700 | +1000 | | |
| 91 | Aldebaran ..... | —4100 | + 600 | | |
| 105 | Capella ..... | —4000 | —2500 | —2400 | —1700 |

Digitized by Google

| Nr. | | Jahr | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 106 | Rigel ..... | —3400 | —1600 | + 500 | | |
| 131 | Beteigeuze ..... | —3700 | | | | |
| 118 | ε Orionis ..... | —3300 | —1800 | | | |
| 148 | Sirius..... | —1800 | | | | |
| 170 | Castor ..... | —3900 | —2000 | —1900 | — 500 | +1500 |
| 171 | Prokyon ..... | — | | | | |
| 174 | Pollux ..... | —3500 | —1100 | —1000 | +1500 | +1700 |
| 192 | Praesepe ..... | —3100 | +1800 | | | |
| 231 | Regulus..... | 0 | +1900 | | | |
| 300 | Spica ..... | —2400 | +1800 | | | |
| 315 | Arktur ..... | — 400 | + 300 | +1800 | | |
| 372 | Antares..... | —1700 | — 100 | | | |
| 428 | Wega ..... | — | | | | |
| 454 | Atair ..... | —3800 | | | | |
| 511 | Fomalhaut ..... | +1300 | | | | |

Stellt man nun diese sämtlichen Fälle graphisch nach der Zeit dar, so ergibt sich Abb. 2, aus der mit aller Klarheit hervorgeht, daß um das Jahr —1800 eine ganz auffällige Häufung eintritt und nirgends weiter eine solche zu bemerken ist. Es sei denn, man wolle annehmen, daß auch um +1800 Bauwerke astronomisch orientiert worden seien.

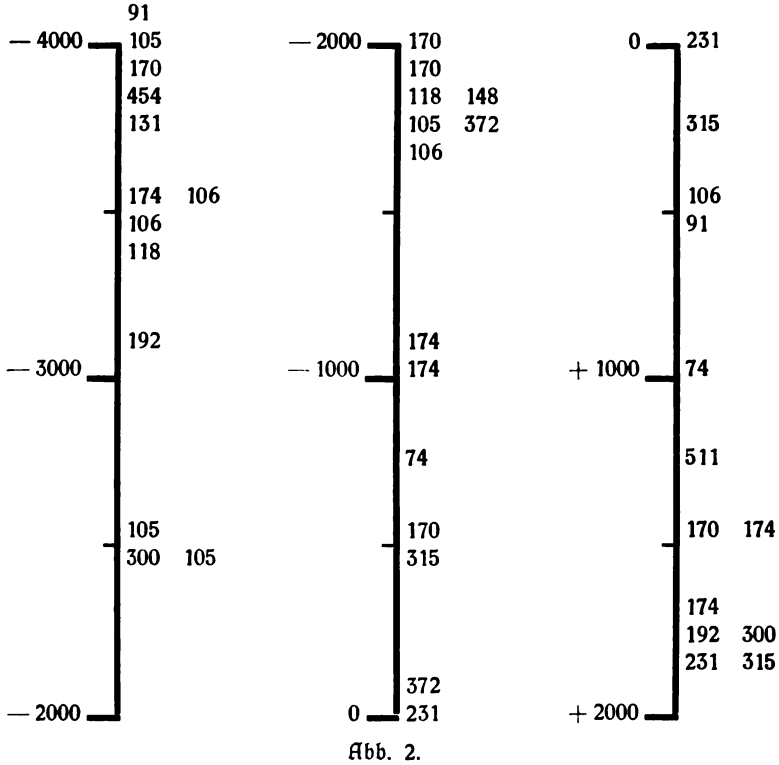



Abb. 2.

Die Gestirne, die für —1800 in Betracht kommen, sind:

Sirius, Capella, Castor, Antares, ε Orionis

und es ist doch gewiß auffällig, daß diese Gestirne nach Nissen bei der Orientierung ägyptischer und griechischer Tempel eine bedeutende Rolle spielen! Die Beziehungen im einzelnen sind folgende:

Digitized by Google

Linie III West: Untergang des Sirius
Linie IV West: Untergang von Capella
Linie V West: Untergang von ε Orionis und Antares
Linie VI Ost: Aufgang von Castor.

Die Darstellung der beobachteten Azimute ist folgende:

| | —1900 | —1850 | —1800 | —1750 | —1700 |
|---|---|---|---|---|---|
| Sirius | +0,2° | 0,0° | —0,2° | —0,4° | —0,7° |
| Capella | +2,6° | +1,8° | +1,0° | +0,2° | —0,6° |
| Castor | —0,2° | —0,6° | —1,1° | —1,5° | —1,9° |
| ε Orionis | +1,1° | +0,7° | +0,4° | +0,1° | —0,3° |
| Antares | —1,9° | —1,4° | —0,9° | —0,4° | +0,1° |

Nimmt man statt des mittleren Gürtelsterns ε Orionis den westlichsten δ Orionis an, so wird für diesen die Darstellung

+0,3° —0,1° —0,5° —0,9° —1,2°.

Die Darstellung ist so gut wie sie nur sein kann. Eine neue Ablesung der Azimute aus der Katasterkarte führte auf Zahlen, die bis 1,0° von den hier benutzten Werten abwichen. Diese als Beobachtungsfehler bekanntlich unvermeidlichen Abweichungen sind aber auf das Resultat ohne jeden Einfluß. Es bleibt alles bestehen, nur die Restfehler erhalten folgende Gestalt:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Sirius | +1,2° | +1,0° | +0,8° | +0,6° | +0,3° |
| Capella | +2,6° | +1,8° | +1,0° | +0,2° | —0,6° |
| Castor | —0,9° | —1,3° | —1,8° | —2,2° | —2,6° |
| ε Orionis | +0,7° | +0,3° | 0,0° | —0,3° | —0,7° |
| Antares | —2,3° | —1,8° | —1,3° | —0,8° | —0,3° |

Das ist praktisch ganz dasselbe wie vorher.

Linie II führt auf die Deklinationen —28,5° und +28,7° und um —1800 erreichte der Mond die maximale Deklination von 29,0° nördlich und südlich. Es erscheint damit die Annahme gerechtfertigt, daß diese Linie sich auf den Mond bezieht. Als möglich ist ferner zu erwähnen, daß die bereits Sirius zugeordnete Linie III außerdem zu Mond (bei Mondknoten gleich 180°) gehört. Linie VI läßt sich nur mit etwas Weitherzigkeit auf den Mond deuten.

Als Ergebnis haben wir also, daß mit der Hypothese einer astronomischen Orientierung

1. nur die Zeit um —1800 als Zeit der Erbauung in Betracht kommen kann, und daß dabei
2. Gestirne in Frage kommen, die bereits in Ägypten und Griechenland für Kultzwecke eine besondere Bedeutung besaßen.

Nach der Erfahrung, daß im Altertum der Gestirnskultus überall eine große Rolle spielte, können wir hier bei Haus Gierke ähnliche Verhältnisse voraussetzen und an eine astronomisch orientierte Kultstätte denken.

Das astronomisch festgestellte Ergebnis, daß die Erbauung der Anlage in die Zeit von etwa 1800 v. Chr. falle, kann angesichts der merkwürdigen Häufung der Treffer nicht als ein bloßes Zufallsresultat mit kurzen Worten abgetan werden. Es gibt nur einen Weg, das astronomische Resultat ad absurdum zu führen, daß nämlich der Nachweis erbracht wird, daß eine beliebig herausgegriffene, nachweislich moderne Anlage mit ebensovielen Bestimmungsstücken eine Orientierung nach hellen Gestirnen besitzt, die in der Mythologie des Altertums eine markante Stellung einnahmen [1]).

Zum Schluß noch eine leider persönliche Bemerkung über die Art und Weise, in der Herr Dr. Schultz in „Mannus" 19, Heft 1/2, meine wissenschaftliche Glaubwürdigkeit herabzusetzen sucht, indem er den Fall „Wendrin" in die Diskussion hineinzerrt.

Ich finde es etwas merkwürdig und nicht gerade zum guten Ton gehörig, wissenschaftliche Streitfragen durch Verdächtigung des Gegners entscheiden zu wollen. Eine solche Verdächtigung muß ich darin erblicken, daß Herr S. behauptet, ich hätte die Wendrinschen Phantastereien unterstützt und es an der nötigen Vorsicht fehlen lassen.

Herr S. scheint nicht zu wissen, daß ich Tafeln zur astronomischen Chronologie herausgegeben habe, und zwar auf Anraten meines verstorbenen Kollegen Ginzel, den Herr S. in deutlich erkennbarer Absicht gegen mich auszuspielen sucht. Seit dem Erscheinen der Tafeln werde ich mit Anfragen geradezu überlaufen. Neben Persönlichkeiten von wissenschaftlichem Rang stehen freilich auch andere Fragesteller, bei denen ich unmöglich erraten kann, zu welchem Zweck sie eine Auskunft erbitten.

[1]) In der Öffentlichkeit herrscht vielfach die Ansicht, die vorstehenden Untersuchungen seien offiziell vom Astronomischen Recheninstitut in Berlin-Dahlem ausgegangen. Diese Ansicht ist irrig!

Digitized by Google

Wenn insbesondere in dem Fall Wendrin aus meiner sachlich korrekten Angabe (deren vorsichtige Fassung Herr S. mangels genügender astronomischer Kenntnisse gar nicht verstanden hat!) unzulässige Folgerungen gezogen werden, so ist das nicht meine Schuld. Ich erkläre die Behauptung, ich hätte die Wendrinschen Phantastereien unterstützt, als glatte Erfindung und stelle ausdrücklich fest, daß ich mit diesen Phantasieen nicht das Geringste zu tun habe.

## 3. Entgegnung.

Der Herr Herausgeber war nun so freundlich, mir auch P. V. Neugebauers Aufsatz: „Haus Gierke bei Kohlstädt und seine vermutliche astronomische Orientierung" im Manuskripte zur Einsichtnahme zuzusenden. So bin ich in der Lage, auch zu diesem Manuskripte Stellung zu nehmen.

Neugebauers Versuch, sein Gutachten zu rechtfertigen, ist ein schwach gedeckter Rückzug auf der ganzen Linie. Wie entschieden äußerte sich das Gutachten an W. Teudt! Es erwies W. Teudts Vermutungen als „zutreffend", es stellte die Kenntnis des Saros bei den Germanen fest, es verkündete deren urzeitliche astronomische Kultur! Jetzt handelt es sich nurmehr um eine „vermutliche astronomische Orientierung" des Hauses Gierke, um einen Versuch, der um „einiges Interesse" wirbt, um eine Arbeitshypothese, die „weiterer Prüfung wert" zu sein hofft. Vom Saros ist nicht mehr die Rede, auch nicht mehr recht von den Germanen. Und trotzdem, auch in diesen gemäßigten Grenzen, ist alles unhaltbar.

Die Linie I fällt genau in den Meridian. Das ist der Ausgang der Arbeitshypothese. Ein kümmerlicher Ausgang, zumal W. Teudt S. 156, Abb. 6 das „junge Mauerwerk" dieser Meridianlinie wiedergibt, die, sehr im Widerspruche zur Bedeutung des Meridians, die kürzeste von allen ist. Sind die Mauern verschieden alt, welchen Anhalt hat dann die Arbeitshypothese, die ganze Anlage derselben Zeit zuzuschreiben? Und wenn Spekulationen solcher Art möglich sind, welcher Anlaß besteht, sie „weiterer Prüfung wert" zu halten?

Wieso darf man annehmen, daß die „Germanen" um —1800 den wahren Horizont ermitteln und nach ihm orientieren konnten? Das hielt W. Teudt zwar für möglich, aber seine Astronomen „entschlossen" sich, eine für den lokalen Horizont berechnete Tabelle einzufügen (vgl. S. 160). Ist dieser Entschluß jetzt wieder aufgegeben? Und welche Folgen hätte nunmehr der lokale Horizont? Wäre die ganze Sterndeutung dann überhaupt noch möglich? Das Gutachten der beiden Astronomen trägt in seiner endgültigen Fassung bei W. Teudt (S. 158ff.; in der Korrektur las man es anders) das Datum: Berlin-Dahlem 1926, November und Februar. Warum? Sind Erkenntnisse des Februars hinter die des Novembers zurückgetreten? oder handelt es sich gar um den Februar 1927? Und warum hat man nicht lieber ein Nachtragsgutachten mit neuem Datum erstattet? Aber statt offen zu sagen: Wir können unser erstes Gutachten nicht mehr aufrecht erhalten; wir möchten jetzt im einzelnen doch anders verfahren oder dgl., zog man die neuen Ausflüchte gleich möglichst klanglos in den alten Bestand hinein.

Wir wenden uns nun zu Neugebauers Tabelle.

Es fällt auf, daß natürlich vor allem solche Sterne brauchbar waren, die die nötige Deklination in verhältnismäßig kurzen Zeiträumen mehrmals erreichten.

Ferner ergibt sich aus Neugebauers Fig. 2 eine zweite, ganz ähnliche Häufung für +1850. Das zeigt, wie wertlos solche Datierungen sind. Wäre W. Teudt auf seinen Einfall erst 2500 n. Chr. gekommen, dann wären die Linien auf Präsepe, Spica, Regulus Arktur zu deuten gewesen und hätten mit derselben zwingenden „Treffer"-Zahl ein — Dilemma zwischen —1800 und +1850 ergeben, d. h. die Anlage des Hauses Gierke wäre vielleicht dem Jahre +1850 zugeschrieben worden — also nach C. Schuchhardt (s. o.) ein Ansatz um 2 Jahrhunderte zu spät.

Und wie sieht es zwischen —4000 und —100,000 aus? Wie oft ließen sich für diese Zeitspanne entsprechende „Treffer"-Gruppen ermitteln? Und warum soll schließlich Haus Gierke nicht auch aus dem Tertiär und der Zeit vor Riems Sintflut stammen oder eine Billion Jahre alt sein? Es handelt sich ja nur um das geometrische Gebilde, nicht um irgendwelche, dem gegenüber, wie man uns belehrt, so geringfügige archäologische, geologische oder sonst irgendwie „historische" Gegebenheiten.

Ja selbst an fernste künftige Zeiten müßte man denken! Warum sollte jenes Sechseck des Hauses Gierke nicht eine Prophezeiung sein, z. B. über den Weltuntergang? Ich sehe noch viele, bisher unausgewertete Möglichkeiten der Deutung.

Plötzlich taucht jetzt auch ε Orionis auf, während bisher bloß von δ Orionis die Rede war. Da tut es mir um ζ Orionis leid; denn das ist doch auch ein schöner Stern. Und warum blieb Bellatrix aus dem Spiele? Daß der Orion irgendwie hereinkommen mußte, konnte er mit seinen vielen hellen Sternen wohl kaum vermeiden.



Digitized by Google

Beobachtungsfehler bis zu 1° dürfen nicht stören, wenn es sich um moderne Katasterablesungen handelt. Aber nun käme doch noch die Theorie der „altgermanischen" Beobachtungsfehler hinzu! Hier würden uns wohl auch 2°—3° nicht wundern. Man kann also etwas paradox sagen, daß eben alles viel zu genau stimmt. Deutlicher müßte man sagen: da aller Wahrscheinlichkeit nach mit weit größeren Beobachtungsfehlern bronzezeitlicher Astronomen zu rechnen wäre, können die auf neuzeitlicher astronomischer Genauigkeit und dem wahren Horizonte aufgebauten Schlüsse überhaupt nichts beweisen. Bei der Annahme größerer Ungenauigkeiten sind aber allerdings gar keine irgend zuverlässigen Schlüsse mehr möglich. Eben deshalb sind Hypothesen solcher Art in sich ein Unding.

Was dann als Ergebnis herausgestellt ist, ist einfach falsch.

Falsch ist es (zu 1), daß nur die Zeit um —1800 für Haus Gierke in Betracht käme; richtig vielmehr nach Neugebauers eigener Übersicht, daß der astronomische Befund auch eine Erbauung um +1850 zuläßt.

Falsch ist es ferner (zu 2), von Ägypten und Griechenland auf „die alten Germanen" zu schließen. Das sind Schlüsse von der Güte: In Babylon gab es sakrale Prostitution, also auch im Teutoburger Walde; oder: die Assyrer schrieben Keilschrift auf Tontafeln, also taten das auch die Priester an den Externsteinen.

Die Rolle der Gestirne bei der Orientierung antiker Bauten wäre übrigens erst noch nachzuprüfen. Ich bezweifle, daß sich bei Nissen (den ich nicht zur Hand habe) oder sonstwo, irgendein auch nur entfernt dem Teutoburger Unikum vergleichbarer Fall findet.

Von einer Häufung der Treffer zu reden, ist ebenfalls verkehrt. Es liegen nicht Zufallstreffer vor wie beim Blindlingsschießen nach einer Scheibe, sondern es wurden sehr planmäßig unter zahlreichen Möglichkeiten die für die Deutung in Betracht kommenden ausgewählt.

Die Forderung, daß man, um dieses Verfahren zu widerlegen, nun an anderen und bestimmt jungen Bauten ebenso herumdeuten müsse, ist unbillig.

Sind die „Beweise" für die These nachweisbar nichtig, so bedarf sie keiner weiteren Widerlegung.

Und nun das „Persönliche":

Neugebauer empfindet es als Verdächtigung, daß er nicht die nötige Vorsicht bewahrt hätte. Daß er Wendrins Phantastereien unterstützt habe, sei glatte Erfindung. Dergleichen beizubringen, widerstreite dem guten Tone.

Sind schwere Verstöße nachzuweisen, so wird sich der Betroffene wohl immer irgendwie verletzt fühlen, das sachlich Vorgebrachte als persönlichen Angriff nehmen u. dgl. Das liegt nun einmal im Wesen solch' undankbarer Auseinandersetzungen, die ich übrigens sehr ungern und bloß auf ausdrücklichen Wunsch des Herrn Herausgebers übernahm.

Im übrigen wird man zunächst mit Befriedigung bemerken, daß Neugebauer von Wendrin also doch öffentlich abzurücken sich genötigt sieht. Meines Wissens hat aller Unfug Wendrins ihn bisher noch nicht zu einer solchen Erklärung vermocht. Das Wesentliche fehlt aber in ihr leider noch immer, nämlich das Einbekenntnis, daß die Geschichte mit dem großen Bären und der Datierung der Felsritzungen wüster Unsinn ist. Im Gegenteile versucht Neugebauer noch immer, durch den Hinweis auf die „Vorsicht" seines Bären-Gutachtens eine der Grundlagen für Wendrins und seine damaligen Phantasien zu retten. Wieso meine astronomischen Kenntnisse nicht genügten, diese „Vorsicht" zu verstehen, erklärt er leider nicht. Solange ihm das nicht glückt, gestatte ich mir, dieses Hervorkehren des Sachmannes am falschen Orte als das festzunageln, was es ist: Verlegenheit ob einer Sache, in der er sich eine schwere Blöße gegeben hat. Eine Sicherheit mit Unsicherheiten von ±20000 Jahren bei 60000 Jahren im ganzen (siehe S. 176) und bei einem Dinge, von dem noch erwiesen werden soll, daß es der große Bär ist, ist eben nicht das, als was sie sich ausgibt.

Daß Neugebauer mit Wendrins „Phantastereien nicht das Geringste zu tun habe", gilt jedenfalls mindestens für die Zeit bis zu Wendrins zweitem Buche nicht. Seine Gutachten liegen dort abgedruckt vor, und es läßt sich nicht aus der Welt schaffen, daß Wendrin auf dieser, ihm von Neugebauer dargebotenen Grundlage seine Burgen baute. Es ist urkundlich festgehalten, daß Neugebauer sehr stark mit Wendrins Phantastereien zu tun hatte, mit ihm über ein halbes Jahr lang in Briefwechsel stand (z. B. am 30. 5.; 25. 6.; 16. 12. 1923), ihm allerhand Ratschläge zur Ausgestaltung seiner Phantastereien gab und sich auch später m. W. nirgends öffentlich gegen Wendrins Bären im Besonderen, oder auch nur im allgemeinen gegen Wendrin überhaupt verwahrte.

Man wird finden, daß ich mich bei dem Nachweise dieser kennzeichnenden Vorgänge vor allem auf Neugebauers eigene Worte in seinen Gutachten und Briefen stützte. Daß er trotzdem von „glatter Erfindung" spricht, weise ich mit aller Entschiedenheit zurück.

Ändern könnte sich an der Einschätzung seiner Rolle in diesem Falle nur dann etwas, wenn er seine von Wendrin abgedruckten Gutachten und Briefe und die glaubhaften

Digitized by Google

Angaben Wendrins über sie als erfunden oder verfälscht — Erfindung und Verfälschung läge dann bei Wendrin! — erweisen könnte. In diesem Falle wäre ich gerne bereit, das Urteil über Neugebauers Gutachtertätigkeit für Wendrin entsprechend zu berichtigen.

Daß der Fall Wendrin, wie er vorliegt, für Neugebauers Gutachtertätigkeit kennzeichnend ist, wird, glaube ich, niemand bezweifeln können. Ist er es aber, dann gehörte er eben herzu und ist nicht bloß „hereingezerrt". Übrigens handelte es sich mir nicht um Neugebauers wissenschaftliche Glaubwürdigkeit, sondern um seine Neigung zu Extratouren außerhalb der Grenzen seiner Wissenschaft — ebenso bei Riem.

Daß ich Ginzel gegen ihn „ausgespielt" hätte, ist auch nicht richtig; ich verwies auf Ginzels Werk, weil Neugebauer als Ginzels Kollege an derselben Anstalt die nötige kulturgeschichtliche Einsicht sich so bequem hätte holen können. Daß Ginzel für Neugebauers angewandte Astronomie im Falle W. Teudt nur dieselbe Ablehnung übrig gehabt hätte wie Prof. A. Kopff[1]), der Direktor desselben Berliner astronomischen Recheninstitutes, bezweifle ich freilich nicht.

Die Herausgabe verdienstlicher Tafeln zur astronomischen Chronologie ist kein Freibrief für eine Gutachtertätigkeit, die sich dazu hergibt, astronomisch-kulturhistorischer Sensationsmacherei Vorschub zu leisten.

August 1927. Dr. **Wolfg. Schultz.**

## 4. Berichtigung zu Schultz.

Zu dem Nachtrag von Herrn Schultz habe ich folgende Berichtigungen zu bringen:

Absatz 4: Bei Azimuten von Aufgängen oder Untergängen müssen die Erhöhungen am Horizont berücksichtigt werden. Die erste im November 1926 ausgeführte Berechnung konnte das nur teilweise tun, da nicht alle notwendigen Angaben vorhanden waren; die damals benutzten Zahlen gibt Herr Teudt auf S. 160 irrtümlich als besondere Tabelle. Nachträglich wurden alle Überhöhungen festgestellt und die Ergebnisse der neuen Rechnung finden sich auf S. 159. Dieser Tabelle liegt der scheinbare Horizont zugrunde und infolge der Berücksichtigung der Überhöhungen ist Spica jetzt fallen gelassen und Pollux durch Castor ersetzt. Diese letzteren Berichtigungen wurden Februar 1927 in das Gutachten eingefügt und dieses im April 1927 in „Unsere Welt" veröffentlicht. So sieht das aus, was Herr Schultz „neue Ausflüchte" nennt.

Als Nichtastronom kann Herr Schultz nicht verstehen, daß die Berücksichtigung der Überhöhung (oder was dasselbe ist, die Einführung des wahren, ebenen Horizontes) bei der Berechnung notwendig ist. Seine Frage, ob dann die ganze Sterndeutung noch möglich wäre, beweist klar, daß er der Sache astronomisch als Laie gegenübersteht.

Absatz 6: Es seien vorzugsweise Sterne benutzt, die die erforderliche Deklination in kurzer Zeit mehrmals erreichten. Wieder ein Nichtverstehen! Da zwei Azimute sehr nahe gleich sind (bei II und VI), muß das eintreten. Wenn ich aber bei der Ableitung der Häufungsfunktion — ein der Statistik geläufiger Begriff — nicht alle Möglichkeiten einstelle, so fälsche ich das Resultat. Eine der Jahreszahlen scheidet dann im Ergebnis dadurch aus, daß Linie II als zu Mond gehörig festgestellt wird.

Absatz 7—9: Dürftige Späßchen sind kein Ersatz für fehlende sachliche Gegengründe.

Absatz 10: $\varepsilon$ Orionis ist der Schwerpunkt der Sterngruppe $\delta$, $\varepsilon$, $\zeta$ Orionis (Gürtel des Orion) und deshalb von mir in der Rechnung verwendet. Man vergleiche dazu meine Bemerkung bei der Zusammenstellung der Restfehler.

Absatz 11: Über Beobachtungsfehler und deren Einfluß auf das Ergebnis in unserem besonderen Fall ist aus meiner vergleichenden Zusammenstellung für zwei verschiedene

[1]) In seinem Briefe an C. Schuchhardt vom 5. 6. 1927. Darin heißt es u. a.: „Der Astronom kann also wohl Rechnungen ausführen. Über deren Wert oder Unwert kann aber allein aus der Gesamtkenntnis der altgermanischen Kultur heraus entschieden werden. Mir scheint, daß völliges Nichtwissen über astronomische Dinge bei den alten Germanen keine geeignete Grundlage für eine Datierung ist. Das letzte Wort in dieser Frage hat nicht die Astronomie, sondern die Archäologie." Und später: „....ich halte es für unbedingt erforderlich, daß jeder Anschein vermieden wird, als ob es sich hier um das amtliche Gutachten eines wissenschaftlichen Institutes handelte". Ein PS fügt hinzu: „Von vorstehendem Brief bitte ich beliebigen Gebrauch zu machen". Das ist eine deutliche Sprache, und es ändert an ihr natürlich gar nichts, sondern unterstreicht sie eher noch, daß Prof. Kopff später auf W. Teudts Anfrage diesem erklärte, daß sich „seine Stellungnahme in keiner Weise gegen die Herren Professoren Riem und Neugebauer richte" und daß es ihm „völlig fern liege, die freie wissenschaftliche Meinungsäußerung irgendeines Menschen zu mißbilligen". W. Schultz.



Digitized by Google

Ablesungen der Azimute das Nötige zu ersehen. Wer etwas vom Beobachten versteht, weiß auch, daß Beobachtungsfehler unvermeidlich sind und daß sie sich im Mittel wieder herausheben.

Absatz 15: Man beachte die Logik: Wenn sich bei Nissen ein ähnlicher Fall wie Osterholz nicht findet, darf Nissens Prinzip der Orientation auf Osterholz nicht angewendet werden.

Absatz 16: Wie aus meinem Aufsatz zu ersehen ist, gehe ich von den Richtungen allein aus und leite ohne weitere Zwischenvoraussetzungen sowohl die unbekannten Sterne wie die Zeit ab. Wer behauptet, daß die in Frage kommenden Fälle planmäßig ausgewählt seien, bekundet damit sein Unvermögen, einem mathematischen Gedankengange zu folgen. Ein solches Unvermögen ist durchaus entschuldbar; aber nicht mehr entschuldbar ist es, daß das Unvermögen sich ein Werturteil anmaßt.

Absatz 18: Ich habe aus meiner Arbeitshypothese (der astronomischen Orientierung) Folgerungen gezogen. Herr Schultz spricht von „Beweisen". Zwischen beiden besteht ein Unterschied.

Nun zum Persönlichen.

Es steht urkundlich fest, daß meine Briefe an Wendrin sich nur mit der Identifizierung gewisser Punktgruppen mit dem Sternbild des großen Bären befassen, also mit einer Frage, in der nur der Astronom zuständig ist; Herr Schultz nennt das „Extratouren" außerhalb der Grenzen meiner Wissenschaft. Ich habe ferner bereits erklärt, daß ich für die Phantastereien, die an meine sachlich korrekte Auskunft geknüpft worden sind, nicht verantwortlich bin. Die Wiederholung der Behauptung, ich hätte diese Phantastereien unterstützt oder gar Ratschläge zu ihrer Ausgestaltung erteilt, kann nunmehr nach meiner Erklärung nicht mehr als nur fahrlässig gemacht bezeichnet werden.

Der von Herrn Schultz beliebte und gleich beim erstenmal angeschlagene Ton bewegt sich auf einer Stufe, die nicht nur von mir als ungehörig empfunden worden ist. Ich werde künftig auf auf seine Ausführungen nicht eher eingehen, als bis er gewillt sein wird, eine wissenschaftliche Erörterung rein sachlich zu führen.

**Neugebauer.**

## 5. Erklärung.

Auch gegen mich wendet Herr Dr. Wolfgang Schultz in Nr. 1/2 des Bandes 19 ein Verfahren an, das bisher in der Wissenschaft nicht üblich war, wohl aber in der Praxis eines Rechtsanwaltes, der den Gegner, wenn er etwas sachlich Begründetes nicht vorzubringen weiß, dadurch herabzusetzen sich bemüht, daß er dessen Leistung auf einem ganz anderen Gebiete schlecht macht. Da aber meine von Herrn Schultz herbeigezogenen Arbeiten über die Sintflut erstens noch lange nicht abgeschlossen sind, meine Erklärung ferner auf Erwägungen astrophysikalischer und geophysikalischer Art beruhen, zwei Gebiete, die der Beurteilung des Herrn Schultz ganz fern liegen, so erübrigt es sich für mich, auf seine Äußerungen einzugehen. Mir liegt nur an dem Urteil von Sachverständigen. Außerdem ist es das Geheimnis des Herrn Schultz, was die Sintflut mit dem Hof Gierke zu tun hat.

1927 im August. Prof. Dr. **Riem.**

## 6. Gegenerklärung.

Das „Geheimnis", was Herrn Prof. Riems Ansichten über Sintflutsage und Tertiär, die er bereits in einem Buche vorgelegt hat, mit Hof Gierke zu tun haben, steht im Mannus Bd. 19, S. 178 recht ausführlich. Das Wichtigste davon habe ich jetzt auch auf der letzten Seite meiner Entgegnung auf Neugebauers Aufsatz knapp wiederholt. Hoffentlich reicht das nun hin. Wenn aber in diesem Falle etwas für die Wissenschaft ungewöhnlich ist, so ist es das Verfahren des Herrn Riem und seiner Seite. Noch vor Erscheinen des Mannus-Aufsatzes von W. Teudt wird die Entdeckung in die Tagespresse hinausgerufen. Dann scheitert sie an den von Altfeld, Hopmann, Kopff, Kossinna, Schuchhardt, Schultz, Weerth vorgebrachten Gründen und Bedenken auf der ganzen Linie und man ist, wie Neugebauer, genötigt, sich in der Sache, zu mindest an wissenschaftlichem Orte, sehr zu bescheiden, obgleich auch damit nichts mehr zu retten ist. Trotzdem aber veranstaltet man in Laienkreisen und der Tagespresse eine ungehemmte Propaganda und versucht, Alle, die nicht so wollen wie man selbst, unter Verschweigung einer Reihe der wichtigsten, bereits ausführlich vorgebrachten Gegengründe als mindere Deutsche und Auch-Akademiker „schlecht zu machen", wie gerade Herr Riem in der Unterhaltungsbeilage der Deutschen

Digitized by Google

Zeitung vom 28. 10. 1927 getan hat. Auf wen da also Herrn Riems Vergleich von gewissen Anwälten, die zu Praktiken greifen, paßt, und mit welchem Rechte er behauptet, es komme ihm nur auf die Sachverständigen an — das zu beurteilen, überlasse ich getrost dem einsichtigen Leser.

24. November 1927. Dr. **Wolfgang Schultz.**

## 7. Schlußwort.

Es erübrigt sich für mich, auf die Meinungen des Herrn Schultz zu antworten, da sie etwas die Sache Förderndes nicht bringen. Sie erinnern an jene Philologen, die einst Schliemann mit Hohn bewiesen, daß er einem Hirngespinst nachginge, als er erklärte, Troja ausgraben zu wollen. Und er hat es ausgegraben! **Riem.**

## 8. Praktische Astronomie in Germanien.

Von Wilhelm Teudt.

Im letzten halben Jahre ist für meine Osterholzer These eine ganz neue Lage entstanden. Von ihr zu erfahren, wird den Leser mehr interessieren, als ein Eingehen auf die mannigfachen mehr oder weniger kleinen, nunmehr überholten Einwendungen. Ich will nur die dunkle Vermutung von einem schwachgedeckten Rückzug, die Dr. Schultz ausspricht, zurückweisen: Innerhalb des Gutshofs Osterholz befinden sich stark ausgeprägte Weglinien, die auch im Katasterauszuge erkennbar sind. Sie weisen die Azimute der Osterholzer Sterne ums Jahr 1300 vor Chr. Geb. auf. Das ist der Ausweg, den die alten Sternkundigen beschritten haben, als sich die Sternlinien allzu stark verschoben hatten.

Osterholz hat mich zu der weiteren Untersuchung veranlaßt, ob nicht auch aus dem alten Germanien bis in unsere Zeit noch Spuren einer auf astronomischer Beobachtung beruhenden Orientation hereinragten, zu der das Altertum eine Vorliebe hatte. Nissen hat uns darüber aus den Mittelmeerländern nach Untersuchung von 350 Kultstätten eindrückliche Belege erbracht und die Orientierung der christlichen Kirchen sowie die Gebetsrichtung der Mohammedaner ist als eine dauernde Fortsetzung jener Vorliebe anzusehen.

Wenn ich nachweise, daß es in Germanien eine auf wissenschaftlicher Beobachtung beruhende Orientation gegeben hat, die sich nicht nur auf den Gutshof in Osterholz erstreckte, sondern in deren System auch die Art der Umgrenzung gerade dieses Gutshofs eine auffällige, besondere Note in Anspruch nimmt, so dürfte damit die Hauptfrage nach der Absichtlichkeit oder dem Zufall seines astronomischen Charakters und nach dem Zweck seiner Anlage geklärt sein. Es verbleiben dann die sekundären Fragen nach der Bedeutung der einzelnen Linien, nach der Art und Weise der Messungen usw. als Gegenstand anregender Diskussion über das Glaubens- und Geistesleben der Alten.

Gerade die um ihrer Kürze willen am meisten beanstandete, den Meridian aufweisende Grenzlinie des Gutshofs in Osterholz ist es gewesen, die mir zu einem überraschenden positiven Ergebnis meiner Untersuchungen verholfen und den Zusammenhang des Ganzen mit dem Tun der Sternkundigen in Osterholz erwiesen hat. In ihrer nördlichen Verlängerung trifft sie, nachdem der Kamm des Teutoburger Waldes an interessanter Stelle auf dem „Kortewebelshals" überschritten ist, in 9 km Entfernung die Trümmer der Teutoburg am Hermannsdenkmal, $1^1/_2$ km weiter den rätselhaften Turmstumpf auf dem Hiddeser Berge, 1 km weiter den Platz, auf dem jetzt die Kapelle von Heidenoldendorf steht, also den früheren Thingplatz dieser alten Siedlung. Das sind vier qualifizierte Punkte auf der mythologischen Nordlinie, deren Bedeutung neuere Forscher — wenn ich nicht irre, auch Schultz in seiner „Zeitrechnung" — hervorgehoben haben. Aber die für eine ernstlichere Bedeutung unbedingt erforderliche Fortsetzung war kartenmäßig nicht zu finden. Da führte mich ein gütiges Geschick zu dem erst vor einigen Jahren entdeckten, anerkannt alten Germanenlager bei Dehme 5 km westlich der Porta; und zu Hause angelangt hatte ich die Genugtuung festzustellen, daß der das Lager überragende Aussichtsturm zum Wilden Schmidt (Luisenturm) etwa 180,8 Grad nördlich der Teutoburg liegt und daß die verbindende Linie über den Hunnenburg-Hügel bei Vlotho geht.

Eine derartige Erscheinung als Zufall anzusehen, war schon kaum möglich, wurde aber ganz zur Unmöglichkeit, als sich auch eine sehr deutliche Ostlinie von der Teutoburg

Digitized by Google

nach dem das Lager Altschieder überragenden Aussichtsturm hinzugesellte[1]) und als sich dann weiter zeigte, daß nahezu die sämtlichen archäologisch anerkannten ältesten Burgen ihre Orientierungslinie entweder nach Osten oder nach Norden oder in vereinzelten Fällen nach beiden Himmelsrichtungen gehabt haben, soweit mein Kartenmaterial vom alten Sachsenland reicht (sechs Einheitsblätter nebst 46 zugehörigen Meßtischblättern).

Bisher sind es mehr als 40 Linien, die mir zweifelsfrei erscheinen. Die mehrfach, auch von mitberatenden Herren, gemachte Probe, ob nicht mit anderen durch die Landschaft gelegten Linien ein ähnliches Ergebnis zu erzielen sei, ist völlig negativ ausgefallen. Die Linien sind teilweise lang, teilweise kurz. Manche sind durch ihre Endpunkte geeignet, Aufschlüsse über die Stammesgrenzen zu geben. Andere werfen Licht auf dunkle Namen. Es sind Anzeichen vorhanden, daß die Nordlinien älter sind als die Ostlinien. Diese sind auch zahlreicher und treten oft in nur 3—4 km Entfernung voneinander auf. Sie gaben der ganzen Bevölkerung die kalendermäßige Beobachtung des Herannahens und Eintritts der Tag- und Nachtgleichen mit ihren großen Frühlings- und Herbstfesten an die Hand.

In Ansehung der erheblichen Schwierigkeit der Ermittlung des Nordpunktes im Vergleich zur Ermittlung von Sternörtern ist die astronomische Genauigkeit im allgemeinen eine recht große, in mehreren Fällen eine fast absolute und am geringsten bei der zuerst erkannten, vielleicht ältesten Nordlinie von Osterholz um Aussichtsturm am „Wilden Schmidt". Jede längere Linie setzt sich aus Teilstrecken von Sichtpunkt zu Sichtpunkt zusammen.

Als Beweismittel für das Vorhandensein einer in die alte Zeit zurückreichenden orientierten Linie sind die Kirchplätze der alten Ortschaften nur in besonderen Fällen gewertet worden, obgleich angenommen werden muß, daß infolge der Anordnungen der Päpste in der Bekehrungszeit die ältesten Kirchen sämtlich auf Thingplätze gebaut worden sind. Aber sie liegen doch in manchen Gegenden so nahe beieinander, daß man mit ihnen zu Fehlschlüssen gelangen könnte. Ein solcher besonderer Fall scheint mir bei der astronomischen Nordlinie des Bremer Doms vorzuliegen: Kattenturm (5 km südlich Bremen), Dom in Bremen, Kirche St. Jürgen (ohne Ortschaft, 11 km nördlicher) Kapelle in Osterholz (5 km nördlicher).

Anders dürfen schon die ganz einsamen in den Bergen oder Wäldern belegenen Kapellen und Klausen gewertet werden. Ihre ersten Vorgänger sind wohl ausnahmslos zur Entgreuelung eines Ortes erbaut worden und sie können deswegen als nahezu untrügliche Merkmale für die Stellen der Heiligtümer in den Bergen und Wäldern angesehen werden.

Noch bedeutsamer sind die in unseren Bergen stehenden Aussichtstürme. Etliche von ihnen, die in beliebter Wandergegend ein Bedürfnis der Naturfreunde erfüllen sollten, mögen auf ganz neuhergerichteten Plätzen errichtet sein. Aber die große Mehrzahl, besonders in den verkehrsarmen Gegenden, erweist sich als auf Plätzen erbaut, die in vorgeschichtlicher Zeit Leuchtstationen waren, dem Dienst der Gottheit auf Bergeshöhe geweiht und zugleich zur Orientierung und dem Signalwesen dienend. Aus ganz natürlichen Gründen behielten diese von Waldwuchs freigehaltenen Plätze auch nachher zäh ihren Sondercharakter im Walde bei, trotzten wegen des Mangels an Humus der Aufforstung und boten sich von selbst dar als die bequemsten Stellen für die Spähtürme des Mittelalters und die Aussichtstürme der neueren Zeit, obgleich sie wegen ihres Orientierungszweckes durchaus nicht immer auf dem höchsten Punkt des Berges angelegt werden konnten.

Dazu kommt eine nicht geringe Zahl von Burgruinen, deren Entstehung von uns bisher kurzer Hand in die spätere Zeit verwiesen wurde, von denen wir aber jetzt lernen, daß genau an der Stelle in germanischer Zeit Türme oder sonstige Einrichtungen für die Feuerzeichen gewesen sind. Auch sonst kann jetzt für manchen Platz die germanische Vergangenheit zurückerobert werden, wofür ich ein Beispiel geben will.

Am Galgenberge bei Hildesheim unterhalb der früheren dortigen Warte wurde der berühmte römische Silberschatz gefunden. Zur Enttäuschung der Hildesheimer Altertumsfreunde erklärte Schuchhardt auf Grund seiner Ausgrabung, daß es sich lediglich um eine mittelalterliche Warte handele und auch an keine andersartige frühere Bestimmung zu denken sei[2]).

Nun aber erscheint sie als ein wichtiges Glied des orientierten Liniensystems der altgermanischen Stätten, welches sein hohes Alter allein schon damit erweist, daß in ihm die nachweislich ältesten Lager und Burgen eine Rolle, und zwar oft eine maßgebende Rolle spielen, wie die Teutoburg, Dehmerburg, Babilonie, Wittekindsburg, Herlingsburg,

[1]) Zwischenstation auf dieser Linie muß die Stelle gewesen sein, wo der in meinem Osterholz-Artikel als Richtpunkt der Externsteiner Mondlinie erwähnte Meinberger Aussichtsturm steht, oder wenige Meter daneben.

[2]) Niedersächsische Heimatbücher. Bd. III. 1924. Schade, Salzuflen. S. 103.

Digitized by Google

Heisterburg, Hünenburg bei Bielefeld, Tönsberglager bei Örlinghausen, Brunsberglager, Karlsschanze usf. Jedenfalls dürften wir gezwungen werden, die sog. Curtiskeramik zum Teil in die vorkarolingische Zeit zurückzudatieren.

Für den Leser, der meine eingehendere Darstellung nicht abwarten möchte, empfehle ich, auch die erwähnte Galgenberglinie einer näheren Untersuchung zu unterziehen. Sie gehört zu den längsten bisher erkannten Linien und bietet auf der 123 km langen Strecke vom Aussichtsturm Beutling (5½ km nordwestlich Borgholzhausen) bis 8 km östlich Hildesheim ein lehrreiches Bild einerseits der zwingenden Beweiskraft durch ihren östlichen Teil, andererseits der verwischenden und zerstörenden Wirkung von 11½ Jahrhunderten in dem westlichen Teil; sie zeigt auch die Kartenschwierigkeiten, die infolge der Kugelgestalt der Erde besonders bei der Zusammenfügung von Karten zum Vorschein kommen. In solchen Fragen wolle man sich von den Herren Oberstleutnant Schroeder (früher Topograph bei der Landesaufnahme) und Oberstleutnant Platz, beide Detmold, Auskunft verschaffen[1]).

Die Galgenberglinie weist von Osten nach Westen folgende Stationen auf: Bergkapelle südlich Ottbergen (7½ km weiter) frühere Galgenbergwarte bei Hildesheim (11 km) Konradis-Aussichtsturm (2½ km) Kirchplatz Burgstemmen (5 km) Kirchplatz Wittenburg (4 km) Königskanzel über der Barenburg (11 km) Kirchplätze Hohnsen (7½ km) Holtensen (5½ km) Stift Fischbeck (30 km) Valdorf (20 km) Kirchhof Opferfeld-Engern (19½ km) Aussichtsturm Beutling.

Ohne auf alle bereits jetzt geklärten Fragen in dieser Sache heute eingehen zu können, bemerke ich nur noch, daß Linien von Lager zu Lager, wie die beiden Teutoburglinien, eine Seltenheit sind; die Lager, deren Anlage im Gelände natürlich nach praktischen militärischen Gesichtspunkten sich zu richten hatte, besaßen ihren Luginsland, dessen Platz gemäß den Erfordernissen der Orientierung in der Nähe ausgewählt werden konnte.

* * *

Zu der Frage, ob und wann in der Bronzezeit die Osterholzer Gegend besiedelt war, ist mitzuteilen, daß das letzte halbe Jahr die Auffindung zahlreicher Sonne-Siedlungen aus der letzten Steinzeit gebracht hat, deren Veröffentlichung durch Schwanold bevorsteht. — Über die Germanenfrage hoffe ich im nächsten Heft mich äußern zu dürfen, auch wenn sie für die Osterholzer Hauptfrage nicht ausschlaggebend sein kann.

Aus den zahlreichen geschichtlichen Nachrichten, die ich zu einem Beitrag einer Geschichte der Vogtei Schlangen und des Gebietes der Lippequellen zusammenstellen konnte, ergibt sich die Bedeutung, die der Gutshof Osterholz bereits im frühesten Mittelalter gehabt hat, im schroffen Gegensatz zu dem Versuch, seine Entstehung erst dem späten Mittelalter zuzuschreiben. — Über die kultische Bedeutung der Osterholzer Siedlung in der vorgeschichtlichen Zeit fand ich in einem vergessenen Büchlein Kasimir Wasserbachs aus dem Jahre 1698[2]) ein einziges uns hoch interessierendes Wort. Wasserbach zählt in einem Vorwort die „Antiquitäten" des Landes auf und erwähnt in einer Linie mit den übrigen: „Lucos ac nemora consecrata Diis apud Kolstede et fanum Osterae Deae prope Osterholtz". Dieser Wasserbach, der ein unkritisches Kind seiner Zeit und ein schlechter Etymologoe war, dessen Vorrede aber den denkbar besten Eindruck macht und sogar wenigstens ein starkes kritisches Wollen kundgibt, ist schon 1887 Gegenstand eines Kampfes gewesen[3]), der zeigt, wie es gemacht wird, wenn man sich eines unbequemen Zeugnisses entledigen will. Aber in unserem Falle ist sogar die Glaubwürdigkeit Wasser-

[1]) Die Karte „Teutoburger Wald und Weserbergland" 1:100000 des Reichsamts für Landesaufnahme umfaßt das Gebiet, auf welches ich obige Auswahl von Namen im wesentlichen beschränkt habe. Etliche sind auf der Karte nicht verzeichnet und müssen nachgetragen werden. Oberstleutnant Platz erbietet sich sowohl zu dieser Arbeit, als auch dazu, nach Erhalt von zwei Exemplaren des „Einheitsblattes" 1:100000 von irgendeiner Gegend (u. d. Portoausgaben) eine Vermutung über das Vorhandensein einer Orientierung mitzuteilen. Die eine Karte wird hier zurückbehalten zwecks allmählicher Herbeiführung eines Überblicks über den Bereich der Orientierung in Germanien. Man wolle vorher die Stätten anmerken oder genau eintragen, deren Bedeutung für die vorgeschichtliche Zeit entweder anerkannt ist oder vermutet wird. Wird genauere Untersuchung gewünscht, so ist Einsendung der wichtigsten Meßtischblätter und nähere Vereinbarung nötig.

[2]) Wasserbach, Dissertatio de statua illustri Harminii 1698. Lemgoviae Wilhelmi Meyeri. S. A 5.

[3]) Hermann Neubourg, Örtlichkeit der Varusschlacht mit einem vollständigen Verzeichnisse der im Fürstentum Lippe gefundenen römischen Münzen. Meyersche Hofbuchhandlung Detmold 1887. S. 60.

Digitized by Google

bachs gleichgültig. Wenn er aus den Dutzenden von Osterbergen und anderen Osterorten im lippischen Lande gerade Osterholz als den Ort eines Ostara-Heiligtums heraushebt und neben dem Teutoburgensis Saltus usw. als Antiquität des Landes gelegentlich nennt, ohne dazu irgendeine Behauptung aufzustellen, so genügt uns dies, um daraus zu entnehmen, daß ein „Fanum Osterae Deae prope Osterholtz" in irgendeiner uns unbekannten Fassung noch im Bewußtsein des 17. Jahrhunderts lag, daß also ich nicht der erste gewesen bin, der auf Osterholz als einen Sitz des Gestirndienstes hingewiesen hat. Ich kann es dem Leser überlassen zu werten, was dieser geschichtliche Fund für meine These bedeutet.

Vor allem aber ist es die Erkennung der praktisch-astronomischen Betätigung der Alten im Zusammenhange mit Osterholz, wodurch eine neue Lage geschaffen ist. Sie kann zu einer geographischen Entschleierung Germaniens führen.

## 9. Haus Gierke.

### Archäologisches, Methodisches, Archivalisches.

Von Karl Weerth, Detmold.

Der archäologische Befund ist eindeutig: In der Gemarkung Kohlstädt, Bauernschaftsbezirk Osterholz, liegt das Gut Gierkenhof. Der zu diesem Gut gehörige Herrensitz, Haus Gierken (oder Gierke) genannt, ist mitsamt großem Garten, Park und Nebengebäuden umschlossen von jener Umhegung, die zu den astronomischen Deutungsversuchen Anlaß gegeben hat.

Diese Umhegung, ein Sechs-, Sieben-, Acht- oder Neun-Eck, je nachdem, wie viele von ihren Teilen man als je eine Seite ansehen will, ist in ihrer westlichen Hälfte ein etwa 4 m breiter, lockerer Sandwall, vorne gestützt durch eine Steinpackung, teilweise von einem Graben begleitet, in der Osthälfte eine dünne, gemörtelte Gartenmauer, hinter der sich auf der Südfront noch eine viele Meter breite Erdanschüttung befindet.

Im Mai 1927 hat C. Schuchhardt die Anlage archäologisch untersucht, wobei er die von Teudt und Stieren durch Grabung freigelegten Stellen eingesehen und selbst einige weitere Einschnitte gemacht hat. Danach konnte er feststellen, daß die Umhegung „in die Zeit von 1600 oder 1700 oder noch etwas später" anzusetzen, also höchstens 300 Jahre alt ist, und daß für ältere Linien unter den heutigen nicht der geringste Anhalt vorhanden ist (s. „Die Sterne", Monatsschrift für alle Gebiete der Himmelskunde, 1927, Heft 10; vgl. auch das in vorliegendem Mannusheft von Hopmann und Altfeld abgedruckte Gutachten Schuchhardts). Durch dieses bestimmte Urteil wurden, soviel ich weiß, die Beobachtungen und Eindrücke des Münsterer Archäologen Dr. Stieren, und jedenfalls meine eigenen, vollauf bestätigt.

Angesichts dieses Ergebnisses nehmen nun Teudt und seine Mitarbeiter den Standpunkt ein: Wenn die heute dort stehenden Wälle und Mauern auch jung sind, so ist doch auf Grund der astronomischen Verhältnisse nicht daran zu zweifeln, daß die Linienführung — bis auf die in die Berechnungen der Herren nicht passenden Stücke, 61 m der „Nordsüdlinie" und 60 m an der Nordostecke — in der Zeit um 1850 v. Chr. festgelegt worden sei, gleichviel aus welchem Material; es wurde gesprochen von Steinsetzungen, Holzzäunen, Gräben, Hecken oder gar nur einzeln stehenden Marksteinen.

Nun, von einer durchgehenden Steinsetzung oder einem Graben kann nach der Schuchhardtschen Untersuchung keine Rede mehr sein, denn diese Dinge lassen, selbst wenn sie vor Jahrtausenden verfallen, verschüttet, vermodert sind, im Boden bekanntlich Spuren zurück, die bei der heutigen hochentwickelten Ausgrabungstechnik dem erfahrenen Ausgräber nicht entgehen können. Irgend etwas derart ist also in Haus Gierke nie gewesen (abgesehen von dem Graben des 17. Jahrhunderts n. Chr., der einen Teil des Walles begleitet).

Bei der Annahme einer lebenden Hecke oder einzelner Merksteine, überhaupt „vergänglichen Materials", ist zu fragen: Wie soll man sich denn nur die Möglichkeit vorstellen, daß solche vergängliche, leicht zu verwischende Linien sich durch die Jahrtausende im Gelände halten? Entweder haben die Menschen lange Zeiträume hindurch die Anlage zu astronomischen Zwecken benutzt, wie Teudt annimmt[1]); dann mußten sie die Linien entsprechend der Präzession der Fixsterne von Zeit zu Zeit ändern, wozu ja auch die leichte Verschiebbarkeit

[1]) Siehe „Unsere Welt" 1927 (April).

Digitized by Google

solchen Materials die beste Handhabe bot. Oder die Leute haben nach einigen Jahrhunderten aufgehört mit der astronomischen Tätigkeit, dann fehlte aber auch jeder Anlaß, die nunmehr zwecklos gewordenen Merksteine, Hecken, oder was es war, bis auf den Augenblick zu konservieren, wo in der Barockzeit ein lippischer Grundbesitzer seinen Herrenhof einfriedigte.

Gewiß weist die Senne, in der das Dorf Osterholz mit dem Gierkenhof liegt, Spuren von Besiedelung bereits aus der Steinzeit auf, aber sehr spärlich sind diese Spuren, und eine zeitlich zusammenhängende Benutzung dieses erschrecklich mageren Sandbodens ist recht unwahrscheinlich, wenn man z. B. die riesenhafte Lücke vor 1800 v. Chr. bedenkt, die Kossinna, Bd. 19, Heft 1/2 nachweist. Wieviel Siedlungs- und Besitzwandlungen müssen Kriege, Seuchen, Wanderungen, Tausch, Erbschaft, Fehden und Lehensverhältnisse in 3500 Jahren mit sich gebracht haben[1]), wieviel Änderungen auch des kulturellen Besitzstandes der hier siedelnden Menschengruppen, ihrer mythologischen und astronomischen Begriffe! Ist es, wenn man dies bedenkt, auch nur im entferntesten vorstellbar, daß Linien aus vergänglichem Material mit vergänglichen Zwecken sich mehr als hundert Menschenalter hindurch sollten erhalten haben?

Die Menschen seien sehr konservativ in der Beibehaltung von Grenzen, äußerte Herr Teudt einmal in einer Debatte. Dieser Satz gilt nach aller historischen Erfahrung doch nur in sehr beschränktem Maße, und speziell im Bereich des Gierkenhofes sind verschiedene Grenzveränderungen allein in den letzten drei Jahrhunderten archivalisch nachweisbar.

Es müßte wirklich mit ganz übernatürlichen Dingen zugegangen sein, wenn der Gutsbesitzer aus der Zeit des Großen Kurfürsten mit seiner Hofumhegung genau die Linien getroffen hätte, auf denen vor 3½ Jahrtausenden vorgermanische „Astronomen" über vergängliches Material Sterne anvisiert hätten!! — Man braucht wirklich den Teudtschen Gedanken nur zu Ende zu denken, um seiner absoluten Widersinnigkeit inne zu werden.

Zur Geschichte des Gierkenhofes und über die verschiedenen Benennungen ergibt die archivalische Untersuchung folgendes:

Die erste sicher auf unseren Gierkenhof bezügliche Nachricht ist vom 15. März 1482: Simon, Bischof von Paderborn, belehnt Friedrich Schwartz, Frederike den Swarten, mit eynen hove tho osterholte und mit zwei Kottstätten daselbst (Akten des Ritterguts Braunenbruch, im Landesarchiv zu Detmold). — Die Familie Schwartz (auch Swarte, Schwarte, Schwartze) gehört dem lippischen Uradel an und hatte ihren Sitz zu Braunenbruch bei Detmold. Den von Paderborn zu Lehen empfangenen Hof zu Osterholz haben die Schwartz durch einen Meier bewirtschaften lassen, wovon das Gut bis ins 17. Jahrhundert den Namen „Schwarzmeiershof" führt; meist ist die Bezeichnung ausführlicher: „unsern Hof, den Schwartemeiers Hof genannt, zu Osterholze im Amte Falkenberg gelegen" oder „einen Hof zu Osterholz gelegen, der Schwartzemeiershof genannt" (Akten des Amtes Horn von 1591 im Landesarchiv zu Detmold), und so überall; nirgends heißt der Hof schlechtweg „Osterholz". Das ist vielmehr ein Sprachgebrauch, den erst Teudt eingeführt hat infolge einer etwas ungenauen Angabe von Preuß, Bauliche Altertümer des lippischen Landes.

Nach den eben zitierten Akten treten im Jahre 1591 die Brüder und Vettern Schwartz die Gutsherrlichkeit über ihren Hof mit Genehmigung des Bischofs von Paderborn als Lehensherrn an den Grafen Simon VI. zur Lippe ab, gegen Überlassung eines anderen Gutshofes. Bewirtschaftet wird jedoch unser Hof nach wie vor, gegen die üblichen Abgaben, von der Familie Schwartzmeier, und so bleibt dem Gute auch unter der Gutsherrlichkeit der lippischen Grafen (65 Jahre lang) der Name „Schwartzmeiershof". Erst im Jahre 1652 kauft Graf Johann Bernhard zur Lippe dem Schwartzmeier seine Rechte ab, und sein Nachfolger, Graf Hermann Adolf, nunmehr im vollen Verfügungsrecht über den Hof, verkauft einen Teil davon im Jahre 1656 an den Jägermeister Heinrich Krecke, während die besten Ländereien zur landesherrlichen Meierei Osterholz (jetzt Oberförsterei) gezogen werden. (Alles nach den Akten des Amtes Horn.)

Der so verkleinerte Schwatzmeiershof ist dann einige Generationen als „Kreckenhof" im Besitze der Kreckes gewesen, von denen er in neuerer Zeit in die Hände der Familien Gierke — daher der heutige Name Gierkenhof oder Haus Gierke — weiterhin Gerstein und schließlich Kellner übergegangen ist.

Bemerkenswert ist noch aus den genannten Akten ein Schreiben Kreckes an die lippische Ritterschaft vom 15. April 1667, worin es heißt:

---

[1]) Daß der Gierkenhof, wie auch die benachbarten Höfe infolge des Dreißigjährigen Krieges lange Zeit öde gelegen, dann unter Verkleinerung des Gutsumfanges neu aufgebaut wurde, steht aktenmäßig fest, worüber das Nähere weiter unten.

Digitized by Google

„... welchergestalt ich unweit Osterholtz ein Teil von Schwartzmeyers ödegelegenem Gute an mich gebracht, und mit nicht geringen Kosten restauriret und erbauet, der weiland Hochgeborene Graf und Herr, Herr Hermann Adolph usw. auch über allsolches Gut — wovon gleichwohl Se. Hochgräfl. Gnaden die besten Pertinentien bei dem Gräfl. Haus Osterholz behalten — einige immunitates und Freiheiten in Gnaden concediret und erteilet."

(Wörtlich; nur heutige Rechtschreibung zum bequemeren Lesen von mir eingesetzt.)

Aus dieser Akte, die uns noch weiter beschäftigen wird, geht zunächst hervor, daß nach dem Wegzug der Schwartzmeier der Hof eine zeitlang öde gelegen, daß ein Teil davon in diesem Zustande (Folge des 30jährigen Krieges) an Krede gekommen ist, der ihn übrigens nach Ausweis anderer Akten regelrecht vom Grafen gekauft hat, und daß Krede den Hof mit erheblichen Kosten wiederhergestellt und „erbauet" hat.

Wenn wir uns erinnern, daß Schuchhardt die Umhegung von Haus Gierke dem 17. Jahrhundert zuweist, und hier sehen, daß die Grafen an dem Hof wenig Interesse zeigen, dürfte wohl die Vermutung nicht ganz abwegig sein, daß der Jägermeister Heinrich Krede den Wall und die Mauer, daß vermeintliche astronomische „Sechseck" erbaut hat, und daß darauf die Worte „restauriret und erbauet" sich beziehen.

Soviel von der Geschichte des Gierkenhofes. Aber Herr Teudt und seine Anhänger behaupten, das Gehöft Haus Gierken schon in der Zeit von 826—853 nachweisen zu können, indem sie eine alte Notiz über „Astonholteiemarki" beziehen auf Haus Gierken, welches sie zu diesem Zweck „Osterholz" nennen. Wie sieht es damit aus? Schon um 900—1000 gibt es mehr als eine größere Besitzung in Osterholz. Um die Mitte des 9. Jahrhunderts[1]) schenkt ein gewisser „Bevo in Astonholteiemarki quidquid ibi habuit in familiis campis et silvis" — also all seinen Besitz an Leuten, Feldern und Wäldern in der Mark Osterholz[2]) dem Kloster Corvey (Traditiones Corbeienses, ed. Wigand, § 382).

Andererseits schenkt bald nach 1000 eine reiche Grundbesitzerin zu Geseke, die den Schleier genommen, namens Oda, quidquid hereditariae proprietatis habuit in villis ac marca Colstidi, Astanholte, atque in Lanchel (Schlangen) vel in omni Patherga (Padergau) ... ecclesiae Patherprunnensi in proprium (Vita Meinwerkii in den Mon. Germ. hist., ed. Pertz Band XIII), also der Kirche in Paderborn.

Das Wort marca ist hier doch wahrscheinlich auf Astanholte zu beziehen, zumal da die zeitlich nächstfolgende Erwähnung abermals diese Örtlichkeit in Verbindung mit dem Ausdruck „Mark" bringt: Im Jahre 1320, Juli 6 verleiht Graf Günther von Schwalenberg einem Johann Stapel die obere Curia zu Colstede, ferner „nemus quod vulgo Sundern nuncupatur, ac silvam, que Marcha dicitur, in Osterholte."

Also die Bezeichnung „Mark" haftet jetzt nicht mehr an dem ganzen Bezirk Osterholz, sondern nur noch an einem Wald in diesem Bezirk, woraus ebenso wie aus den beiden ersten Erwähnungen klar hervorgeht, daß der Name Osterholz im Mittelalter einen größeren Landkomplex, auf keinen Fall ein einziges Gut oder gar nur einen Gutshof bedeutet. In den folgenden Jahrhunderten häufen sich die urkundlichen Belege über Osterholz zu Dutzenden. Sie sind meist enthalten in den im Landesarchiv zu Detmold aufbewahrten Akten des Amtes Horn und der landesherrlichen Meierei, jetzt Oberförsterei[3]) Osterholz, einige auch in den Lippischen Regesten von Preuß und Falkmann. Immer heißt es „Ein Hof zu Osterholz", „Güter zu Schlangen, Kohlstädt und Osterholz" und so fort.

Vom 16. Jahrhundert an findet sich aber auch die Bezeichnung „Haus Osterholz", aber immer nur mit Beziehung auf die landesherrliche Meierei, jetzige Oberförsterei daselbst mit ihrem burgartigen Herrenhaus, das vielfach auch als „Schloß Osterholz" bezeichnet wird. Damit kommen wir zurück auf die Angabe von Preuß, Bauliche Altertümer des Lippischen Landes, S. 160: „Schloß Osterholz. Das danebenliegende gleichnamige Gut, jetzt Girkenhof genannt."

Dem um die lippische Geschichte hochverdienten Preuß, ist hier ein — in seinem Zusammenhange ganz unwesentliches — Versehen untergelaufen. Solche Aktenangaben wie „Schwartzmeier zu Osterholz" und ähnliches hat Preuß wohl verstanden als „Schw., Besitzer

[1]) Der notorische Fälscher Falke (entlarvt von Wigand, Traditiones Corbeienses, Leipzig 1843), aus welchem Teudts diesbezügliche Angaben (Bd. 19, Heft 1/2, S. 160 unten „zwischen" ... bis „Darin war"), via Clostermeier geschöpft sind, hat hier zufällig ungefähr den richtigen zeitlichen Ansatz getroffen, wie Dürre, Zeitschr. f. vaterl. Geschichte, Bd. 36, Münster 1878 nachweist.

[2]) Die Gleichsetzung Astonholteiemarki = Mark Osterholz ist sicher richtig, da Astanholte später (s. nächsten Absatz im Text) in Verbindung mit Kohlstädt, dem Nachbardorf von Osterholz, vorkommt.

[3]) Der Amtssitz des Oberförsters ist in allerletzter Zeit nach Horn verlegt worden, doch ist obige Bezeichnung noch üblich.

Digitized by Google

von Oe.", während es nach Ausweis aller Aktenbelege zu verstehen ist „Schw., wohnhaft zu Osterholz" oder „begütert in O.". Wie unzutreffend die Gleichsetzung des Hauses Gierke mit „Osterholz" ist, beweist neben allen anderen Urkunden besonders schlagend die Eingabe Kreckes (Vorbesitzer von Gierke) an die Ritterschaft, v. J. 1667 (s. o. S. 233 f.), wo der von ihm übernommene Teil des Schwartzmeyerhofes als **unweit** Osterholz gelegen bezeichnet wird.

Aus dem Vorstehenden ist ersichtlich, daß der Name „Osterholz" im frühen Mittelalter einen unbestimmt großen Bezirk, eine Mark bedeutet, daß später seine Gültigkeit eingeschränkt wird auf ein Dorf, und daß vom 16. Jahrhundert an speziell die landesherrliche Meierei (jetzige Oberförsterei), im weiteren Sinne auch noch der Bauerschaftsbezirk bis heute so bezeichnet wird, aber **nie** das Haus Gierke.

Es ist also völlig unstatthaft, die Notiz der Trad. Corb. aus dem 9. Jahrhundert auf den Gierkenhof zu beziehen. Diese Notiz besagt lediglich, daß damals gewisse Besitzungen in der Mark Osterholz an das Kloster Corvey geschenkt worden sind; was für Stücke, das wissen wir nicht. Jedenfalls gehörte der Gierkenhof aller Wahrscheinlichkeit nach nicht dazu, denn dieser ist, wie wir sahen, kein Corveysches, sondern ein Paderbornsches Lehen gewesen. Daß also das Gehöft Haus Gierke als karolingisch oder gar als „vorkarolingisch"(!)[1]) bestätigt sei, ist eine oberflächliche Erfindung. Somit ist auch dieser Versuch, wenigstens ein verhältnismäßig hohes Alter des Hauses Gierke glaubhaft zu machen, gescheitert.

Zu welch verzweifelten Mitteln Herr Teudt neuerdings greift, um sein altgermanisches Heiligtum in Oesterholz zu retten, dazu nur ein Beispiel. Er beruft sich dafür — siehe Lippische Tageszeitung vom 21. XII. 1927 — auf die Schrift von Wasserbach, De statua Harminii, vulgo Hiermensul, Lemgo 1698, deren Hauptinhalt folgender ist: Die Irminsul sei ein von alten Germanen errichtetes Denkmal des Arminius auf der Herlingsburg (so lautet der richtige Name) bei Schieder in Lippe gewesen. Wasserbach macht Irminsul = Herminsul, Herlingsburg = Herminsburg = Eresburg, Arminius = Herminius! Gefälschte Zeichnungen alter Münzen, die es gar nicht gibt[2]), darunter eine von „Darus" und gar eine von „Harminius, Cheruscorum dux"(!), welche am Winfeld und an der „Herminsburg" gefunden sein sollen, bildet Wasserbach ebenso naiv ab wie seine „Herminsul", eine Kriegerstatue, in der Hand eine Fahne mit der lippischen Rose. Wasserbachs Namendeutungen, teilweise zum eisernen Bestand der Varus-Märchenliteratur gehörig, sind klassisch: Darenholz benannt nach Darus, Knochenbach nach den Knochen der erschlagenen Römer; Winfeld = Gewinnfeld, campus victoriae, — da war die Varusschlacht; Siekholz (bei Schieder) = Sieghölz — da hat Karl die Sachsen besiegt; Op den dooden Koppen — da hat er ihnen die Köpfe abgeschlagen; Westfalen = Weißes Fohlen, Idistaviso = Odeste Wiese! Daß einem solchen Etymologen auch ein „Osterholz" unmöglich entrinnen konnte, ohne mit einem Fanum Osterae deae ausgestattet zu werden, ist selbstverständlich. Wenn aber jemand im 20. Jahrhundert solch ein Erzeugnis hemmungsloser Phantasie allen Ernstes als wissenschaftliches Material verwendet, dann dürfte dieser Fall allein genügen, den Geist zu kennzeichnen, welchem wir die Entdeckung der altgermanischen „Pflegestätten der Astronomie" verdanken.

Nach vorstehenden Ausführungen, sowie nach denjenigen von Schuchhardt, Hopmann, Schultz und Altfeld kann man jetzt wohl die Akten über Haus Gierke schließen mit dem Vermerk, daß die astronomische Deutung dieser Anlage ein Phantasiegebilde ist, dem in der nüchternen Wirklichkeit nichts zugrunde liegt, noch jemals zugrunde gelegen hat. Bezüglich der Externsteine habe ich den Berichten der vorgenannten Autoren nichts hinzuzufügen.

Gegenüber recht eigenartigen Mißdeutungen muß ich, zugleich im Sinne der vier ebenerwähnten Herren, noch eines betonen:

Es handelt sich hier nicht darum, den Ruhm der alten Germanen bzw. ihrer Vorgänger zu erhöhen oder zu mindern; es handelt sich darum, die Wahrheit zu ermitteln, soweit uns dies durch induktives Forschen und logisches Denken möglich ist. Nichts hilft es uns, unsere Vorfahren mit einem Ruhmeskranz zu schmücken, der im Lichte der wissenschaftlichen Kritik restlos zerflattert. Halten wir uns lieber an das[3]), was unsere Vorfahren

[1]) Riem in einem auch sonst recht eigenartigen Bericht über einen Teudtschen Vortrag: Deutsche Zeitung 1927 Nr. 253.

Mit der noch üppiger wuchernden Phantasie des Dr. Reißmann, der in seinen Zeitungsartikeln statt Astanholte bzw. Astonholte einfach schreibt: „Astarnholte", und dies dann interpretiert als „Stern-Halter", den „Ort, wo man die Sterne festgehalten hat", brauche ich mich in dieser ernsthaften Zeitschrift wohl nicht zu beschäftigen.

[2]) Menadier, Verhandlungen d. Numismat. Gesellschaft. Berlin 1886.

[3]) Hier spreche ich den Gedanken eines hervorragenden Astronomen der Gegenwart nach.

Digitized by Google

in späteren Jahrhunderten Großes für die Astronomie geleistet haben. Das sind wahre und unverlierbare Werte!

### Nachtrag.

Im Begriff, das fertige Manuskript an den Herrn Herausgeber einzusenden, erhalte ich in letzter Stunde durch meinen Vater, Prof. Dr. O. Weerth, zwei von ihm im Landesarchiv gefundene Urkunden, deren Inhalt für die Geschichte des Gierkenhofes so wichtig ist, daß ich sie hier mit kurzer Anmerkung als Nachtrag anfüge.

Ein Auszug aus dem Saalbuch des Amtes Horn mit Schreiben des Amtmanns dazu vom 22. Juni 1653 nennt im „Dorf Osterholz" fünf Höfe, darunter zwei große (zu je 4 Pferden), Schwartzmeier und Kanne, und bezeugt:

„Alle vorbenannte fünf Höfe haben ville Jahre (!) wüst gelegen und annoch, unter deßen auch uff des Schwartzmeyers Hoff nur zwei geringe alte Gebeu vorfinden, auf übrigen nichts, und sintemal sich keine Erben, als nur zu des Schwartzmeyers Hoff angeben, werden mutmäßig keine Gebeu uff die Hofe widerum gemacht werden." Soweit die Akte von 1653.

So ist die Furie des dreißigjährigen Krieges über Osterholz dahingegangen, hat die ganze Besiedelung und fast alle baulichen Anlagen vernichtet. Nur zwei kleine Gebäude auf dem Schwartzmeyerhof haben den Krieg überdauert. Die Schwartzmeier selbst haben die Stätte längst verlassen, die Erben wohnen in Salzuflen, haben ihre Besitzrechte an den Grafen verkauft, welcher einen Teil des Schwartzmeierschen Gutes, offensichtlich eine Wüstenei, für 712 Thaler an Heinrich Krede verkauft.

Die zweite Urkunde, eine Akte des Amtes Horn, C. Sect. IV, vom Jahre 1696, von amtlichen Taxatoren verfaßt, verzeichnet genau, wie Krede auf der tabula rasa alles neu angelegt hat, z. B. Wohn- und Wirtschaftshäuser, Braustätte, zwei Fischteiche, einen „Pflanz- und Baumgarten"; den letzteren hat er mit einem „Zaun" umgeben, der von den Taxatoren auf 150 Thaler abgeschätzt wird.

150 Thaler sind damals eine enorme Summe, mehr als $^1/_5$ des von Krede für das ganze Gut bezahlten Kaufpreises; das legt die Frage recht nahe, ob dieser Zaun nicht identisch ist mit dem Wall von Haus Gierke, zumal da nach derselben Urkunde die Zäune von außerhalb gelegenen Kämpen des nunmehrigen Kreckenhofes nur 10—20 Thaler gekostet haben. Diese Zäune waren offenbar auf den ebenen Boden gesetzt, jener, der den wertvollen Wirtschaftsgarten schützen mußte, wahrscheinlich aus stärkerem Material auf einen Wall, dessen Herstellungskosten (viel Arbeitslohn) in jener Summe von 150 Thalern stecken mögen. Es scheint hier ein künstlicher Zaun gemeint zu sein. An seine Stelle wäre dann später die Hecke gesetzt, deren Reste noch heute auf dem Wall stehen.

Eins ist sicher: Wäre dieser schöne, bewachsene Wall damals schon (bzw. noch) vorhanden gewesen, dann hätte der Gutsherr nicht 150 Thaler für einen „Zaun" zu opfern brauchen.

Und eins ist ausgeschlossen: Daß Krede für die Wahl der Hof- oder Gartengrenzen innerhalb seines großen Landbesitzes in so schwerer Zeit andere als rein wirtschaftliche Gesichtspunkte in Betracht gezogen habe.

Die Mauer (Osthälfte der Umhegung von Haus Gierken) ist in jenem vollständigen Taxat über alles was Krede auf der wüsten Fläche erbaut hat, nicht erwähnt. Das jetzige geschlossene „Sechseck" ist also noch späteren Datums.

## 10. Kritische Bemerkungen zur Theorie Teudts.

Von Prof. Dr. J. Hopmann, Bonn
und Oberstudienrat Dr. E. Altfeld, Detmold.

Vorbemerkung. Auf Veranlassung der Bonner anthropologischen Gesellschaft habe ich Ende Februar 1927 in einem Vortrage die Thesen des Herrn Teudt zur Darstellung gebracht und einer ablehnenden Kritik unterzogen. Ein Referat hierüber erschien in verschiedenen Tagesblättern, wodurch Herr Studienrat Weerth und später der zweite Verfasser dieser Arbeit, beide in Detmold, angeregt wurden, mit mir in Verbindung zu treten. Wir haben durch Nachprüfung an Ort und Stelle sowie Kritik der astronomischen Seite des Problems die Behauptungen Teudts untersucht und halten sie für unhaltbar. Bedingt durch die örtlichen Verhältnisse in Detmold hat sich ein längerer Zeitungsstreit hieran angeschlossen, der immerhin die Lage etwas klärte. Inzwischen sind nun hier die gleichfalls ablehnenden Ausführungen von Kossinna und besonders Schultz erschienen. Da wir eine Reihe nicht unwichtiger Umstände und Schlüsse über diese beiden Arbeiten hinaus bringen können, schien es uns nicht überflüssig, nochmals auf dieses Thema zu

Digitized by Google

kommen. Der Herausgeber dieser Zeitschrift war so freundlich, die in diesem Hefte gleichfalls abgedruckten Ausführungen von Prof. Neugebauer uns dankenswerterweise zeitig mitzuteilen, wodurch auf sie eingegangen werden konnte, wenngleich nur wenig an der ursprünglichen Form der Arbeit zu ändern war (J. H.).

Daß bei den Externsteinen eine germanische Kultstätte war, kann man, ohne daß wir uns hierin sachverständig fühlen, nach Teudts Ausführungen und auch nach der Darstellung Kisas gelten lassen. Eine andere Frage ist die nach dem Zeitpunkt der Christianisierung. Es erscheint uns als Laien auffällig, daß die Chroniken des Mittelalters bewußt die von Teudt auf 772 n. Chr. gelegte „Zerstörung“ [1]) (Unterwerfung der Lippe-Sachsen durch Karl den Großen) verschwiegen haben sollen. Der Historiker hat hier zu sprechen, auch darüber, ob die in einem anderen Aufsatze zum gleichen Thema von Teudt gebrachte Vermutung „Externsteine = Irminsul“ sich begründen läßt. Der Religionsgeschichtler und Germanist hätte sich zu äußern, ob die sonstige germanische Überlieferung uns wesentliche Zeichen eines Gestirnskultes gibt [2]). Ob überhaupt um 1850 v. Chr. im Teutoburger Walde Germanen saßen, ist von sachkundiger Seite hier schon beantwortet worden. Im übrigen macht die „Apsis“ des Sazellums durchaus den Eindruck einer christlichen Votivkapelle, wie wir sie zahllos in katholischen Gegenden noch heute haben; in ihnen kann man sich oft auch kaum aufrecht hinstellen, nur ein Kultbild, Blumenschmuck usw. anbringen; das eigenartige viereckige Loch im Altar der „Apsis“ nahm wahrscheinlich einige Heiligenreliquien auf, wie es heute auf dem ganzen Erdenrund bei jedem Altar der Fall ist, der dem Lesen der heiligen Messe dient. In der Nische hat wohl ein Kultbild gestanden; Spuren eines Schutzgitters sind noch heute deutlich erkennbar.

Wir kommen nun zur astronomischen Seite des Problems. Daß das Sazellum nicht nach Osten, sondern ungefähr nach Nordosten orientiert ist, erscheint nicht weiter verwunderlich, da der nahezu rechteckige Querschnitt des „Turmfelsens“, in dem das Sazellum liegt, mit seiner Längsachse von Natur aus nach Nordosten zeigt. Der älteste bisher festgestellte Name für die Externsteine ist: Agistersteyn (1093 n. Chr.); erst später findet sich: Eggesterenstein, von Reißmann oder Teudt gedeutet als: Sternstein in der Egge! Was spricht zunächst für Teudts Auffassung? Zieht man das unstreitig hervorragende „Handbuch der Chronologie“ von Professor Dr. Ginzel † zu Rate, so ergibt sich, daß noch heute lebende primitive Völker (Indianer, Eskimos, Dajaker usw.) zu kalendarischen Zwecken — Festlegung religiöser Feiertage — bestimmte Sonnenauf- und Untergangsazimute durch Steinmarken kennzeichnen [3]). Wie weit die Thesen des früheren Bonner Archäologen Nissen [4]) heute noch anerkannt werden, daß fast alle griechischen, römischen und ägyptischen Tempel nach dem Aufgange der Sonne oder bestimmter Sterne orientiert seien, entzieht sich unserer Beurteilung; jedenfalls bestreitet der Bonner Ägyptologe Wiedemann die Richtigkeit der Nissenschen Behauptungen [5]).

Ein anderes Beispiel hätten die mächtigen Steinringe von Stonehenge in Südengland abgeben können, wenn die alte Behauptung, die durch Schuchhardt [6]) längst wiederlegt ist, richtig wäre, daß hier wichtige astronomische Markierungen vorlägen. Auf das Unzulässige, astronomisch Stonehenge zeitlich festzulegen, hat auch Neugebauer in diesem Hefte mit Recht hingewiesen.

Eine Möglichkeit, Teudts Behauptungen zu widerlegen ist die, seine Hypothese weiter durchzuführen, wobei sich eine Menge Ungereimtheiten ergeben. Das Klima Deutschlands war damals wohl ähnlich wie heute. Ist bei unserem doch überwiegend bedeckten Himmel im Gegensatz zu den heiteren Ländern des Mittelmeeres oder Mesopotamiens die Entwicklung eines Gestirngottesdienstes denkbar [7])? Zu zweit stimmen

[1]) Diese „Zerstörung“ kann sich sehr wohl ganz von selbst entweder schon bei der Anlage des Sazellums oder später ereignet haben.

[2]) Siehe O. S. Reuter, Mannus 1926, S. 33.

[3]) Herr Teudt ist nicht damit einverstanden, daß wir die Germanen mit den Indianern usw. vergleichen. Wir bitten die Archäologen um Antwort, ob dies wirklich ein grober methodologischer Fehler ist; unseres Wissens vergleicht man frühere Kulturstufen oft mit denen heutiger primitiver Völker.

[4]) H. Nissen, Orientation, Studien zur Geschichte der Religion. Bonn 1906/10.

[5]) Nissen arbeitete zusammen mit den Leitern der Bonner Sternwarte, Schönfeld (1892) und Küstner. Letzterer steht Nissens Thesen, nach mündlicher Mitteilung übrigens auch Teudts, sehr skeptisch gegenüber. Nach einer Anekdote soll Schönfeld zu Nissen gesagt haben: „Sagen Sie mir, was herauskommen soll, die Sterne usw. finde ich dann schon.“

[6]) C. Schuchhardt, Stonehenge. Prähistorische Zeitschrift, Bd. II, Heft 4.

[7]) Teudt meint zu diesem Einwand: „Spricht nicht vielmehr die seltene Erscheinung der vollen Pracht des Sternhimmels und die wohltätige Wirkung der Sonne gerade umgekehrt für Sonnen- und Sternkult?“ Vielleicht kann von religionsgeschichtlicher Seite gesagt werden, wer hier mehr im Recht ist, Herr Teudt oder wir.

Digitized by Google

die ursprünglich von Teudt angegebenen Mauerazimute zu gut mit den Gestirnsazimuten [1]), berechnet für 1850 v. Chr. überein. Nach den Zahlen der angeführten Tabelle ist die mittlere Abweichung von Gestirn- und Mauerazimut nur ± 0,31°, während die Sternörter des Hipparch (150 v. Chr.) einen mittleren Fehler von ± 0,80°, die des Ptolemäus (150 n. Chr.) von ± 0,46° haben. Erhält in der Terminologie der Astronomie Hipparch das Gewicht 1, dann Ptolemäus 3, der Errichter von Haus Gierke aber über 6! Letzterer hat also, wenn Teudt recht hätte, genauer gemessen als die größten Klassiker der Griechen, erst recht besser als die eifrigen Sternbeobachter in Assur und Babel.

Herr Teudt selbst hält daran fest, daß die Auf- und Untergangsbeobachtungen sich auf den mathematischen Horizont bezogen. Dann müssen die hypothetischen Priesterastronomen schon komplizierte Instrumente besessen haben, man könnte an die Armillarsphären des Ptolemäus denken. Eine Beobachtung im mathematischen Horizont ist in Haus Gierke physikalisch unmöglich. Bei den Aufgängen hindert der Höhenzug des Teutoburger Waldes, nach Westen zu haben wir zwar flaches Land, doch nur das Verschwinden von Sonne und Mond im Horizont läßt sich dort verfolgen, die Sterne werden schon merklich vorher so geschwächt, daß sie dem freien Auge unsichtbar werden; selbst Sirius dürfte in ½° Höhe ohne weiteres nicht leicht zu finden sein. Die von Teudt vorgeschlagene bis zum Rande gefüllte Wasserschale hilft da nichts. Es gilt vielmehr die Höhe des Sterns über dem mathematischen Horizont zu bestimmen im Augenblicke des Auftretens oder Verschwindens, sowie das Maß ihrer Änderung, um so durch geeignete Messung, Rechnung oder Zeichnung auf das Azimut der wahren Aufgangsstelle zu schließen, gewiß verwickelte mathematisch-astronomische Operationen.

Doch das sind alles indirekte Gegengründe. Nun zu den direkten, und zwar zuerst zu denen, die das Heiligtum auf Externsteine betreffen. In den verschiedenen Veröffentlichungen Teudts ist nun wechselnd von einem Sonnen- oder Mondheiligtum oder beiden die Rede, wobei

1. die runde Öffnung des Sazellums der Gestirnscheibe entsprochen haben soll (Sonne und Mond sind bekanntlich scheinbar nahezu gleich groß). „Das kreisrunde Loch in der scheinbaren Sonnengröße von 37 cm Durchmesser hat recht wenig Ähnlichkeit mit..." Dieser Satz ist, soweit er eine Beziehung zwischen der Größe des Lochs und dem scheinbaren Sonnendurchmesser konstruieren will, sinnlos, da die Angabe fehlt, von wo aus dieses Loch betrachtet werden soll. Selbst wenn der Beobachter in der größtmöglichen Entfernung, nämlich in der gegenüberliegenden Nische steht, erscheint ihm der Durchmesser des Lochs rund sechsmal größer als der scheinbare Sonnendurchmesser.

2. Herr Teudt weist darauf hin, daß bei Externsteinen 5 Punkte auf einer Linie liegen sollen, und zwar Ruine Kohlstädt, Nische [2]) des Sazellums, Mitte des „Sonnenlochs", Meinberger Aussichtsturm (bzw. genauer Mühle Sissenknick [3])), das aufgehende Gestirn. Hiervon muß unseres Erachtens der erste Punkt in Fortfall kommen, da die Ruine Kohlstädt von den anderen überhaupt nicht gesehen werden kann, vielmehr der Hauptkamm des Teutoburger Waldes dazwischen liegt. Sie liegt allerdings mit dem Sazellum und der Mühle, wie die heutige Vermessung zeigt, annähernd auf einer Geraden, was aber unter den geschilderten Umständen nichts Besonderes zu bedeuten hat. Sollten aber Teudts alte Germanen bewußt die drei Orte in eine Linie gebracht haben, so hätten sie schon schwierige Meß- und Einfluchtmethoden nötig gehabt, also wieder um 1850 v. Chr. den römischen Agrimensoren der Kaiserzeit ebenbürtig sein müssen.

3. Durch die Katastervermessung, örtliche Sondermessungen und zugehörige Rechnung ergaben sich folgende Azimute:

| | |
|---|---|
| Sazellum-Sissenknick [4]) | 141,4° |
| Mittellinie des Sazellums | 139,5° |
| Differenz beider | 1,9° |

[1]) Die heutige Astronomie gestattet die Berechnung der Azimute mit voller Sicherheit durchzuführen und die rasch durchgeführte Nachprüfung an Hand der vorzüglichen chronologischen Tabellen von Neugebauer ergab auch die zahlenmäßige Richtigkeit seiner und Riems Angaben.

[2]) 1,64 m breit!

[3]) Der Meinberger Aussichtsturm steht auf der zweithöchsten Stelle eines Höhenzuges (259,6 m, die höchste 500 m davon ist nur ½ m höher), eben mit Rücksicht auf seine frühere Bestimmung als Windmühle, die 1847 dort erbaut wurde und später teilweise abbrannte. In der Familie des Erbauers ist nichts davon bekannt, daß an der Stelle, wo die Mühle steht, sich altes Gemäuer oder dergleichen befunden hätte. Auch findet sich in der Literatur um 1820 nichts über irgendwelche Besonderheiten jenes Höhenzuges.

[4]) Diese Linie trifft die Nische etwa 25 cm links seitlich der Mitte.

Digitized by Google

Sonnenaufgang zur Sommersonnenwende um — 1850 einschließlich Refraktion . . . . . 132,0°
also ein Unterschied gegen die Mittellinie von . . . . . 7,5°,

d. h. damals trafen die Sonnenstrahlen nicht die Mitte der Nische, sondern, wie die Rechnung ergibt, ihre nördliche Seitenwand. Die Angabe [1]), die Mittellinie des Raumes zeige genau die erforderliche Richtung, so daß die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne das Haupt eines in der Nische stehenden Mannes trafen, ist also jedenfalls für die Zeit der alten Germanen falsch. Sie haben damals weder den Mann noch jene Nische getroffen. Herr Teudt sucht nun in einer Erwiderung diesen Einwand mit dem Hinweis zu entkräften, daß nicht um — 1850, sondern noch früher die Sonne eine derartige Stellung hatte. „Je älter die Entstehung eingeschätzt wird, um so nördlicher muß auch der damalige Sonnenort angenommen werden. Geht man bis in die ältere Steinzeit zurück, als man bereits die Felswände mit Tier- und Menschenfiguren verzierte, und Granitblöcke zu behauen verstand, so befand sich das Sonnenextrem sogar so weit nördlich, wie jetzt das Mondextrem. Je jünger die Anlage eingeschätzt wird, um so wahrscheinlicher wird es, daß der Mondkultus im Vordergrunde gestanden hat." Ein Azimut von 139,5° für die Sonne entspricht einschließlich Refraktion einem Werte für die Schiefe der Ekliptik, der etwa 40 000 v. Chr. bestand. Ob das ein mögliches Datum für irgendeine Kulturepoche ist, entzieht sich unserem Urteil. So lange müßte sich der Kult in Externsteine gehalten haben, erst zur Sonne, später zum Monde gerichtet!? Ein Gegenstück zu Wendrins Thesen [2]).

4. Das Sazellum als Mondheiligtum [3]): Das Azimutextrem der Mondaufgangslinie um — 1850 ist 141,3°; hier trifft zwar nicht die Mittellinie des Sazellums, wohl aber die nach Sissenknick genau zu. Zur Datierung reicht diese Tatsache natürlich nicht, denn die Änderung der Schiefe der Ekliptik ist so gering, daß sie in 3—4000 Jahren erst 1° in der Aufgangsrichtung von Sonne und Mond ausmacht [4]). Nach Teudt kämen wir dann zu dem Schluß: auf Externsteine wurden früher (d. h. von etwa —4000 bis zur „Zerstörung") Mondaufgänge beobachtet, aber nur solche der nördlichen Extremlage, die alle 19 Jahre etwa nur eintreten. Zu welchem Zweck, bei welcher Phase, warum nur die Extreme und anderes, darüber können wir der Phantasie freien Spielraum lassen.

5. Herr Dr. Reißmann [5]), ein Anhänger Teudts, behauptet eine andere Sonnenwendlinie gefunden zu haben: vom Sazellum aus stände der „Altarstein" auf der Grotenburg beim Hermannsdenkmal in der Richtung der untergehenden Sonne. Ihr Azimut ist für —1850 132,0°, heute 131,0°. Katasternachprüfung ergab, Azimut Sazellum-Altarstein 134°; dagegen trifft die Linie Sazellum—Hermannsdenkmal mit 131,5° Azimut gut zu. Also entweder sind, wie Riem und Teudt wollen, die alten Messungen so genau, daß es auf Berücksichtigung des scheinbaren Sonnendurchmessers ankommt (ist der Sonnen- oder Mondrand oder die Mitte beobachtet worden?), dann ist in der Logik Teudts das Hermannsdenkmal von Bandel so gesetzt worden, daß es für Externsteine eine Sonnenmarke darstellt; dabei hat es samt dem Altarstein die gleiche Eigenschaft der Kohlstädter Ruine, von dem Sazellum aus nicht sichtbar zu sein, also offenbarer Unfug. Oder aber wir gestatten den alten Germanen Fehler von 1—2°, dann brauchen wir uns nicht zu sorgen, welcher Teil der Sonnen- oder Mondscheibe beobachtet wurde, haben bei Externsteine je eine Linie nach Sonnenuntergang (Altarstein), Mondextremuntergang (Kohlstädter Ruine), typisch dadurch, daß die Zielpunkte nicht sichtbar sind (!), und eine nach Mondextremaufgang (Sissenknicker Mühle oder angenähert Sazellummittellinie). Der dritte und unseres Erachtens zutreffende Schluß ist wohl der, daß die zwei nicht sichtbaren Punkte für die Erklärung von Externsteine bedeutungslos sind, die neuzeitliche Sissenknicker Mühle zufällig und das Sazellum wegen der rechteckigen Form des Turmfelsens zwangsläufig und ohne astronomische Rücksichten nach Nordosten orientiert sind. Die obige Unsicherheit von 1—2° können wir dann auch der Wertung der Teudtschen Theorien über Haus Gierke zugrunde legen, welcher Aufgabe wir uns nun zuwenden.

Angeregt durch die eigenartigen Thesen Teudts hat der bekannte Berliner Archäo-

---

[1]) Mannus 1926, S. 354.

[2]) Siehe Mannus 1927, S. 176ff.

[3]) Diese Ansicht wird schon 1832 von Brandes bekämpft; er hält das Sazellum, „wie historisch erwiesen", für eine christliche Kapelle.

[4]) Hieraus erhellt auch die Unmöglichkeit bei Stonehenge aus den angenommenen Sonnenazimuten eine auch nur etwa sichere Datierung abzuleiten. Um Christi Geburt herum würde übrigens die Mittellinie des Sazellums günstiger passen als die Richtung zur Sissenknicker Mühle.

[5]) Im „Tag" vom 28. Juni 1927.

Digitized by Google

loge Schuchhardt im Mai dieses Jahres an Ort und Stelle die Verhältnisse durch Grabungen untersucht und ist zu folgenden Ergebnissen gekommen:

„Nach der heutigen Besichtigung von Haus Gierke, bei der ein paar kleine Grabungen vorgenommen wurden, kann ich bestimmt erklären, daß die astronomisch gedeuteten Linien nichts anderes sind als die Umhegung eines Gutshofes des 17. Jahrhunderts (nota bene nach Christi Geburt!). Die Umhegung ist nicht ringsum gleich. Die stattlichste Form (die Teudtschen Linien III, IV und V) ist ein Wall mit Stützmauer und Graben vorn und hinten. Im Südwesten steht eine Kalkmauer mit Erdhinterschüttung, im Osten eine bloße dünne Kalkmauer. Es ist offenbar schon bei der Anlage verschieden verfahren, vielleicht auch später hier und da geändert. Aber das beeinflußt nicht die Bestimmung des Ganzen. Ich kenne ganz verwandte große alte Hofumhegungen in der Gegend Diepholz, für die Höfe Mehrholz und Sille, wo Knoke sie für Römerlager gehalten hat; eine ähnliche große Umhegung liegt auch bei Iburg, wo Knoke sie für das erste Daruslager gehalten hat. Diese Anlagen haben also schon öfter die Wissenschaft genarrt. Aber sie sind so weit verbreitet, daß man sie auch von deutschen Kolonisten in Pommern angewendet findet. Das alte Bismarcksche Gut Kniephof z. B. fand ich bei meinem Aufenthalt dort vor ein paar Jahren ganz ähnlich, nur mit stärkerer Betonung des Wassergrabens weiträumig umzogen, und zwar in der Zeit um 1700.

Es ist eine groteske Verirrung, wenn man in solchen Umhegungen astronomische Linien erkennen will. Nachdem diese Art Astronomie in der Bretagne und bei Stonehenge [1]) in Südengland völlig abgewirtschaftet hat, sollte man sie nicht in Deutschland neu einführen wollen. Es ist gar nicht daran zu denken, daß unter den heutigen Wall- und Mauerlinien ältere, urzeitliche vorhanden seien, und jeder Pfennig, den man für die Suche nach solchen weiter ausgibt, ist unverantwortlich weggeworfenes Geld. Das muß ich nach vierzigjähriger Erfahrung im allgemeinen und nach gewissenhafter Prüfung dieser besonderen Sache offen aussprechen."

Auf dieses Gutachten konnte bis heute Herr Teudt sachlich nichts erwidern, er zieht sich völlig auf die astronomische Deutung des Sechsecks zurück, indem er u. a. sagt: „Schuchhardt übergeht es völlig, daß es hier auf die mathematisch-astronomische Figur ankommt, daß eine mathematische Figur ihr Dasein in sich selbst trägt, ganz unabhängig von dem sie darstellenden Material. Ob ein Sechseck mit Griffel auf die Schiefertafel oder mit Blei auf Papier gezeichnet ist, ändert an der Bedeutung der mathematischen Figur nichts. Ebensowenig kommt es in Osterholz darauf an, ob das Material in der langen Zeit mehrfach gewechselt hat und wie es jetzt beschaffen ist, wenn nur die Figur mit ihren astronomischen Eigenschaften für uns noch irgendwie in Erscheinung tritt. Ursprünglich können ja die Linien aus Steinsetzungen oder lebenden Hecken bestanden haben. Die Gunst des Schicksals liegt darin, daß im Wandel der Zeiten kein Grund vorgelegen hat, an den Umgrenzungslinien der Siedelung etwas Wesentliches zu ändern." Und an einer anderen Stelle „ich und mit mir wahrscheinlich die Berliner Gutachter werden unsere These über Osterholz als einen Irrtum fallen lassen, wenn andere Tabellen wie die der Gutachter als gleichwertig an die Seite gestellt werden können". Damit kommen wir zur katasterlich-astronomischen Seite des Problems.

Vorweg sei bemerkt, daß die Verlängerung einer Umfassungsmauer dieses Gutshofes nicht etwa auf die Externsteine zeigt, sondern daß sie etwa einen halben Kilometer südlich des sogenannten Turmfelsens über den Knickenhagen geht, und daß eine andere Mauer etwa 1½ km an der sogenannten Hünenkirche vorbei nach Orlinghausen weist. Daher kann von irgendwelchen Beziehungen des Hauses Gierke zu den genannten Stätten, was man aus den Darlegungen des Herrn Teudt sehr leicht entnehmen könnte, keine Rede sein.

Der amtliche Katasterauszug, der die Grundlage für die Untersuchungen von Teudt und Riem gebildet hat, ist nur eine sogenannte Handzeichnung, d. h. eine Kopie der sog. Reinkarte des Katasterbureaus, die ihrerseits wieder nach der Originalkarte von 1880 hergestellt ist. Für die gewöhnlichen Verwendungszwecke dieser Handzeichnungen sind die durch die doppelte Übertragung unvermeidlich auftretenden Ungenauigkeiten ohne Be-

[1]) Es sei bemerkt, daß, soweit ich (H.) in Erfahrung bringen konnte, die Herren Riem und Neugebauer auf astronomischer Seite hinsichtlich der Unterstützung von Teudt allein stehen; weder der Leiter des astronomischen Recheninstitutes in Berlin, Prof. Kopff, noch vor allem Herren wie Prof. Küstner und Prof. Ludendorff-Potsdam, die sich mit ähnlichen Aufgaben beschäftigt haben, können sich irgendwie der Teudtschen Theorie anschließen, sondern lehnen sie völlig ab. Auf die Ausführungen Neugebauers in diesem Heft wird noch eingegangen werden; erfreulicherweise rückt er in ihnen scharf von Wendrin ab, wobei auch zuzugeben ist, daß Herrn Schultz bei seinem Angriff (Mannus 1927, S. 175ff.) einige Mißverständnisse unterlaufen sind.

Digitized by Google

deutung; im vorliegenden Falle aber, da von „erstaunlichster Genauigkeit der Übereinstimmung" von Stern- und Mauerazimuten gesprochen wurde, spielen sie eine Rolle und sie vergrößern sich noch dadurch, daß die Mauerazimute nicht an den haarfeinen Strichen der Katasterreinkarte, sondern an den stark gezeichneten Umgrenzungslinien — und noch dazu auf halbe Grade abgerundet — gemessen wurden. Eine an Hand der Originalkarte mit der größten Sorgfalt ausgeführte Neuausmessung der Mauer- und Wallazimute hat denn auch, wie aus dem uns vorliegenden zweiten Katasterauszug hervorgeht, Werte ergeben, die von der ursprünglichen Handzeichnung bei vier von den sechs Umgrenzungslinien um 0,8—1,0° abweichen. Außerdem zeigte sich, daß Mauer V, deren Azimut mit 72,5° angegeben war, aus vier deutlichen Teilen, schwankend zwischen 70,4 und 73,2° besteht. Da die innere Wallgrenze ein Azimut von 71° hat, ist der wahrscheinlichste Wert für Mauer V: 71,5°. Den unten zu bringenden Zahlen ist die unseres Erachtens genauere zweite Karte zugrunde gelegt; es sei bemerkt, daß es für den Versuch einer „Datierung" von Haus Gierke belanglos ist, welche von beiden man wählt.

Die Angabe, daß der nördliche Teil (etwa 61 m) der sog. Meridianlinie (Gesamtlänge 75 m) durch neuzeitliche Bebauung „gestört" sei und deswegen keiner astronomischen Deutung bedürfe, ist falsch, wie ein Blick in die Originalkarte von 1880 zeigt. Schon damals zeigte dieser Teil eine Abweichung von 4,9° von der „erforderlichen" Richtung, ohne daß ein Gebäude auf der Mauer oder in ihrer Nähe gestanden hätte. Es ergibt sich demnach, daß die Mauer, die allenfalls als Meridianlinie in Anspruch genommen werden könnte, mit sage und schreibe 14 m Länge (gegen z. B. 270 m des Walles IV) in dieser „Pflegestätte der Astronomie" vertreten ist, und daß sie noch dazu nach den neuen Feststellungen um 0,8° von der Nordsüdrichtung abweicht.

Die Behauptung, daß der zwischen der Mauer II und dem Walle III vorhandene einspringende Winkel (je eine Mauer von etwa 18 bzw. 42 m Länge) deswegen nicht berücksichtigt zu werden brauche, „weil es auf der Hand liegt, daß er mit der Anlage der Straße zusammenhängt," ist falsch, wie ein Blick auf die Originalkarte ebenfalls zeigt. Solange also kein stichhaltiger Grund für diesen einspringenden Winkel gefunden ist, können für die astronomische Deutung diese beiden Mauern nicht einfach übergangen werden. Wir haben es also eigentlich nicht mit einem Sechseck, sondern einem Neuneck zu tun.

Wir wollen nun zunächst in der Art von Teudt und Riem vorgehen, nur mit etwas mehr Kritik. In der nachstehenden Tabelle I gibt die erste Spalte die Nummer der Mauer, die zweite und dritte ihr Azimut nach Teudt und nach den neuen Katasterangaben (mehrfache Zahlen deuten darauf hin, daß die „geradlinigen" Mauern durch leichte Knicke tatsächlich gebrochenen Zug haben), die vierte Spalte die Mittelwerte aus Spalte 3, die der weiteren Rechnung zugrunde liegen.

Tabelle 1.

| Mauer | Azimut gemessen für Teudt | Azimut gemessen für Altfeld | Mittel | Mathematischer Horizont Deklination Aufgang | Mathematischer Horizont Deklination Untergang | Örtlicher Horizont Geländewinkel Aufg. | Örtlicher Horizont Geländewinkel Unterg. | Örtlicher Horizont Deklination Aufgang | Örtlicher Horizont Deklination Untergang |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| I | 0° | 0,8—4,9° | — | — | — | — | — | — | — |
| II | 39° | 39,8° | 39,8° | —28,7° | +27,7° | 2,0° | 2,0° | —27,1 | +29,5°° |
| III | 59° | 59,8—60,0° | 59,9° | +17,5° | —18,7° | 3,6° | 2,0° | +20,4° | —16,9° |
| IV | 151,5° | 150,3—151,7° | 151,5° | —33,5° | +32,4° | 2,0° | 2,0° | —31,5° | +34,1° |
| V | 72,5° | 73,9—71,0° | 71,5° | +10,8° | —12,1° | 3,8° | 2,0° | +13,8° | —10,2° |
| VI | 138,0° | 137,2° | 137,2° | +26,5° | —27,4° | 3,3° | 2,0° | +29,4° | —25,6° |

Berücksichtigt man nun den Einfluß der Refraktion (Strahlenbrechung), so ergeben sich aus diesen Azimuten die in den zwei nächsten Spalten angeführten Werte für die Deklination eines Gestirns, das gerade in dieser Richtung im mathematischen Horizont (also nach obigen Ausführungen nicht beobachtbar) auf- und untergeht. Und nun ist uns das Feld offen für zahlreiche Deutungen im Sinne Teudts, für Versuche, die wir als Zahlenspielereien bezeichnen müssen; etwa wie folgt:

Mauer I der Meridian, bei 14 m Länge arg kurz, bei 75 m arg falsch (— 4,9° im Hauptteil), wenn wir an die überragende Bedeutung dieser Linie nicht nur heute, sondern auch früher denken [1]). Mauer III und V können wir beanspruchen als Kalenderlinien, d. h. Richtungen der Aufgangsstellen der Sonne, die die jährliche Wiederkehr irgendwelcher

[1]) Siehe Reuter, Mannus 1926, dessen astronomische Ausführungen und Hinweise nur zu billigen sind.



Digitized by Google

Feste kennzeichnen. Mauer II und VI beziehen sich auf das Mondextrem, d. h. sie haben den gleichen Sinn, die die Linie Externsteine-Mühle Sissenknick (die nördlichen Deklinationsextreme des Mondes betragen einschließlich Refraktion und Parallaxe um —2000 +30,0°, heute 29,5°, die südlichen entsprechend —28,2° und 27,7°, und nur Mauer IV bleibt ungeklärt. So wären fünf von den sechs Mauern gedeutet, allerdings ohne die Möglichkeit ihrer Errichtung zu datieren.

Doch diese Lösung erscheint zu trivial. Ziehen wir die Sterne mit heran. Natürlich nur ausgewählte, nämlich die von Herrn Teudt vorgeschlagenen, um nicht ins Uferlose zu geraten. Sie sind ja erwiesenermaßen bei anderen Völkern von astrologischer Bedeutung gewesen. Wie weit auch bei den Germanen um —2000, darüber wissen wir nicht das Geringste.

Eine wichtige Genauigkeitsbetrachtung muß hier eingefügt werden. In welchen Grenzen dürfen die errechneten Azimute bzw. Deklinationen von denen, die die moderne Astronomie zu ermitteln gestattet, sich unterscheiden? Die Rückwärtsrechnung aus unseren heutigen Beobachtungsergebnissen bis —2000 verursacht Unsicherheiten von kaum 0,1°. Zweitens müssen wir die Katasterangaben auf mindestens 0,5° unsicher ansetzen, denn einmal differieren durchschnittlich um diesen Betrag die alten und neuen Planangaben, und dann wissen wir nicht, wie weit — immer Teudts Hypothese als richtig angenommen — die heutigen Mauern von den früheren Mauern, Wällen, Zäunen u. dgl. abweichen, ob Innen- oder Außenrand, die ganze Länge oder nur die Endpunkte maßgebend sind. Zu dritt, wie genau mag damals die Festlegung erfolgt sein? Die (unmögliche, aber behauptete) Linie vom Sazellum zum Altarstein bei der Grotenburg ist um 2° falsch; Ptolemäus und Hipparch hatten 0,5° und 0,8° mittlere Fehler; aus der Entwicklung der Geographie sei bemerkt, daß Posidonius den Breitenunterschied Rhodus—Alexandria über 2° falsch bestimmte (aus einer prinzipiell sehr einfachen Messung), daß ähnliche und größere Fehler dem Eratosthenes (—200) begegneten, die erst nach über 1000 Jahren ausgemerzt wurden. Es scheint für das Zusammenwirken aller drei Fehlerquellen durchaus angebracht, als mittlere Differenz „beobachtetes minus berechnetes" Azimut 1,5° anzunehmen. Wegen des Schrägliegens der Auf- und Untergangsbewegung der Sterne wird dieser Fehler bezüglich der Deklinationen verkleinert, so daß alles in allem folgender Ansatz berechtigt ist (und in diesem liegt der Hauptunterschied zwischen Riem und Neugebauers Schlußweise und unserer): Jeder der neun von Teudt als mythologisch zulässig genannten Sterne ist zunächst deutungsberechtigt, solange im Laufe der Jahrhunderte seine Deklination innerhalb ±1° von den in der Tabelle berechneten Werten liegt.

Für Mauer V haben wir z. B. dann folgende Deutungen:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Sterne im Aufgang: | Plejaden | von | —1200 | bis — 800 |
| | Hyaden | „ | — 200 | „ + 400 |
| | Spica | „ | —2300 | „ —1800 |
| Sterne im Untergang: | ε-Orionis | „ | —2200 | „ —1700 |
| | Antares | „ | —1700 | „ —1300 |

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den anderen Mauern; wie hier 5, so ergeben sich einschließlich der Mondextremdeklinationen dann zusammen 28 Deutungsmöglichkeiten; einige davon gelten für recht beträchtliche Zeiten, z. B. kann Mauer IV als Untergangslinie Castors von —1100 bis heute verwandt werden.

Nun war schon oben gezeigt worden, daß der mathematische Horizont keinesfalls den Rechnungen zugrunde gelegt werden darf; in Frage kommt nur der örtliche. Dementsprechend ist auch Herr Neugebauer in diesem Hefte vorgegangen, wobei er die Geländeerhebungen der Generalstabskarte entnahm[1]). Besser — auch wegen des Waldes, der wie heute so auch früher mit hoher Wahrscheinlichkeit den Kamm des Teutoburger Waldes bedeckte, sind wohl unsere direkt gemessenen Werte in Tabelle I. Nach Westen ist allerdings die Sicht bis zum Horizont frei; es muß aber wegen des Verschluckens des Sternlichtes in der Luft bei niedriger Höhe auch da mit einer merklichen Verschwindehöhe gerechnet werden, die hier zu 2° angenommen ist. Dann erhält man die in Tabelle I angegebenen korrigierten Deklinationen gültig für den mathematischen Horizont. Genau wie

[1]) Es sei an dieser Stelle darauf aufmerksam gemacht, daß die Herren Riem und Neugebauer in der Deutung der Linien schwanken. Erst galten (für den mathematischen Horizont) die Mauern den Gestirnen Mond, Sirius, Capella, Spica δ-Orionis, Pollux, später (für den örtlichen) kam für Pollux Kastor, und heute ε- statt δ-Orionis oder Antares. Auch möge beachtet werden, daß ihre Behauptungen früher in sehr fester Form gebracht wurden, die zudem den nichtgewünschten Eindruck erwecken konnte, es handele sich um eine amtliche Mitteilung des Recheninstituts, während Herr Neugebauer heute von einer „Hypothese" spricht, „an die man bei Haus Gierke denken könnte".

Digitized by Google

oben ergaben sich nun weitere 24 Deutungsmöglichkeiten, zum Teil natürlich die gleichen wie vorher, nur für andere Jahrhunderte gültig.

Im Sinne von Teudt und seinen Mitarbeitern müssen wir nun sehen, ob und wie alle oder wenigstens ein größerer Teil der Mauern für einen bestimmten Zeitpunkt eine Deutung findet. Tatsächlich haben wir bei der großen Zahl von Einzelmöglichkeiten viele derartige Zusammenfassungen; für den mathematischen Horizont finden sich 7, für den örtlichen 8, und für eine Mischung beider in der Art, wie Neugebauer es getan[1]), wiederum 8, bei denen mindestens 4 Mauern deutbar sind. Von diesen Möglichkeiten sind nur die acht besten ausgesucht worden, die sich wie bei Teudt auf alle 6 Mauern beziehen, und in der nachfolgenden Tabelle II zusammengestellt.

Tabelle II.

Deutungen aller 6 Linien, Meridian stets I.

| Mauer | Stern | Zeitpunkt | Neugebauer | Fehler | Mauer | Stern | Zeitpunkt | Neugebauer | Fehler |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| **Mathematischer Horizont.** | | | | | | | | | |
| | | A. | | | | | B. | | |
| II | Pollux | | +27,0° | 0,8° | II | Mond | | +28,9° | 0,0° |
| III | Sirius | | —18,9° | 0,2° | III | Antares | | —19,1° | 0,4° |
| IV | Capella | —1800 | +32,5° | 0,1° | IV | Arctur | —130 | +31,3° | 1,1° |
| V | ε Orionis | | —11,4° | 0,7° | V | Aldebaran | | +11,2° | 0,4° |
| VI | Pollux | | +27,0° | 0,8° | VI | Mond | | —28,9° | 1,5° |
| | Mittlerer Fehler: | | ±0,7° | | | Mittlerer Fehler: | | ±0,9° | |
| | | C. | | | | | D. | | |
| II | Mond | | —29,0° | 0,1° | II | Arctur | | +29,1° | 1,3° |
| III | Mond | | —18,7° | 0,0° | III | Plejaden | | +17,1° | 0,4° |
| IV | Castor | —850 | +32,1° | 0,3° | IV | Castor | +240 | +33,5° | 1,1° |
| V | Plejaden | | +11,5° | 0,7° | V | Aldebaran | | +11,2° | 0,4° |
| VI | Mond | | —29,0° | 1,6° | VI | Mond | | —28,8° | 1,4° |
| | Mittlerer Fehler: | | ±0,9° | | | Mittlerer Fehler: | | ±1,1° | |
| **Örtlicher Horizont.** | | | | | | | | | |
| | | E. | | | | | F. | | |
| II | Castor | | +30,4° | 0,9° | II | Pollux | | +29,5° | 0,0° |
| III | Sirius | | —18,2° | 1,3° | III | Sirius | | —16,6° | 0,3° |
| IV | Capella | —1500 | +34,0° | 0,1° | IV | Arctur | —650 | +34,5° | 0,4° |
| V | ε Orionis | | —10,1° | 0,1° | V | Plejaden | | +12,7° | 1,1° |
| VI | Castor | | +30,4° | 1,0° | VI | Pollux | | +29,5° | 0,1° |
| | Mittlerer Fehler: | | ±0,9° | | | Mittlerer Fehler: | | ±0,7° | |
| **Gemischter Horizont:** | | | | | | | | | |
| | | G. | | | | | H. | | |
| II | Pollux | | +27,2° | 0,6° | II | Mond | | +28,9° | 0,0° |
| III | Sirius | | —18,7° | 0,0° | III | Regulus | | +21,3° | 0,9° |
| IV | Capella | —1750 | +32,7° | 0,3° | IV | Arctur | —350 | +32,6° | 0,2° |
| V | ε Orionis | | —11,2° | 0,9° | V | Plejaden | | +14,2° | 0,4° |
| VI | Castor | | +29,6° | 0,2° | VI | Pollux | | +29,9° | 0,5° |
| | Mittlerer Fehler: | | ±0,4° | | | Mittlerer Fehler: | | ±0,6° | |

Zur Erläuterung sei das zweite Beispiel zu dem örtlichen Horizont (F) besprochen. Die Mauern II—VI lassen sich für die Zeit — 650, zu den unter F aufgeführten Sternen in Beziehung setzen. Für diese Zeit gelten die Deklinationswerte der Spalte „Neugebauer", dessen chronologischen Tafeln entnommen. Ihre Abweichungen gegen die „Mauerzahlen" läßt die letzte Spalte erkennen. Zusammen mit dem Fehler der Mauer I

[1]) Indem er im Westen die Verschwindehöhe nicht mit berücksichtigte.



Digitized by Google

vom Meridian, 0,8°, erhalten wir als mittleren Fehler ±0,7°. Also sogar noch eine höhere Genauigkeit als oben für zulässig abgeschätzt wurde.

Wir sehen also, für alle drei Horizontarten lassen sich Beispiele geben mit Identifizierungen aller sechs Linien für Zeitpunkte zwischen —1800 und +240. Sie sind alle etwa gleich genau; natürlich gehören zu ihnen auch die von Riem und Neugebauer angegebenen, die sich also nicht besonders auszeichnen. Selbst wenn die Hypothese Teudts, daß Haus Gierke unter astronomischen Gesichtspunkten angelegt sei, richtig wäre, läge doch noch eine vielfache Datierungsmöglichkeit vor.

Herr Teudt hat wiederholt erklärt, schon zufrieden zu sein, wenn nicht alle sechs, sondern nur drei, vier oder fünf Linien sich deuten ließen. Nun, die hier wirklich überflüssigen weiteren 15 Kombinationen gelten für meist 5, sonst 4 Linien und gestatten dabei Datierungen von —3300 bis +1800. Ins Uferlose aber gerät die Zahlenspielerei, mehr ist doch gewiß das Ganze nicht, wenn man mit den tatsächlich doch 8 bzw. 9 Mauern in gleicher Art rechnen würde.

Nachdem so gezeigt ist, daß für Haus Gierke nicht nur eine, sondern viele Datierungsmöglichkeiten vorhanden sind, soll nun noch dargetan werden, daß die gefundenen Beziehungen zwischen Haus Gierke und dem Sternenhimmel gar nichts Außergewöhnliches bedeuten, sondern an vielen Grundstücken und vielen entsprechenden mathematischen Figuren „konstruiert" werden können[1]). Zwar hielt Herr Teudt[2]) im Anfang ein derartiges Unterfangen für völlig aussichtslos und er bot zum Vergleich ein — allerdings fehlerhaftes — Lotteriebeispiel, nach dem sich der Wert von rund 1:7000000 als Wahrscheinlichkeit dafür ergibt, unter sechseckigen Grundstücken eins mit den gleichen astronomischen Qualitäten wie Haus Gierke aufzufinden; und Herr Riem erklärte in ähnlichem Sinne: „Hier kann von einem Spiel des Zufalles nicht die Rede sein"[3]). Inzwischen ist aber Herr Teudt zu der Überzeugung gekommen, daß selbst der — ebenfalls unrichtige — Wert 1:10000, der später neben 1:120000 als der richtige verkündet wurde, nicht mehr aufrechtzuerhalten ist, im Gegensatz zu Herrn Riem, der diesen Wert in der Öffentlichkeit als besonders beweiskräftig hinstellt[4]).

Bei der Untersuchung beliebiger Vielecke auf ihre astronomischen Qualitäten (die zunächst statt der Grundstücksuntersuchung vorgenommen wurde, um den fast stets vorliegenden „Störungen" der Grenzen aus dem Wege zu gehen) war die Überzeugung maßgebend, daß man Haus Gierke entweder auffassen könne als Sechseck mit 5 „astronomischen Seiten" oder, was der vermeintlichen astronomischen Entdeckung sehr entgegenkommt, als Siebeneck mit 6 „astronomischen Seiten". Die Herstellung solcher Sechs- oder Siebenecke geschah u. a. so, daß von durchaus unparteiischer Seite zunächst auf je einem Blatt willkürlich eine beliebige Richtung als N—S bezeichnet und dann, nachdem jedes Blatt mit undurchsichtigem Papier bedeckt war, 6 oder 7 Punkte wahllos so eingestochen wurden, daß keine einspringenden Winkel entstanden, so daß sich Figuren ergaben, die sehr wohl praktisch auch als Grundstücksgrenzen vorkommen können. Die Azimute der Seiten dieser Figuren wurden verglichen mit den Werten einer graphischen Tabelle, die auf Grund einer von Herrn Riem errechneten Tafel der Azimute von 44 Sternen, bezogen auf Haus Gierke im mathematischen Horizont, hergestellt war. Natürlich wurden von diesen 44 nur mythologische Fixsterne berücksichtigt. Das Ergebnis war:

Bei 4 von 5 Siebenecken können wenigstens je 6 Seiten mit durchschnittlich derselben Genauigkeit[5]) wie bei Haus Gierke zu Fixsternen, Sonnen- und Mondlinien in Beziehung gebracht werden. Im einzelnen wurde gefunden: die Meridianlinie dreimal, Tag- und Nachtgleichenlinie einmal, Sonnenwendlinie zweimal, Mondlinie dreimal, außerdem die Sterne δ-Orionis, Arctur, Castor, Pollux, Spica, Aldebaran, Sirius, Beteigeuze, Rigel und Regulus. Die Plejaden wurden bei der Untersuchung nicht mit herangezogen, da sie in der Riemschen Tabelle fehlen. Bei 2 von diesen 4 Siebenecken kommen nur solche Fixsterne vor, die Herr Teudt für mythologisch hält. Als Beispiel sei in Tabelle III Siebeneck Nr. 1 mitgeteilt, bei dem sogar alle sieben Seiten astronomisch orientiert erscheinen! Schließlich wurden zu allem Überfluß noch mehrere Felder

[1]) Vgl. dazu die Ausführungen des Herrn Neugebauer (dieses Heft S. 224) über „den Weg, das astronomische Resultat ad absurdum zu führen".

[2]) Mannus, Bd. 19, S. 161.

[3]) Umschau (Frankfurt a. M.) 1927. S. 644.

[4]) Deutsche Zeitung 1927. Nr. 253.

[5]) Herr Neugebauer findet unter Berücksichtigung der neuen Katasterwerte für Haus Gierke Fehler bis zu 1,8°. Der mittlere Fehler ist für die Riem-Neugebauersche Datierung rund 1°, wenn man das Grundstück als Sechseck mit 6 „astronomischen" Seiten rechnet; faßt man es als Siebeneck auf, so ist der mittlere Fehler rund 1,6°.

Digitized by Google

mit zum Teil modernen Grundstücksgrenzen aus den Katasterkarten ausgesucht, von denen eins ebenfalls in Tabelle III angeführt ist. Auch hier war es ersichtlicherweise möglich, eine „Datierung" innerhalb der Riem-Neugebauerschen Genauigkeitsgrenzen auszuführen. Alles in allem ergab sich, daß, vorsichtig gesprochen, man damit rechnen kann, unter 5 Grundstücken oder Vielecken immer mindestens 1 zu finden, das die Konkurrenz mit Haus Gierke aushält!

Tabelle III.

Siebeneck Nr. 1
Größte Abweichung: 1,2°;
mittlerer Fehler: 0,6°.

| Azimut | Deutung |
|---|---|
| 1. 89,4° O | 90,0° Ostwestlinie |
| 2. 1,2° W | 0,0° Meridian |
| 3. 140,5° O | 140,8° Mondlinie |
| 4. 83,5° O | 82,5° Orionis |
| 5. 127,0° W | 127,0° Regulus |
| 6. 152,5° W | 153,3° Castor Unterg. |
| 7. 153,0° O | 153,3° Castor Aufgang |

Gültig für —350.

Grundstück.
Amt Horn. Gemarkung Kohlstädt. Blatt 3.
Parzelle 265/52 (mit z.T. neuen Grenzen).
Größte Abweichung: 1,8°; mittlerer Fehler 0,8° bzw. 1,3°.

| Azimut | Deutung |
|---|---|
| 1. 68,5° O | 70,0° Antares |
| 2. 135,0° O | 131,0° Regulus *) |
| 3. 147,0° O | 146,8° Castor Aufgang |
| 4. 145,0° W | 146,8° Castor Untergang |
| 5. 61,5° W | 60,8° Sirius |
| 6. 159,0° W | 159,0° Capella |
| 7. 140,5° W | 141,1° Mondlinie |

Gültig für —1400.

*) Linie 2 sehr kurz; evtl. als „Störung" von 3 aufzufassen.

So ist, wie wir glauben, wohl der Nachweis erbracht, daß im ganzen wie in allen Einzelheiten die Theorie Teudts auf Grund des astronomischen Materials nicht mehr aufrecht erhalten werden kann. Da, wie sich ergeben hat[1]), auch der archäologische und archivalische Befund in jeder Weise dagegen spricht, so erweisen sich seine astronomischen Überlegungen als Zahlenspielereien. Wir können nur sagen: Haus Gierke und seine Umwallung sind neueren Datums (etwa 1700 nach Christus); das Sazellum der Externsteine war sicher eine christliche Kultstätte, eine „„germanische" kann nur vermutet werden, mehr nicht.

## 11.

Nachdem die Fragen um Haus Gierke und Osterholz nun in überreicher Ausführlichkeit durchgesprochen worden sind, erklärt der Herausgeber die Erörterung dieser und aller astronomischen Fragen aus dem Gebiet um den Teutoburger Wald, soweit der Mannus dafür in Betracht kommt, für endgültig abgeschlossen. G. K.

[1]) Vgl. Weerth: dieses Heft S. 232 ff.

Digitized by Google

# III. Bücherbesprechungen.

**Kossinna, Gustaf,** Altgermanische Kulturhöhe. Eine Einführung in die deutsche Vor- und Frühgeschichte. 80 S. J. F. Lehmanns Verlag, München 1927. Preis M. 2.— geheftet, M. 3.20 gebunden.

Ein neues Buch des Altmeisters der deutschen Vorgeschichtsforschung darf immer die Aufmerksamkeit der Fachleute beanspruchen, auch wenn der Untertitel es ausdrücklich als „Einführung" für weiteste Volkskreise bezeichnet. Was es damit verspricht, hält es auch. In der Tat kann man sich ein besseres Buch zur Anregung und Erweckung der Freude an der deutschen Vorzeit nicht wünschen als das vorliegende. Damit ist der Fachmann der Schwierigkeit, die er bei der Frage nach einer guten Einführung in die deutsche Altertumswissenschaft für den Laien stets empfand, nunmehr endgültig behoben. Der Laie, der die „Altgermanische Kulturhöhe" gelesen hat, sieht sich soviel Neuem gegenüber, daß er erstaunt zum Weiterschürfen und Vertiefen des Gelesenen angeregt wird. Er erfährt in wenigen Sätzen soviel grundsätzlich Neues, den herkömmlichen Anschauungen von der Rohheit und der Unkultur unserer Vorfahren Widersprechendes, daß er sich genötigt sieht, sich näher in dieser fremden, ganz unbekannten Welt umzusehen. Und damit wäre der Zweck des Büchleins, das ja zur Beschäftigung mit der deutschen Vorgeschichte anregen will, bestens erfüllt.

Aber das, was in der knappen, gedankenschweren und doch leicht lesbaren Darstellung auf 80 Seiten erreicht wird, geht weit darüber hinaus. Es ist eine Eigenart der Darstellungskunst Kossinnas, mit wenig Worten, auf knappstem Raume unendlich viel zu sagen, den behandelten Stoff unter ganz neuem Gesichtswinkel zu sehen. Das ist es, was den Wert des Büchleins für den Fachmann ausmacht: daß er in jeder Zeile auf neue Anregungen stößt, daß in den scheinbar so leicht verständlichen und leicht faßbaren Sätzen überall neue Probleme angeschnitten werden, Tatsachen und Dinge in ganz neuem Lichte erscheinen. Daß der Forscher, der tief vergraben in die Spezialfragen seines Arbeitsgebietes, in selbstloser Beschränkung mit kleinsten Teilgebieten unserer Wissenschaft ringt, hier gezwungen wird, den Kopf zu heben, um wieder einmal ganz große Linien vor sich zu sehen, daß aus der Enge seines Stoffgebietes plötzlich die ganze Weite und Farbenprächtigkeit der Vorgeschichtsforschung vor ihm auftaucht: jene ganz großen Linien und weltenweiten Perspektiven, die eben die Wissenschaft von der deutschen Vorzeit so ungemein reizvoll machen und den, der sie einmal geschaut hat, für immer in ihren Bann schlagen. So wird er mit Vergnügen das kleine Büchlein aus der Hand legen und bereichert mit neuen Einsichten und neuen Fragestellungen an seine Arbeit zurückkehren.

Es ist eine andere Eigenart der Darstellungsart Kossinnas, niemals etwas doppelt zu sagen. Wer das Inhaltsverzeichnis des vorliegenden Büchleins überschaut, wird zunächst meinen, daß es sich um dem Fachmann wohlbekannte Dinge handelt, die hier in geschickter Weise zusammengestellt sind, um die hohe Kultur altgermanischen Wesens ins rechte Licht zu rücken. Aber die Lektüre eines einzelnen Kapitels wird ihn bald eines anderen belehren. Überall handelt es sich scheinbar um Dinge, die uns allen gut bekannt sind, von denen wir irgendwo schon einmal gehört haben, mit denen wir vertraut zu sein glauben. Aber was Kossinna von ihnen sagt, mit wenigen Sätzen sagt, zeichnet den Stoff in ganz neuem Lichte. Um nur eines herauszugreifen: Das Kapitel über das germanische Seewesen! Wir alle kennen das Gokstadt- und Osebergschiff, das Nydam- und Hjortspringboot, die nordischen Felsenzeichnungen. Aber die hohe Bedeutung germanischer Seefahrt für das Schiffswesen der ganzen Welt erfassen wir erst, wenn wir die 14 Seiten gelesen haben, die Kossinna diesem Kapitel widmet. Da begreifen wir, warum germanische Schiffskunst den Erdball erobern konnte, verstehen, wie am Anfang der Eisenzeit, ja schon in der Bronze- und Steinzeit germanische Volksstämme über das Baltische Meer setzen konnten.

Getreu seinem Titel setzt sich die Schrift die Aufgabe, die hohe Kultur des germanischen Altertums ins rechte Licht zu rücken und die gehässige Herabsetzung, mit der romanische Völker von jeher deutsches Wesen und deutsche Kultur der Gegenwart und Vergangenheit

Digitized by Google

verfolgt haben, abzuweisen. Als eines der bezeichnendsten Beipiele für das Kulturträgertum der nordischen Rasse werden dabei die rassischen und völkischen Verhältnisse Italiens geschildert, das seine mehrfache hohe Kulturblüte dem immer wiederholten Einströmen germanischer Bevölkerungselemente verdankt. Einer allgemeinen Betrachtung über die Hoheit germanischen Wesens und ihrer blinden Verkennung im eigenen Volke ist das erste Kapitel gewidmet, wobei zugleich die Kulturfeindschaft der romanischen Völker, besonders der Römer und Franzosen, an schlagenden Beispielen klargelegt wird. Die nächsten Kapitel bringen Einzelbeispiele zu diesen Darlegungen, die zugleich wertvolle Zusammenfassungen einzelner — bisher meist stark vernachlässigter oder doch nur selten in ihrer Gesamtbedeutung gewürdigter — Teilgebiete der deutschen Vorgeschichte bilden. Sie bringen damit zugleich eine willkommene Ergänzung zu des Verfassers Hauptwerk, der „Deutschen Vorgeschichte".

Besonders reizvoll ist die Zusammenfassung, die dem germanischen Kunststil der Völkerwanderungszeit zu Teil wird. Nach einer Schilderung der großen Goldhorte und kunstvollen Prunkstücke der germanischen Völkerwanderungskunst wird eine ebenso klare wie knappe Entwicklungsübersicht der germanischen Tierornamentik geboten, die bei aller Kürze die wesentlichen Hauptzüge anschaulich zur Geltung bringt. Mit besonderer Liebe widmet sich der Verfasser auch dem Kapitel, das das Verhältnis von Germanen und Römern schildert und weist hier nach, daß von einem nennenswerten Einfluß der römischen Kultur auf die germanische selbst in der sog. „Römerzeit" Deutschlands, und sogar gerade in ihr, keine Rede sein kann, daß vielmehr die germanische Entwicklung, vielfach in bewußter Ablehung fremden Kulturgutes, hier durchaus ihre eigenen Wege geht. Über die Darstellung germanischen Seewesens und Schiffsbaus ist schon oben gesprochen worden. Eine wesentliche Bereicherung bringt auch die Behandlung der Germanendarstellungen in der antiken Kunst, eines der Lieblingsgebiete Kossinnas, in dem er die hohe Achtung hervorhebt, die sich überall in der Behandlung germanischer Gestalten durch die römisch-helleniſtische Kunst offenbart.

Von besonderem Wert und Reiz sind die folgenden Kapitel, die eine erstmalige Übersicht über die materielle Kultur der vorgeschichtlichen Germanen bieten. Was hier über Siedlungswesen und Hausbau, Getreidebau und Obstzucht, Viehzucht, Webekunst und Tracht der Germanen gesagt wird, sind die ersten Grundlagen einer altgermanischen Kulturgeschichte, die in so knapper und dennoch erschöpfender Form noch nirgends geboten wurde.

Das Schlußkapitel wendet sich wieder den ganz großen weltgeschichtlichen Perspektiven zu und weist an Hand der jungsteinzeitlichen Keramik Mitteleuropas auf die großen Wanderzüge der nordeuropäischen Völker des Neolithikums hin, die als die erste nordische Völkerwanderung angesehen werden müssen.

Schon diese knappe Inhaltsübersicht deutet die Fülle der Probleme an, die in dem Büchlein zur Darstellung kommen. Daß es, wie schon oben angedeutet, überall neue Gedanken und Anregungen bringt, wird die Lektüre dem Fachmann reizvoll und fruchtbar machen. Was aber die wesentlich erweiterte Neuherausgabe dieses zuerst 1918 erschienenen Kriegsvortrages für die Allgemeinheit unseres Volkes so wertvoll macht, ist die Tatsache, daß wir mit ihr endlich die Einführung in die deutsche Vorgeschichte erhalten haben.

Magdeburg. **Carl Engel.**

---

**K. F. Wolff:** Rassenlehre. Neue Gedanken zur Anthropologie, Politik, Wirtschaft, Volkspflege und Ethik. Leipzig, C. Kabitzsch, 1927. (Mannus-Bibliothek Nr. 39.) 251 S. mit 40 Textabbildungen, 16 Taf. und 3 mehrfarb. Karten.

Als Band 39 der Mannus-Bibliothek ist eine Rassenlehre von K. F. Wolff erschienen. — Der Verfasser unterwirft zunächst die Frage, ob der Schädelindex als Rassenmerkmal anzusprechen sei, einer eingehenden Untersuchung und kommt auf Grund der Tatsache, daß heute in allen Rassen Lang- und Kurzschädel nebeneinander vorkommen, zu dem Schluß, daß die Schädelform nur als Ausdruck der seelischen Artung gewertet werden könne, da jede Rasse von vornherein aus beiden Formen bestehe. Dem läßt sich entgegenhalten, daß es heute überhaupt keine unzweifelhaft reinen Rassen mehr gibt; auch das Beispiel Nordchinas vermag hier nicht zu überzeugen. Wolff selbst führt an, daß die vorgeschichtlichen Funde dieses Landes europäische Herkunft verraten; außerdem hat die Blutgruppenforschung gerade durch Nordchina bis nach Japan hin einen Streifen stärkeren Vorwiegens atlantischen Blutes nachgewiesen, so daß wir hier durchaus mit einer nordischen Einwanderung rechnen müssen. — Und selbst das sehr frühe Nebeneinander von Lang- und Kurzköpfen innerhalb der Rassen ist kein Beweis dagegen, daß nicht doch einmal in unvordenklichen Zeiten beide Formen getrennt entstanden und dann, lange vor Ausprägung des Rassentums, durcheinander gewürfelt worden sind, bleibt doch gerade die für eine Entscheidung hier hochwichtige Frage: „Wann wurde die Komplexion erworben?" wohl für immer unbeantwortbar.

Digitized by Google

Die so ungemein wichtige Kurzkopffrage findet auch bei Wolff nicht die wünschenswerte Klärung. Im Gegenteil: Die kurzköpfige, brünette Rasse von gedrungener Gestalt, die wir unter dem Namen alpine oder ostische Rasse zu verstehen gewohnt sind, finden wir unter seinen Hyperboreern wieder, die er als Nebenrasse von geringer Bedeutung nur ganz kurz streift, während er einen heftigen und erbitterten Kampf gegen den nordischen Gedanken und die Hans Günthersche Behandlung der ostischen Frage führt für jene hochgewachsenen, schlanken, langgesichtigen, blonden und blauäugigen Kurzköpfe, die jeder als vorwiegend nordisch empfindet, und an die kein Mensch denkt, wenn von ostischer Rasse die Rede ist. Offenbar versteht Wolff die zweifellos nicht glückliche Bezeichnung „alpin" für eine bestimmte Rasse (die er ja auch als Rasse anerkennt) geographisch und überträgt dann alpenländische Verhältnisse schlechthin auf das ganze deutsche Volkstum, was natürlich zu einer völligen Verkennung der Bedeutung der „ostischen Frage" für unser Volkstum führen muß, liegt doch die Gefahr der Entartung für unser Volk eben in der durch die Ausbreitung der Industrie und das Anwachsen der Großstädte begünstigten Vermehrung der ostischen (hyperboreischen) Bevölkerungsteile, was allerdings für die Alpengebiete — darin dürfen wir dem Verfasser ohne weiteres zustimmen — nur von geringfügiger Bedeutung sein dürfte.

Durch eingehende Untersuchung der Bevölkerungsverhältnisse in den Alpen kommt Wolff zu der Feststellung, daß der dinarische Einschlag dort bisher stark überschätzt wurde, daß vielmehr der Hauptteil der Bevölkerung durch den schon oben erwähnten, hochgewachsenen, blonden Kurzkopf gestellt wird. Auch hier zeigt sich wieder, wie dringend nötig auch bei uns eine großzügige, allgemeine Rassenaufnahme ist, wie sie Schweden in seinem großen, neuen Rassenwerk vollbracht hat.

Der Rassensystematik des Verfassers, d. h. seiner Lehre von den Wechselbeziehungen zwischen Lang- und Kurzköpfen und ihrer Ausbreitung, können wir unbedingt folgen. — Den heldischen Anforderungen der Jägerzeit nicht gewachsen, zieht sich der Kurzkopf in unzugängliche Gebiete zurück und fristet dort ein kümmerliches Leben, bis die Erfindung des Ackerbaus die Lebensbedingungen so weit erleichtert, daß auch der lebensuntüchtigere Kurzkopf sich gegen die Auslese behaupten kann. Rings um die Kurzkopfhorste breitet er sich aus und kommt so in Berührung mit den Langköpfen, mit denen allmählich eine Vermischung stattfindet. Diesen „Rassenausgleich", also das allgemeine Treffen auf der mittleren Linie, hält Wolff für das erstrebenswerte Ziel jedes Volkes; wer sich bewußt ist, daß schöpferische Leistung immer das Ergebnis einer Spitzenentwicklung, niemals aber der Mitte ist, kann sich vorstellen, was für ein Paradies an Mittelmäßigkeit und Langeweile da entstehen mag! — Findet dann eine Auswanderung statt, so sind die Unternehmungslustigen wieder die Langköpfe, so daß aus den zurückbleibenden Kurzköpfen unter Umständen wieder ein Rassenhorst entstehen kann.

Hier führt Wolff selbst unfreiwillig den Beweis für die Notwendigkeit des nordischen Gedankens für unser Volkstum, unabhängig davon, ob Kurzköpfigkeit Rasse bedeutet oder nicht. Nicht der glühendste Anhänger des Aufnordungsgedankens konnte eindringlicher die Bedeutung des weit hinausgreifenden, heldischen, kulturschöpferischen Langkopfs vor Augen führen, als die so unfaßbar unnordischen Ausführungen des Verfassers, dessen Herz ganz für den dem Lebenskampf vorsichtig ausweichenden, pazifistischen Kurzkopf schlägt, während er den heldischen Menschen geradezu als biologische Entgleisung empfindet! Überhaupt ist das ganze Buch von einer Weltanschauung getragen, die der nordisch-germanischen durchaus entgegengesetzt ist und unser natürliches Gefühl für Mannesart und Heldentum auf Schritt und Tritt abstößt.

Auf der Grundlage seiner Rassensystematik entwickelt Wolff seine Dreirassenlehre und entwirft ein Bild der Ausbreitung seiner drei großen Rassen, der arischen, der semitischen und der mongolischen, von ihren Stammgebieten Europa, Afrika und Asien aus, das zweifellos auch da fesselt, wo wir ihm nicht folgen können. Daß er auf dieser Dreiteilung der Welt auch gleich einen Völkerbund im großen für erstrebenswert hält, gehört zu den vielen Unbegreiflichkeiten in diesem Buch, über die man den Kopf schüttelt.

Hinsichtlich des diluvialen Rassenbildes unterscheidet sich Wolff wesentlich von der Ansicht Kossinnas. Er trennt Aurignac- und Cro-Magnonrasse grundsätzlich voneinander, und während er die erstere für die alleinige Stammrasse der nordischen Rasse hält, erklärt er die Cro-Magnonrasse als eine Mischung aus einem hamitischen Langkopf- und irgendeinem afrikanischen Kurzkopfelement. Den Grund Cro-Magnon-ähnlicher Erscheinungen in der nordischen Rasse möchte er in einer frühzeitigen Beimengung von „Hyperboreern", also ostischer bzw. alpiner Rasse, von der Art der Schädel von Plau und Karleby sehen. Diesen Hyperboreern schreibt er gleichfalls europäische Herkunft zu; sie sollen immer unter der Nordrasse gesessen haben oder vor ihr in die abgelegenen Gebiete ausgewichen sein.

Hätte der Verfasser seine Forschungsergebnisse in gedrängter Form in einem schmalen Bande geboten, so würde man diesen trotz vieler Einwände als eine Bereicherung der

Digitized by Google

Rassenwissenschaft begrüßen können. Das Buch besteht jedoch zu einem wesentlichen Teile aus Abschnitten politischer, wirtschaftlicher, sittlicher Natur, so daß es sich, wie schon sein Titel besagt, gar nicht rein wissenschaftlich werten läßt. Was sich der Verfasser in diesen Kapiteln an weltferner Verstiegenheit und unnordischer Weltauffassung leistet, übersteigt alle Grenzen; man muß schon weit in den Kommunismus hineinsteigen, um ähnliches zu finden. Wir können daher nur feststellen, daß der Verfasser seiner Forschungsarbeit und sich selbst den denkbar schlechtesten Dienst geleistet hat durch diese Verquickung von Wissenschaft und politisch-wirtschaftlichem Programm.

Berlin. **Hertha Schemmel.**

---

**P. Wilhelm Schmidt,** S.V.D., Volk und Rasse. Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet K.-G., München. 1927.

Dieses Buch verlangt allen Ernstes, daß ein kirchlicher Lehrsatz als Grundlage rassenkundlicher Forschung anerkannt wird, eine Betrachtungsweise, die die Frage in das Gebiet des Glaubens verlegt und damit eine wissenschaftliche Würdigung schlechthin unmöglich macht. Von dem Glaubenssatz ausgehend, daß es in seelischer Beziehung einen erblichen Zusammenhang selbst zwischen Eltern und Kindern nicht gebe, stellt Pater Schmidt die Behauptung auf, daß für die Kultur rassisch-völkische Bindungen und Grundlagen nicht beständen, daß sie vielmehr ein Werk des reinen Geistes sei und ihre Erforschung somit allein der „rein geisteswissenschaftlichen Ethnologie" zukomme. Eine deutsche Vorgeschichtsforschung gibt es für den Verfasser anscheinend überhaupt nicht. Hinsichtlich der Indogermanenfrage folgt er den Theorien Paudlers, die seiner Zeit an dieser Stelle bereits gründlich widerlegt wurden. Sobald jedoch der Verfasser auf die von ihm vertretene völkerkundliche Kulturkreislehre kommt, verläßt ihn jede Vorsicht; als ob es sich noch heute um eine Terra incognita handelt, erfüllt er das vorgeschichtliche Europa mit einer Fülle theoretischer Kulturkreise und -zusammenhänge, die jeder archäologischen Grundlage entbehren.

Auf die sehr geschickt zusammengestellten Einwände gegen heute noch bestehende Lücken in der Erblichkeitslehre und auf die von fanatischem Haß getragenen Angriffe gegen die nordische Rasse sowie den nordischen Gedanken und seine Träger von Gobineau bis Günther einzugehen, erübrigt sich; denn ihr Vater ist nicht wissenschaftliche Sachlichkeit, sondern der bewußte Wille zur Zerschlagung der nordischen Bewegung. Im übrigen gehört der Verfasser zu jener traurigen Art von Deutschen, denen es stets einen besondere Freude bedeutet, wenn sie etwas gefunden zu haben glauben, was sie berechtigt, „einen weiteren gewaltigen Abstrich von den so gerühmten Kulturleistungen der nordischen Rasse" zu machen.

Berlin. **Hertha Schemmel.**

Dr. **Hans F. K. Günther:** „Der Nordische Gedanke unter den Deutschen". Zweite, umgearbeitete Auflage. Verlag J. F. Lehmann, München. Geh. 4,50, geb. 6.— Mk.

Dem Rückschauenden ragen drei Bücher seit 1900 aus dem Schrifttum, soweit es nicht Unterhaltungsliteratur ist, an Auflagenzahl und damit Wirkung auf einen großen Leserkreis hervor: Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts", Spenglers „Untergang des Abendlandes" und Günthers „Rassenkunde des deutschen Volkes". — Das ist wohl kein Zufall. Es war schon um die Zeit des Erscheinens der „Grundlagen" Chamberlains eine tiefe Sehnsucht nach dem Wissen um die Urgründe und nach dem Ewigen im denkenden deutschen Volke. Eine deutliche Kritik lag in diesem Bucherfolge, ein Erhebenwollen über das glänzende Jetzt der Vorkriegszeit, ein nach festem, tragfähigem Grund Suchen aus der dumpfen, noch unklaren Empfindung heraus, daß das Jetzt dieser mehr scheinenden als seienden Zeit nicht der Dinge letzter Schluß sei. — Dann kam Kossinnas „Deutsche Vorgeschichte", aus demselben Gedanken geboren und ein starker Mahnruf; für viele und für mich ein Markstein der Entwicklung, die Bestätigung und Erfüllung eines Gefühls, daß der damals alleinherrschende, von Goethes Titanenlicht durch Generationen bestrahlte und verklärte Humanismus für uns Deutsche doch letzten Endes ein Irrweg sei. Eine geniale Schau- und ein solider Baugrund war diese unsere „Deutsche Vorgeschichte". Aber sie blieb eine ragende Insel im rauschenden, alles mitreißenden, lichtgleißenden Strom der Erfolge suchenden und wertenden Zeit, der dann Krieg, Umsturz und Spengler den Spiegel vorhielten. — Jetzt war plötzlich alles ein Nichts, jetzt blieb nur „Untergang". Hysterisch berauschte man sich am Sterbenmüssen des Volkes, „dessen Zeit vorbei" war. Das Pendel schwang hinüber zum tiefsten Pessimismus. Schicksalhaft sollte aus biologischen Gesetzen das Werden, Blühen und Vergehen von Völkern unabwendbar sein, wie das von Blumen, kaum Werte hinterlassend als die Erinnerung an eine „Blüte".

Digitized by Google

Die „Kultur" sollte ein Ding an sich sein, wesenlos über den Dingen schwebend, menschenbeglückend, doch nicht menschen-, blutsgebunden". „Kulturkreise" sollten entstehen, Werte schaffen, vergehen — woher und wohin? Teils rationalistische, teils mystische Gründe, in glänzendster, aus eminenter Belesenheit sprießender Dialektik vorgetragen, täuschten ein Weltgesetz vor und ließen nicht erkennen, daß sie mit diesem „biologischen Weltgesetz" niemandem so sehr ins Gesicht schlug, wie dem wirklichen Weltgesetz der Biologie, dem Gesetz von der Erhaltung der Art, der Rasse.

Wenn die junge Wissenschaft der Rassenkunde ein Gesetz behaupten und — beweisen konnte, so war es das des Jahrzehntausende langen Bestehens und Blühens von Rassen, es sei denn, daß sie durch sinnlose Maßnahmen ihrer Träger der Vernichtung, die immer Selbstvernichtung ist, geradezu gewaltsam geopfert werden. Die Art an sich ist unsterblich. — Ihre Feinde sind die tötenden Einflüsse der Umwelt, der die gesunde Rasse durch verschwenderische Vermehrung Herr wird — die Natur ist immer verschwenderisch —, und die Überkreuzung, die nicht nur in der Peripherie, in den Außenbezirken sich kreuzt, sondern den Kern zerkreuzt. Nur eine ungenügend vermehrte, im Kern durch Kreuzung zersetzte Art stirbt als solche aus, mag sie auch als schwer kenntlicher Mischungskoeffizient weiter leben.

Dieses eherne Urgesetz haben in der Geschichte bisher nur zwei Völker auf sich angewandt, beide mit der bedeutsamen Besonderheit, daß sie es in ihre Religion als gottgewollt aufgenommen haben, die Chinesen und die Juden. Konfutses Ahnenkultgebot und Esras und Nehemias „göttliche" Ehegesetze sind sein Ausdruck. Sie sind ihm gefolgt, und alles spricht dafür, daß sie ewig sind, als Völker ewig. — Hier also sprachen Erfahrungstatsachen gegen Spengler, die der biologischen Wissenschaft längst bekannt waren.

Über den Kreis der Wissenschafter war das Wissen von diesen Dingen jedoch kaum hinausgelangt. Das deutsche Volk lebte dahin, ohne Bewußtsein seiner selbst, triebhaft, manchmal aufmerkend gegenüber „unerklärlichen" Tageserscheinungen, fassungslos beim Ausbruch der niederen Leidenschaften des „Mobs" anläßlich des Umsturzes, in letztem Grunde aber ahnungslos, ergeben vor dem unentrinnbaren Schicksal, das sein Ende zu wollen schien.

Die wissenden deutschen Gelehrten schwiegen. Pflegten sie ihr Wissen des Wissens wegen, oder meinten sie, ehe nicht alles Letzte ihnen offenbar wäre, nicht damit heraustreten zu dürfen? War ihnen die Kenntnis der Gesetze des Völkerlebens und -sterbens als eine „hervorragend nationale Wissenschaft" noch nicht bewußt geworden? Jedenfalls schwiegen sie, bis ein jüngerer Gelehrter den großen Wurf wagte und aus Gewissen seinem Volke den Nebel zerriß, in dem es dahinlebte. Dr. Hans F. K. Günther schrieb die „Rassenkunde des deutschen Volkes". Die Wirkung dieses Buches war und ist eine ungeheure; zu Zehntausenden gedruckt wurde es von Hunderttausenden gelesen, ein Buch, das so garnichts Unterhaltsames hat, von tiefem wissenschaftlichem Ernst durchdrungen und von heißer Liebe zum deutschen Volke durchglüht. Wenn Bücher gestaltend wirken, wenn je ein Buch eine Tat war, so ist es dies. — Hätte es nur die biologischen Gesetze des Völkerlebens und -sterbens dem deutschen Volke bewußt gemacht, es hätte Wesentliches geleistet. Aber dies Buch gab dem deutschen Menschen das Wissen von sich selbst, von seiner Art, und den frohen Stolz auf das innerste Wesen seiner Rasse.

Dies Wissen vom innersten Wesen der nordisch-germanischen Rasse, von Leib, Seele, Geschichte und Schicksal, wie es Günther in seiner „Rassenkunde" vermittelt, ist eine geniale Zusammenschau, die nur einem umfassenden Geist glückt. — Und trotzdem, was ist ein Buch, wenn es nicht zu seiner Zeit kommt und die unbewußten, doch vorhandenen Schwingungen der Seele eines Volkes in ihrem Kern trifft. Das ist das Schicksalhafte dieses Buches, daß es zu seiner Zeit kam. Nur deshalb konnte es so gewaltig wirken, daß es eine Volksbewegung — nicht weckte —, sondern, hier paßt einmal das Wort „auslöste". Es sprach etwas aus, worauf wir, durch eine lange Entwicklung vorbereitet, warteten, den „Nordischen Gedanken unter den Deutschen". Mag er vorher in hundert Ansätzen schon vorhanden gewesen sein. Jetzt erhielt er den größten, bewegenden Antrieb. Es entstand die große, im besten Sinne revolutionierende, aufrüttelnde „Nordische Bewegung".

Die bis dahin in ihrer Gesamtwirkung mehr abwehrende völkische Bewegung erhielt durch den Nordischen Gedanken einen neuen, kraftvollen, lebenspendenden Inhalt. Hier an dieser Stelle braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, daß dieser Gedanke das Bekenntnis zu den reinen Quellen deutschen Wesens ist, die endlich wieder von dem Schutt fremder Einflüsse durch die Arbeit der besten Köpfe in Deutschland befreit ihre reinigende und kraftvolles Leben weckende Wirkung erweisen, das Bekenntnis zu den aufbauenden Werten der nordisch-germanischen Rasse.

Wir wußten, daß der Nordische Gedanke alle Gegner des in sich beruhenden, artbewußten Deutschtums auf den Plan rufen würde, daß mit Verdrehungen und Verleumdungen nicht gespart werden würde, daß das Geschrei „Antisemitismus" ertönen,

Digitized by Google

Rassenverhetzung vorgeworfen werden würde. An der ruhigen sachlichen Arbeit, die fest auf dem Boden einwandfreier wissenschaftlicher Forschung bleibt, prallen diese allzu durchsichtigen und deshalb ohnmächtigen Angriffe ab. Welcher nicht geradezu Böswillige wollte der Forschung verwehren, das Kulturerbgut auch einmal der nordischen Rasse in seiner ganzen erhabenen Größe dem deutschen Volke zu zeigen, nachdem wir mit den Kulturen der Chinesen, Ägypter, Eskimos und sogar primitiver Negerstämme bis zum Überdruß befaßt worden sind, bis wir unsere eigene fast vergaßen. — Ihren überragenden Wert der Welt und besonders den Deutschen zu zeigen, sollte nicht unser Recht mehr sein? — Wer, frage ich die Gegner, hat ein Interesse daran, dies zu verhindern?

Die gleichsam vorwärtsstürmende Wissenschaft vom nordisch-germanischen Menschen hat in schneller Folge dem deutschen Volke eine große Anzahl der wertvollsten Werke geschenkt. Von Günther erschienen „Adel und Rasse", „Rasse und Stil", von Clauß „Die nordische Seele", „Rasse und Seele", von Kossinna „Ursprung und Verbreitung der Germanen", das hochstehende Sammelwerk bedeutendster Wissenschafter „Germanische Wiedererstehung" von Nollau, Wundt „Deutsche Weltanschauung", Niedlich „Mythenbuch", Siemens „Vererbungslehre", Tillenius „Rassenseele und Christentum", Kynast „Apollon und Dionysos", Neckel „Altgermanische Kultur", Strzygowski „Der Norden in der bildenden Kunst", Fleischers musikwissenschaftliche Schriften, Bang „Deutsche Wirtschaftsziele", Lieck „Der Arzt und seine Sendung", Sturmfels „Geschlechtliche Erziehung", Günther „Rassenkunde Europas" und, jetzt in 2. Auflage, die Rechenschaftslegung und Zielsetzung, „Der Nordische Gedanke unter den Deutschen", das Buch, in dem sich Günther mit einigen Einwänden gegen die Nordische Bewegung auseinandersetzt, in dem sich wieder seine nicht abwehrend kritische, sondern aufbauend, neuschöpfende Art so recht deutlich zeigt. Im Kampf bewährt sich der Charakter, die Persönlichkeit. — Wer diese Rechenschaftslegung der Nordischen Bewegung vor dem deutschen Volke gelesen hat, der bekommt erst das rechte Bild davon, wie es um sie steht. Tiefer wissenschaftlicher Ernst, der Schwere der Aufgabe bewußtes Verantwortungsgefühl, überlegenes Wissen und unbeirrbare Sachlichkeit, daneben aber alles durchleuchtend eine immer wieder überraschende Fülle neuer schöpferischer Gedanken, das sind die Zeichen, unter denen der Nordische Gedanke in Deutschland vorwärtsgeht: ein Kampf der Geister noch, wie in den Jahren vor der französischen Revolution, in dem der Baugrund für staatliche Wirklichkeit geschaffen wird, nicht aber zum Einreißen wie jener, — sondern zum Aufbau.

Berlin. Geheimrat **Konopacki-Konopath.**

**G. Heberer, Eiszeitliche Großsäugetiere in neuer Rekonstruktion. Halle a. S. 1927. 18 S., 20 Abb., 8°.**

**Die „Landesanstalt für Vorgeschichte zu Halle" hat körperliche Nachbildungen in einem Zehntel nat. Größe von Riesenhirsch, Mammut, schlichthaarigem Nashorn, Ur und Wisent hergestellt, wozu Heberer in dem vorliegenden Heftchen einen Begleittext geschrieben hat. Da es eine wissenschaftliche Anleitung zur Rekonstruktion fossiler Säugetiere nicht gibt — Abel's „Geschichte und Methode der Rekonstruktion vorzeitlicher Wirbeltiere" 1925 ist in methodischer Hinsicht eine große Enttäuschung — darf man solche gipsgewordenen Abstraktionen, wie sie derartige Modelle sind, nicht allzu streng beurteilen. Es ist sehr zu begrüßen, daß die Museumsvorstände das tote Gebein durch Lebensbilder dem Beschauer näher bringen wollen. Als Quellen, die bei den Wiederherstellungsversuchen benützt wurden, gibt Verf. an: 1. Das fossile Skelettmaterial. 2. Fossile Leichen oder Teile davon aus Bodeneis- oder Asphaltschichten. 3. Die vergleichend anatomische und biologische Betrachtung heute lebender naher Verwandter. 4. Die Darstellungen paläolithischer Künstler.**

**Die Abbildungen geben außer den Modellen auch die Belegstücke und Vorbilder dazu wieder. Die Schaustücke, die verlebendigt werden sollen, sind folgende: Unvollständiges Riesenhirschgeweih von Holzweißig, Kr. Bitterfeld; Mammutschädel von Luckenau, Kr. Weißenfels; Nashornschädel von Großkayna, Kr. Weißenfels; Urschädel von Stedten, Mansfelder Seekreis; Wisentschädel von Ehringsdorf. Mit Ausnahme des Wisents ist die genauere diluviale Lagerstätte dieser Funde unbekannt.**

**Das Mammut hat einen riesigen Fetthöcker, der aber unbewiesen ist; die sibirischen Kadaver haben keinen; die Hinterbeine erscheinen zu plump. Der Schädel des Nashorns ist mißglückt. Das Hilzheimersche Modell ist besser (Neues Jahrb. f. Min. usw. B. B. 50, 1924, S. 490). Der Wisent ist ein sehr plumper Indianerbüffel. Die Modelle sind anscheinend bemalt.**

Berlin. **W. O. Dietrich.**

Digitized by Google

**Hilzheimer Max,** Die Stammesgeschichte des Menschen. 148 Seiten mit 35 Textabbildungen. Wissenschaft und Bildung. Verlag Quelle u. Meyer. Leipzig 1926.

Vorlesungen des Verfassers an der Volkshochschule Groß-Berlin liegen diesem Büchlein zugrunde und bestimmen seinen Charakter. Es soll den Leser anreizen und befähigen, „sich selbst ein Urteil über die Möglichkeit eines Stammbaumes des Menschen zu bilden."

Die Einleitung behandelt die zoologischen Grundlagen und Forschungswege, die zur Stammesgeschichte des Menschen führen. Sodann wird der allmähliche Aufstieg vom Einzeller zum Vielzeller und die weitere Entwicklung bis zu den Säugetieren erklärt. Ein Kapitel über die Menschwerdung schließt diesen Hauptteil ab. Es gipfelt in dem Satz: „So stellt sich also die menschliche Körperform dar als eine Anpassung an Leben in einer offenen Landschaft, hervorgegangen aus einem an Baumleben angepaßten Körper mit Beibehaltung jugendlicher Merkmale im Schädelbau. Es ist somit der Mensch gewissermaßen ein Steppentypus" (S. 111). Diesen Gedanken hat Verfasser schon früher an anderer Stelle in geistreicher Weise entwickelt. Gerade der Fortbestand jugendlicher Schädelmerkmale, der in der Haustiergeschichte große Bedeutung hat, ist mit Recht betont worden.

Ein Abschnitt „Die älteste Menschheit" gibt einen Überblick über die eiszeitliche Rassen, wobei auch die kulturgeschichtlichen Zustände durch Bilder erläutert werden. Mit einem kurzen Ausblick auf die jüngere Steinzeit wird das anregend und lebendig geschriebene Büchlein abgeschlossen.

Halle. **Otto-Friedrich Gandert.**

---

**Hilzheimer, Max,** Natürliche Rassengeschichte der Haussäugetiere. 235 Seiten mit 124 Textabbild. und einer Zeittafel. Bücherei für Landwirte. Verlag W. de Gruyter u. Co., Berlin u. Leipzig 1926.

„Schon wieder ein Buch über die Haustiere?" wird man fragen und sich dabei der kürzlich erschienenen „Stammesgeschichte" von Antonius und der „Rassengeschichte" von Stegmann von Pritzwald erinnern. Und doch muß man gerade die zusammenfassende Arbeit des Berliner Haustierforschers mit besonderer Freude begrüßen, denn sie ist berufen, eine wesentliche Lücke auszufüllen und neue Wege zu weisen.

Einem einleitenden allgemeinen Teil, der die Definition des Haustierbegriffes, die Haustierwerdung und die zoologischen Veränderungen im Hausstande behandelt, folgt der spezielle Teil. Hier werden Hund, Pferd und Esel, die Rinder (Büffel, hinterindische Rinder, Yak und die eigentlichen Hausrinder), Schaf und Ziege, Schwein, alt- und neuweltliche Kamele, Rentier, Katze, Frettchen und Kaninchen ausführlich behandelt.

Das Wesentliche und Neue an dieser Arbeit sind die Kapitel über die postembryonale Schädelentwicklung, die bei Besprechung der einzelnen Arten zwischen die Erörterungen über die zoologische Stellung und die Rassengruppen eingeschaltet werden. Mit scharfem Blick hat Verfasser erkannt, daß das Studium der postembryonalen Entwicklung des Schädels ein besonders wichtiges Erfordernis der Haustierforschung ist. „Nur wer diese genau kennt, ist befähigt, über den Wert und die Bedeutung von Schädelformen bei Haustieren für Abstammungs- und Verwandtschaftsverhältnisse zu urteilen" (S. 42). Verfasser ließ deshalb zwei seiner Schüler Sonderuntersuchungen über die Entwicklung des jugendlichen Hunde- und Schweineschädels anstellen. Die Ergebnisse dieser Arbeiten und seine eigenen langjährigen Forschungen haben viel Licht in die schwierigen Fragen der Rassengeschichte gebracht.

Als ein weiteres Verdienst muß die ausgiebige Heranziehung prähistorisch-archäologischer Arbeitsergebnisse gebucht werden. Nicht der dilettantische Wirrwarr, der uns an Stegmanns Buch mißfiel (vgl. Mannus Bd. 17, S. 146ff.), auch nicht die resignierte Zurückhaltung von Antonius (vgl. S. 13 seines Buches), sondern nüchternes Abwägen der Möglichkeiten und kluges Ausnutzen gesicherter Ergebnisse ist festzustellen.

Sehr zu begrüßen ist außerdem, daß einmal klar gesagt wird, was man nicht weiß, daß auf die Lücken in unserem Wissen von der Geschichte der Haustiere hingewiesen wird. Es ist dies ebenso verdienstvoll wie das Heranschaffen neuen Materials. Die „vergleichende Zeittafel" am Schluß des Buches zeigt deutlich, daß Verfasser von der Notwendigkeit der Zusammenarbeit von Haustierforschung und Vorzeitforschung überzeugt ist. Wir finden da Ägypten, Babylonien-Assyrien, Palästina, Troja, die Ostecke des Mittelmeers, Mitteleuropa, die Ost- und Nordseeküsten synchronistisch beisammen.

Bedenkt man noch die stattliche Zahl von Abbildungen, die dem Buche beigegeben sind, so ist zusammenfassend zu sagen, daß Haustierforscher wie Vorzeitforscher gleichermaßen dem Verfasser für seine Arbeit dankbar sein müssen.

Halle. **Otto-Friedrich Gandert.**

Digitized by Google

H. **Reinerth**, Die jüngere Steinzeit der Schweiz. Dr. Benno Filser Verlag. Augsburg 1926. 288 S. und 8 Fundkarten.

Der Verfasser sucht ein zusammenfassendes Bild der neolithischen Kultur der Schweiz zu bieten. Für die Keramik knüpft er an ein früheres Buch „Die Chronologie der jüngeren Steinzeit in Süddeutschland" an und will folgende keramische Gruppen in der Schweiz nachweisen: Eine westische Keramik, die Michelsberger Keramik, die Aichbühler Keramik, die Schnurkeramik, sodann eine westisch-nordische Keramik. Die Fundorte von älterer Aichbühler Keramik erscheinen in der Schweiz noch wenig zahlreich, wie Reinerth selber zugestehen muß, doch wird das ohne Zögern damit erklärt, daß meist nur die oberste Schicht ausgegraben worden sei, während wir die Überzeugung haben, daß es vorsichtiger gewesen wäre, diese Neuschöpfung nicht auf das schweizerische Gebiet zu übertragen. Auch die Steinbeile lassen sich nach dem Verfasser in ein ähnliches Schema bringen. Er unterscheidet ein westisches Rundbeil, ein nordisches Rechteckbeil, eine Aichbühler Hammeraxt, eine westische Streitaxt, einen ostischen Arbeitshammer. Man wird zugeben müssen, daß dieses verwickelte System nicht gerade geeignet ist, die schweizerische Forschung kräftig anzuregen, so sehr sie dessen bedarf, denn nach H. Reinerth ist die Schweiz heute prähistorisches Neuland! Nach unserer Auffassung steht fest, daß verschiedene Kulturkreise auf die Schweiz eingewirkt haben, von denen der westeuropäische und der schnur- und bandkeramische deutlich erkennbar sind. Aber wenn nun der Verfasser den Beweis an Hand der anthropologischen Verhältnisse erbringen will, so begibt er sich auf ein Gebiet, das er in keiner Weise beherrscht. In dem Bestreben, diesen nordischen Einschlag auch anthropologisch zu erweisen, nimmt er zwei Menschenrassen an, eine langschädelige nordische Rasse und eine kurzschädelige westeuropäische Rasse. Die nordische Rasse indogermanischer Abstammung soll durch die Schweiz nach Oberitalien gewandert sein. Das sind leider nur Vermutungen, den Nachweis ist uns der Verfasser schuldig geblieben. Aber es ist bedenklich, daß er völlig übersehen hat, daß eine wichtige Rasse namentlich in den Alpengegenden besteht, die kurzköpfige westalpine Rasse, die verwandt ist mit der ostalpinen. Fast hat es den Anschein, als ob er die anthropologische Literatur von His, Bannwarth, Studer und Pillard nur im Schriftenverzeichnis aufführe, ohne Kenntnis genommen zu haben von dem kurzschädeligen Typus von Didentis. Von dem Vorhandensein einer nordischen Rasse in unserem Land zeugen nur vereinzelte Schädelfunde. — Wenn Reinerth daher auch noch eine Zelthütte aus dem Moordorf Dullenried als westeuropäische Erfindung, das zweiräumige Pfahlbauhaus der Schweiz als nordische anspricht, so sind wir mißtrauisch geworden und sehen darin eine aprioristische Einstellung, die Gewaltsamkeit verrät. Auch die Behauptung, daß sämtliche Pfahlbaudörfer Ufersiedlungen gewesen seien, fordert zum Widerspruch heraus. Nach diesen ernsthaften Aussetzungen dürfen wir rückhaltlos das Gute anerkennen. Wo Reinerth sich darauf beschränkt, das Material knapp und treffend zu schildern, folgt man ihm mit Vergnügen. Überall ist er bestrebt, Bodenverhältnisse und Kultur in einen Zusammenhang zu bringen, regt zu eigenem Nachdenken an. Dabei eignet ihm in hohem Maße die Fähigkeit anschaulich zu schildern und flüssig zu schreiben. So darf man doch herzlich dankbar sein für diese neueste Gabe, die der Verfasser den schweizerischen Forschern bietet.

**Bern.** **O. Tschumi.**

**Goeßler-Veeck**, Verzeichnis der vor- und frühgeschichtlichen Altertümer im Museum der Stadt Ulm. Herausgegeben von der Direktion, Prof. Julius Baum. 110 S., 55 Abb. (32 Tafel-, 5 Textabbildungen, dabei eine Fundkarte). Verlag des Museums der Stadt Ulm. 1927.

Anläßlich der Neuordnung, die die vorgeschichtliche Abteilung des Museums der Stadt Ulm im Frühjahr 1924 durch W. Veeck erfahren hat, ist nun ein Führer durch die Sammlung erschienen, mit einem sehr genauen Fundverzeichnis von Veeck, dem zugleich ein Abriß über die Vorgeschichte des Ulmer Bodens aus der Feder des württembergischen Landeskonservators, Prof. P. Goeßler beigefügt wurde.

Auf Grund der sehr spärlichen und teilweise in älterer Zeit ohne die notwendigsten Angaben gesammelten Funde versteht es der Verfasser, uns hier — unter Heranziehung der weiteren Umgebung der Stadt — eine lebendige „Vorgeschichte des Ulmer Bodens" zu geben.

Vorausgeschickt wird ein kurzer Überblick über die Spuren, die unmittelbar dem Ulmer Boden angehören. Von Norden her ist hier einst die erste Besiedlung erfolgt, zunächst durch die Träger der süddeutschen Bronzezeit. Nach einer Siedlungsleere in der Hallstattzeit treten in der Latènezeit Spuren keltischer Siedler auf, endlich mehren sich die Hinterlassenschaften einstiger Bewohner zur Zeit der Alamannen.

Digitized by Google

Zur Vervollständigung des vorgeschichtlichen Siedlungsbildes werden Funde aus der weiteren Umgebung herangezogen.

Schon die ältere Steinzeit wird in der Nähe Ulms spürbar: die Bocksteinhöhle im Lonetale zeigt uns mehrere paläolithische Schichten, die überlagert werden von solchen der Jungsteinzeit, der Hügelgräberbronzezeit, endlich römischen und mittelalterlichen Resten.

Die jüngere Steinzeit fehlt in der weiteren Umgebung Ulms. Von den Steinzeitdörfern des Federseemoores ist ja aber gerade für jenen Abschnitt aus nicht allzu großer Entfernung reiches Leben bekannt. Einige Einzelfunde facettierter Streitäxte stammen aus der Umgebung Ulms.

Sehr reich ist dann die ältere und mittlere Bronzezeit, die ja auch unmittelbar auf dem Ulmer Boden vertreten ist. Zwar fehlen die Siedlungen, Gräber indessen sind häufig.

Die ältere Eisenzeit, die dem eigentlichen Ulmer Boden fehlt, ist aus dem Illergebiet bekannt. Einige besonders schöne Hallstatturnen und -schalen — allerdings meist unbekannten Fundortes — werden auf Abbildungen wiedergegeben.

Es folgen dann die Kelten der Latènezeit, deren Spuren in Ulm selbst dürftig sind, deren Anlagen wir aber in den zahlreichen Viereckschanzen der Umgebung vor uns haben, die sich dort halten konnten, wo kein militärischer Platz der Römer in der Nähe lag. Auch der Name „Ulm" ist sicher keltisch, jedenfalls nicht römisch. Das „römische Ulm" wird scharf abgelehnt. Weder für eine Villa rustica, noch für ein Kastell zeigen sich irgendwelche Anhaltspunkte. Auch führt keine Römerstraße über den Höhenrücken der Stadt. Wenn auch mancher Platz in der Umgebung zur Zeit der römischen Herrschaft bedeutend gewesen ist, so hat doch der Boden von Alt-Ulm aus der Geschichte der römischen Besetzung der Gegend auszuscheiden.

Erst mit der alamannischen Landnahme gewinnt der Ulmer Boden wieder an Bedeutung. Ein Gräberfeld im Gebiet geht bis ins frühe vierte Jahrhundert zurück. Der Platz der ältesten alamannischen Siedlung an jener Stelle ist allerdings wohl nicht im Alt-Ulmer Stadtgebiet, sondern auf dem nordwestlich gelegenen Michelsberg zu suchen.

Im 7. Jahrhundert hat die alamannische Selbständigkeit ein Ende; ein Königshof der karolingischen Zeit bildet den Grundstock zur späteren und heutigen Stadt Ulm.

Wenn auch die archäologischen Bestände des Museums nicht entfernt im Einklang mit denen späterer Epochen stehen, so wird uns doch jetzt durch diese nachträgliche Erfassung des Vorhandenen ein anschauliches Bild geboten.

Besonderen Hinweis verdienen die Tafelbeigaben, die uns vor allem hallstattzeitliche und alamannische Funde in photographischen Aufnahmen zeigen, und wir können den Verfassern und dem Verlag für das Zustandekommen eines solchen wohlausgestatteten Führers recht dankbar sein.

Tübingen. **Beatrice Goering.**

---

Schulrat Dr. **Max Wilcke**, Der Zeitzer Kreis und seine Bevölkerung in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. (Mit 10 Bildertafeln und 2 Abbildungen.) Zweite verbesserte Auflage 1927. Sis-Verlag Zeitz. Pr. 2,50 Mk.

Der als wissenschaftlicher Mitarbeiter des „Mannus" (1913—1915) bekannte Verfasser gibt auf Grund seiner eigenen Grabungen und Forschungen in klarer, schlichter Sprache ein ausgezeichnetes Bild der Vor- und Frühgeschichte des Zeitzer Kreises. Kein anderer ist so wie er berufen, die Vorgeschichte eines gerade zur Steinzeit stark besiedelten Landstriches darzustellen, ist Wilcke doch der Besitzer einer der schönsten, in den Kreisen der Vorgeschichtsforscher weithin bekannten Sammlung jungsteinzeitlicher Werkzeuge und Waffen, die er von Jugend auf selbst gesammelt und aus dem heimatlichen Erdenschoße gehoben hat. Als rechter, begeisterter Forscher sieht er seine Aufgabe nicht nur in der Hege und verständnisvollen Pflege seiner Bodenaltertümer, sondern in ihrer wissenschaftlichen Auswertung.

Aus der Altsteinzeit schildert er mit großer Anschaulichkeit die im Frühjahr 1925 von seinem früheren Schüler, dem Kantor Tiersch in Breitenbach, entdeckte wichtige paläolithische Fundstätte an der Schneidemühle bei Breitenbach am Rande des Zeitzer Forstes mit ihren Klingen, Längsschabern, Klingenschabern, Klingenkratzern, Sticheln und häufigen Kiel- und Hochkratzern aus Feuerstein und den oft völlig durchbrannten Mammut-, Hirsch-, Wolf- und Urrind-Tierresten und Zähnen. Wilcke setzt, wohl mit Recht, die Fundstätte an der Schneidemühle in die Aurignacien-Zeit.

In der jüngeren Steinzeit ist der Zeitzer Kreis eng besiedelt während der Kulturepoche der Bandkeramik, deren Kulturträger von Osten her, aus den Donauländern kommend, hier einwanderten. Unter den bandkeramischen Siedlungen wird zuerst erwähnt der zur Zeitzer Stadtflur gehörige Roßnersche Acker westlich von Grana, der allein gegen 50 Bohrterne von Steinäxten geliefert hat und weit über 30 Wohn- und Abfallgruben

Digitized by Google

mit reichem Inhalt aufwies. Hier befand sich, wie auch zahlreiche Äxte mit angefangener Bohrung kundtun, eine einheimische, handwerksmäßige Herstellungsstätte für Steinäxte. Weitere bandkeramische Siedlungen sind auf Äckern unmittelbar am Friedhof von Zettweil, südlich von Wernsdorf bei Kayna, am südlichen Rande des Braunkohlentagebaus von Penkwitz bei Spora, auf dem Gelände der Ziegelei Stahl und der Aktienziegelei bei Reuden, auf der früheren Ziegelei bei Crimmlitz, im Dorfe Lützkewitz, in der Flur Roda bei Kayna und auf dem Hirtenberg an der Elstermühle bei Bornitz vorhanden. Die einzelnen Fundorte und Gegenstände werden eingehend beschrieben und dadurch ein abgerundetes Kulturbild dieser Periode erzielt. Bemerkenswert ist ein Fund Wilckes in einer Abfallgrube auf dem Beudefelde bei Weißenfels, die 40 Schalen der Perlmuttermuschel barg, die früher der Saale-Urstrom führte. Von der Kultur der sog. Kugelflaschenleute, vom Rössener Typus, von der Anhalter und der Walternienburger Kultur zeugen im Kreise Zeitz nur vereinzelte Funde. Dagegen hat die Schnurkeramik, eine andere ebenfalls aus dem Norden stammende Kultur, im Zeitzer Kreise sehr bedeutende Spuren hinterlassen. Ausschließlich sind es Gräber, die dieses kriegerische Volk hinterlassen hat, darunter allein 110 Hügelgräber bei Braunshain, 10 bei Heuckewalde, mehrere bei Hohenkirchen, 7 bei Nickelsdorf, 12 bei Pölzig und 15 im Leitholdshain bei Hartroda u. a. m. Die schnurkeramischen Gräber im Tale sind stets Flachgräber, z. B. bei Reuden, Crimmlitz, Beersdorf, Bornitz, Grana und Zipsendorf. An der Hand ausgezeichneter Bildertafeln der einschlägigen Funde schildert der Verfasser eingehend die Waffen- und Werkzeug-Typen dieser Kultur, ihre Kennzeichen und Unterschiede von denen anderer Kulturen.

Aus der Kupferzeit sind Werkzeuge aus reinem Kupfer bei Oberkaka bei Osterfeld und bei Jena gefunden worden, also außerhalb des Zeitzer Kreises. Sie stammen von den vermutlich von Westen her hier eingedrungenen „Glockenbecherleuten", die auch im Kreise Zeitz, und zwar im Gelände der Stahlschen Ziegelei bei Reuden, einen prächtigen Glockenbecher hinterlassen haben, der als Titelbild das Buch schmückt. Während der ganzen Bronzezeit wohnten im Zeitzer Kreis noch keine Germanen. Es war eine wüste Grenzzone zwischen den Kelten im Westen und der Lausitzer Kultur im Osten. Daher sind nur versprengte Funde der Aunjetitzer Kultur und ferner einige Lausitzer Urnen aus der fünften Periode die einzigen Reste bronzezeitlicher Besiedelung im Zeitzer Kreise. In der Latène-Zeit, etwa 400 v. Chr., faßten die Germanen im Kreise festen Fuß und hinterließen ihre Spuren auf dem Roßnerschen Acker bei Grana, in der Kiesgrube östlich von Kadischen und in einem Gräberfeld bei Beersdorf. Aus der römischen Kaiserzeit sind Hermunduren-Gräber von Bornitz und in der Kiesgrube bei Techwitz bekannt geworden (100 n. Chr.). Aus der Zeit des Thüringer Königreiches (um 475 n. Chr.) mit ihrem auffälligen ostgotischen Kultureinschlag stammt ein Friedhof am Bahnhof Reuden mit bisher 25 Gräbern und ein ebensolcher bei Stößen. Die erste Auflage dieses verdienstvollen Buches war in kaum 1½ Jahren vergriffen. Möge die zweite, erweiterte und vielfältig ergänzte Auflage auch in weiteren Kreisen die verdiente Anerkennung finden!

Berlin. Prof. Dr. **H. Heß von Wichdorff.**

---

**Die Heideterrasse zwischen Rheinebene, Acher und Sülz** (Wahner Heide). Festschrift zur 49. Tagung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, herausgegeben von Dr. C. Rademacher, Köln. Mit 62 Abb. und 2 Karten. Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Es war ein ausgezeichneter Gedanke der Kölner Gruppe der deutschen anthropologischen Gesellschaft in ihrer Festgabe zur 49. Tagung ausschließlich ein Gebiet zu behandeln, die Wahner Heide. Sie hat in vorgeschichtlichen Kreisen einen guten Klang, — ich brauche hier nur an die durch C. Rademacher veröffentlichten Funde vom Fliegenberg, von Troisdorf zu erinnern. — Aber diese Schrift gibt nun nicht etwa eine Wiederholung oder eine Erweiterung der neuesten Funde dieser Örtlichkeiten, nein, sie bringt eine völlig neue Note in die Vorgeschichtsliteratur: sie ist eine Monographie der Wahner Heide nach jeder Seite hin: landschaftlich, geologisch, volkskundlich, und was Tier- und Pflanzenwelt betrifft, ja, sie enthält sogar eine sehr bedeutsame Sammlung der Volkslieder der Wahner Heide. Als Hauptsache im ganzen Bilde natürlich die Vorgeschichte, behandelt von C. Rademacher, von den ältesten steinzeitlichen Hügeln mit Schnurbechern und Steingeräten bis zu den Funden der letzten vorgeschichtlichen Zeit. Aber, wir sahen in den andern Abhandlungen den Boden, auf dem der vorgeschichtliche Mensch erwächst, die Landschaft, die ihn umgibt, — wir sehen, auch im Bilde, die Nachfahren, die aus uralter Herkunft erwuchsen.

Das alles verleiht der an sich kleinen Schrift (127 Seiten) einen ganz besonderen Wert, so wird es ein heimatliches Ganze, so ein Heimatbuch allerbester Art, so eine der

Digitized by Google

lebendigsten Vorgeschichtsschriften, die wir besitzen. — Und, eins muß noch angemerkt werden: C. Rademacher ist nicht nur der kundige Vorgeschichtler, nicht nur der Schöpfer des reichen Kölner Museums für Vorgeschichte (mit leider viel zu engen Räumlichkeiten), nicht nur der Sammler alter Volkslieder, — in diesem Schriftchen stellt er sich uns auch als — Dichter vor. Und mit einem Meisterwerk schlechthin. In der Skizze: „De ahle Bräm" gibt er ein Lebens- und Sittenbild der Bewohner der Heideterrasse, so wahr und echt nach der einen Seite hin, so meisterlich als literarische Leistung! Und diese Abhandlung gehört mit dem allergrößten Recht in die Schrift hinein, hätte nicht fehlen dürfen. Aber nur ein Meister kann so etwas, nur einer, der selber ein Kind des behandelten Gebietes ist, der mit Seheraugen seine Heimat sieht, einer, den nicht nur das trockene Wissen in die Dinge der Vergangenheit bringt, sondern der sich einfühlen kann auch in Dinge, die die meisten nicht sehen! — „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!" Das Dichterwort besteht noch immer zu Recht!

Jeven. **Hans Müller-Brauel.**

---

**G. Eichhorn:** Der Urnenfriedhof auf der Schanze bei Großromstedt. Mannusbibl. Nr. 41. 1927. Verlag Curt Kabitzsch, Leipzig. VIII u. 322 S., 722 Abb.

Der Urnenfriedhof von Großromstedt in Thüringen, nicht weit von Jena, ist bereits verschiedentlich in der Literatur erwähnt, selbst eine Teilveröffentlichung der Grabungen liegt vor. Schon lange aber wurde die Hauptveröffentlichung erwartet, denn das Gräberfeld ist für die Erforschung der kulturellen Verhältnisse Mitteldeutschlands in der Wende zur frühgeschichtlichen Zeit von größter Bedeutung. Es ist bisher der wichtigste Bestattungsplatz der frühaugusteischen Neubesiedler des Saalegebietes (siehe Schulz: Mannus, Ergänzungsband III, 1922, S. 48ff.). Ein Friedhof, der sich dem bekannten, aber gleichfalls noch nicht ausreichend veröffentlichten Friedhof auf dem Osterberge bei Meisdorf im Harzgebiet zeitlich und kulturell unmittelbar anschließt.

Das Gräberfeld ist größtenteils systematisch vom Verfasser untersucht, die Funde sind meist im Museum Jena vereint[1]). Die Fundbeschreibung hat der Verfasser die größte Sorgfalt gewidmet, die meisten Fundstücke sind in klaren, selbst angefertigten Zeichnungen wiedergegeben; willkommen ist auch der Anhang über die Technik der Fundbehandlung. Dagegen hat der Verfasser auf die wissenschaftliche Auswertung der Funde grundsätzlich verzichtet.

Der Friedhof enthält zwei Bestattungsschichten: die Hauptmasse der Gräber ist frühaugusteisch, eine Anzahl gehört der spätrömischen Zeit um 300 n. Chr. an. Eine etwaige nach den bisherigen Funden noch nicht klar in Erscheinung getretene fortlaufende Benutzung ist nach allem, was wir bisher aus dem Saalegebiet kennen, nicht anzunehmen. Dem Verfasser ist selbstverständlich der Zeitunterschied der Gräber nicht entgangen; wünschenswert wäre es aber dann gewesen, die Funde der beiden Bestattungsschichten getrennt zu behandeln. Doch besteht auch so die Möglichkeit auf Grund der Fundbeschreibung im Verein mit dem Gräberverzeichnis die späteren Funde wenigstens meist herauszulesen.

Von Gefäßen gehören dazu die S. 69 behandelten, bestimmt auch einige des altziegelfarbenen; wohl auch der „Plattensporn" S. 150, Abb. 1908 k 80 (siehe Jahn: Der Reitersporn, S. 35), die Axtklinge, S. 151, gewiß manche der geraden Messer und der Scheren, die Fibeln S. 206—210, die Knochenkämme, die meisten (oder alle?) Knochennadeln, Glasperle, Halsringstücke und beilförmige Anhänger aus Silber, Spinnwirtel, Kastenverschlüsse mit federndem Riegel (die Konstruktion eines derartigen Verschlusses wird von mir in der Jahresschrift für Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, Bd. 15, 1927, behandelt).

Diese Zusammenstellung läßt erkennen, daß so ziemlich alles, was mit Sicherheit auf Frauenbestattung hinweist, spät ist. Damit scheint sich die ältere Bestattungsschicht von Großromstedt den gleichzeitigen Männerfriedhöfen des Elbgebietes, wie sie besonders im Langobardengebiete in der unteren Elbgegend nachgewiesen sind, auch in dieser Sitte anzuschließen, eine Auffassung, die bereits von Schwantes im Archiv für Anthropologie N. F. 19, 1923, S. 115 vertreten ist. Gegen ausschließliche Männerbestattung spricht das Grab 1911, 106, da dort eine augusteische Eisenfibel mit typischen Frauenausstattungsstücken gefunden wurde; an dem Fundzusammenhang ist nach einer freundlichen persönlichen Mitteilung des Verfassers nicht zu zweifeln; es könnte meines Erachtens aber viel-

[1]) Die verstreuten Funde hat der Verfasser nicht herangezogen. Mir sind einige Gefäße im Museum Weimar, Gefäßbruchstück, Lanzenspitze, Schildnagel, Fibel im Museum Naumburg, zwei Fibeln im Museum Meiningen bekannt; Funde, die nichts wesentlich Neues bieten.

Digitized by Google

leicht die frühe Fibel einer jüngeren Bestattung beigegeben sein; im übrigen fallen noch die Gräber K 38 und vielleicht auch 1910, 64, beide mit Knochennadeln, auf.

Da nun die Masse der Gräber der frühen Schicht angehört, so ist die kurze Benutzungsdauer um so auffallender, die man zwischen der angegebenen Zeit innerhalb der letzten 50 Jahre v. Chr. und der ersten 50 Jahre n. Chr. noch genauer in die frühaugusteische Zeit um die Zeitwende festlegen kann. Die Fibeln reichen von den hochgewölbten Spätlatènefibeln („Harfenfibeln" nach Schwantes) bis zu den entwickelten, aber noch frühen Augenfibeln, die in drei Stücken vertreten sind; noch andere Beigaben (siehe unten) sprechen für diese Zeitstellung. Ich kann mich daher nicht entschließen, eine über etwa 30 Jahre hinausgehende Benutzungsdauer anzunehmen, eine Beobachtung, die übrigens auch bei anderen Friedhöfen des Saalegebietes dieser Zeit zu machen ist. Offenbar dienten die Männerfriedhöfe einer größeren Gemeinschaft als Bestattungsplatz.

Aus der Fundbeschreibung sei hier noch einiges hervorgehoben. Außer den üblichen Gefäßen dieser Begräbnisplätze (norddeutsche Tonsitulen, weitmündige bauchige Urnen) tritt eine kleine Gruppe eigenartiger Drehscheibengefäße auf. Einige wenige Gefäße führen bereits die Rädchenmuster der römischen Zeit. Bronzegefäße sind mehrfach vertreten. Die Waffenfunde vermehren die Waffenstatistik Mitteldeutschlands (vgl. Jahn, Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit) wesentlich, so ist besonders das häufige Vorkommen der S. 133ff. behandelten „Schwertscheide mittelgermanischer Form" (Jahn, a. a. O., S. 111ff.) bemerkenswert. Unter den zahlreichen Schildbuckeln fehlt bereits die halbkugelige Form, es herrschen der konische Buckel und der Stangenbuckel; mit Recht sieht der Verfasser auch in gestanzten Bronzeblechscheiben einen Schildschmuck, der übrigens auch in einem Funde von Görbitzhausen, Kr. Sondershausen vertreten ist (Veröffentlichung durch Studienrat Cämmerer-Sonderhausen in Jahresschrift der sächsisch-thüringischen Länder Bd. 15, 1927 in Aussicht genommen). Die Sporen gehören sämtlich der Gruppe der frühen Stuhlsporen an, dabei auch die „mittelgermanische Sondergruppe mit kreisförmiger Nietplatte" (vgl. Jahn: Der Reitersporn, S. 29). Unter den Trinkhornspitzen ist auch die altertümlichste Form vertreten (vgl. dazu Kossinna, Mannus 14, 1922, S. 118). Unter den mannigfaltigen Messerformen sei ein Messer, dessen Bronzegriff die Gestalt eines Tierkopfes hat, hervorgehoben, ferner seien tütenförmige, eiserne und bronzene Messerscheidenenden genannt. In zwei Männergräbern fanden sich eiserne, zum Anhängen eingerichtete, schaufelförmige Gegenstände, die als Löffel bezeichnet werden. Auf die Fibeln ist bereits oben hingewiesen, nachgetragen sei hier, daß nun auch die Vorform der Augenfibel „mit äußeren Augen" (nach Schwantes) zum ersten Male aus Mitteldeutschland vorliegt (S. 196, Abb. 1910/55); neu für dieses Gebiet sind ferner eine „Schüsselfibel", einige „Rosettenfibeln" und andere Fibeln auswärtiger Herkunft. Von Gürtelverschlüssen sind noch die Gürtelringe im Gebrauch, daneben treten Gürtelschnallen, einfache und schon die frührömische Form mit Beschlagplatte, auf. Bemerkenswert ist das Vorkommen von Bärenkrallen und „Urnenharz" als Beigabe.

Aus diesen kurzen Angaben wird man ersehen, in welchem Maße der Großromstedter Friedhof unsere Kenntnis der Männerausstattung und der Bestattungssitte in einer kurzen Zeitspanne um Christi Geburt im Saalegebiet erweitert.

Dem Verfasser, dem Herausgeber und dem Verlage gebührt größter Dank, daß die Funde des Gräberfeldes von Großromstedt so vorzüglich der Forschung zugänglich gemacht worden sind.

Halle. **Walther Schulz.**

---

**Nils Aberg: The Anglo-Saxons in England during the early centuries after the invasion. Arbeten utgivna med understöd av Vilhelm Ekmans Universitetsfond. Nr. 33. Uppsala 1926. 219 Seiten, 319 Abb. Preis 12 Kronen. Kommissionsverlag für Deutschland Otto Harrassowitz, Leipzig.**

**Das vorliegende Werk reiht sich den verschiedenen Untersuchungen des Verfassers über die germanischen Stämme der Völkerwanderungszeit auf Grund ihrer Metallarbeiten an. Daß gerade diese eine geeignete Grundlage für Beurteilung der Macht und der Beziehungen geben, daß sie den meist mageren geschichtlichen Aufzeichnungen erst Blut und Farbe verleihen, hat sich immer wieder gezeigt, denn das Edelmetallgewerbe ist an die Höfe gebunden, es steht und fällt mit dem Ansehen der Reiche und ihrer Königsgeschlechter.**

**Angeln, Sachsen und Jüten sind nach den geschichtlichen Überlieferungen die germanischen Stämme, die um die Mitte des 5. Jahrhunderts ihre Reiche in England gründeten, wobei aber schon vorher Übersiedelungen vorangegangen waren. Einige Funde angelsächsischen Charakters, die Aberg zunächst zusammenstellt, führen in diese älteste Zeit der germanischen Besiedelung zurück, Funde, die sich auf das Gebiet nördlich und südlich**



Digitized by Google

der Themse verteilen. Auf die erste Landschaft dagegen ist dann die ausgebildete sächsische gleicharmige Fibel der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts beschränkt. Eine weite Entwicklung bis zur zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts macht die auf dem Festlande entstandene, bei den Sachsen Englands heimische Schalenbrosche durch, neben die die verwandte kleine knopfförmige Brosche tritt. Noch reicher ist die Entwicklung der anglischen Kreuzkopffibel, die bis über das sechste Jahrhundert hinausgeht. Gesondert behandelt der Verfasser zunächst die Kreuzkopffibeln von Kent aus der zweiten Hälfte des 5. und dem Beginn des 6. Jahrhunderts; hier zeigen sich bereits die Anfänge einer Sonderung dieser von Jüten besiedelten Landschaft, die dann später im Kunstgewerbe die Führung übernehmen. Im übrigen werden die Kreuzkopffibeln in fünf Gruppen eingeteilt, deren Umgestaltungen vielfach auch zeitlicher Folge entsprechen. Die Knopfform des Kopfes — ob rund oder halbrund —, die Ausgestaltung der Kopfplatte, die seitliche Flügel erhält, seitliche Ansätze an der Basis des Fußteiles, die Ausgestaltung des Fußtierkopfes, dessen Nüstern zu großen scheibenförmigen oder volutenartigen Gebilden auswachsen und dabei noch unterhalb der Nüstern eine Ansatzplatte ausbilden, ferner das Auftreten der Tierornamentik sind für die Einteilung maßgebend. Dazu tritt als Sonderform des Nordseegebietes eine einfacher ausgestaltete Kreuzkopffibel des 6. Jahrhunderts mit schaufelförmig sich erweiterndem Fußteil. Eine andere viel variierte Fibelgruppe geht von der skandinavischen Fibel mit herabbeißenden Tierköpfen seitlich am Fußansatze aus. Sie tritt in der Mitte des 6. Jahrhunderts in England auf und macht ihre reiche Entwicklung in 50 Jahren durch. Hier unterscheidet Åberg elf Gruppen, deren erste sich durch die Form der halbrunden Kopfplatte von den übrigen mit rechteckiger Kopfplatte unterscheidet. Geschieden sind die Gruppen nach Umrahmung der Kopfplatte — Dreiecke mit angesetzten Scheiben oder Bögen, sich stark abwandelnde Tierköpfe in Vorderansicht und anderer Rahmenschmuck —, Ausbildung des Fußes, Abänderung der herunterbeißenden Tierköpfe am Fußansatz in ganze Tierfiguren. Mit diesem letztgenannten Merkmal gelangen wir bereits in die kentische Sonderentwicklung, die dann noch verschiedene späte Gruppen in charakteristischem Verzierungswerk der Goldschmiede von Kent hervorgebracht hat. Hier sind besonders zwei Gruppen, die eine mit scheibenförmiger Ausgestaltung des Bügels, die andere mit auf dem Bügel aufgesetzte Scheibe hervorzuheben, die eine Parallelentwicklung in Skandinavien haben. Weiter werden die fremden, eingeführten Schmuckstücke und andere Metallarbeiten behandelt, mittelgermanische, meist fränkische Fibeln, nordische Goldbrakteaten, byzantinische und ägyptische Einfuhrstücke, insbesondere ägyptische Bronzeschalen des 7. Jahrhunderts.

Es folgen die Eigenarbeiten des Edelschmiedegewerbes von Kent, das in der zweiten Hälfte besonders seit dem letzten Viertel des 6. Jahrhunderts einen so mächtigen Aufstieg nahm und noch zu Beginn des 7. Jahrhunderts blühte. Es ist die Zeit des Königs Ethelbert, der von 560—616 regierte. Reiche Verwendung von orientalischen Edelsteinen und einer als „Meerschaum" bezeichneten Einlage, Goldfiligranbelag, ein eigener Stil der Tierornamentik zeichnen die prächtigen Arbeiten der kentischen Schule aus, die von der fränkischen Goldschmiedekunst gelernt hatte. Da sind die sich zu immer weiterer Üppigkeit entfaltenden Scheibenfibeln, Gürtelschnallen, bei denen Basisschild des Dornes und besonders Beschlagplatte zur Anbringung des Zierats einluden, andere Riemenbeschläge, Brakteaten, gefaßte Steine und Kreuze als Anhänger und manch anderes Schmuckstück besonderer Art. Auch der Knauf des Schwertes erfährt hier eine besondere Ausgestaltung durch Anbringen eines Ringes, Schwertknauf und Griff werden zu Schmuckträgern.

Einen besonderen Abschnitt widmet der Verfasser noch einmal chronologischen Fragen, für die naturgemäß mit Münzen vereinte Funde, Schatzfunde (besonders Goldfund von Wieuwerd in Friesland) und Grabfunde (besonders Sarre in Kent) an erster Stelle stehen, doch auch den kentischen Anhängekreuzen kommt direkte chronologische Bedeutung zu, da sie aus der Zeit nach Einführung des Christentums, also erst aus dem 7. Jahrhundert stammen. Diese Spätfunde bestimmen die jüngeren kentischen Arbeiten; die älteren wieder haben Berührungspunkte mit den jüngeren angelsächsischen Typen, die sich seit der Eroberung fortentwickelt haben. Aber auch die Verbindungen mit Skandinavien sind für die Zeitbestimmung aufschlußreich, so besonders Goldbrakteaten, die in die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts zu stellen sind. Ferner wird das Ornament einer gesonderten Betrachtung unterzogen, zunächst das Spiralornament, das hier bis zum Ende des 6. Jahrhunderts fortlebt; das naturalistisch ausgeführte Tierornament zum Teil provinzialrömischer, später auch byzantinisch-orientalischer Herkunft; der angelsächsische Stil I der Tierornamentik etwa seit der Mitte des 6. Jahrhunderts bis zum beginnenden 7. Jahrhundert; der kentische Stil II der Tierornamentik, der nicht eine Fortsetzung des anglischen Stiles I darstellt, sondern Beziehung zur mittelgermanischen und skandinavischen Ornamentik aufweist. — Wichtig für die Feststellung, daß der späte

Digitized by Google

angelsächsische Stil I mit dem Aufkommen des kentischen Stils II zusammenfällt, ist der Grabfund von Taplow in Buckingham (Åberg, S. 10) —; das späte Flechtwerk byzantinischer Herkunft, das vor allem an den großen Steinkreuzen und in Handschriftmalereien auftritt. Die Untersuchung des Überganges zum irischen Stil zeigt, daß die für die irischen Handschriftenmalerien vorauszusetzenden Goldschmiedearbeiten unter kentischem Einfluß standen.

Fundverzeichnisse beschließen die in gewohnter Sorgfalt durchgeführte Untersuchung.

Halle. **Walther Schulz.**

---

**Eckardt von Sydow:** Primitive Kunst und Psychoanalyse, eine Studie über die sexuelle Grundlage der bildenden Künste der Naturvölker. Drei Textabbildungen und 20 Tafeln. Imago-Bücher X; Internat. psychoanalytischer Verlag. Leipzig, Wien, Zürich 1927.

Verfasser unternimmt den Versuch, den großen Problemen von der Entstehung der bildenden Künste vom Standpunkte der Freudschen Psychoanalyse aus näher zu kommen. Mit Freud unterscheidet er drei Gruppen von erogenen Zonen: „1. den Körper als Gesamtmasse mit seinen inneren Organen und vor allem mit seiner Hautbedeckung, 2. die Genitalien, 3. die sog. erogenen Zonen im engeren Sinne des Wortes: Anus, Vaginal- und Urethralmündung, Mund, Nase, Orbita, äußerer Gehörgang" (S. 123), die dementsprechend die sexuelle Grundlage der verschiedenen Künste bilden. Die zur Architektur führende Wohnung ist eine Symbolisierung des Mutterleibes, eine „Reproduktion der Mutterleibeshöhlung". Nun aber ist für den Mann das Leibesinnere der Frau durchaus ein Gebiet von erotischer Bedeutung. Denn da nach Ferenczi „die zentrale Tendenz der Wiederkehr in den Mutterleib (zwar) beide Geschlechter gleichmäßig beherrscht", zu dieser Rückwendung praktisch jedoch nur der Mann in der Lage ist, „so hat er die eigentliche Vollzugskraft des rückwärts gerichteten Triebes. Das architektonische Gebilde ist demnach, seiner Struktur als Nachahmung der Mutterleibeshöhle zum Trotz, ein Ausdruck der männlichen Erotik" (S. 74).

„Die erogene Zone, die in der Plastik der Naturvölker sich ausspricht und projiziert, ist der Phallus" (S. 101), der im Pfahl, dem Abbild des erigierten, zu Mannesgröße und Mannesgestalt sich reckenden Penis (S. 165) seinen symbolischen Ausdruck findet. Die nächste Entwicklungsstufe bildet die unter dem Einfluß des Ahnenkultus erfolgende „andeutungsweise Beschnitzung des Pfahls", und „endlich die Ganzfigur in ihrer Selbständigkeit" (S. 97), teils als Einzelfigur, teils als eine Gruppe mehr oder weniger bewegter Figuren. „Zugleich schiebt sich die inhaltliche Bedeutung so stark in den Vordergrund, daß auch alle geistigen Interessen abseits vom sensuellen Moment angefacht werden: Die szenische Darstellung einer Handlung usw. führt über die einfache statuarische Symbolisierung von Geschehnissen hinaus" (S. 166).

Von der erogenen Zone der Hautbedeckung des Körpers her, die im Gegensatz zu der „gewöhnlich nur auf das eigene Ich beschränkten Genitalzone" „meist auf ein fremdes Objekt gerichtet ist" und dementsprechend „einen deutlich autoerotischen Charakter zeigt" (S. 126), sind die zeichnerischen Künste abzuleiten (S. 125). Am deutlichsten erkennbar ist diese Eigenschaft der Autoerotik in der Malerei. Daher gibt es so viele Selbstbildnisse von Malern, aber so gut wie niemals solche von Bildhauern. Ebenso beruhen auf dieser Autoerotik die vielfach recht guten malerischen Arbeiten des weiblichen Geschlechtes, während dessen bildhauerische Kraft nur sehr geringfügig erscheint (S. 126). Bevorzugt ist in der Farbgebung der Naturvölker schwarz, weiß und rot, Rot als die Farbe der Lebenskraft und des Erfolges, Schwarz als die Farbe des Todes und der Bosheit und Weiß als die Farbe des Übernatürlichen (S. 127). Doch ist „damit die sensuelle Bedeutung noch nicht fixiert. Es ergibt sich nur für Rot eine direkte, für Schwarz eine eventuell indirekte, durch den Begriff des Unheimlichen vermittelte Sexualsymbolkraft", während weiß eine „durchaus andersartige Bedeutung zu haben und Schwarz und Rot entgegengesetzt zu sein scheint" (S. 128).

Endlich glaubt Verfasser die sexuelle Grundlage auch noch in der Körperkunst nachweisen zu können. Bekannt ist die Vorliebe vieler Natur- und vorgeschichtlichen Völker für fettleibige Frauen und namentlich für Steatopygie und Verdickung der Waden, beides Eigenschaften, die meist durch Klausur und Fütterung mit ausgewählten Speisen künstlich erzeugt werden. Diese Vorliebe beruht wie die Architektur auf dem Gedanken an den Mutterleib, der „in jenen lebenden Fettkolossen" nachgeahmt werden soll (S. 140). Merkwürdig ist die geringe Neigung, das männliche Glied durch Schmuck auszuzeichnen, und selbst die bekannten Penisfutterale entbehren oft einer Verzierung. Die Beschneidung dient nicht der Schmückung, sondern sie bildet nach psychoanalytischen Anschauungen „eine Gegenwehr der alten Generation gegen Inzest- und Mordwünsche des heranwachsenden



Digitized by Google

Geschlechtes" (S. 142). Sie erscheint also als der Beginn der Verdrängung der Sexualität (S. 143). Der Beschneidung läßt sich die Zahnverstümmelung an die Seite stellen, denn beide haben das Gemeinsame, „daß sie großenteils keine Bereicherung und keine ästhetische Handlung bedeuten, sondern vielmehr das Gegenteil. Zahn und Phallus stehen nun in einer besonders engen Beziehung, insofern in Träumen der Zahn das männliche Glied symbolisiert". „In beiden Fällen äußert sich die Antipathie gegen das Sexuelle auf so radikale Art, als es die Rücksicht auf die Lebenshaltung gerade zuläßt" (S. 146). Noch nicht klar erkennbar sind die sexuellen Beziehungen bei den sonstigen körperlichen Verstümmelungen, der Deformierung des Schädels, der Nasen-, Lippen- und Ohrdurchbohrung usw. (S. 144).

Als dritte große Gruppe der Körperkunst kommt die vorübergehende oder dauernde Ornamentierung der Haut (Bemalung, Narbenverzierung, Tätowierung) in Betracht (S. 149). Ihr eigentliches Objekt ist die erogene Sphäre der Hautfläche. „Diese wird ersetzt durch eine sensuell neutrale Schicht mit rationalen und schmuckhaften Charakterzügen. Diese Neutralität gilt, von ihrer Form, nicht im gleichen Umfange von ihrem Inhalt. Denn die inhaltliche Bedeutung mancher Tätowierungen usw. ist ein deutlicher Fingerzeig auf sexuelle Angelegenheiten, so wenn bestimmte Marken als Anzeichen der Heiratsfähigkeit gelten usw." Doch legt es die Körperkunst nicht, wie es in den späteren Hochkulturen geschieht, darauf an, „die erogenen Hauptzonen hervorzuheben und zur anreizenden Geltung zu bringen," sondern die den Wölbungen des Körpers sich anpassenden Malereien „decken gewissermaßen einen Schleier über den Körperbau. Aber da das Material dieses Schleiers aus den Flächenteilen der Haut selbst besteht, so entsteht der paradoxe Sachverhalt, daß die Verhüllung zugleich Enthüllung ist" (S. 150).

Dies sind in aller Kürze die wesentlichsten Gedankengänge des Buches, die Verfasser durch zahlreiche Beispiele aus dem Kunst- und Kulturleben der Naturvölker der Gegenwart und der Vorgeschichte zu stützen sucht. Von einer eingehenden kritischen Würdigung dieser Gedankengänge muß hier leider abgesehen werden, denn sie müßte zur Voraussetzung haben, daß man erst einmal zur psychoanalytischen Bewegung im allgemeinen Stellung nimmt. Dies würde hier aber zu weit führen. Indes wird auch der, der die Anschauungen des Verfassers wie ich als Ganzes ablehnt, in dem Buche im einzelnen mancherlei Anregungen finden, und im besonderen scheinen mir die Schlußbemerkungen über den Expressionismus beachtlich, dessen Schöpfungen im Gegensatz zu der aus den Mythen und Kunstgebilden zu uns redenden Naturhaftigkeit der Naturvölker die Vorzeichen einer in ihrer Reinheit gedachten und gewollten und gefühlten Geistigkeit (S. 176), zugleich aber auch „in ebenso unverkennbarer Schärfe den Willen zum Individualismus" erkennen lassen. „Der Widerwille aber, den der Expressionismus gegen das Naturhafte empfand und der sich in dem Schlagworte von der Überwindung des Naturalismus aussprach, hat ihn des notwendigen Bündnisses mit der Natur beraubt. Indem er sich oberhalb und außerhalb der Schicht des Unbewußten zu leben und zu arbeiten unterfing, mußte er der tiefsten und unerschöpflichen Kraftquelle entraten. Die Lehre, die wir aus dem Niedersturze seines Dädalusfluges entnehmen müssen, ist die Erkenntnis von der Unentbehrlichkeit des naturhaften, organischen Elementes für die Struktur jeglicher Kunst, die über die Formulierung einer kurzlebigen Generation hinaus dauernde Zielsetzungen verfolgt." Das sind Worte, die auch ein Winckelmann und Goethe gesprochen haben könnten, von denen freilich unsere heutigen Kunsthistoriker vielfach nichts mehr wissen wollen.

Rochlitz i. Sa. **G. Wilke.**

---

**Prof.** Dr. **E. Schnippel,** Ausgewählte Kapitel zur Volkskunde von Ost- und Westpreußen. Zweite Reihe. Mit 27 Abbildungen. Verlag von Gräfe und Unzer, Königsberg i. Pr. Ladenpreis geb. Mk. 4.—.

Einer der bedeutendsten Heimatforscher der ostpreußischen Ostmark legt uns an der Schwelle seines Lebensabends ein Werk vor, das in erstaunlicher Frische eine ungemeine Fülle von Beobachtungen zur ostdeutschen Volkskunde darstellt, die nur ein Mann zusammentragen kann, der zeitlebens mit rastlosem Eifer und unendlicher Liebe zur Heimat gearbeitet hat. Das Buch schließt eine schmerzlich empfundene Lücke unserer Heimatforschung und ist sichtlich aus dem Vollen geschöpft. Alle grundlegenden Seiten des ostdeutschen Volkslebens werden erschöpfend behandelt und auf Grund eingehender Kenntnis des Schrifttums erklärt und ausgewertet.

Im Abschnitt über den Bauernkalender weist der Verfasser darauf hin, wie die Mehrzahl der ostdeutschen Bauernregeln aus tatsächlichen Beobachtungen und Erfahrungen der eigenen heimischen Wirtschaft hervorgegangen ist und sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hat. Er erklärt dabei recht anschaulich den Ursprung und eigentlichen Sinn der Sitten und Gebräuche des Landvolkes. Viele Worte unseres Sprachschatzes finden dabei ihre Erklärung, so müssen z. B. im März die zur Zucht unbrauchbaren „Märzschafe" „aus-

Digitized by Google

gemerzt" werden. Übrigens stammt auch das Wort „ein ausgemergelter Greis" aus der norddeutschen Landwirtschaft, ein Ausdruck, der mit der früheren Sitte des natürlichen Kalkdüngens des Ackerbodens durch „Mergeln" zusammenhängt; ein Boden, der nicht mehr genügend Mergelgehalt besitzt, ist „ausgemergelt" und trägt nicht mehr. Ein Abschnitt ist den Hochzeitsbräuchen gewidmet und der Person des Hochzeiteinladers oder Hochzeitbitters, der im deutschen Osten „Platzmeister" heißt. Von besonderem Werte ist der Hinweis auf die „Ausbittsitte" vor dem Kirchgang des Brautpaares, wobei der Platzmeister während einer Rede symbolisch die Hände des Brautpaares ineinanderlegt. Der Verfasser erblickt hierin mit Recht die alte bürgerliche Form der Eheschließung, die Laientrauung, die bei allen germanischen Völkern üblich war, ehe die kirchliche Trauung sich durchsetzte, die Zusammensprechung durch den Ältesten der Gemeinde, einen Vertrauensmann der Eltern oder sonstige Ehrenperson, die stets vor mehreren Zeugen stattfinden mußte. Im Nibelungenliede wird so das Verlöbnis Giselhers des jungen mit Rüedegers Tochter geschildert und im „Meier Helmbrecht" die Zusammensprechung von Lemberlint mit Gotlinde. In unserer ostpreußischen „Ausbitt" haben wir demnach einen besonders deutlichen Rest alter deutscher Rechtsgewohnheiten, von dem sich nur noch in Schlesien Anklänge erhalten haben. In dem Abschnitt „Altpreußischer Totenglaube" wird auf den wichtigen Umstand hingedeutet, daß von den deutschen mittelalterlichen Ansiedlern zwei heidnische Vorstellungen von den einheimischen Preußen übernommen worden sind, der Glaube an ziemlich zahlreiche Gestalten der sog. niederen Mythologie und der sehr ausgeprägte Glaube an ein Fortleben der Toten in einer dem früheren Leben ganz ähnlichen Weise. Dies war schon in sehr alter Zeit Wulfstan und Peter von Dusberg (1326) aufgefallen, wirkt aber in manchen Gebräuchen, abergläubigen Handlungen und in manchen bodenständigen Sagen bis auf den heutigen Tag noch nach. Es ist recht fesselnd, die Darstellung des Verfassers über die einzelnen Totenbräuche zu lesen, namentlich über die abergläubigen Handlungen, um eine Wiederkehr des Toten zu verhindern. Das Kapitel über den „Weihnachtsbaum" bringt ebenfalls manches wenig Bekannte oder gar in vielen Kreisen Neue. Namentlich wundert man sich darüber, wie verhältnismäßig jung diese schöne deutsche Sitte ist. Der erste Weihnachtsbaum ist im Jahre 1604 in Straßburg im Elsaß bezeugt, mit Zuckerwerk, Äpfeln, Papierrosen und Zischgold, aber noch ohne Lichter. Der Weihnachtsbaum in Scheffels Eckehart ist demnach ein Anachronismus. In Berlin ist der Lichterbaum zuerst um 1780 nachweisbar. Mit ungemeiner Liebe hat dann der Verfasser in einem weiteren Abschnitt den „Urväter Hausrat" behandelt, wobei besonders die für den deutschen Osten typischen „Paartöpfe" (Doppeltöpfe), Wäscheklopfhölzer und die noch heute in Masuren viel vorhandene Handmühle, die „Quirdel" oder „Querne" besprochen werden. Dieses letztere kulturgeschichtlich wie auch technisch sehr wichtige Hausgerät ist altgermanisch und in dieser eigenartigen Form den Germanen und den Litu-Slawen gemeinsam („quairnus" in der Lex Visigothorum). Nur der obere Mahlstein wird durch eine starke Stange, die in einem seitlich darin befindlichen tiefen Loch steckt, schräg oben aber, genau über der Mitte des Steins, in der Decke oder an einem Querbalken beweglich angebracht ist, in rotierende Bewegung gesetzt. Der untere Mahlstein liegt dabei stets fest. Der obere Mahlstein, der in der Mitte eine trichterförmige Einschüttungsöffnung hat, kann mit einer sinnreichen Vorrichtung, einer Querleiste, gehoben oder gesenkt werden, je nachdem man feineres oder gröberes Mehl, Schrot, Kleie, Malz oder Grieß erzielen will. So vielseitig ist die uralte Handmühle! Es ist der möndulltré, der Mahlbaum der Edda, der ebenso einfache wie sinnreich erfundene Bestandteil der Handmühle, die sich außer bei den Germanen und Slawen nirgends wiederfindet und im altpreußischen Elbinger Vokubular unter girnoywis, quirne, aber auch mit dem dem Edda-Ausdruck entsprechenden Namen mandiwelis verzeichnet ist. Dieses durch die Slawen von den Germanen her entlehnte Gerät ist ein wichtiges Zeugnis für eine zwar nicht ursprüngliche, aber doch recht alte germanisch-slawische Kulturgemeinschaft. Beachtenswert sind noch die hier und da im deutschen Osten vorhandenen Kerbhölzer, denn nach Peter von Dusberg zählten die alten Preußen die Tage nach Knoten, die sie in Riemen oder Stricke schürzten oder nach Einschnitten in Kerbstöcke. Auffallender noch ist der ostmärkische Schulzenknüppel, der als Kriwule, Klucke oder Kula bezeichnet wird, der als Botenstab zur Übermittlung von Nachrichten an die Ortseinwohner dient. Auch Peter von Dusberg (1326) erwähnt den Kriwule als Zeichen des altpreußischen Kriwas. Daß auch in Altpreußen vor Einführung des Spinnrades der Gebrauch der Spindel zur Herstellung des Webefadens üblich war, bedarf keiner weiteren Ausführung. Vereinzelt soll die Spindel noch vor etwa 40 Jahren in Masuren, im Ermland und in Natangen von einigen älteren Frauen gebraucht worden sein. Zuletzt war die Spindel (noch 1901) in dem Dreivölkerwinkel zwischen Bialystock und Suwalki noch vereinzelt in Betrieb. Auch die Kapitel vom Storch und „Spielzeug von Jung und Alt" geben recht wichtige Fingerzeige für die Volkskunde, wobei vielleicht die Tatsache Erwähnung hätte finden dürfen, daß der Masur aus vorbildlicher Kinderliebe seinen Kindern zahlreiches einfaches Holzspielzeug

Digitized by Google

hergestellt. Die beliebten Holzwagen mit Rundholzscheiben als Rädern, die vielseitigen Windmühlen-Spielzeuge, die man heute noch auf Gartenzäunen und im Felde bei den Hirtenknaben häufig findet, die winzigen buntfarbigen Kinderstühlchen, die infolge ihrer Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse der Kleinen oft sehr spassig anmuten, die Baumwiege, auf der die masurischen Bäuerinnen ihre Kleinsten durch ältere Jahrgänge während ihrer Feldarbeit im Freien wiegen lassen und manches andere mehr.

Somit birgt das höchst verdienstvolle Werk des Verfassers eine so ungeheure Fülle von Tatsachen und wertvollen Belegen zur Volkskunde der deutschen Ordenslande, daß es außerordentlich warm jedem Gebildeten, vor allem auch dem Vorgeschichtsforscher, empfohlen werden muß. **H. Heß von Wichdorff.**

---

# IV. Nachrichten.

## Glozel.

Seit Jahrzehnten hat wohl kein Ereignis die prähistorisch interessierte Welt so aufgeregt wie die „Affäre von Glozel". Die Meinungen gehen hin und her und wenn auch die Mehrzahl der Gelehrten schon davon überzeugt ist, daß es sich um Fälschungen großen Stiles handelt, so gibt es doch auch andere, die an der Echtheit der Funde festhalten.

Die Lage ist folgende: Am 1. März 1924 fand der Gutsbesitzer Emile Fradin auf seinem Grundstück in Glozel bei Vichy eine alte Grabstätte, die von einem wissenschaftlich gebildeten Arzt der Umgebung, Dr. Morlet, untersucht wurde. An dieser Stelle nun sind merkwürdige Funde gemacht worden, und zwar Funde der verschiedensten Art. Morlet, der zuerst ganz allein die Fundstätte ausbeutete — es war niemand bei den Grabungen zugegen — fand Steine mit Gravierungen paläolithischen oder epipaläolithischen Charakters. Gleichzeitig wurden aber auch Gesichtsurnen gefunden, vor allem jedoch jene schon berühmt gewordenen Tontafeln, um die der Streit sich hauptsächlich dreht. Es sind Tafeln, in die Zeichen eingegraben sind, die wie Schriftzeichen aussehen und Morlet will aus diesen Tafeln beweisen, daß die Neolithiker die Schrift gekannt haben. Auf seiten der Verteidiger der Echtheit von Glozel steht vor allem Salomon Reinach, Espérandieu, Depéret, van Gennep und Loth. Auf der Seite der Skeptiker Henri Breuil, Comte Bégouen, Crawford, Dussaud und Dayson de Pradenne.

Die schärfsten Angriffe sind erhoben worden von Crawford, er sagt am Schluß seiner Abhandlung: „We conclude by repeating our opinion the inscriptions, the engravings and the majority of the other finds are forgeries; and that those who believe in their authenticity have been the victims of a hoax"[1]). Dayson de Pradenne wendet sich nicht minder scharf gegen die Behauptung, die Funde seien echt. Er sagt: „Tout l'ensemble que j'ai vu à Glozel (sauf ce qui provient du four de verrier) forme un bloc indivisible dont aucun élément ne m'a paru antique"[2]).

Jetzt hat die Akademie der Wissenschaften in Paris eine geheime Sitzung abgehalten, in der beschlossen worden ist, die Echtheit der Funde durch die Regierung prüfen zu lassen. Minister Herriot hat die Fundstelle bei Glozel unter das Gesetz für die Überwachung geschichtlicher Denkmäler gestellt und den Konservator des Museums von Les Eyzies, Peyrony, beauftragt, zunächst eine Klassifikation der Funde vorzunehmen. Über jeden neuen Fund muß jetzt an das Ministerium berichtet werden. Mit höchster Spannung kann man dem Ausgang des Verfahrens entgegensehen, das nicht mehr fraglich erscheint, nachdem man auf der einen Tontafel an der Ecke das Wort „Glozel" in etwas entstellten lateinischen Buchstaben gelesen hat.

Die Vorberichte der Kommission sprechen schon von Fälschungen, die Angelegenheit wird immer offenbarer: es handelt sich um eine der größten prähistorischen Fälscheraffären aller Zeiten, in großem Stil gearbeitet, so gut eingeleitet, so gut durchgeführt, daß große Gelehrte lange Zeit getäuscht worden sind. Neuerdings erklärt ein Verwandter

---

[1]) Crawford, „L'affaire Glozel". Antiquity 1927, S. 181—188 S. 187.

[2]) Dayson de Pradenne: Une visite a Glozel. Bulletin de la Société préhist. française 1927. Nr. 6. Ferner L'Anthropologie 1927. S. 444. Vgl. ferner: Dayson de Pradenne, L'affaire de Glozel, Tablettes d'Avignon et de Provence 1. oct. 1927. Ferner derselbe: Les mystérieuses trouvailles de Glozel. L'homme préhistorique 1927. S. 203—204.

Digitized by Google

von Zradin im Petit Parisien, daß im 16. Jahrhundert in der Gegend von Glozel Ziegelbrennereien gewesen wären. Die Töpfe mit den Masken wären Apothekertöpfe und die Tontafeln Merktafeln der Brenner gewesen. Tatsächlich sind aber neuestens in einer Garage halbfertige Fälschungen entdeckt worden, die noch in die Erde gelegt werden sollten. **Herbert Kühn.**

## Zum nordischen Steinzeitschädel von Friesack, Kr. Westhavelland.

In meinem Buche „Die Indogermanen. I" (Leipzig 1921, S. 6, Abb. 2) veröffentlichte ich einen hervorragend typischen nordischen Schädel der Steinzeit, schokoladenbraunfarben, also wohl ein Moorschädel, aus der Gegend von Friesack, den ich 1914 in der Sammlung Georg Hintze zu Friesack gesehen hatte und später photographieren ließ. Meine Notizen über die genaue Fundstelle konnte ich 1921 nicht auffinden, ebensowenig 1925 bei Abfassung meines Werkes „Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit" (S. 94 und 146). Doch konnte ich an letzter Stelle wenigstens schon von der Wahrscheinlichkeit sprechen, daß der Schädel frühneolithisch sei, da ich durch Briefwechsel mit Herrn Max Schneider zu der Meinung gekommen war, er stamme vielleicht aus der von Schneider untersuchten frühneolithischen Ansiedlung im Rhinluch, wo auch schon Hintze gegraben hatte. Diese Ansicht ist jetzt zur Gewißheit geworden durch Auffindung meiner 1914 nach einer Mitteilung aus Hintzes Munde selbst niedergeschriebenen Notiz, daß der Schädel „östlich auf der flachen Luchinsel am rechten Rhinufer, die Prähner Berg genannt wird", gefunden worden sei. Dies ist auch die Stelle jener frühneolithischen Ansiedlung.

**G. Kossinna.**

---

## Carl Kramer †

Prof. Dr. phil., Direktor des Oberhessischen Museums und der Gailschen Sammlungen in Gießen, ist am 5. Februar 1928 im Alter von 78 Jahren aus dem Leben geschieden. Aus den kleinsten Anfängen heraus hat er das Institut, dem er bis in seine letzten Tage alle seine Kräfte widmete, zu seiner jetzigen Höhe gebracht. Mit unermüdlichem Fleiß war er besonders auf dem Gebiete der deutschen Vorgeschichte tätig und hat manchen Stein in diesen großen Bau eingefügt; wenn er auch mit vorschreitendem Alter auf die ihm ans Herz gewachsene Ausgrabungstätigkeit verzichten mußte, so verfolgte er doch alles, was mit der Aufhellung unserer Vorgeschichte zusammenhing und darüber veröffentlicht wurde, mit regstem Eifer und schärfster Kritik. So nimmt es dann kein Wunder, daß auch seine Anteilnahme an dem Gedeihen der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte und des Mannus allzeit lebendig war. Sein Tod bedeutet einen Verlust für die Wissenschaft.

Gießen, den 9. März 1928. **Helmke.**

## Friedrich Knoke †

Am 24. Februar 1928 starb der Geh. Studienrat Prof. Dr. Friedrich Knoke, Direktor des Osnabrücker Ratsgymnasiums a. D., Mitglied unserer Gesellschaft seit ihrer Gründung, im Alter von 84 Jahren. Sein besonderes Forschungsgebiet waren die augusteischen Römerkriege in Nordwest-Deutschland, über die er eine kaum übersehbare Menge von Schriften herausgegeben hat. Sein umfangreichstes Werk sind „Die Kriegszüge des Germanicus" in Deutschland (1887), 1922 in 2. Auflage stark umgearbeitet. Er stützt sich darin hauptsächlich auf schriftliche Quellen, in deren scharfer Auslegung und genauer Übersetzung er seinen Gegnern entschieden überlegen war, insbesondere Schuchhardt, der z. B. auch heute noch nicht weiß, daß der Name des Schlachtortes Idistaviso, den ich (Mannus 1909, Ergänz.-Bd. 1, S. 90f.) nach dem Urteil Fr. Kluges zuerst und sicher richtig gedeutet habe, so und nicht Idistavisus gelautet hat. Knoke hat über die Auslegung des Wortlauts des Tacitus sogar eine eigene kleine Schrift verfaßt (1925). Wenig begabt war er für archäologische Spatenarbeit und die Ausdeutung derselben, was ihn zu vorschnellen Schlüssen verleitete. Heute noch brauchbar auf diesem Gebiete ist sein Buch über „Die Moorbrücken in Deutschland" (1895), wenn er sie auch fälschlich für römische Arbeiten hielt. Seinen letzten, erst nach seinem Tode erschienenen Aufsatz über den Angrivarierwall enthält dieses Mannusheft. **G. Kossinna.**

Digitized by Google

## Eduard Hahn †

An dem gleichen Tage wie Knoke verschied der Berliner Universitätsprofessor Dr. Eduard Hahn, geb. 7. August 1856, zwar nicht Mitglied unserer Gesellschaft, aber ein gern gesehener Gast unserer Berliner Vortragsabende, ein anerkannter Forscher auf dem Gebiete der Wirtschaftsgeographie, über die er eine größere Anzahl bedeutender Werke verfaßt hat. Genannt seien „Die Haustiere und ihre Beziehungen zur Wirtschaft des Menschen" (1896); „Das Alter der wirtschaftlichen Kultur" (1905); „Die Entstehung der wirtschaftlichen Arbeit" (1908); „Die Entstehung der Pflugkultur" (1909); „Von der Harke zum Pflug" (1914). Er hat hier mit viel altem wissenschaftlichem Aberglauben aufgeräumt und ebenso neue Gedanken eingeführt, so über den Ursprung der Viehzucht und des Wagens, die er mit dem Kult in Zusammenhang brachte. **G. Kossinna.**

## Karl Gaedcke und Karl Friedrich Blume †

**Im Februar starb Prof. Gaedcke, der verdienstvolle Betreuer der vorgeschichtlichen Sammlung zu Salzwedel, unser Mitglied seit 1909; am 15. März starb der Postsekretär a. D. Blume in Berlin-Steglitz im Alter von 80 Jahren, langjähriges Mitglied unserer Gesellschaft, Vater unseres unvergeßlichen einstigen Vorstandsmitgliedes Dr. Erich Blume († Posen 1912, vgl. Mannus IV, S. 451).**

Digitized by Google

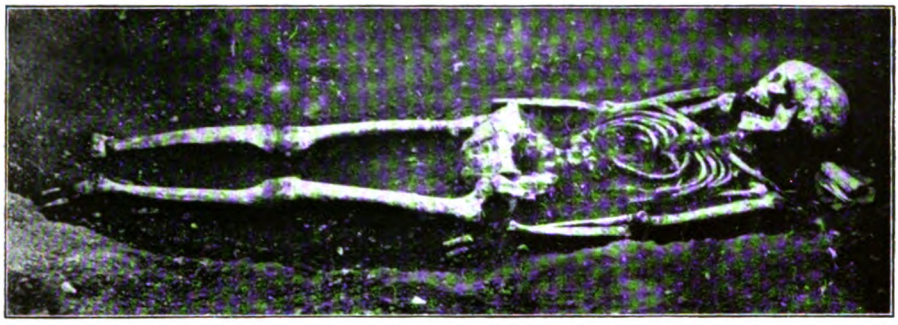


Abb. 1. Flughafen, Grab 17.

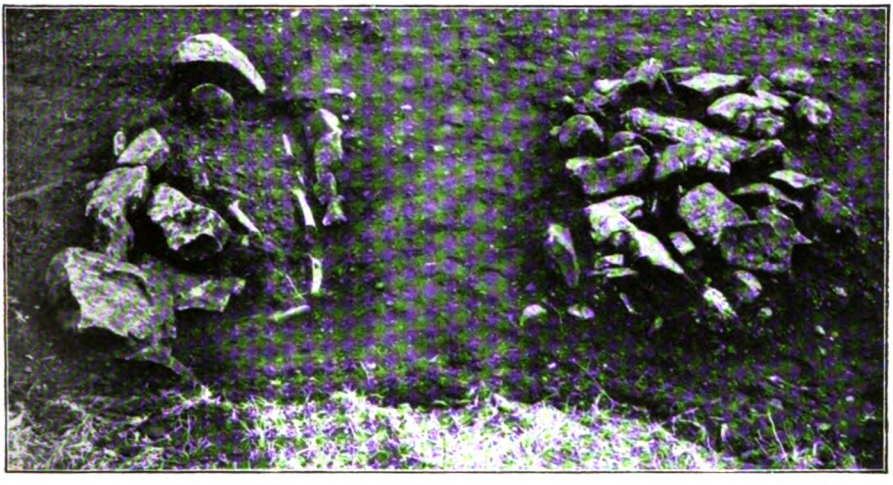


Abb. 2. Flughafen, Grab 27 und 28.

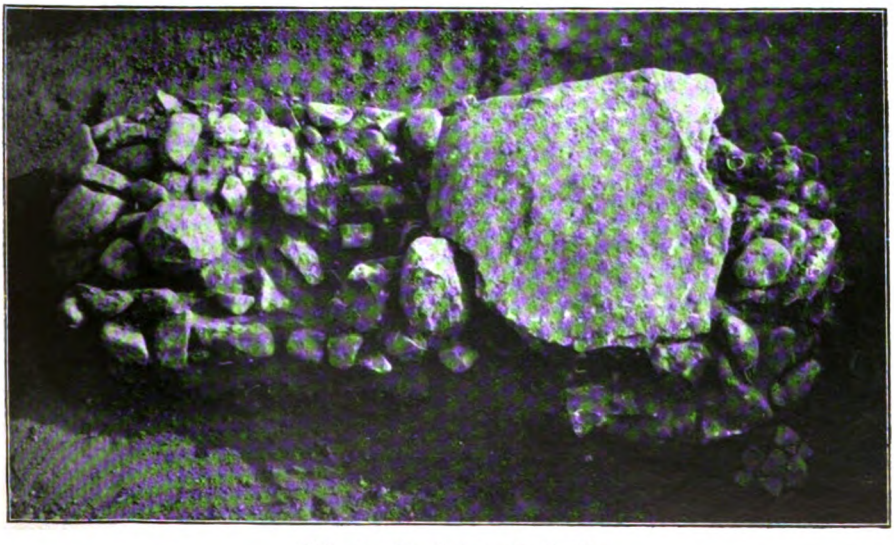


Abb. 3. Flughafen, Grab 35.



Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 1. Flughafen, Grab 14 von Süden.

Abb. 2. Flughafen, Grab 30 von Osten.



Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 1. Flughafen, Grab 32 und 33 von Südosten.

Abb. 2. Flughafen, Grab 32 und 33 von Westen, geöffnet.



Digitized by Google

Digitized by Google

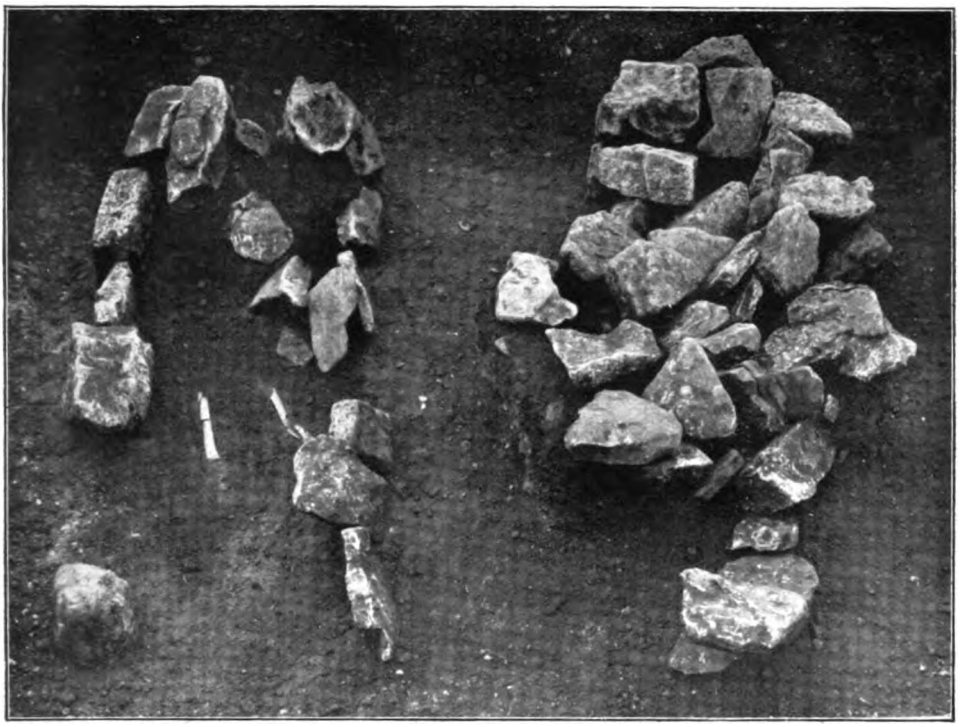


Abb. 1. Flughafen, Grab 40 und 41 von Norden.

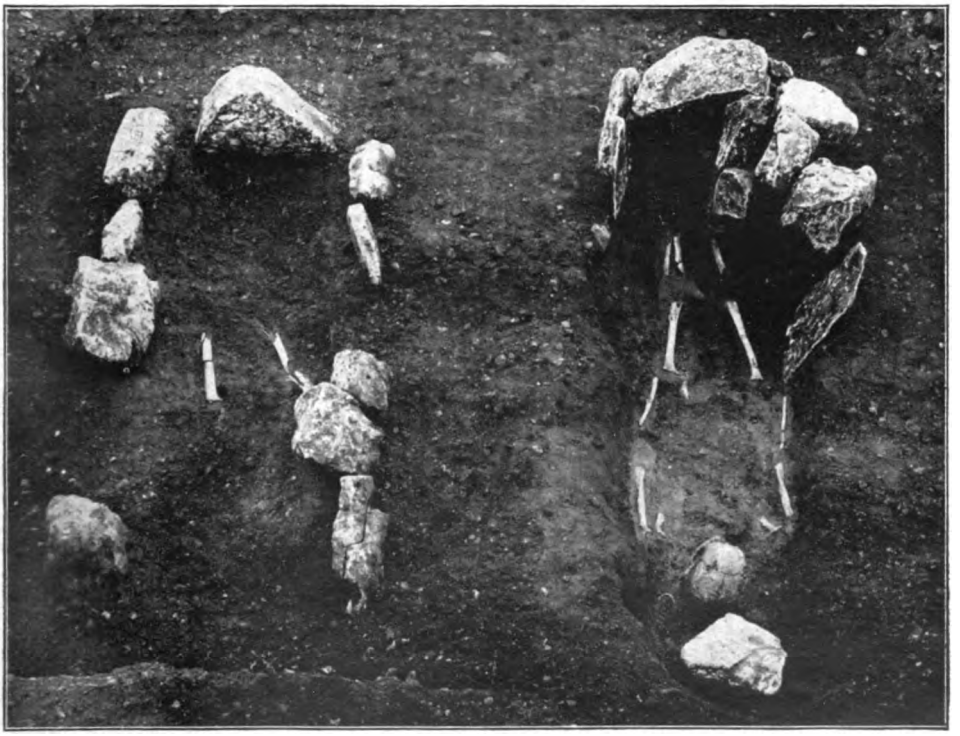


Abb. 2. Flughafen, Grab 40 und 41 geöffnet.



Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 1. Flughafen, Grab 38.

Abb. 2. Flughafen, Grab 43.



Digitized by Google

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

SEP 25 1928

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

# Mannus

## Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

**Prof. Dr. Gustaf Kossinna**

20. Band

Heft 4a

Leipzig • Verlag von Curt Kabitzsch

1928

Digitized by Google

## Inhalt des vorliegenden Heftes 4a des 20. Bandes:

Seite

**I. Abhandlungen.**

Engel, Carl, Neues über den Schönfelder Stil. Mit 68 Abbildungen im Text u. auf 6 Tafeln 265

van Werveke, L., Über die Zahl der Verellungen in Nord- und Mitteldeutschland und über das Alter des Rabutzer Tones. Mit 1 Abbildung im Text ..... 315

Wolff, K. F., Der heutige Stand der Rassenforschung ..... 328

**II. Bücherbesprechungen** ..... 365


# Die Heideterrasse

## zwischen Rheinebene, Acher und Sülz. (Wahner Heide)

Herausgegeben von **Dr. E. Rademacher**

127 Seiten mit 62 Abbildungen im Text und 2 Karten. 1927. gr. 8°.
Rm. 7,—, geb. Rm. 9.50

Aus dem Inhalt: Altenrath und die Heideterrasse (Dr. E. Rademacher). — Die Heideterrasse zur vor- und frühgeschichtlichen Zeit (Dr. E. Rademacher). — Die Bewohner der Heideterrasse (Prof. Dr. Zülkens). — Zusammenfassung (Reg.-Baurat E. Rademacher).

Um zu zeigen, wie sich hier ein bedeutendes Stück unverfälschter Natur inmitten eines großen Industriebezirkes erhalten konnte, ein Gebiet, auf dem eine uralte Kultur schon vor mehr als 5000 Jahren blühte, hat die Kölner Anthropologische Gesellschaft zum Anthropologen-Tag 1927 dieses Werk als Festgabe herausgegeben. Es ist ein Musterbeispiel heimatkundlicher Forschung und Darstellungsart.

**Curt Kabitzsch / Verlag / Leipzig**

# Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Förderung der Vorgeschichte unseres Volkes ist jetzt nationale Pflicht, dies kann nicht besser geschehen als durch Beitritt zur genannten Gesellschaft.

**Der Mitgliedsbeitrag** der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte beträgt für 1928 16 RM.; für Mitglieder der Berliner Zweiggesellschaft 1 RM. mehr; Österreichische Mitglieder zahlen fürs Jahr 24 Schilling, Mitglieder in der Tschechoslovakei 120 kč. Im übrigen beträgt der Beitrag für Mitglieder im Ausland 18.— RM. Die Einzahlung des Beitrages hat an den Verlag von Johann Ambrosius Barth, Leipzig, Salomonstraße 18b, dem der Verlag Curt Kabitzsch angegliedert ist, zu erfolgen. (Postscheckkonto Leipzig 28, Postsparkassenkonto Wien Nr. 156720; Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen, Prag, Krakauer Gasse 11). Die Mitglieder erhalten außer dem „Mannus" das auf 9—10 Nummern berechnete „Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit" kostenlos.

**Neuanmeldungen** sowie **Abmeldungen** sind entweder an den Vorsitzer, Herrn Geh. Regierungsrat **Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstrasse 10** oder an den Schatzmeister der Gesellschaft, Herrn **Ernst Suethlage, Berlin NW 21**, Quitzowstraße 123, zu richten.

**Anschrift-Änderungen** erbeten an den Verlag von **Curt Kabitzsch, Leipzig**, Salomonstraße 18b.

**Manuskripte, Vorlagen** usw. sind nur an den Herausgeber, Herrn Geh. Regierungsrat **Professor Dr. G. Kossinna**, Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10 einzuliefern (Einschreiben!). Manuskripte sollen möglichst einseitig beschrieben sein, Zeichnungen reproduktionsfähig ausgeführt unter Vermeidung von Bleistiftstrichen oder mit Bleistift ausgeführten Schattierungen. Am besten geeignet sind **Federzeichnungen**, die jedoch tief schwarz gehalten sein müssen. Graue Striche erschweren die Wiedergabe.

**Der Bezugspreis** des „Mannus", im Buchhandel während des Erscheinens beträgt RM. 24.— für den Band (einschließlich des Nachrichtenblattes für deutsche Vorzeit), nach Abschluß des Bandes wird er erhöht. Beim 20. Bande mußte wegen Stoff-Überfluß ein besonders zu berechnetes Heft 4a zwischengeschaltet werden. Preis Rm. 6.50 Ferner sei auf die **Ergänzungsbände** aufmerksam gemacht, von welchen 5 bereits vorliegen.

**Die Bände I—XIX** und **Ergänzungsband I bis V** können neu eintretende Mitglieder und Abonnenten, soweit noch vorhanden, nachbeziehen. Man wende sich an den Verlag.


Digitized by Google

# I. Abhandlungen.

## Neues über den Schönfelder Stil.

Von Carl Engel, Magdeburg.

Mit 68 Abbildungen im Text und auf 4 Tafeln, sowie einer Typentafel und einer Fundkarte.

---

Abkürzungen bei Literatur-Angaben.

Åberg, Studien = Åberg, Niels, Studien zur Schönfelder Keramik in Veröffentl. d. Prov.-Mus. Halle I, 3. Halle 1921.

Åberg, civ. énéol. = Åberg, Niels, La civilisation énéolitique dans la Péninsule Ibérique. Uppsala 1921.

A. u. h. V. = Altertümer unserer heidnischen Vorzeit, herausgegeben von Lindenschmit und Schumacher. 5 Bde. Mainz 1864—1911.

Eberts Reallexikon = Reallexikon der Vorgeschichte, herausgegeben von Max Ebert. Berlin, seit 1924.

Krone = Krone, O., Das Vorkommen des Rössener Stils im Braunschweigischen. Mannus Bd. 19 (1927), S. 305—308.

Kupka II—V = Beiträge zur Geschichte, Landes- und Volkskunde der Altmark (= „Stendaler Beiträge"). Stendal, Bd. II—V. Seit 1905.

P. Z. = Prähistorische Zeitschrift, herausgegeben von Schuchhardt, Schumacher, Seger. Berlin. Seit 1909.

Sprockhoff I = Sprockhoff, E., Die Kulturen der jüngeren Steinzeit in der Mark Brandenburg, in Vorgeschichtliche Forschungen, herausgegeben von M. Ebert. Berlin 1926.

Sprockhoff II = Sprockhoff, E., Ein Steinzeitfund von Ilversdorf, Kreis Helmstedt. P. Z. XVII, 1926, S. 166—170.

S. Th. Jahresschr. = Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder. Halle. Seit 1901.

Wieprecht = Wieprecht, H., Neue und ältere Funde Schönfelder Keramik aus dem Kreise Neuhaldensleben. P. Z. XIII/XIV. 1922. S. 158—165.

„Oben" verweist auf die Nummern der Fundberichte dieser Arbeit.

In den letzten Jahren hat sich das Material über die bisher nur von wenigen Fundplätzen bekannte jungneolithische Keramik Mitteldeutschlands, die nach ihrem ältesten Fundplatze als Schönfelder Stil bezeichnet wird, in so erheblichem Maße gemehrt, daß eine neue Zusammenfassung und kritische Betrachtung des gesamten Materials notwendig erscheint. Eine solche dürfte um so ergebnisreicher sein, als gerade die neuen Funde über Herkunft, Verbreitung und Zeitstellung der Schönfelder Keramik überraschende Aufschlüsse zu geben in der Lage sind und damit zugleich einen nicht unwesentlichen Beitrag zu der schwierigen Frage des Ursprungs und der gegenseitigen Beziehungen der spätneolithischen Kulturgruppen Mitteldeutschlands zu liefern vermögen.



Digitized by Google

Nachdem eine übersichtliche Zusammenfassung der älteren Funde mit guten Abbildungen bereits in der leicht erreichbaren Arbeit von Åberg [1]) gegeben ist, kann auf diese zurückgegriffen werden, so daß nach einer Zusammenstellung der neuen, noch unveröffentlichten Funde eine Gesamtdarstellung der Schönfelder Keramik und der sich an sie knüpfenden Probleme versucht werden soll, bei der die Kenntnis der Åbergschen Studien und der grundlegenden Fundberichte Kupkas [2]) und Wieprechts [3]) vorausgesetzt wird.

# I. Die neuen Funde.

## A. Neuerwerbungen des Magdeburger Museums für Natur- und Heimatkunde.

### 1. Groß-Ammensleben (Kreis Wolmirstedt) Abb. 1—4.

In der Gemeindekiesgrube, 2 km nordöstlich des Dorfes kam 1926 beim Abräumen des Kieses in der über dem Kiese liegenden Kulturschicht des Lößbodens etwa 0,40 m unter der Erdoberfläche ein reichverziertes, steilwandiges, dunkelrotbraunes Gefäß mit Leichenbrand zum Vorschein, das vom Lehrer Sach (Groß-Ammensleben) geborgen werden konnte. Die in mehrere große Stücke zerbrochene Urne ließ sich leicht zu einem vollständigen Gefäß zusammenfügen, das in Taf. VI, Abb. 1 wiedergegeben ist (Höhe 8,75 cm, Bodendurchmesser 16,5 cm, Öffnungsdurchmesser 18 cm). Auffallend war von vornherein neben der prunkvollen Verzierung der ausgeprägte Megalith-Charakter von Form und Ornament, während die in konzentrischen Kreisen angeordnete Bodenverzierung auf Anschluß an die Schönfelder Gruppe deutete. Ein kurze Zeit darauf bei dem Fortschreiten des Grubenabbaus zutage tretendes Gefäß gleicher Gruppe konnte durch die Unklugheit der Arbeiter nur in wenigen Stücken geborgen werden, die jedoch für eine sichere Wiederherstellung ausreichten und ein in Ornament und Form dem zuerst genannten durchaus analoges Stück ergaben (Taf. VI, Abb. 2, Höhe 10 cm, Bodendurchmesser 22 cm, Öffnungsdurchmesser 27,5 cm), das jedoch die elegant konkave Ausschweifung der Seitenwand vermissen ließ. Von einem dritten Gefäß wurden nur wenige Scherben von gelbbrauner Farbe geborgen (Abb. 5a). Sie tragen auf der Mitte der Außenwandung ein nicht sehr sorgfältig gearbeitetes Kreuzlinienmuster, das durch Betonen der Schnittpunkte bereits Annäherung zum Bogenstichmuster (vgl. unter 2 und 3) zeigt. Eine im Sommer 1926 daraufhin unternommene Versuchsgrabung des Magdeburger Museums blieb ohne Erfolg, offenbar, weil die Fundstelle nicht genau genug angegeben war.

Durch eine im Frühjahr 1927 unternommene Raubgrabung des in Groß-Ammensleben seßhaften Schmengler wurde wenige Schritte von den zuerst genannten zwei Gefäßen und den Scherben des dritten ein vierter, zwar wesentlich abweichender, aber doch zweifellos dem gleichen Stil zugehöriger Schalennapf von glänzend lederartig gelbbrauner Farbe aufgedeckt, der durch Lehrer Sach zwar zerbrochen, aber in fast allen Stücken in das Magdeburger Museum eingeliefert wurde und dort zusammengesetzt werden konnte (Taf. VI, Abb. 3). Er ist trotz aller Verwandtschaft zu den oben beschriebenen Schalennäpfen durch den Schulterumbruch und die feinere Art des Ornaments als eigener Gefäßtypus aufzufassen. Das in ihm enthaltene Knochenmaterial ist verhältnismäßig grob und nur leicht verbrannt, zwischen ihm fanden sich einige kurze Silexabschläge mit retuschierter Schneide (Messer). Höhe 9,5 cm, Öffnungsdurchmesser 27,5 cm, Bodendurchmesser 13,75 cm, Schulterhöhe von der Standfläche aus 4 cm.

Ein im Sommer 1927 durch den Lehrer Sach in Stücken geborgenes fünftes Gefäß (Taf. VI, Abb. 4) von stumpf gelbbrauner Farbe entspricht in Größe, Form und Ornament vollständig dem zuerst beschriebenen Schalennapf (Taf. VI, Abb. 1), weicht jedoch im Bodenornament insofern erheblich von ihm ab, als die sonst in konzentrischen Kreisen den Boden bedeckenden Ornamentlinien hier in Gruppen von 2—3 Liniensystem als parallel verlaufende Kreissehnen angeordnet sind. (Höhe 7,25 cm, Bodendurchmesser 15 cm, Öffnungsdurchmesser 18,5 cm).

---

[1]) Veröffentlichungen des Prov.-Museums zu Halle, Bd. I, Heft 3: Åberg, Studien über die Schönfelder Keramik, die schwedische „Bandkeramik" und die jütländische Obergrabkeramik. Halle 1921.

[2]) P. Z. II, 1910, S. 45—58 und 341—347.

[3]) P. Z. XIII/XIV, 1922, S. 158—165.

Digitized by Google

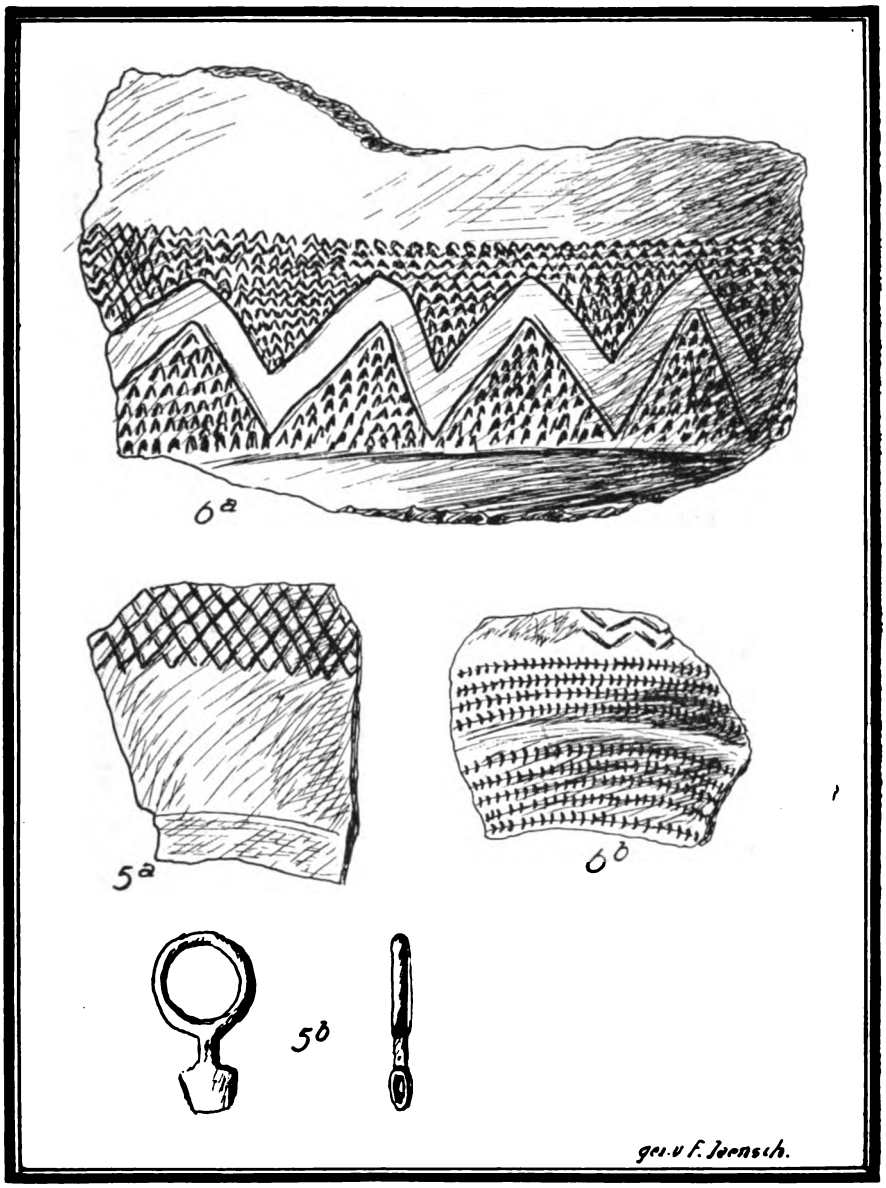



Abb. 5. Groß-Ammensleben. Abb. 6. Klein-Ammensleben (beide Kreis Wolmirstedt; Museum Magdeburg).

Die Zugehörigkeit dieser in Form und Ornament ganz neuartigen Keramik zur Schönfelder Kultur wurde durch die Auffindung eines sehr zierlich gearbeiteten Knochenanhängers (Abb. 5b) gestützt, der in der gleichen Kiesgrube in unmittelbarer Nähe der Urnen lag und genau dem durch Kupka vom Schönfelder Gräberfeld [1]) und dem von Wiepreckt aus der Dahldorfer Kiesgrube [2]) beschriebenen Stücke entsprach.

[1]) P. Z. II, 1910, S. 343, Abb. 6.
[2]) Wiepreckt, S. 159, Fig. 7.



Digitized by Google

Eine nochmalige, vom Magdeburger Museum im Oktober 1927 unternommene Nachgrabung zeitigte wiederum keine neuen Ergebnisse, offenbar, weil der Fundplatz erschöpft war.

## 2. Klein-Ammensleben (Kreis Wolmirstedt).

In der bereits aus den 80iger Jahren des 19. Jahrhunderts stammenden Sammlung Fritz Drevenstedt (Klein-Ammensleben), die von den Erben dem Magdeburger Museum

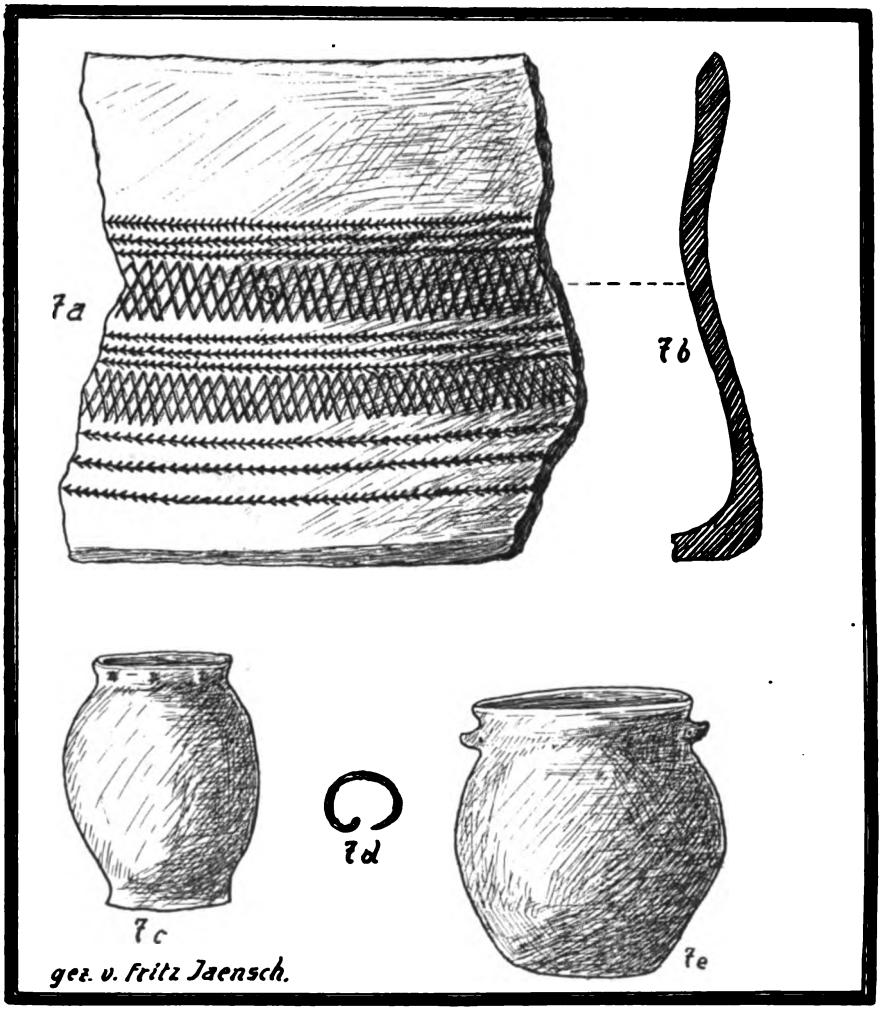



Abb. 7. Dölpke (Kreis Neuhaldensleben). Museum Magdeburg und Ummendorf.

leihweise überwiesen wurde, findet sich außer einigen kleinen, gelblichen Scherben mit der charakteristischen Verzierung der Ammensleber Schalennäpfe in Pfeilstich (Abb. 6b) ein größeres, ebenfalls gelbliches Bruchstück von der Seitenwand eines Schulternapfes (Abb. 6a), das in der Form dem in Abb. 3 wiedergegebenen Gefäße entspricht, sich jedoch durch den weniger scharf markierten Schulterabsatz und die leicht nach innen gewölbte, schräg nach unten verlaufende Fläche, besonders aber durch das Bogenstich-Ornament nicht unwesentlich von ihm unterscheidet.

Digitized by Google

### 3. Dölpke (Kreis Neuhaldensleben).

Bei den Feldarbeiten wurde im Herbst 1926 in der Nähe des Dorfes Dölpke eine kistenähnliche Steinpackung aus rotem Buntsandstein zerstört, in der sich eine etwa 60 cm hohe, eiförmige Urne (Abb. 7c) befand, die zur Hälfte mit Knochenasche gefüllt war. In ihr befand sich ein kleiner Bronzering (Abb. 7d). Das dunkelgraue, ziemlich rauhe Gefäß weist eine leichte Halskehle und verbreiterten Bodenabsatz auf (Abb. 7c); auf der Halskehle stehen schwach vorspringende Griffzapfen. Die Bestattung dürfte der frühen Bronzezeit, der Gefäßform nach der frühaunjetitzer Kultur angehören.

Bei der durch den Tierarzt Dr. Hansen (Eilsleben) vorgenommenen Nachgrabung fanden sich im Umkreis der Steinkiste rötlichgelbe Scherben mit wenig sorgfältig eingestochenen Pfeilstichlinien (Abb. 7a), wie sie, freilich in sorgfältigerer und strengerer Ausführung, für die Ammensleber Schalennäpfe (siehe unter 1) charakteristisch sind. Ein Wiederherstellungsversuch ergab einen ungewöhnlich großen Schalennapf mit niedriger, unten leicht ausgebauchter Wandung, die mit verhältnismäßig weichem Umbruch (Abb. 7b) in den Boden übergeht, also gegenüber den Ammensleber Näpfen leichte Entartungserscheinungen aufweist. Bodendurchmesser 37 cm, Öffnungsdurchmesser 35 cm, Höhe 11,5 cm. Er besaß wenigstens zwei von der Öffnung bis fast zum Gefäßboden herablaufende Griffleisten mit dünner Querdurchbohrung, wie sie Wiepprecht vom Becher von Dahldorf beschreibt [1]). Zwischen den Scherben dieses Schalennapfes lagen Bruchstücke eines rötlichgelben Gefäßes, die sich zu dem bauchigen Topf 7e zusammensetzen ließen, der eine deutlich abgesetzte Standfläche und auf der stark ausgeschweiften Halskehle zwei gegenständige, dornartig vorgezogene, schwach durchbohrte Griffzapfen trägt (Höhe etwa 35 cm, größter Durchmesser etwa 28 cm). Er weist große Ähnlichkeit mit den Kruken von Alversdorf [2]) und aus dem Köthener Lande (Nr. 25) auf. Im Umkreise des Steinkistengrabes fanden sich außerdem zwischen den beschriebenen Scherben mehrere Klümpchen von Rötel, einige Feuersteinabsplisse und zerbranntes Gebein, die vielleicht sämtlich einem bei der Anlage der Steinkiste zerstörten Ammensleber Grab angehörten [3]).

### 4. Dönstedt (Kreis Neuhaldensleben).

Von dem Lehrer Neczesanek wurden im Herbst 1926 dem Magdeburger Museum Scherben einer typischen Schönfelder Schale überwiesen, deren nähere Fundumstände nicht bekannt sind. Sie ermöglichten eine sichere Wiederherstellung (Taf. VII, Abb. 8). Das Ornament, das das für Schönfelder Schalen charakteristische Parabelband und zwischen seinen Schenkeln 5 Radiärstrahlen aufweist, zeichnet sich — ebenso wie die acht konzentrischen Bodenkreise — durch die auffallende Breite ($1^1/_2$—2 mm) der eingestochenen Grübchen aus. Den Außenrand umläuft ein Band in tiefem Pfeilstich. Es fehlen nicht die beiden für die Schönfelder Schalen charakteristischen einseitig gestellten Schnurösenhenkel. Öffnungsdurchmesser 35,3 cm, Bodendurchmesser 13 cm, Höhe 8,75 cm, Farbe dunkel-schwarzbraun.

### 5. Gerwisch (Kreis Jerichow I).

Die seit über einem Jahre auf dem Dünengelände des alten Gerwischer Pulverdepots vorgenommenen Ausgrabungen von Hans Lies (Magdeburg) ergaben im Laufe der Zeit eine große Menge von neolithischem Scherbenmaterial, unter dem sich, größtenteils bunt gemischt mit Keramik anderer jungsteinzeitlicher Kulturen, in der gleichen, etwa 40 cm unter der Erdoberfläche liegenden Kulturschicht eine große Anzahl Bruchstücke von Schönfelder Keramik befanden, die sämtlich vom gleichen Fundplatze (wohl einer Siedlung) stammen. Von dem sehr reichhaltigen und verschiedenartigen, jedoch stark zertrümmerten Material ließen sich rekonstruieren:

a) eine typische Schönfelder Schale (Taf. VII, Abb. 9), deren Bruchstücke fast vollständig erhalten waren, und die durch ihre starke Wölbung sowie durch das Tannenzweigmuster der Ornamentstrahlen und des Parabelbandes nicht unwesentlich von den bisher bekannten Formen abweicht. (Öffnungsdurchmesser 34 cm, Bodendurchmesser 10 cm, Höhe 12,5 cm. Farbe: dunkelbraun bis braungrau, an einzelnen Stellen heller).

b) Ein eiförmiger weitmundiger Becher mit zwei auf der gleichen Seite stehenden Ösen, über deren oberen Ansatz zwei schmale, tief eingestochene Punktlinien den oberen Rand des Gefäßes umlaufen (Taf. VII, Abb. 10). Höhe 13 cm, Öffnungsdurchmesser 12 cm, Bodendurchmesser 7,5 cm. Farbe: gelbgrau.

---

[1]) Wiepprecht, S. 160—161 und Fig. 5, S. 159.

[2]) S. Nr. 17, vgl. Sprockhoff II, S. 166—167.

[3]) Derartiges Vorkommen von Schönfelder Scherben im unmittelbaren Umkreis bronzezeitlicher Gräber ist auch von Wiepprecht (laut mündlicher Mitteilung) in der Neuhaldensleber Gegend mehrfach beobachtet worden. Vgl. auch unten Nr. 31.

Digitized by Google

c) Ein gleichgeformter Becher (Taf. VII, Abb. 11), unter dessen oberen Rand ein mit Stempel eingedrücktes scharfwinkliges Ornamentband verläuft; auch hier dürften die beiden unsymmetrisch gestellten Ösenhenkel zu ergänzen sein. Höhe 13,5 cm, Öffnungsdurchmesser 16,5 cm, Bodendurchmesser 5,5 cm. Farbe gelbgrau.

d) Ein unverzierter, ähnlich geformter Becher (Taf. VII, Abb. 12) mit flügelartig ausgezogenen Griffzapfen am oberen Rande. Öffnungsdurchmesser 17 cm, Bodendurchmesser 9,5 cm, Höhe 14 cm. Farbe dunkel-braungrau.

e) Eine kleine, stark gewölbte Schale, unverziert (Taf. VII, Abb. 13) mit den beiden charakteristischen, einseitig gestellten Schnurösenhenkeln. Auffällig ist die wie bei Gefäßen des späten Lausitzischen Stils grübchenförmig tief eingesenkte Bodenlinse. Sie findet sich, jedoch nicht in so scharfer Ausprägung, auch bei anderen Schönfelder Schalen. Ähnliche napfförmige Vertiefungen bildet Åberg (Civ. énéolithique) von spanischen Glockenbechern ab, z. B. Fig. 325 San Bartolomeo, Fig. 320 Argyll, Fig. 294 Ciempozuelos.

Von dem übrigen Scherbenmaterial, das keine sichere Wiederherstellung ermöglichte, sind besonders bemerkenswert die in den Abb. 14—15 wiedergegebenen Bruchstücke, die zwar sämtlich kennzeichnende Schönfelder Ornamente aufweisen, jedoch in der Technik von den bisher bekannt gewordenen Stücken leichte Abweichungen verraten. Eigenartig ist zunächst die außerordentlich feine und saubere Grübchentechnik des Ornaments, die Parallelen zur Dönstedter Schale (Taf. VII, Abb. 8) herausfordert, jedoch vielfach einen ungemein primitiven Eindruck macht. Dieser Eindruck steht im Gegensatz zu der sauberen, fast elegant zu nennenden Glättung des Tons an den Außenflächen der Schalen, die im ersten Augenblick bei der Bestimmung der Steinzeittonware stutzig macht und, zusammen mit dem vielfach in sauberer Schnittechnik hergestellten Ornament, wie es auch der weitmundige Becher (Abb. 11) aufweist, unwillkürlich Vergleiche zur Kerbschnittechnik der süddeutschen Bronze- und Hallstattzeit [1]) herausfordert. Als immer wiederkehrendes Verzierungsmotiv der Scherben erscheint das scharf gewinkelte Linienband, das, von 1—3 Punktreihen begleitet, teils durch seicht eingedrückte Grübchen, teils durch tief eingestochene Punkte (die man schon Löcher nennen möchte) oder durch Furchenstich hervorgebracht wird, und das teils in radialer Anordnung oder als Parabelband die Schalen verziert, teils in konzentrischen Kreisen halbkugelig geformte, jedoch flache Schalennäpfe umläuft. Die satt hellbraune Farbe des Tons, deren Glanz vielfach an Glasur erinnert, ist für den größten Teil des Gerwischer Materials charakteristisch. Ein großer Teil der Schalen und Schalennäpfe (letztere lassen stets starke Krümmung der Seitenwand erkennen und scheinen aus entarteten Schulternäpfen mit ganz rundlich gewordenem Profil hervorgegangen zu sein) ist nur mit einem oder zwei dicht unter dem Rande verlaufenden konzentrischen Punktstichbändern verziert gewesen. Sehr häufig finden sich unter dem Scherbenmaterial auch Bruchstücke der bekannten weitmundigen Begleitbecher (wie Taf. VII, Abb. 10—12). Vielleicht handelt es sich bei den Gerwischer Funden um eine leicht lokal gefärbte Sondergruppe der späten Schönfelder Kultur, die hier Einflüsse anderer jungneolithischer Kulturen — namentlich der Kugelflaschengruppe und der mitteldeutschen Wohnplatzkultur — aufgenommen hat. Eine ausführliche Darstellung dieser Beziehungen ist bereits an anderer Stelle gegeben worden [2]). Auch ergeben sich bemerkenswerte Beziehungen zu den Funden von Klein-Möhringen (Kreis Stendal) [3]).

### 6. Hohenwarsleben (Kreis Wolmirstedt).

In der südlich des Ortes gelegenen Tongrube einer Ziegelei entdeckte der Lehrer Schwerdtfeger (Dahlenwarsleben) bei geologischen Beobachtungen an der unteren Grenze der Humusschicht einen auffällig in den Geschiebelehm eingetieften Schwarzerde-Komplex, der sich bei näherer Untersuchung als neolithische Brandgrube erwies (Abb. 16c). Die zunächst durch Schwerdtfeger und den am Magdeburger Museum tätigen Assistenten Herrmann, später von mir selbst vorgenommenen Untersuchungen ergaben eine ungewöhnlich reiche Menge von Scherbenmaterial des Schönfelder Stils, das in kleinen und fast durchweg stark verkohlten Bruchstücken, hauptsächlich in dem mittleren Teil der Grube, in geringerer Menge an ihrem oberen und unteren Rand lag. Da die Grube an einer steil abfallenden Geschiebelehmschicht zum Vorschein kam und ihr Inhalt von der Seite her geborgen werden konnte, war es möglich, genaue Profile (Abb. 16a und b) zu zeichnen. Die Brandgrube selbst beginnt 25 cm unter der Erdoberfläche, wo ihre obere Grenze sich nur unscharf gegen die darüber gelagerte Kulturschicht abhebt. Die Tiefe der Grube beträgt 32—65 cm, ihr oberer Durchmesser 45—50 cm. Sie hebt sich durch die tiefschwarze, stark

[1]) Vgl. A. u. h. D., Taf. 32 u. 40.

[2]) Engel, Jungsteinzeitliche Wohnplätze an der Mittelelbe in Abhandl. u. Ber. a. d. Magdeburger Museum für Natur- und Heimatkunde. Bd. V, Heft 2. Magdeburg. Erscheint 1929.

[3]) Kupka, V, 3, 1927, S. 146—147.

Digitized by Google

mit Asche vermengte Branderde scharf gegen den hellgrauen Geschiebelehm ab, in dem sie steht. Am auffälligsten war die den unteren Teil der Grube bildende tiefschwarze Aschenerdeschicht, die nach der Mitte zu in weniger intensiv gefärbte Partien überging, um an ihrem oberen Rande nochmals in eine sehr deutliche Schwarzaschenschicht auszulaufen. An den Seiten und dem unteren Rande verzahnt sich die Kohleschicht mit dem angrenzenden hellgrauen Geschiebelehm. Ob es sich bei der Grube um eine eigenartige Form von Brandbestattung, ob um eine Abfallgrube gehandelt hat, war nicht mit Sicherheit zu ermitteln. Da ich selbst erst am Schlusse der Bergungsarbeiten die Beobachtung übernehmen konnte, war es mir nicht möglich, hierüber einen klaren Entscheid zu gewinnen [1]). Charakteristischen Leichenbrand habe ich nirgends beobachten können, obwohl sein Vorkommen behauptet wurde. Auch eine reguläre Beisetzung der Asche in Gefäßen kann nicht vorgelegen haben, da gegen die Annahme einer späteren Störung alle Anzeichen sprechen. Andererseits macht das gesammelte, regellos durcheinander gewürfelt gefundene Scherbenmaterial

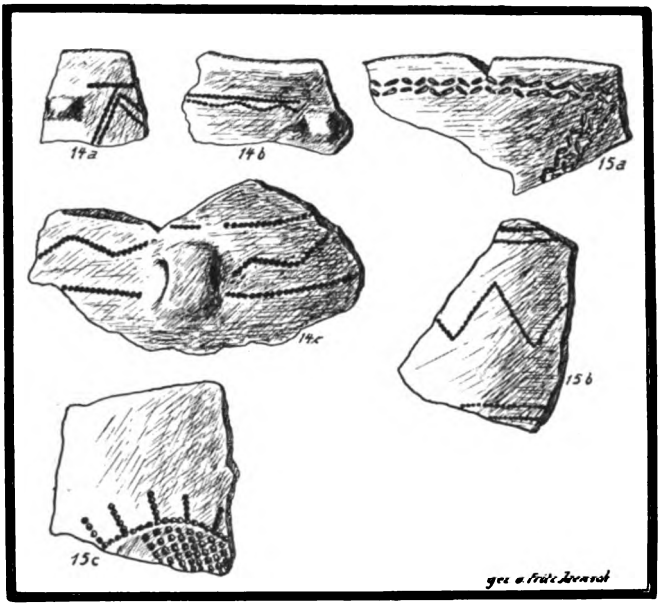


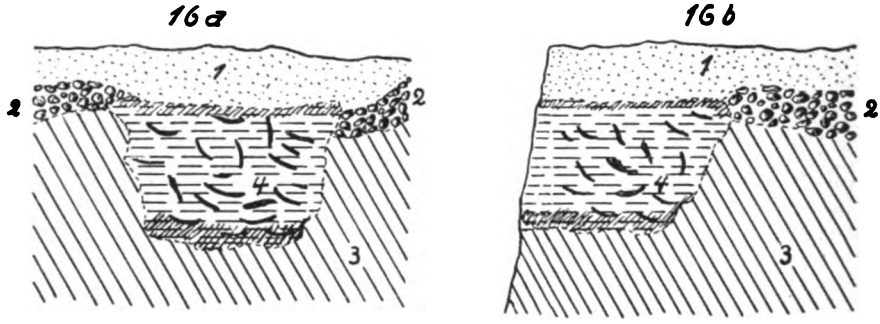

Abb. 14 und 15. Gerwisch (Kreis Jerichow I); Museum Magdeburg.

einen vollständig einheitlichen und merkwürdigen Eindruck: es handelt sich um Bruchstücke von wenigstens 20 Gefäßen, von denen jedoch trotz sorgfältigsten Sammelns und Zusammensetzens mit Ausnahme des kleinen Becherchens (Taf. VIII, Abb. 21) kein einziges in allen Teilen vorhanden war. Von vielen Gefäßen fanden sich nur wenige Bruchstücke. Sämtliche Scherben sind mit einer schwarzen Aschenschicht überzogen. Diese springt leicht ab und läßt dann die hellgelblichgraue Grundfarbe des Tons erkennen. Fast alle Scherben sind — offenbar durch spätere Einwirkung sehr hoher Hitzegrade — außerordentlich spröde und brüchig geworden. Mehrere Stücke zeigen sogar eine chemische Veränderung des Tons, der z. T. blasige und schaumige Struktur angenommen hat. Besonders auffällig tritt dies bei den fast vollständig aus Bruchstücken zusammengesetzten Bechern, Abb. 22a und b, hervor, die beide in ganz analoger Weise nur an der einen Randseite, und von da an der Außenseite in einem schmalen Streifen zum Boden herablaufend, eine derartige chemische Veränderung des Tons zeigen. Es macht den Eindruck, als ob beide Gefäße mit einer stark auf Hitze reagierenden Flüssigkeit (etwa einer Harzmasse?) gefüllt am Rande

[1]) Eine von Professor Dr. Ebert (Berlin) bei der Besichtigung des Fundes geäußerte Ansicht, es könne sich bei der Brandgrube um Überreste einer Ustrine handeln, möchte ich nicht verfehlen, hier anzuführen, da sie mir eine höchst einleuchtende Erklärung der geschilderten merkwürdigen Erscheinungen zu bieten scheint.

Digitized by Google

eines sehr hohe Temperaturen ausstrahlenden Feuers gestanden hätten. Beim Überkochen wäre dann diese Flüssigkeit über Rand und Außenwand der dem Feuer zugekehrten




16c

Abb. 16. Hohenwarsleben (Kreis Wolmirstedt). Profil der Brandgrube. a von vorn, b von der Seite, c Photographie. 1 = Kulturschichte aus humösem Löß. 2 = Steinsohle des Löß. 3 = Geschiebelehm, sehr stark mit Ton durchknetet. 4 = Brandgrube mit Scherben.

Seite des Gefäßes herabgelaufen und hätte die geschilderte Veränderung des Tons und seine blasig-schaumige Struktur hervorgerufen.

Mit den Gefäßscherben zusammen ist eine Anzahl von Feuersteinabschlägen (Messer und Schaber) gefunden, von denen einige sehr fein gearbeitete Rückenretuschen und Arbeits-

Digitized by Google

kanten zeigen; sie wie auch eine Anzahl gröberer Bruchstücke aus Feuerstein und Quarz, die keine sicheren Bearbeitungsspuren aufweisen, lassen keine Brandspuren erkennen. Schließlich stammen aus der gleichen Grube zwei Klümpchen intensiv färbenden Rötels (vgl. den Fund von Dölpke, Nr. 3!).

Aus dem vorhandenen Scherbenmaterial ließen sich wenigstens je eine aller vorkommenden Gefäßformen und Ornamentarten wiederherstellen. Es ergaben sich dabei folgende Typen:

1. Flacher Schalennapf mit sehr schräger, leicht konvex ausgeschwungener Wandung (Taf. VII, Abb. 17); Boden mit 9 konzentrischen Kreisen in Strichlinienmuster verziert. Von

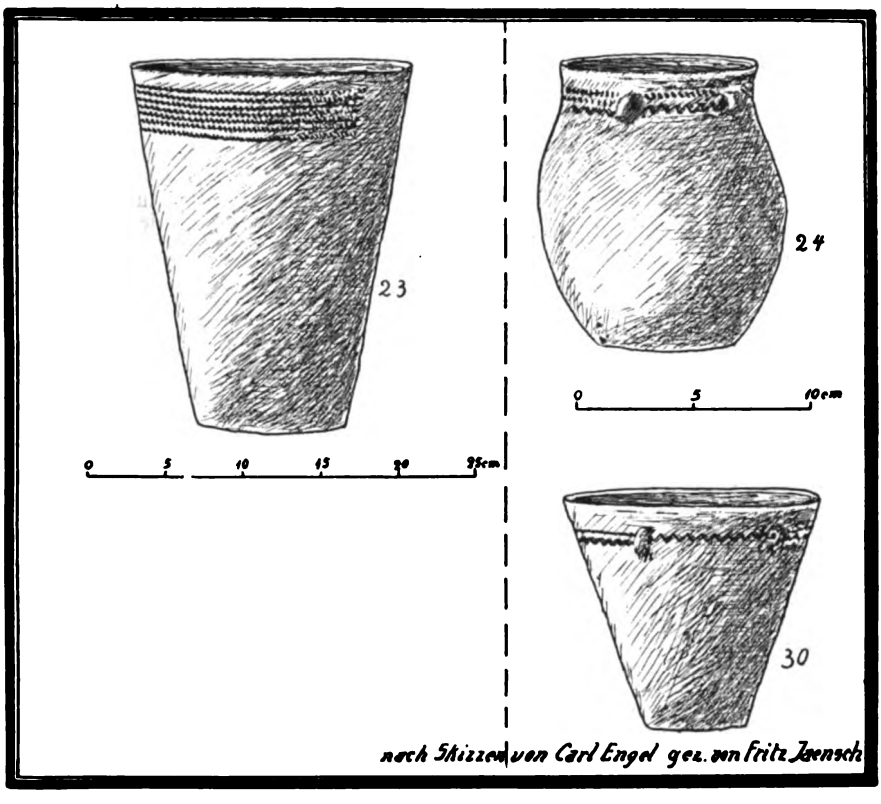



Abb. 23. Kreis Stendal; Museum Stendal.
Abb. 24. Aderstedt (Kreis Bernburg); Prov.-Museum Halle.
Abb. 30. Eisleben (Mansfelder Seekreis); Museum Eisleben.

ihm verlaufen zu dem von 3 Winkelbändern umzogenen Rande acht breite Radiärbänder mit Furchenstichlinien. Diese sind auf $^1/_4$ Seite der Wandung ausgespart und zeigen so den ersten Anfang zur Asymmetrie. Das Stück entspricht völlig dem bei Aschersleben gefundenen Schalennapf [1]). Höhe 6 cm, Öffnungsdurchmesser 24,5 cm, Bodendurchmesser 14 cm.

2. Flacher, geradwandiger Schalennapf von kegelförmiger Gestalt mit kleinster Bodenfläche und weiter Öffnung. Das Ornament ist auf der Wandung in quergestrichelten, mondsichelförmigen Bändern, auf dem Boden in Form eines achtstrahligen Sternes eingeritzt bzw. eingeschnitten (Taf. VII, Abb. 18); ein Muster, das bisher in der Schönfelder Keramik ohne Parallele dasteht. Höhe 6,5 cm, Öffnungsdurchmesser 24 cm, Bodendurchmesser 10,5 cm.

3. Sehr flache Schale mit charakteristischem „Schönfelder" Parabelband, das den mit konzentrischen Kreisen verzierten Boden umläuft, und drei dazwischen vom Rand

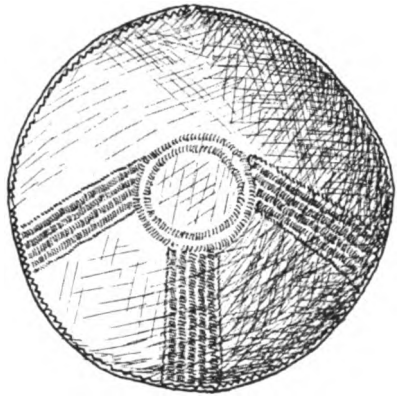
[1]) Abbildung bei Åberg, Studien, S. 11, Abb. 2 und auf unserer Typentafel X.

Digitized by Google

zum Boden verlaufenden Radiärbändern, alles in fein ausgeführtem Furchenstich (Taf. VIII, Abb. 19). Höhe 5,75 cm, Öffnungsdurchmesser 37 cm, Bodendurchmesser 11,5 cm.

4. Sehr flache Schale ohne Bodenabsatz, verziert durch ein aus quergerieften Strichlinien gebildetes Parabelband, von dessen Scheitel ein einzelner Radiärstreifen gleicher Technik zum Rande läuft. Die Bodenverzierung in konzentrischen Kreisen ist kaum noch angedeutet, das Ornament nur ganz schwach eingedrückt (Abb. 20). Das Stück entspricht in Technik und Verzierung der bei Åberg, Studien, S. 14, Fig. 9 abgebildeten Schale vom Schönfelder Gräberfeld. Höhe 5,5 cm, Öffnungsdurchmesser 32,5 cm, flache Bodenfläche (nicht abgesetzt) 16,5 cm.

5. Eiförmiger, weitmundiger Becher mit Verzierung in 14 seicht eingetieften, konzentrischen Kreisrillenlinien unter dem Rande, deren eine nur noch schwache Andeutungen des Winkelbandes erkennen läßt (Taf. VIII, Abb. 22b). Am Rand und Außenfläche der einen Wandung ist die Tonmasse blasig-schaumig aufgetrieben. Höhe 13 cm, Öffnungsdurchmesser 11,5 cm, Bodendurchmesser 7 cm.



20

Abb. 20. Hohenwarsleben (Kreis Wolmirstedt); Museum Magdeburg.

6. Eiförmiger, weitmundiger Becher mit konzentrischem, horizontal liegendem Leiterband unter der Öffnung, das nach unten zu von einer Punktlinie begleitet wird (Taf. VIII, Abb. 22a). Die Verzierung läßt schwach ausgebildeten Furchenstich erkennen. Höhe 13,5 cm, Öffnungsdurchmesser 12,25 cm, Bodendurchmesser 6,5 cm.

7. Kleines Becherchen mit eiförmigem Bauch und schwach trichterförmigem Halsaufsatz, der mit konzentrischen Kreislinien verziert ist, die z. T. noch Andeutungen des Winkelbandes erkennen lassen (Taf. VIII, Abb. 21). Es zeigt in Form wie Ornamentanordnung Anklänge an schnurkeramische Becher. Höhe 6,5 cm, Öffnungsdurchmesser 6 cm, Bodendurchmesser 3,75 cm.

8. In der Form — offenbar durch starke Hitzeeinwirkung — völlig verzerrter Becher mit (sekundär) oval gewordener Öffnung, in der Verzierung Nr. 6 entsprechend. Größte Öffnungsweite etwa 14 cm, kleinste etwa 12 cm.

Sämtliche Gefäße sind mit zwei einseitig gestellten Ösenhenkeln versehen.

## B. Alte und neue Funde aus anderen Museen der Provinzen Sachsen und Brandenburg und der Länder Anhalt und Braunschweig,

die bisher nicht veröffentlicht sind oder deren Zugehörigkeit zur Schönfelder Kultur nicht erkannt wurde.

7. Kreis Stendal (genauer Fundort unbekannt), Altmärkisches Mus. Stendal.

a) Sehr schlanker und hoher Blumentopfbecher (Abb. 23), ohne die wohl zugehörigen zwei Ösenhenkel ergänzt, von sieben parallelen Furchenstichlinien 2 cm unter der Öffnung umlaufen, gelblichbraun; die Einstiche sehr grob und tief. Öffnungsdurchmesser etwa 18 cm, Bodendurchmesser etwa 9 cm, Höhe etwa 20 cm.

b) Rest einer großen, gelbbraunen, stark gewölbten Schönfelder Schale, stark ergänzt. Auf dem Boden mit sieben, unter der Öffnung mit fünf konzentrischen Kreisen in gröbstem Furchenstich verziert; vom Boden zum Rand verlaufen vier senkrechte Radiärbänder von 11—14 groben Furchenstichlinien, ein fünftes scheint in der üblichen Weise als Parabelband umzubiegen. Höhe etwa 11 cm, Öffnungsdurchmesser etwa 35 cm, Bodendurchmesser etwa 15 cm.

8. Wegwitz (Kreis Merseburg), Prov.-Mus. Halle 16: 1152 (Neuß).

Randscherben mit drei Linien senkrecht gestellter kurzer Striche, deren unterste in der Form eines flachen Winkelbandes angeordnet sind. Vermutlich der Schönfelder Gruppe zugehörig.

Digitized by Google

9. Quedlinburg (Stadtkreis), Eselstall, Museum Quedlinburg.

Im oberen Teile ausgebauchter, sauber geglätteter hoher Schalennapf [1]) mit leicht und elegant geschwungener Wandung von grauschwarzer Farbe und mit zwei einseitig gestellten, quer durchbohrten Schnuröesenhenkeln. In der Höhe der Ösenhenkel umlaufen drei tief eingestochene Furchenstichlinien den Außenrand, deren unterste von senkrecht gestellten kurzen fransenartigen Strichen gesäumt ist. Höhe etwa 12 cm, Öffnungsdurchmesser etwa 25 cm, Bodendurchmesser etwa 11 cm.

10. Bernburg (Kreis Bernburg), Rösseberg. Museum Bernburg St. 811.

Flache Schale mit zwei einseitig gestellten Schnuröesenhenkeln (Taf. VIII, Abb. 27, die ich der Güte des Kreiskonservators Schönemann, Bernburg verdanke). Von dem mit einer unsymmetrischen, in gröbstem Furchenstich ausgeführten Kreislinie verzierten Boden verlaufen drei Radiärstrahlen in grober Furchenstichtechnik zum Rande, von denen zwei am Ansatz der Ösenhenkel enden, während der dritte zwischen beiden in der Mitte läuft. Jeder Radiärstrahl besteht aus zwei Furchenstichlinien, die mit einem Muster gefüllt sind. Das Ornament weist in seiner Asymmetrie Ähnlichkeit mit den Schalen vom Schönfelder Gräberfeld auf, läßt jedoch den Umlauf des für diese so charakteristischen Parabelbandes vermissen. Größter Durchmesser 18,5 cm, Höhe 6—7,5 cm. Farbe gelblichbraungrau.

11. Cörmigk (Kreis Köthen), Lederbogenscher Mühlberg (Taf. VIII, Abb. 28).

Aus einem Hügelgrab, dessen Inhalt meist aus älterer Schnurkeramik bestand (Abb. und Mitteilungen verdanke ich der Güte des Kreiskonservators Götze, Köthen). Museum Köthen.

a) Gewölbter Schalennapf (Taf. VIII, Abb. 28 links) mit zwei einseitig gestellten Schnuröesenhenkeln und fünf Pfeilstichlinienbändern in Höhe der Griffösen. Farbe dunkelbraungrau.

b) Bauchige Kruke (Taf. VIII, Abb. 28 rechts) mit verjüngtem, leicht trichterförmigem Hals und vier über der Schulter sitzenden Schnuröesen. Zwischen diesen ein Ornamentband aus senkrecht und wagerecht gestellten Schnittlinien; dicht über dem Schulterumbruch ein Band von sechs gewinkelten Linien, die Anklänge an das bekannte Bernburger Winkelstichmuster zeigen. Farbe braungrau.

12. Bornitz (Kreis Zeitz). Museum Zeitz.

Gewölbtwandige Schale mit Standring (Taf. IX, Abb. 31) und ganz verwaschenem Ornament in mattem Furchenstich sowie mit zwei einseitig dicht nebeneinander gestellten Ösenhenkeln. Gelbrot bis bräunlich. Von der mit konzentrischen Kreisen verzierten Bodenmitte verlaufen sechs vierlinige Radiärstrahlen zum Bodenrand; abwechselnd mit ihnen ziehen sich acht Radiärstrahlen vom Boden- zum Schalenrand, deren zwei Mittellinien von hängenden Dreiecken flankiert sind. Den Schalenrand umlaufen ungleichmäßig 1—3 Furchenstichlinien. Öffnungsdurchmesser 19 cm, Bodendurchmesser etwa 8 cm, Höhe 6,5 cm.

13. Krielow (Kreis Zauch-Belzig). Sammlung Stimming, Groß-Wusterwitz.

Bei einem Besuche der Sammlung Stimming, Groß-Wusterwitz sah ich dort zwei scharf profilierte Schulternäpfe von lederbraungelber Farbe, die in Form wie Ornament in allen wesentlichen Punkten dem Schulternapf von Groß-Ammensleben entsprachen (S. 279, Abb. 44 und 45, die ich der Güte des Oberstabsarztes Dr. Stimming, Groß-Wusterwitz verdanke). Abb. 45 besitzt durch das in Bändern den Gefäßkörper umlaufende Leitermuster im Kreise der Schönfelder Keramik bisher kein Gegenstück.

14. Schöningen (Braunschweig), Teichsmühle.

15. Groß Dahlberg (Braunschweig), Espenberg.

16. Wittmar (Braunschweig).

17. Alversdorf bei Offleben (Braunschweig).

18. Quedlinburg (Stadtkreis), westl. Hamwarte.

---

[1]) Die nach meiner Handskizze angefertigte Abbildung des Gefäßes (Nr. 25) wurde weggelassen, da Herr Museumsleiter Schirwitz (Quedlinburg) die bildliche Veröffentlichung nicht wünschte. Das Stück ist in Form und Ornament dem Taf. VIII, Abb. 28 links wiedergegebenen Schalennapf von Cörmigk ähnlich.

Digitized by Google

Die unter 14—18 aufgeführten Stücke, die sich im städtischen Museum Braunschweig befinden und von O. Krone unter „Das Vorkommen des Rössener Stils im Braunschweigischen" (Mannus, Bd. 19, 1927, S. 305—308) veröffentlicht wurden, gehören nach Form und Verzierung zur Ammensleber Keramik, der sie in allen wesentlichen Punkten entsprechen. Ob auch das a. a. O., S. 307 oben abgebildete Bruchstück mit ausgeschweifter Schulter hierher zu rechnen ist (Fundort südöstlich von Schöningen), wie es den Anschein hat, wage ich auf Grund dieses geringen Restes nicht zu entscheiden. Mit dem Rössener Stil haben die angeführten Stücke nur die prunkvolle Art der Dekoration und den Megalithcharakter des Ornaments gemeinsam, was Krone, dem die Ammensleber Funde unbekannt waren, begreiflicherweise dazu führen mußte, sie dieser Kultur anzugliedern, mit der namentlich das zuletzt angeführte Stück (Fundort südöstlich Schöningen) unverkennbare Verwandtschaft zeigt. Über die besonders merkwürdigen Stücke von Alversdorf, die auch Sprockhoff [1]) beschrieben hat, vgl. unten!

## 19. Neuhaldensleben (Kreis Neuhaldensleben), Rosmarienbreite. Museum Neuhaldensleben.

Bei einer genauen Durchsicht des von Wegener 1896 in der Kulturschicht einer Siedlung ausgegrabenen Scherbenmaterials (Literatur siehe Fundortsverzeichnis Nr. 33), bei der mich Dr. Wiepprecht freundlichst unterstützte, fanden sich, wie Wiepprecht (a. a. O., S. 162) bereits festgestellt hatte, eine größere Anzahl von Bruchstücken Schönfelder Schalen (buntgemischt mit solchen der nordwestdeutschen Megalithkeramik), von denen ich die wichtigsten im folgenden anführe:

a) Vier braunschwarze, glänzende Scherben (wie Abb. 32) mit zwei Winkelstichbändern am Rande, von denen doppellinige, im Furchenstich ausgeführte Dreieckswinkel herabhängen.

b) Ein großer und breiter weitmundiger Begleitbecher mit Winkelstich- und Furchenstichornamentbändern (wie die Becher vom Schönfelder Gräberfeld) braungrau.

c) Schwarzbraunes Gefäßbruchstück mit Strichlinienmuster und rundem Kreis, der aus kurzen, kammförmigen Strichen gebildet wird (Abb. 33). Dieses „Sonnenscheiben"-Ornament hat große Ähnlichkeit mit Kreisverzierungen der frühen Eisenzeit (z. B. auf dem Gefäß von Quenstedt, Kr. Halberstadt im Prov.-Mus. Halle), ist jedoch im Gegensatz zu diesem in reiner Steinzeittechnik (Tiefstich) ausgeführt. Parallelen finden sich auch auf Gefäßen der spanischen Steinkupferzeit, z. B. von Los Millares [2]). Ob die Verschwisterung des Fundplatzes mit Altmegalithkeramik, wie sie sich auffallenderweise auch am Fuchsberg bei Neuhaldensleben (vgl. unten Nr. 16) und bei Gerwisch (vgl. oben Nr. 5) zeigt, auch auf direkte Zusammenhänge beider Kulturen an diesen Stellen (etwa durch kontinuierliche Besiedlung) hindeutet, ist bei der Unsicherheit der Fundumstände nicht zu entscheiden.

## 20. Neuhaldensleben (Kreis Neuhaldensleben), Fuchsberg. Museum Neuhaldensleben.

Auch hier ergab eine unter der freundlichen Mithilfe von Dr. Wiepprecht vorgenommene Durchmusterung des Wegenerschen Materials (Literatur siehe Fundortsverzeichnis Nr. 32, vgl. auch Wiepprecht, a. a. O., S. 162) eine größere Anzahl von Schönfelder Scherben, die, wiederum mit Altmegalithkeramik vermengt, von Wegener dem Umkreis eines bronzezeitlichen Grabes (Montelius P. II) entnommen wurden. Von ihnen seien die wichtigsten im folgenden angeführt:

a) Schwarz- und gelbbraune, teils glänzende, teils matte Scherben mehrerer flacher Schalen mit Radiärstrahlen in Furchen- und Winkelstich und eingeritzten Linien, die von Winkelstichbändern flankiert werden (Abb. 34).

b) Glänzend braunrotes bis graubraunes Bruchstück eines Schalenbodens mit konzentrischen Kreislinien, die, zu 2—3 nebeneinander laufend, durch quergestellte Gruppen von 2—3 Furchenstichlinien verbunden sind. Am Bodenrande münden Radiärstrahlen, die von zwei eingeritzten Linien mit flankierenden Winkelstichlinien gebildet werden (Abb. 35).

c) Bruchstücke einer grauschwarzen Schale mit Winkelstichverzierung auf dem Innenrand (Abb. 36). Vielleicht ist dieses Stück der Walternienburger Kultur zuzurechnen, auf deren flachen, napfartigen Tellern ähnliche Verzierungen vorkommen und an die sich Anklänge auch sonst in dem Scherbenmaterial finden. Schalen mit verziertem Innenrand finden sich jedoch auch in der dänischen und nordwestdeutschen Megalithkeramik.

---

[1]) Sprockhoff II, S. 166—170.
[2]) Åberg, Civ. énéol., S. 133, 134, Abb. 168—170.

Digitized by Google

d) Dunkelgraues Bruchstück einer Schale mit unverziertem Boden, zu dem in senkrechter Richtung eingeritzte Linien über die gewölbte Schalenwand laufen (Abb. 37).
e) Oberteil eines weitmundigen Bechers.

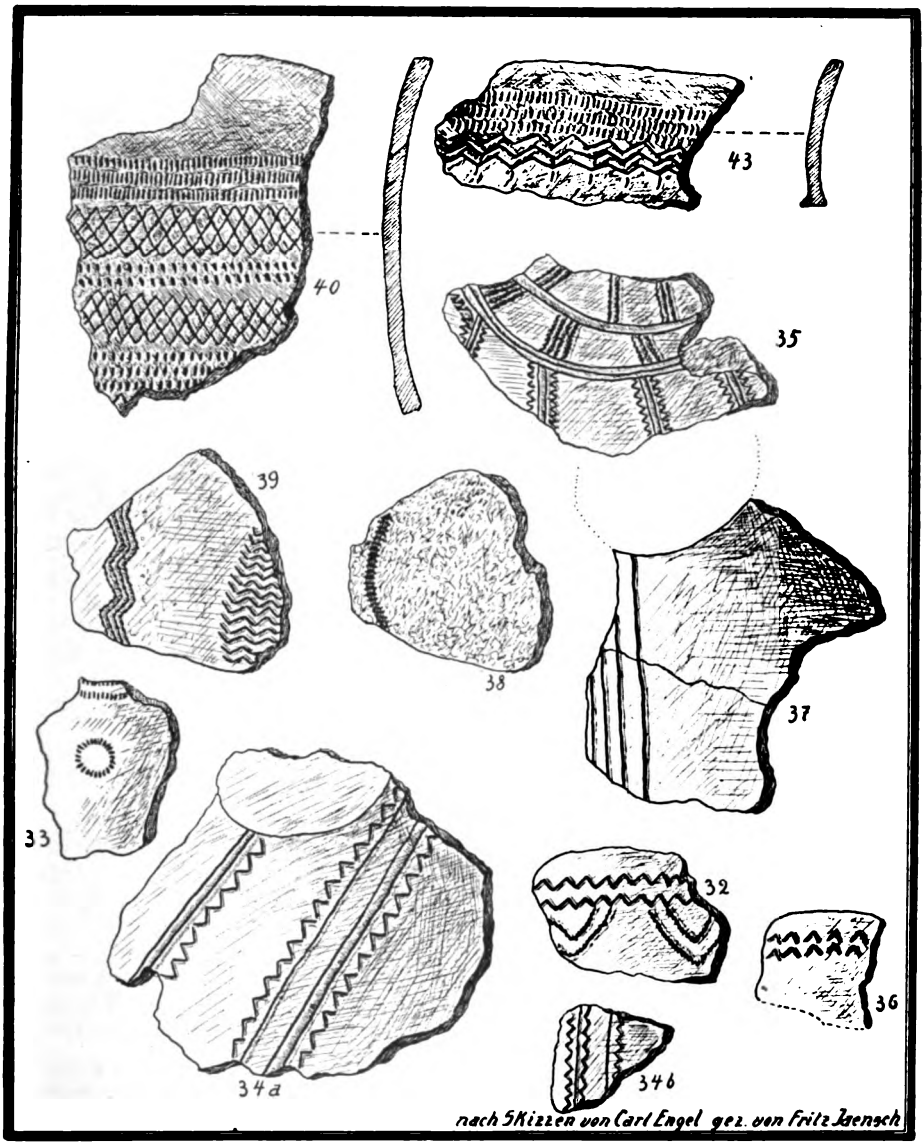



Abb. 32—39. Neuhaldensleben. Abb. 40. Althaldensleben. Abb. 43. Alvensleben. Sämtlich Kreis und Museum Neuhaldensleben.

f) Braunschwarzes rauhes Bruchstück eines Schalenbodens, an dessen Außenrand eine grobe Pfeilpunktlinie verläuft (Abb. 38).
g) Mehrere Randscherben Schönfelder Schalen mit der typischen Winkelstichverzierung (Abb. 39).

Digitized by Google

21. Pißdorf (Kreis Köthen), Museum Köthen [1]).

Steilwandiger Blumentopfbecher mit zwei unpaarigen Ösenhenkeln, Punktstich- und Winkelstichband unterhalb der Öffnung (Taf. IX, Abb. 52, die ich der Güte von R. Schulze, Köthen verdanke).

22. Grünewalde bei Schönebeck (Kreis Kalbe a. d. Saale).

Wein-Berg; durch Direktor Wolfgang Wankel dem Schönebecker Heimatmuseum zugeführt. Bereits durch Kupka [2]), jedoch nicht immer zutreffend, beschrieben.

a) Steilwandiger Blumentopfbecher mit vier kreuzförmig gestellten, weit herablaufenden, quer durchbohrten Griffleisten. Zwischen diesen auf den einzelnen Seitenflächen

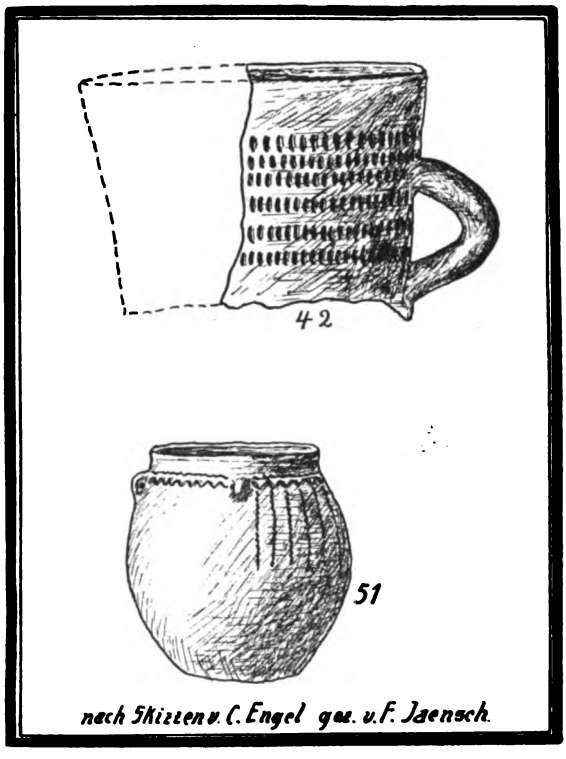



Abb. 42. Hundisburg; Kreis und Museum Neuhaldensleben.
Abb. 51. Aschersleben (Kreis Aschersleben, Prov. Museum Halle).

verschiedenartig ausgeführte Ornamentbänder in Furchenstich, Winkelstich und Rillenlinien (S. 281, Abb. 46). Höhe: etwa 30 cm, Öffnungsdurchmesser etwa 18 cm, Bodendurchmesser etwa 12 cm.

b) Steilwandiger Schalennapf nach Ammensleber Art mit zwischen den Griffösen umlaufendem Ornamentband in grobem Winkelstich und Rillenlinien (Abb. 47). Größter Durchmesser etwa 26 cm, Höhe etwa 10 cm. Boden fehlt.

c) Mehrere Scherben von Schönfelder Schalen mit ablaufenden Radiärbändern in Winkelstich und Ritzlinienmustern (Abb. 49a, b). Bei einem der Scherben ist ein Teil des fast völlig zurückgebildeten Bodens zu erkennen, doch läßt sich nicht mit Sicherheit ermitteln, ob es sich um symmetrische oder asymmetrische Bodenverzierung handelt. Die Technik entspricht der Verzierungsart der Schalen vom Schönfelder Gräberfelde.

[1]) Bereits erwähnt von R. Schulze in den Anhaltischen Geschichtsblättern 1926, S. 94 und Kupka V, 4, S. 251.

[2]) Kupka V, 4, S. 252.

Digitized by Google

d) Zwei Bruchstücke von steilwandigen Blumentopfbechern mit Ornamentbändern in sehr steil gestelltem Winkelstich und fein gestochenen Furchenstichlinien. Das abgebildete Bruchstück (Abb. 48) gehört einem sehr hohen Becher von der Form wie Abb. 46 an.

### 23. Barby (Kreis Kalbe a. d. Saale).

Kiesgrube Schöne. Von Kupka [3]) mit „Grünewalde" bezeichnet. Gewölbte Schale mit flachem Boden, von Direktor Wolfgang Wankel 1923 für das Schönebecker Heimatmuseum geborgen. Ornament in Pfeilstich. Von zwei unter der Öffnung verlaufenden

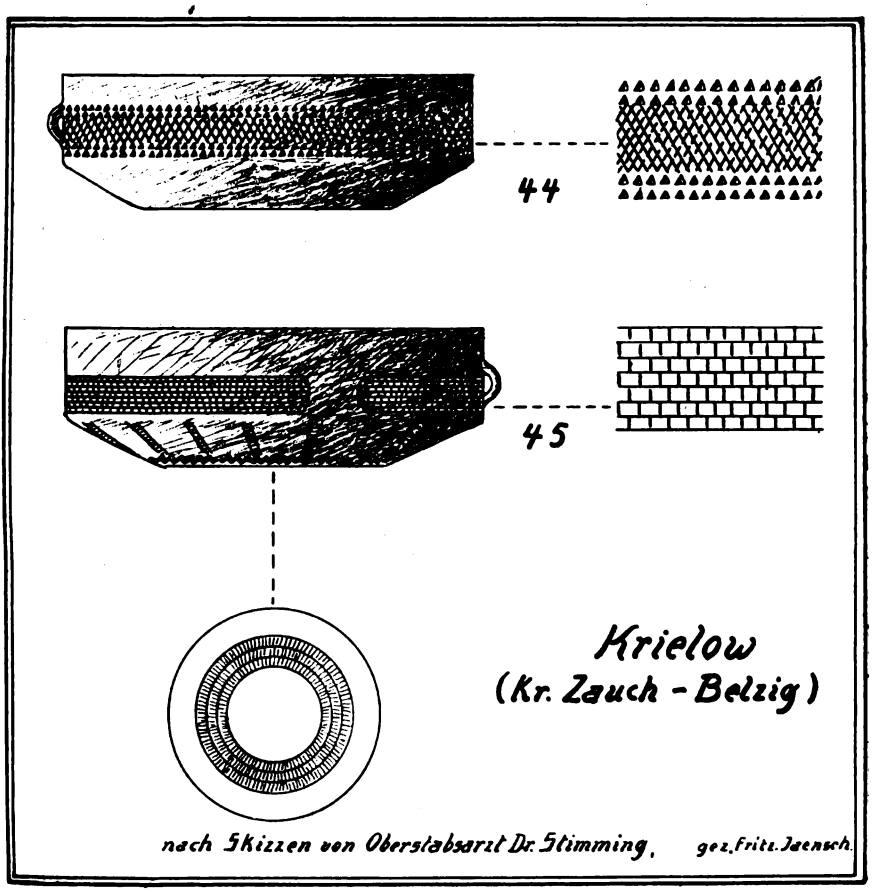



Abb. 44 und 45. Krielow (Kreis Zauch-Belzig). Sammlung Stimming, Groß-Wusterwitz.

Ringlinien verlaufen acht Radiärbänder zum Boden, von denen zwei zweireihig, die übrigen sechs vierreihig sind (Abb. 50). Öffnungsdurchmesser: etwa 15 cm, Durchmesser des kaum abgesetzten Bodens etwa 6,5 cm, Höhe etwa 7 cm. In der gleichen Kiesgrube wurden frühbronzezeitliche Gefäße gefunden, jedoch nicht unmittelbar mit der Schale zusammen.

### 24. Aschersleben (Stadtkreis), Provinzial-Museum Halle.

Eiförmiger Becher mit Furchenstichbändern und von diesen herabhängenden Fransen in Furchenstich (Abb. 51), Höhe etwa 15 cm.

### 25. Köthener Land (Anhalt). Museum Köthen (ehemalige Wahnsche Sammlung).

[3]) Kupka V, 4, S. 252.

Digitized by Google

Eiförmige Kruke mit verjüngtem, leicht trichterförmigem Hals, zwei gegenständigen Schulterösen und zwischen diesen verlaufenden geradlinigen und leicht gewinkelten Lochstichbändern (Taf. IX, Abb. 53, die ich der Güte von R. Schulze, Köthen verdanke).

26. Althaldensleben (Kreis Neuhaldensleben). Museum Neuhaldensleben.

Bruchstück eines sehr hohen Schalennapfes mit Strichlinienbändern und Kreuzstichmuster (Abb. 40).

27. Hundisburg (Kreis Neuhaldensleben). Museum Neuhaldensleben.

Niedriger, geradwandiger Schalennapf vom Ammensleber Typ. Boden und Außenwand mit Bändern in Kreuz- und Pfeilstich-Linien verziert. Bodenornament in konzentrischen Kreisen. Öffnungsdurchmesser 22 cm, Bodendurchmesser 17 cm, Höhe 5 cm (Taf. IX, Abb. 41).

Ob der mit Strichlinienmuster verzierte Oberteil einer Henkelkanne mit Trichterhals (Abb. 42) ebenfalls zur Schönfelder Kultur gehört, ist vorläufig nicht zu entscheiden. Das Ornament spricht dafür. Auf alle Fälle würde es einen anderswoher übernommenen Fremdkörper in ihr darstellen.

28. Alvensleben (Kreis Neuhaldensleben). Mus. Neuhaldensleben.

Bruchstück eines sehr niedrigen, geradwandigen Schalennapfes mit Strichlinien- und Winkelband-Ornament (Abb. 43).

29. Ristedt (Kreis Salzwedel).

Im 33. Salzwedeler Jahresbericht (1906), S. 127f. beschreibt Superintendent Müller (Kalbe a. Milde) die Öffnung eines auf gräflich Schulenburg'schem Besitz gelegenen Hünenbettes, unter dessen einem Deckstein sich Scherben (vermutlich einer Nachbestattung) fanden, die Gefäßen der Kugelflaschengruppe entstammen. Unter ihnen befinden sich auch Bruchstücke eines Schulternapfes mit Bogenstich- und Kreuzlinienmuster, die in Profil und Ornament aufs genaueste dem Schulternapf von Klein-Ammensleben (Nr. 2) entsprechen und daher der Schönfelder Keramik zuzurechnen wären. Ähnliche Schulternäpfe finden sich zuweilen als Begleitgefäße der Kugelamphoren-Gruppe, namentlich in der Mark, so daß es nicht unmöglich erscheint, daß sie von der Kugelflaschen-Keramik aus der Schönfelder Kultur übernommen wären. Eine umgekehrte Einfluß- und Entwicklungsbahn ist wohl typologisch kaum möglich.

30. Harsleben (Kreis Halberstadt). Museum Halberstadt.

Unverzierter rundlicher Schalennapf mit Griffleiste, dabei die untere Hälfte eines gemuschelten Feuersteindolches. Die von Kupka [1]) hierher gerechneten, von Schirwitz [2]) beschriebenen und abgebildeten Scherben vom Langen Berge bei H. dürften der mitteldeutschen Wohnplatzkultur angehören.

31. Havemark (Kreis Jerichow II), Museum Genthin.

Laut freundlicher Mitteilung des Museumsleiters Vogeler (Genthin) fanden sich in dem Erdmantel der bronzezeitlichen Hügelgräber (Montelius, Periode II) [3]) typische Scherben mit Schönfelder Ornament. Fälle, in denen sich Schönfelder Scherben in unmittelbarer Nähe früh- oder altbronzezeitlicher Gräber finden, kommen mehrfach vor (vgl. Völpke, Nr. 3; Neuhaldensleben-Fuchsberg, Nr. 20; von einem weiteren Falle aus der unmittelbaren Nähe von Neuhaldensleben berichtete mir Wieprecht mündlich).

## B. Nach Abschluß des Manuskriptes bekannt gewordene Funde.

32. Wanzleben (Kreis Wanzleben).

Durch freundliche Mitteilung von Dr. Gandert (Görlitz) erfuhr ich von einem Siedlungsfunde mit Schönfelder Keramik, der sich im Staatsmuseum Berlin befindet. Mit den Scherben zusammen sollen Skeletteile eines Torfspitzes (Canis familiaris palustris Rutim) geborgen worden sein. Bei einem Besuch des Museums der Zuckerfabrik Klein-Wanzleben (vormals Rabbethge und Giesecke) sah ich einen dort verbliebenen Teil des Scherbenmaterials, der aus dem gleichen Funde (Grabung Prof. A. Götze, Berlin) stammte. Er zeigt typische Schönfelder Verzierungen, u. a. auch das bezeichnende Parabelband.

[1]) Kupka V, S. 252.

[2]) Mannus XV, 1925, S. 36.

[3]) Vgl. Kupka, Die altbronzezeitlichen Gräber von Havemark in S. Th. Jahresschrift, Bd. 8, 1909, S. 133ff. und Kossinna, Beiträge zur Bronzezeit im Elbgebiet. Festschr. d. Magdeburger Museums f. U. u. H. zur X. Tagung für Vorgeschichte. Magdeburg 1928.

Digitized by Google

### 33. Dölpke (Kreis Neuhaldensleben).

Im Magdeburger Museum für Natur- und Heimatkunde fanden sich in der geologischen Sammlung Schönfelder Scherben mit dem charakteristischen Parabelband, die

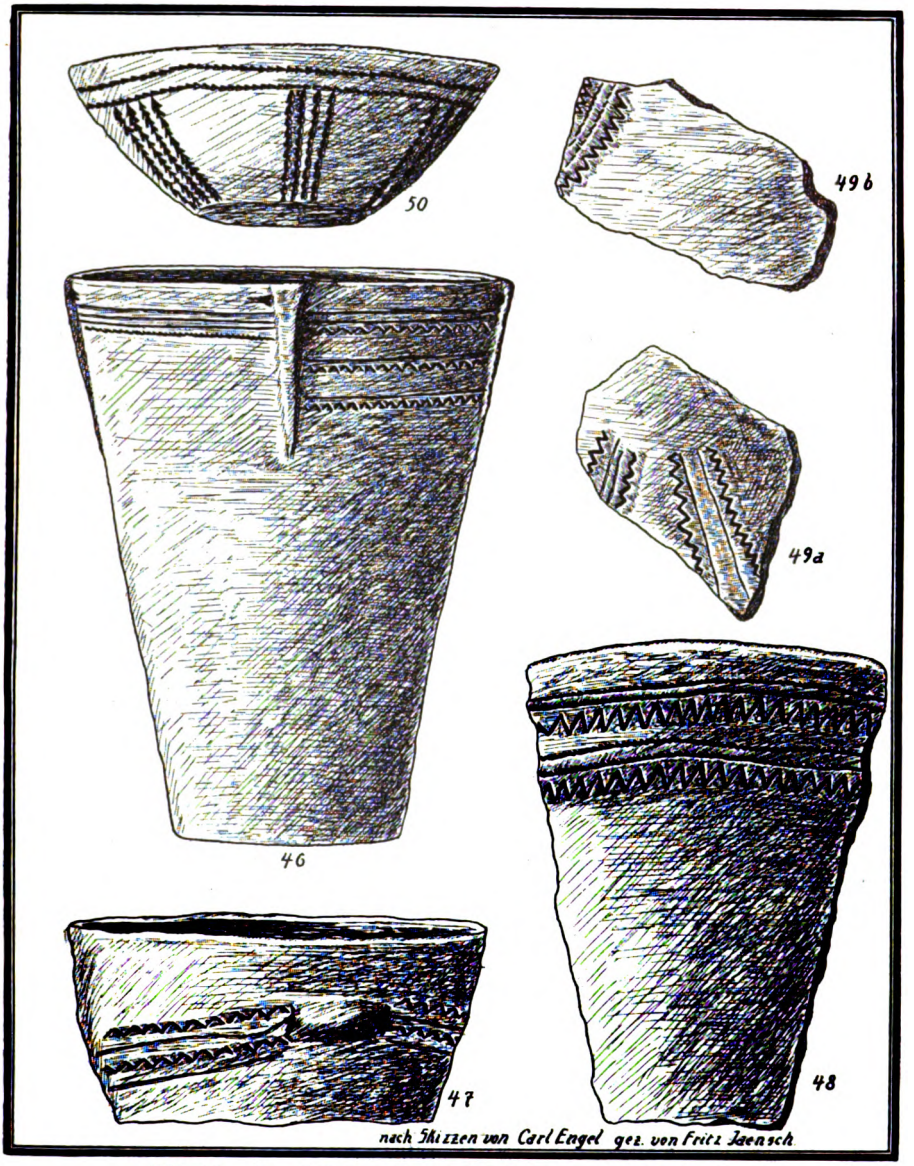



Abb. 46—49. Grünewalde bei Schönebeck. Abb. 50 Barby.
Sämtlich Kreis Kalbe a/Saale und Museum Schönebeck.

1918 bei der Untersuchung eines alluvialen Torfmoores auf dem Boden der Grube „Vereinigte Anna", Dölpke durch den Kustos Dr. Woltersdorff und den Assistenten Herrmann von der genannten Anstalt zusammen mit einigen Feuersteinklingen und einer



Digitized by Google

großen Anzahl von Tierknochen geborgen worden sind. Die Scherben sind durch die Einwirkung der umgebenden Moormergelschichten völlig schwarz gefärbt und machen einen „berußten" Eindruck. Die von der Fundstelle stammenden Knochen gehören größtenteils dem Ur (Bos primigenius L.) an, von dem wohl erhaltene Schädel, Rippen u. a. Skeletteile vorliegen. Gut vertreten ist auch das Hausrind (Bos taurus L.), seltener das Schaf (Ovis aries L.) und das Schwein (Sus scrofa L.). Außerdem fanden sich in der gleichen Fundschicht verschiedene Land- und Süßwasserschnecken (Helix fruticum Mill., Limnaea stagnalis L., Planorbis corneus L. und planorbis L., Vivipara contecta Mill.) sowie Holzreste von Haselnuß, Birke und Eiche. Offenbar hat es sich hier um eine Siedlung der Schönfelder Kultur gehandelt, die z. Zt. des spätneolithischen Klimaoptimums auf dem ausgetrockneten Moorboden (Grenztorfschicht) angelegt, bei der später einsetzenden Klimaverschlechterung aber vom Moor wieder überwachsen, scheinbar sogar durch zeitweilige Überschwemmung wieder mit Wasserablagerungen überdeckt worden ist. Zu bemerken ist, daß es sich hier nicht um die unter Nr. 3 beschriebene Fundstelle handelt.

34. Mahndorf (Kreis Halberstadt).

Im Fürst Otto-Museum zu Wernigerode befindet sich das Bruchstück eines Ammensleber Schalennapfes mit dem charakteristischen Pfeilstich-Ornament.

Eine Anzahl weiterer, bereits veröffentlichter, in ihrer Zugehörigkeit zur Schönfelder Keramik jedoch nicht richtig erkannter Gefäße ist in der Fundliste aufgeführt.

## II. Allgemeine Charakteristik, Typologie und Herkunft.

### 1. Allgemeine Charakteristik. Vorkommen.

Ein Überblick über alle bisher bekannt gewordenen Funde des Schönfelder Stils läßt erkennen, daß es sich um eine Gruppe spätneolithischer Keramik handelt, die sich durch ihre Eigenart scharf von aller übrigen jungsteinzeitlichen Tonware Mitteldeutschlands abhebt. Als charakteristische Kennzeichen der Schönfelder Keramik möchte ich neben der Ornamentik in ausgeprägtem Megalithstil und der Gefäßform der Schalennäpfe oder flachen Schalen die Tendenz zur Bodenverzierung der Gefäße und die unsymmetrisch auf einer Viertelseite des Gefäßes angebrachten beiden Ösenhenkel bezeichnen, die auch den hohen Begleitbechern eigentümlich sind. Alle übrigen, wenn auch scheinbar auffallenderen Merkmale (z. B. die Unsymmetrie des Ornaments) wandeln sich in den verschiedenen Stufen des Stils, so daß sie entweder nur in den Anfangs- oder nur in den Endgliedern der Entwicklungsreihe hervortreten. Die bis heute vorliegenden Funde gestatten bereits auf Grund rein stilistischer Erwägungen wenigstens 2 Hauptgruppen der Schönfelder Keramik zu unterscheiden, eine ältere, in Verzierung und Gefäßform strengere, und eine jüngere von schärfer ausgeprägter Eigenart, die eine gewisse, allerdings sehr individuelle Entartung nicht verkennen läßt. Zwischen beide läßt sich noch eine Mittelgruppe einschieben, die Übergangsformen von der älteren zur jüngeren Stufe umfaßt.

Die Schönfelder Keramik ist bisher, soweit sichere Beobachtungen vorliegen, nur in Flachgräbern mit Leichenbrand gefunden worden. Der Versuch Kupkas[1]), zwei Stufen zu unterscheiden, von denen die ältere noch Körperbestattung hat, während die jüngere durchweg Leichenbrand zeigt, entbehrt — so folgerichtig er auch sein mag — vorläufig jeder greifbaren Unterlage. Seine Annahme wird seit dem Vorliegen der neuen Funde schon dadurch unwahrscheinlich gemacht, daß das Ammensleber Gräberfeld nur Leichenbrand kennt, der von Kupka für Körperbestattung in Anspruch genommene Fundplatz von Arneburg-Bohlecke jedoch wesentlich jüngere Keramik

[1]) Kupka, V, 3, S. 149.

Digitized by Google

geliefert hat [1]). Der Leichenbrand befindet sich in dem flach im Erdboden, mit besonderer Vorliebe im losen Sande aufrecht und ohne Steinschutz stehenden Schalennapf bezw. der Schale, einmal (Gr. Ellingen) [2]) auch in einer bauchigen Kruke mit verjüngtem Hals.

Als charakteristische Beigaben der Schönfelder Schalen und Schalennäpfe haben kleine becherförmige Begleitgefäße zu gelten, die entweder als schlanker, geradwandiger Blumentopfbecher oder als weitmundiger gewölbtwandiger Becher von Eiform, schließlich auch als bauchige Kruke mit verjüngtem Halse auftreten. Auch ihnen sind in den meisten Fällen zwei einseitig gestellte Schnuröſenhenkel eigentümlich, seltener sind vier symmetrisch verteilte (z. B. Grünewalde, Kr. Kalbe und Cörmigk, Kr. Köthen) oder drei gegenständige (z. B. Schönfeld) Öſenhenkel. In fast allen Schönfelder Gräbern finden sich als Beigaben einige Feuersteinsplitter meist zwischen dem Leichenbrande, die zweifellos als unentbehrliche, täglich benötigte Werkzeuge dem Toten mitgegeben wurden; sie lassen jedoch nur in seltenen Fällen eine sorgfältigere Bearbeitung erkennen. Als weitere charakteristische Grabbeigaben haben wohl die zierlich geschnitzten Anhänger aus Knochen zu gelten, die dreimal (bei Groß-Ammensleben, Dahldorf und Schönfeld) gefunden wurden und deren der Steintechnik fremden Metallcharakter Wiepreckt [3]) betont hat. Schließlich dürfen wohl auch die spätneolithischen Streitäxte aus Felsgestein, von denen eine fazettierte Axt bei Schönfeld, eine der jütländischen Gruppe nahestehende Streitaxt bei Dahldorf [4]) gefunden wurden, als typische Begleitelemente der Schönfelder Kultur angesehen werden. Sie ermöglichen zugleich ihre ungefähre zeitliche Datierung und weisen auf die schon von Åberg [5]) betonten Beziehungen zur Schnurkeramik im Süden und zur jütischen Kultur im Norden, sind aber zweifellos als Importgut aufzufassen. Ob die im Schönfelder Gräberfeld als Beigaben vorkommenden dünnackigen Feuersteinbeile und geschliffenen querschneidigen Pfeilspitzen oder die bei Arneburg gefundene gemuschelte Pfeilspitze von herzförmiger Gestalt zum charakteristischen Schönfelder Kulturgut gehören, ist bis zur Bestätigung durch weitere Funde nicht zu entscheiden.

Über Siedlungen der Schönfelder Kultur ist bisher nichts Genaueres bekannt geworden. Die beiden Fälle, in denen solche aufgedeckt zu sein scheinen [6]) haben bisher außer einer dunkel gefärbten Kulturschicht mit Scherbenmaterial nichts Greifbares geliefert, zeigen jedoch vielfach enge Zusammenhänge mit der mitteldeutschen Wohnplatzkultur, die bereits Niklasson [7]) aufgefallen zu sein scheinen. Wenn auch die Brandgrube von Hohenwarsleben (siehe oben unter Nr. 6) als Siedlungsfund zu deuten wäre, so würde sie dadurch von Bedeutung werden, daß in ihr nur Scherben vom Schönfelder Stil (ohne Beimischung der mitteldeutschen Wohnplatzkeramik) vorgekommen sind. Dieser Fundplatz ist auch dadurch von Wichtigkeit, daß

[1]) Kupkas Annahme besteht natürlich insoweit zu Recht, als auch bei der Schönfelder Kultur sich an irgendeinem Punkte der Übergang von der Körperbestattung zum Leichenbrand vollzogen haben muß. Vorläufig ist uns jedoch der Zeitpunkt dieses Wechsels nicht greifbar.

[2]) Vgl. Kupka, P. Z. II, S. 50.

[3]) Wiepreckt, S. 165.

[4]) Wiepreckt, S. 165.

[5]) Studien, S. 6.

[6]) Gerwisch — siehe oben unter 4 — und Schönfeld — siehe Kupka, P. Z. II, 1910, S. 50.

[7]) Studien über die Walternienburg-Bernburger Kultur I f. Th. Jahresschr. XIII, Halle 1925, S. 166/167.



Digitized by Google

er im schweren Lößboden der Magdeburger Börde liegt, während sich sonst die Schönfelder Keramik fast ausschließlich auf sandigen, unfruchtbaren Höhenrücken (besonders Binnendünen) findet.

Nach Abschluß des Manuskriptes sind noch die beiden Siedlungsfunde von Wanzleben (oben Nr. 32) und Dölpke (oben Nr. 33) bekannt geworden. Leider sind auch die über sie vorliegenden Aufzeichnungen so dürftig, daß sie nur eine Beurteilung des noch vorhandenen Fundmaterials gestatten. Immerhin zeigen sie, daß die Schönfelder Kultur Hund (Torfspitz), Rind, Schaf und Schwein als Haustiere bereits besessen hat, und daß ihre Träger offenbar auch geschickte Jäger gewesen sind, wofür das zahlreiche Knochenmaterial vom Urstier, das bei Dölpke gefunden wurde, spricht.

## II. Typologie.

### A. Ammensleber Gruppe.

Als die frühere und ursprünglichere Form ist rein stilistisch unzweifelhaft die nach dem ältesten Hauptfundplatz benannte Ammensleber Gruppe anzusehen, die sowohl in Form wie Verzierung eng an die nordwestdeutsche Megalithkeramik anschließt (vgl. die Typentafel X). Charakteristisch für sie ist das — vermutlich mit einem scharf zugespitzten Knochenspatel tief eingestochene — strenge Ornament in Megalithstil, das sich teils aus tief eingeritzten, die Außenfläche des Gefäßes umlaufenden Winkelbändern (Taf. VI Abb. 1a, 2a, 4), teils aus eingeschnittenen, Boden oder Außenwand umlaufenden Kreuzliniensystemen (Abb. 2a und b, 3a, 5), schließlich aus auf Linien gereihten, senkrecht gestellten Strichen (Abb. 33, 43) — als Strichlinienornament bezeichnet — oder aus tief eingestochenen Punkten von dreieckiger oder pfeilförmiger Gestalt (Taf. VI, Abb. 1, 2, 3, 4) — in der Folge als Pfeilstichornament bezeichnet — zusammensetzt. Die übliche Gefäßform ist der Schalennapf mit teils höherer (Abb. 1, 4), teils niedrigerer (Abb. 41) Seitenwand, dessen Profil leicht konkav (Abb. 1, 4), aber auch schwach konvex (Abb. 2) sein kann. Seltener ist der Schulternapf, ein Schalennapf mit Bauchknick (Abb. 3, 6, 44, 45), der in seiner ursprünglichsten Form (Abb. 3, 44, 45) senkrecht abfallende oder nach dem Boden zu verengte Wände zeigt, später (Abb. 6) unter gleichzeitiger Entartung des Ornaments gewölbte Wandflächen erhält, schließlich in der folgenden Entwicklungsstufe zum fast halbkugeligen Napf mit Standboden (Abb. 28) entartet.

Die Anordnung des Ornaments erfolgt auf Boden wie Seitenwand mit Vorliebe in konzentrischen Kreisen, wobei auf der Seitenwand ein bis zwei 3—4linige Winkel- oder Kreuzlinien-Bänder von mehreren Pfeilstichlinien eingefaßt zu werden pflegen. Vereinzelt laufen auch parallele Pfeilstichlinien vom Ansatz der Henkel nach unten (Abb. 1a und 4a) oder bei den Schulternäpfen (Abb. 3) vom Schulterabsatz zur Bodenfläche. Vollständig vereinzelt steht die Bodenverzierung des Schalennapfes Abb. 4 da, auf dem parallele Pfeilstichliniengruppen von 2—3 Pfeilpunktreihen in einseitiger Orientierung quer über die ganze Bodenfläche verlaufen. Aus dem Strichlinien-Ornament hervorgegangen sind wohl die liegenden Leiterbänder des Napfes von Krielow (Abb. 45).

Ästhetisch betrachtet stellt die Ammensleber Keramik einen der schönsten Stile des nord- und mitteldeutschen Neolithikums dar, der die herben und vielfach archaistisch gebundenen Formen und Ornamente der älteren nordwestdeutschen Megalithkeramik unter Beibehaltung ihrer strengen, nirgends

Digitized by Google

den Rahmen des Geschmackvollen überschreitende Formensprache und Linienführung ins unerhört Prunkvolle steigert. Gefäßform wie Verzierungstechnik atmen echt megalithischen Charakter. Nirgends lassen sich Einflüsse einer fremden Kultur nachweisen, es sei denn, daß man die allgemein gebräuchliche Leichenbestattung als Übernahme aus dem Donaukreis deuten wollte, was sich jedoch bisher keineswegs sicherstellen läßt. Nur die merkwürdige Bodenverzierung des Schalennapfes Abb. 4 deutet auf erste, vorerst nur sporadisch auftretende Anfänge einer expressionistischen Gestaltung und damit auch einer Geistesanlage ihrer Verfertiger, die die deformierten und später geradezu exzentrischen Ornamentformen der späteren Schönfelder Keramik vorahnen läßt. Auch die konzentrische Kreisverzierung des Bodens zeigt Anklänge an den reinen Schönfelder Stil, die besonders stark in dem Schulternapf Abb. 3 hervortreten. Ein Nachlassen des stilistischen Empfindens wie auch der streng durchgebildeten Technik lassen die Bruchstücke der Schulternäpfe von Ristedt und Klein-Ammensleben (Abb. 6a) erkennen, die wohl als schwächliche und absinkende Weiterbildungen des Schulternapfes Abb. 3 aufzufassen sind. Ob die in fast allen jüngeren Stufen Schönfelder Keramik gefundenen becher- und krukenähnlichen Begleitgefäße schon für die ältesten Vorkommen charakteristisch sind, ist vorläufig nicht zu entscheiden. Sie fehlen noch dem Gräberfeld von Groß-Ammensleben, treten jedoch bereits bei Dahldorf [1]) und Schöningen [2]) auf. Die der Schöninger Fundgruppe (siehe unten Fundverzeichnis Nr. 7—10) zugehörigen Scherben lassen ebenso wie der Schalennapf von Hundisburg (oben unter 17; Taf. VII, Abb. 41), die aus der Neuhaldensleber Gegend stammenden Scherben (oben unter 15 und 16; Abb. 40 und 43) und die Schulternäpfe von Krielow (oben unter 9; Abb. 44 u. 45) ihre Zugehörigkeit zur Ammensleber Gruppe ohne weiteres erkennen.

B. Aschersleben-Wedlitzer Gruppe.

Eine zwischen der Ammensleber und Schönfelder Gruppe vermittelnde Form stellen die bei Åberg, S. 11, Fig. 2, S. 12, Fig. 3 und 4 und S. 14, Fig. 10, hier z. T. auf der Typentafel abgebildeten, ferner durch die Taf. VII, Abb. 17 und Taf. VIII, 26 in ihrer typischsten Form charakterisierten Schalen dar, die ich nach ihren bezeichnendsten Vertretern als Aschersleben-Wedlitzer Gruppe zusammenfasse. Auffällig ist, daß alle ihr angehörigen Stücke aus dem sonstigen Verbreitungsgebiet des Schönfelder Stiles herausfallen und den übrigen Fundplätzen — z. T. sogar sehr erheblich — nach Süden zu vorgelagert sind (vgl. die Karte). Die Schalen von Aschersleben, Freyburg, Güsten und Hohenwarsleben zeigen noch deutlichen Bodenansatz, während das Stück von Wedlitz in der Form bereits ganz den flachen Schönfelder Schalen entspricht. Alle fünf aber zeigen Eigentümlichkeiten, die sie in verschiedener Weise mit der Ammensleber Gruppe verbinden. Zunächst lassen alle fünf die asymmetrische Ausführung des Ornaments, die für die Schönfelder Gruppe das Hauptkennzeichen bildet, vermissen. Sie findet sich nur schwach angedeutet auf den Stücken von Aschersleben und Hohenwarsleben, indem hier auf der einen Seite des Bodens einer der senkrecht auf die konzentrischen Bodenkreise treffenden Radiärstrahlen weggelassen ist, wodurch das Ornament asymmetrisch zu werden beginnt. Der Schalennapf von Freyburg entspricht in der radiären Anordnung seines Ornaments vollständig dem Schulternapf von Groß-Ammensleben, Abb. 3 und stellt nur eine Vereinfachung desselben unter

[1]) Wieprecht, S. 160/161.
[2]) Krone, S. 306 oben.

Digitized by Google

Weglassung des oberen Schulteraufsatzes dar. Ihm entspricht in allen wesentlichen Punkten das bei Åberg S. 14, Fig. 10 nach Klopffleisch abgebildete Gefäß von Güsten, das nur durch die sonst nirgends in der Schönfelder Keramik vorkommenden 4 Füße von ihm absticht, durch die es eine gewisse Annäherung an die Fußnäpfe der Glockenbecher- und Megalith-Kultur gewinnt. Die Schale von Wedlitz endlich, die schon im Gesamteindruck am meisten der Schönfelder Gruppe zuneigt, beweist ihre Verwandtschaft mit der Ammensleber Gruppe durch die radiäre Anordnung der in Pfeilstich ausgeführten Ornamentbänder. Der Schale von Aschersleben nahe verwandt in Form wie Ornament zeigt sich das aus der Brandgrube von Hohenwarsleben rekonstruierte Stück Taf. VII, Abb. 17, das jener in allen wesentlichen Punkten gleicht. Daß dieses mit Schalen der reinen Schönfelder Gruppe gefunden ist, beweist schon, daß wir es hier mit einem Prototyp der späteren flachen Schalen zu tun haben. Dem Typ der Aschersleber und Hohenwarsleber Schale entspricht in allen wesentlichen Momenten auch das Stück von Bornitz (oben unter 8; Taf. IX, Abb. 31), während die Schalennäpfe von Quedlinburg (Eselstall, oben unter 14) und Cörmigk (oben unter 6; Taf. VIII, Abb. 28) eine gewisse Sonderstellung einnehmen und als Entartung der Ammensleber Schalennäpfe aufzufassen sind, die in ihnen gewölbte Wandflächen angenommen haben, während zugleich das Ornament des Bodens und der unteren Partie der Seitenwand rudimentär wurde.

Eine Sonderstellung in der Aschersleben-Wedlitzer Gruppe nimmt die Schale vom Rösseberg bei Bernburg (oben unter 8; Taf. VIII, Abb. 27) ein, die allein eine Verlagerung der Ornamentstreifen auf die eine Hälfte, ja sogar auf ein Viertel der gewölbten Schalenwand aufweist und damit Beziehungen zu der Spät-Schönfelder Gruppe knüpft, wie wir sie auf dem Gräberfeld von Schönfeld in typischer Gestalt vertreten finden. Doch läßt sie die Ausbildung des für diese charakteristischen Parabelbandes noch völlig vermissen und gibt sich bei analytischer Betrachtung als eine Weiterbildung der Aschersleber Schale zu erkennen, bei der eine größere Anzahl von Radiärstrahlen rudimentär geworden sind. Immerhin zeigt sie, daß jener exzentrische Charakterzug, der in der Spät-Schönfelder Gruppe durch die einseitige Verlagerung der Ornamentstreifen deutlich wird, schon jener Gruppe von Schönfelder Menschen eigentümlich gewesen sein muß, die nach Erreichung der Mittelstufe, eben der Aschersleben-Wedlitzer Keramik, aus dem alten Heimatlande nach Süden zu, nach Anhalt und Nordthüringen abwanderten.

### C. Schönfelder Gruppe.

Als stilistisch späteste Ausdrucksform ist schließlich die Schönfelder Gruppe im engeren Sinne aufzufassen, die sich von den Ausgangstypen am weitesten entfernt hat und eine ins Phantastische gesteigerte Sonderentwicklung der vorher genannten Gruppen darstellt. Ihre charakteristischste Form bildet die flache, sog. „Schönfelder" Schale, deren erste Funde Kupka zur Erkenntnis von der Sonderstellung dieser Keramik führten. Ihre auffälligsten Kennzeichen sind die auf einen meist in einer leichten Bodenaustiefung liegenden exzentrischen Mittelpunkt zulaufenden Ornamentbänder, die teils vor diesem enden, teils ihn als Parabelbänder umlaufen. Sie sind in der verschiedensten Technik hergestellt und lassen in sich wiederum eine Entwicklung von verhältnismäßig normalen, noch an Muster der älteren Megalithkeramik anklingenden Ornamenten (Scherben von Neuhaldensleben,

Digitized by Google

Abb. 34 [1]) zu solchen durchaus expressionistischen Charakters [2]) erkennen, die schließlich mit Ausnahme der Tiefstichtechnik ganz aus dem Rahmen der übrigen neolithischen Ornamentik herausfallen. Als älteste Formen haben diejenigen Schalen zu gelten, deren Ornamentzentrum mit dem Mittelpunkt des Bodens zusammenfällt und, in leichter Bodenaustiefung gelegen, aus konzentrischen Ringen von Punktreihen oder Furchenstichlinien gebildet wird [3]). Besonders die Schale von Dönstedt (Abb. 8) weist durch ihr grobes Grübchenornament verhältnismäßig primitive Züge auf; Bruchstücke ähnlicher Scherben finden sich in der Brandgrube von Hohenwarsleben. Hierher zu rechnen sind auch die Schalen von Dahldorf [4]) und Emden [5]). Eine gewisse Eigenentwicklung zeigt die Schale von Gerwisch (Taf. VII, Abb. 9) durch die in Tannenzweigmuster ausgeführten Ornamentbänder. Entartete Ziermuster weisen schließlich die Schalen von Schönfeld aus Grab 1 [6]) und von Hohenwarsleben (Taf. VII, Abb. 18) auf. Bei ersterer wird das Ornamentzentrum durch ein gleicharmiges Kreuz gebildet, das wie die Parabelbänder in Schnittechnik hergestellt ist und eine eigenartige Karierung aufweist. Letztere bildet durch den im Mittelpunkte stehenden Stern und die gleichmäßig um ihn herum die Bodenfläche bedeckenden beiderseits zugespitzten quergestreiften Bänder die exzentrischste Ausprägung der Schönfelder Ornamentik, während sie in der verhältnismäßig großen, scharf abgesetzten Bodenfläche altertümliche Züge wahrt. Eine gewisse Sonderstellung nehmen die Schalen von Klein-Möhringen [7]) ein, die eine gewisse Parallele zu den der Aschersleben-Wedlitzer Gruppe zugehörigen Schalennäpfen von Quedlinburg und Cörmigk bilden, mit denen sie die gewölbte Wandfläche und die Verkümmerung der Ornamentstrahlen auf der Bodenfläche gemeinsam haben. Entweder entstammen sie einer gleichen Entwicklungsstufe, oder sind als Parallelerscheinungen zu den Stücken der südlichen Gruppe aufzufassen. Allen Schönfelder Schalen sind ebenso wie den sogleich zu besprechenden Begleitgefäßen und den älteren Gruppen die auf eine Seite des Gefäßes gerückten beiden Ösenhenkel gemeinsam, denen die auf der Gegenseite zu erwartenden Parallelen fehlen. Vielleicht ist das so zu erklären, daß man die Schalen und Schalennäpfe ihrer schönen Bodenverzierung halber mit einem durch die Ösen geführten Riemen oder einer Schnur so an die Wand aufhängte, daß der Innenraum des Gefäßes der Wand zugekehrt blieb. Dadurch wurde das gegenüberliegende Henkelpaar entbehrlich.

Als charakteristische Begleitgefäße der späten („reinen") Schönfelder Keramik haben weitmundige hohe Becher zu gelten, deren Ornamentik in Winkelbändern, Punktreihen, einfachen Strichlinien oder eingeschnittenem Band den oberen Teil des Gefäßes umläuft [8]). Auch die bauchige Kruke

[1]) Schale von Schönfeld, Grab 2, Abb. bei Kupka, P. Z. II, Taf. 35b.

[2]) Schale von Schönfeld, Grab 1, Abb. bei Kupka, P. Z. II, Taf. 35a; Schale von Hohenwarsleben, Taf. VIII, Abb. 19.

[3]) Schale von Arneburg, Abb. bei Kupka, V, 3, S. 145 und Abb. 30, Bruchstücke größerer Schalen von Schönfeld, Abb. bei Kupka, P. Z. II, S. 344, Abb. 7, Schale von Schönfeld aus Grab 2, Abb. ebenda, Taf. 35b; Schale von Hohenwarsleben, Abb. 19, von Dönstedt, Abb. 8.

[4]) Abb. bei Wiepreckt, S. 159, Fig. 1; auch sie besitzt durch den leicht markierten Schulterknick archaistische Züge.

[5]) Abb. ebenda, S. 161, Abb. 8 und unsere Taf. IX, Abb. 55.

[6]) Abb. bei Kupka, P. Z. I, Taf. 35a.

[7]) Abgebildet bei Kupka, Stend. Beitr. V, 3, S. 147, Abb. 33.

[8]) Taf. VII, Abb. 10—12; Taf. VIII, 22a—b; Abb. 46; Kupka, P. Z. II, S. 343, Abb. 4 und 5; Wiepreckt, S. 159, Fig. 2 und 5; Kupka V, 3, S. 147, Abb. 35.

Digitized by Google

mit verjüngtem Halse (vgl. Abb. 28) findet sich noch wie in den früheren Stufen, z. B. bei Arneburg, Gr. Ellingen und Kl. Möringen. Bei letzterem Fundorte erscheint sogar noch ein recht archaisch wirkender Blumentopfbecher [1]), sofern er wirklich den übrigen Fundstücken zeitlich gleichzusetzen ist. Daß diese Begleitbechergefäße größtenteils dem Blumentopfnapf der nordwestdeutschen Megalithkeramik ihren Ursprung verdanken, ergibt sich wohl von selbst aus einer Betrachtung der beigefügten Typentafel X. Ob einige von ihnen von schnurkeramischen Vorbildern ihre Entstehung herleiten (wofür der Becher von Hohenwarsleben, Taf. VIII, Abb. 21 spräche), ob die bauchigen Kruken mit verjüngtem Hals (wie Abb. 28) schließlich aus Spätstufen des Bernburger Stils [2]) übernommen worden sind, ist heute noch nicht mit Sicherheit zu entscheiden.

Fassen wir die Ergebnisse unserer Untersuchungen zusammen, so ergibt sich, daß die Schönfelder Keramik in drei verschiedenen, jedoch durch mancherlei Beziehungen und Übergänge miteinander verbundenen Gruppen auftritt, die wir auf Grund ihrer typologischen Beziehungen zugleich als zeitlich aufeinanderfolgende Entwicklungsstufen ein- und derselben Keramik aufzufassen berechtigt sind. Von ihnen hat die Ammersleber Stufe als die älteste zu gelten, die zugleich den Anschluß an die Altmegalithkeramik vermittelt, während sie durch die mittlere, Aschersleben-Wedlitzer mit der jüngsten, Schönfelder Stufe verbunden wird. Eine am Schluß der Arbeit beigefügte Typentafel X sucht die verwandtschaftlichen Beziehungen und die zeitliche Aufeinanderfolge der einzelnen Gruppen zur Darstellung zu bringen. Ob und inwieweit die einzelnen Gruppen nicht nur ein zeitliches Nacheinander, sondern auch ein räumliches Nebeneinander darstellen: diese Frage zu untersuchen ist Aufgabe der geographischen Betrachtung der Fundplätze unter Vergleich des zugehörigen Fundmaterials.

## III. Geographische Verbreitung.

Überblicken wir die geographische Lage der Fundplätze der Schönfelder Keramik (Taf. XI), so zeigt schon ein flüchtiger Blick, daß ihre Verbreitung im wesentlichen auf Mitteldeutschland, genauer auf das Mittelelb-Gebiet beschränkt ist und dessen Grenzen nur an wenigen Punkten überschreitet. Auffallend ist die verhältnismäßig schmale Ost-West-Verbreitung ihrer Formen, die 10° 30′ ö. L. nach Westen zu nur knapp überschreitet, 13° ö. L. nach Osten zu nicht erreicht, wobei ich den merkwürdig weit nach Südosten zu, ins Flußgebiet des Spreeoberlaufes verschobenen und ganz vereinzelt dastehenden Fundplatz von Kalau und den ebensoweit nach Nordosten ins Flußgebiet der Oder vorgeschobenen von Lebbehn (Kreis Randow) außer Betracht lasse. In der Nordsüdrichtung werden der 51. Breitengrad nach Süden zu, der 53. Breitengrad nach Norden zu kaum erreicht. Das Hauptverbreitungsgebiet der Schönfelder Keramik ist demnach der westelbische Teil des Regierungsbezirks Magdeburg und des Landes Anhalt. Von ihm gehen zwei Ausstrahlungslinien aus, deren eine in das Gebiet der unteren Havel führt, während die andere Saale-aufwärts Nordthüringen erreicht. Sie dürften die Zugrichtungen je eines nach Nordosten und nach Süden gerichteten Auswandererstromes andeuten.

[1]) Abb. bei Kupka, V, 3, 1927, S. 147.

[2]) Vgl. Sprockhoff II, S. 169, Abb. 8, 9 oder gar der Roßwitzer Gruppe (ebenda, S. 165/166, Abb. 1—4).

Digitized by Google

Weiterhin ist ersichtlich, daß das Ausbreitungszentrum mehr west- als ostelbisch liegt und sich in der Hauptzahl der Funde auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet, das mittlere Ohre- und das Bevertal, also die Gegend um und südlich Neuhaldensleben konzentriert. Hieraus weitgehende Schlüsse auf das Ursprungsgebiet der Schönfelder Keramik ziehen zu wollen, wäre voreilig. Vor allem ist zu berücksichtigen, daß die Hauptfundstellen im engsten Arbeitsgebiete der Museen von Magdeburg, Neuhaldensleben und Stendal liegen, die, durch Zufallsfunde aufmerksam gemacht, ihr besonderes Interesse dieser Gruppe zugewandt und daher manches erhalten haben, was sonst unbeachtet und unerkannt verloren gegangen wäre. Beweis dafür sind die oben angeführten, in das Magdeburger Museum innerhalb von zwei Jahren eingelieferten Stücke, die an Reichhaltigkeit des Materials die sämtlichen früher bekannt gewordenen Funde bei weitem übertrafen. Jeder Museumsfachmann weiß, daß im Laufe eines Jahres weit mehr vorgeschichtliche Funde vernichtet werden, als überhaupt in die Hände der zuständigen Stellen gelangen oder auch nur wissenschaftlich bekannt werden. Daß die Schönfelder Keramik der Gefahr des Übersehenwerdens besonders ausgesetzt ist, wird durch ihr meist nur bruchstückweises Vorkommen und ihren vielfach schlechten Erhaltungszustand ebenso gefördert wie durch ihr wenig auffälliges Auftreten in Brandgräbern. Besonders zutreffen wird dieser Umstand für das Gebiet der Altmark, die bisher überhaupt überraschend wenig steinzeitliche Keramik geliefert hat, obwohl wir durch die große Zahl der in ihr vorkommenden Hünenbetten uns von der Dichte ihrer neolithischen Besiedlung ein ungefähres Bild machen können. Und obwohl gerade in ihr durch die Bemühungen Danneils und Kupkas und die Museen zu Stendal und Salzwedel der neolithischen Keramik seit fast einem Jahrhundert die größte Beachtung zuteil geworden ist.

Schließlich ist anzunehmen, daß noch manches wenig auffällige Scherbenmaterial unerkannt in unseren Museen sein Dasein fristet, wie das als klassisches Beispiel die Aufarbeitung des Braunschweiger Materials durch O. Krone zeigt, die gleich drei neue Fundorte für das Land Braunschweig ergab, aus dem wir demnach mit weiteren Überraschungen zu rechnen haben. Vielleicht wird sich sogar hier eine Anschlußlinie an die nordwestdeutsche Tiefstichkeramik ergeben.

Aber auch unter Berücksichtigung dieses Zufallsfaktors und des jungen Datums der meisten Schönfelder Funde lassen sich doch aus der Verbreitung der bis heute bekannten Fundplätze einige weiterführende Schlüsse ziehen.

Die auf der Karte durch verschiedenartige Eintragung erzielte Sonderung der drei Untergruppen gestattet eine genauere Bestimmung der Ausbreitungslinien. Sie zeigt zunächst die älteste, Ammensleber Gruppe, beschränkt auf eine schmale Westostlinie, die von der Asse über den Westrand des Elm, den Lappwald, das Bever- und Ohretal bis zum östlichen Börderand läuft und in der gleichen Westost-Richtung noch einmal im Gebiete der Havelseen (und hier offenbar sekundär) auftritt. Alle diese Fundplätze der ältesten Gruppe (und hier offenbar sekundär) auftritt. Alle diese Fundplätze der ältesten Gruppe liegen also hart vor dem Rande des älteren Megalith-Gebietes, jenes Gebietes, das im Vollneolithikum durch das Auftreten der oberirdischen Megalithgräber (Hünenbetten, Langgräber Kupkas) und der ältesten Megalithkeramik Mitteldeutschlands (die Langgrabkeramik Kupkas entspricht der nordwestdeutschen Megalithkeramik) charakterisiert wird. Nach Norden zu fällt nur der in der nordwestlichen Altmark gelegene Fundplatz von Ristedt

Digitized by Google

aus dieser Westostlinie heraus, bei dem es sich um Scherben eines bereits entarteten Schulternapfes handelt (der allerdings vielleicht der Kugelflaschengruppe zuzurechnen sein wird). Der auf der westlichen Hamwarte bei Quedlinburg gemachte Fund, der vielleicht noch der Ammensleber Gruppe zuzurechnen wäre, zeigt bereits merkliche Annäherungserscheinungen an die Aschersleben-Wedlitzer Gruppe, die für mich bei seiner Einordnung unter die letztere maßgebend waren. Als Ausstrahlungsgebiet der Ammensleber Gruppe darf daher wohl die Gegend um Neuhaldensleben, das Ohre- und Bevertal aufgefaßt werden, in dem sich nicht nur die Funde am meisten häufen, sondern auch die ältesten Typen (Althaldensleben) gefunden sind.

Die mittlere Aschersleben-Wedlitzer Gruppe weist in ihrer Ausbreitung eine ausgesprochen südliche Richtung auf, wobei wiederum die ältesten Formen im Norden (Anhalt und Harzvorland), die jüngsten und entartetsten im Süden (Nordthüringen) gefunden werden. Der Anhalt-Wedlitzer Gruppe nahe stehen auch die Funde von Klein-Möhringen und Arneburg (Kreis Stendal), die jedoch andererseits so charakteristische Anklänge an die Schönfelder Gruppe (Vorstufe des Parabel-Bandes) aufweisen, daß sie ihrer Verwandtschaft nach zu dieser gezogen wurden. Durch den nördlichsten Fundort von Formen der Anhalt-Wedlitzer Gruppe — Hohenwarsleben (Kreis Wolmirstedt) — wird der Anschluß an die Ammensleber Gruppe hergestellt.

Die letzte, Schönfelder Gruppe endlich weist von dem Ausstrahlungsgebiet, der Ammensleber Gruppe in der Neuhaldensleber Gegend, in der sie sich vielfach mit dieser vergesellschaftet findet, nach Norden in die Altmark. Als südlichste Fundplätze dieser Gruppe erscheinen Gerwisch, Grünewalde bei Schönebeck, Wanzleben und Hohenwarsleben. Die beiden letzteren Fundorte sind besonders bedeutungsvoll, weil sie Formen der Aschersleben-Wedlitzer und Schönfelder Gruppe vergesellschaftet zeigen. Auch die Schale von Klein-Möhringen und Arneburg klingen noch stark an die Anhalt-Wedlitzer Gruppe an, deren Urform zugleich den Ausgangspunkt der Schönfelder Gruppe gebildet zu haben scheint, was sich ja auch bei rein typologischer Betrachtung als Konsequenz ergibt. Eine gemeinsame Übergangsform stellt z. B. die Schale (Abb. 17) von Hohenwarsleben dar, die bereits die künftige Entwicklung der Schönfelder Gruppe durch die beginnende Unsymmetrie des Ornaments vorzeichnet, andererseits in fast identischer Ausführung bei Aschersleben [1]) gefunden wurde.

Trotz der verhältnismäßig spärlichen Funde (bisher sind 60 Fundplätze bekannt geworden) lassen sich auf Grund unserer Betrachtungen Wesen, Entwicklungsbahnen und Ausbreitungslinien der Schönfelder Kultur bereits ziemlich klar bestimmen. Als Bildungsherd kommt in der Hauptsache das Neuhaldensleber Gebiet (Bever-, Ohretal und nördlicher Börderand) in Frage, wo sich die älteste, Ammensleber Gruppe aus der dort überall beheimateten Altmegalithkeramik (= nordwestdeutsche Tiefstichkeramik) entwickelt haben wird, deren jüngsten mitteldeutschen Sonderzweig sie darstellt. Ausgangspunkt für die so charakteristischen Formen der Schönfelder Keramik waren vier Gefäßtypen der Altmegalithkeramik (vgl. Typentafel X):

1. der steilwandige Blumentopfbecher (wie von Seeste, Prov. Hannover), dessen Seitenwände verkürzt, dessen Standboden verbreitert wurde. Er ist die Urform der Ammensleber Schalennäpfe.

[1]) Åberg, Studien, S. 11, Fig. 2 und unsere Typentafel X.

Digitized by Google

2. Die dem Blumentopfbecher nahe verwandte flache, geradwandige Schale, wie sie besonders typisch die Keramik von Drouwen (Holland) und Driehausen (Prov. Hannover) zeigt, und wie sie außer in der nordwestdeutschen Megalithkeramik auch im älteren Walternienburger Stil weit verbreitet ist. Sie beeinflußte wohl im wesentlichen die Verkürzung der Seitenwände des Blumentopfbechers zu Formen, wie sie die flachen Schalennäpfe von Hundisburg (Abb. 41) und Güsten (Abb. bei Åberg, Studien S. 14, Abb. 10) zeigen.

3. Die wohl ebenfalls aus dem Blumentopfbecher hervorgegangene Henkeltasse mit Schulterknick (wie von Ueffeln, Prov. Hannover), die dem Schulterknick der Ammensleber Schulternäpfe als Vorbild gedient haben dürfte (vgl. unten).

4. Der gewölbwandige Napf, auch Vase genannt, mit weichen geschwungenen Profilen und hängender Fransenverzierung (wie von Seeste, Prov. Hannover), der für die Ausgestaltung der Endform, der reinen Schönfelder Schale (z. B. von Dönstedt, Taf. VII, Abb. 8) entscheidend wurde.

Wechselseitige Einflüsse aller drei Gefäßtypen haben sich später mannigfach gekreuzt und treten als bald hier, bald dort wieder auflebende Elemente auch in den späteren Entwicklungsformen des Schönfelder Stils immer von neuem hervor. Eine eigenartige Weiterbildung des Ammensleber Schalennapfes stellt der im Ammensleber Gräberfeld nur einmal gefundene Schulternapf (Abb. 3) dar, der außerdem auch bei Dahldorf [1]) und in Scherben mit entartetem Ornament bei Ristedt und Klein-Ammensleben gefunden wurde. In zwei Prachtexemplaren kommt er außerdem im Havellande bei Krielow (Abb. 44, 45) und etwas entartet am Pritzerber See vor, wohin bereits in früher Zeit ein Kulturstrom gerichtet gewesen sein muß, was auch der Fund von Groß-Wusterwitz bezeugt. Ob von dieser Ausbreitungslinie schon die ersten, später häufiger auftretenden Beziehungen zur Kugelflaschengruppe herrühren, vielleicht auch von dort die bauchige Kruke mit verjüngtem Halse, die dem Ammensleber Gräberfeld noch zu fehlen scheint, übernommen wurde, ist vorläufig nicht zu entscheiden. Auch die Urform des Schulternapfes ist bereits in der nordwestdeutschen Megalithkeramik gegeben und kommt in der Keramik von Driehausen, Kreis Wittlage [2]) nicht selten vor, einmal sogar mit zwei gleichseitig gestellten Bandhenkeln [3]). Die weitere Entwicklung der Schönfelder Kultur vollzieht sich wieder im alten Heimatgebiet, wo der Fundort Hohenwarsleben ihre Ausgestaltung über der Aschersleben-Wedlitzer Gruppe nahestehende Typen zur reinen Spät-Schönfelder Keramik zeigt. Ehe jedoch diese letzte Stufe erreicht wird, muß sich ein zweiter Kulturstrom, diesmal in südlicher Richtung, ergossen haben, der saaleaufwärts nach Anhalt und in vereinzelten Ausläufern bis nach Nordthüringen hinein vordringt und in diese Gebiete die mittlere Anhalt-Wedlitzer Gruppe vorträgt. Von der unteren Saale aus könnte in der Richtung über Güsten-Aschersleben bodeaufwärts auch das nördliche Harzvorland besiedelt worden sein, sofern dieses Gebiet nicht schon seit älterer Zeit über die Schöninger Zwischengruppe vom Neuhaldensleber Stammland aus, wenigstens an einzelnen Punkten, erreicht worden ist, worauf z. B. die Funde von der Quedlinburger Hamwarte zu deuten scheinen, die mit den Schöninger Fundplätzen große Übereinstimmung zeigen. Nicht ausgeschlossen erscheint es, daß rückströmende Kräfte

[1]) Abb. bei Wiepredht, Fig. 3.
[2]) Abb. Eberts Reallexikon, Bd. 8, Taf. 27, Fig. 13 und 15.
[3]) Abb. ebenda, Fig. 15.

Digitized by Google

der Äschersleben-Wedlitzer Gruppe Kulturelemente der Schnurkeramik ins alte Heimatland trugen, die die fazettierte Axt von Schönfeld, das mit schnurkeramischen Formen überraschend übereinstimmende Becherchen von Hohenwarsleben (Abb. 21) und noch manche andere Berührungspunkte mit der sächsisch-thüringischen Schnurkeramik erklären würden, die schon Åberg [1]) aufgefallen und von ihm besonders betont worden sind. Die Verbreitung der Äschersleben-Wedlitzer Stufe ist so ausgeprägt auf das Flußgebiet der Saale beschränkt, daß sie geradezu als „Saale-Zweig" der Schönfelder Kultur bezeichnet werden könnte. Wie sie vom Hauptstrom der Saale aus die einzelnen Nebenflüsse aufwärts drang, ist aus der Karte klar ersichtlich. Wie fast alle neolithischen Kulturen, so hält sich auch die Schönfelder Keramik eng an das Flußnetz bestimmter Ströme.

Als letzte und offenbar späteste Stufe erscheint die — merkwürdigerweise zuerst bekannt gewordene — Schönfelder Gruppe (im engeren Sinne) auf dem Plan. Daß sie an Formen, die der Äschersleben-Wedlitzer Gruppe nahestehen, anknüpft, zeigen, wie schon oben erwähnt, die Schalen von Arneburg und Klein-Möhringen. Ihre südliche Ausbreitungslinie wird durch die Fundplätze von Hohenwarsleben, Gerwisch, Grünewalde, Wanzleben und Völpke gekennzeichnet. Sie hält sich also in ihrer Hauptverbreitung an das Zentrum der Ammensleber Gruppe, deren Grenzen sie jedoch nach Norden zu weit überschreitet, indem sie bis in die mittlere Altmark, ja, wie es scheint, sogar bis ins untere Havelgebiet vordringt, sofern die dort gelegenen, bis jetzt schwer zu beurteilenden Funde von Gülpe und Premnitz nicht doch noch Anknüpfung an die Havelseenfunde der Ammensleber Gruppe gestatten sollten.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß die Schönfelder Kultur fast überall im Randgebiet der Walternienburg-Bernburger Kultur auftritt, gewissermaßen in einer Zone, die zwischen den Ausbreitungsgrenzen der reinen Megalith- und der Walternienburg-Bernburger Keramik liegt. Allein die Äschersleben-Wedlitzer Gruppe macht hier eine Ausnahme, indem sie — wohl den Flußläufen der Saale und ihrer Nebenflüsse folgend — bis tief ins Herz des Walternienburg-Bernburger Gebietes vorgedrungen ist, ja, dieses selbst nach Süden zu vereinzelt überschreitet. Von besonderer Wichtigkeit ist der Umstand, daß sich gerade die älteste Stufe der Schönfelder Kultur — die Ammensleber Gruppe — in ihrer Verbreitung mit der Walternienburg-Bernburger Kultur fast völlig ausschließt; eine Tatsache, die — neben vielen anderen Punkten — für mich bestimmend gewesen ist, sie als der Walternienburg-Bernburger und Elb-Havel-Kultur [2]) ebenbürtige Tochterkultur der nordwestdeutschen Megalith-Kultur aufzufassen [3]).

## IV. Zeitstellung und Beziehungen zu anderen Kulturen.

Die zeitliche Entwicklungsdauer der Schönfelder Keramik ist durch ihren Ursprung aus der nordwestdeutschen Megalithkultur und ihre mannig-

[1]) Studien, S. 6.

[2]) Elb-Havel-Kultur = Burg-Mokkenberger oder Nordbrandenburgische Kultur Kossinnas = Havelländer Stufe Sprockhoffs.

[3]) Nach meinen Anschauungen — die ich an anderer Stelle ausführlich begründen werde — hat sich die nordwestdeutsche Megalithkultur etwa in der II. Stufe der dänischen Ganzgräberzeit aus ihrem nordwestdeutschen Heimatlande ins Mittelelbgebiet verlagert und hier in drei Tochterkulturen aufgespalten, deren nordwestliche die Schönfelder Kultur vorstellt, während der mittlere Zweig die Walternienburg-Bernburger, der nordöstliche die Elb-Havel-Kultur ausgebildet hat. Das alte nordwestdeutsche Megalithgebiet scheint nach dieser Verlagerung bis ins Spätneolithikum hinein völlig siedlungsleer geblieben zu sein.

Digitized by Google

fachen Beziehungen zur Kugelflaschengruppe und Schnurkeramik gegeben. Sie erweist sich damit — wie auch durch die Sitte der Brandbestattung — als eine spätneolithische Kulturgruppe, deren Ursprung wir jedoch unter Berücksichtigung der herben, strengen Gestaltungsart der Ammensleber Gruppe und deren Anknüpfung an Altmegalith-Elemente offenbar nicht zu spät ansetzen dürfen. Daß sie andererseits bis hart an die Grenze der frühesten Bronzezeit reicht, dafür spricht das Vorkommen des Zapfenbechers von Dahldorf [1]), der zwar nicht zusammen mit einem Schönfelder Gefäß, aber doch in deren unmittelbarer Nähe gefunden wurde und offenbar dem gleichen Gräberfeld angehört. Andererseits legen wiederum eine Anzahl von Momenten (namentlich die Beigaben in Gestalt knöcherner Anhänger, der jütischen und fazettierten Streitäxte, die sowohl in der Ammensleber wie in der Schönfelder Gruppe auftreten) die Ansicht nahe, daß zwischen dem Auftreten der ältesten Ammensleber Schalennäpfe und der jüngsten Schönfelder Schalen kein allzu langer Zeitraum verstrichen sein wird, ein Moment, das für die von Sprockhoff [2]) vertretene Ansicht spricht, daß die Mehrzahl der von uns als „neolithisch" bezeichneten Kulturgruppen Mitteldeutschlands sich auf einen verhältnismäßig engen Zeitraum am Ende der Jungsteinzeit zusammendrängt.

Bei dieser Auffassung werden auch die von Niklasson [3]) geäußerten chronologischen Bedenken hinfällig, die wegen des zeitlichen Abstandes zwischen jüngster Megalithkeramik und reiner Schönfelder Keramik die Herleitung der letzteren aus ersterer unmöglich machen sollen. Diese zeitliche Lücke wird ohnehin durch die erst neuerdings bekannt gewordene Ammensleber Gruppe ausgefüllt, deren z. T. scharf ausgespartes Winkelbandornament (vgl. die Ammensleber Schalennäpfe, Abb. 1a, 2a, 4) schon für die zeitliche Gleichsetzung mit älterer Walternienburger und älterer Schnurkeramik spricht, zu denen auch sonst mancherlei Verbindungsfäden laufen.

Die Entwicklungsbahn der Schönfelder Keramik zeigt eine durchaus einheitliche Selbständigkeit und eine fast ausschließlich mit eigenen Gestaltungsformen arbeitende Kulturgruppe, die nur in sehr geringem Maße für Einflüsse von außen (Kugelflaschen, Schnurkeramik) zugänglich ist. Jedenfalls sind die Einflüsse, die von seiten der Kugelflaschen her auf sie gewirkt haben, von Kupka [4]) wohl überschätzt worden. Auch die von ihm so sehr betonten Zusammenhänge durch das beiden gemeinsame Fransenmotiv der Ornamentik wird mehr in gemeinsamen Ursprungselementen (nordwestdeutsche Megalithkeramik) als in gegenseitiger Übernahme seine Klärung finden. Für eine tatsächliche gegenseitige Beeinflussung spricht allerdings der Fund von Ristedt (Kreis Salzwedel), sofern es sich bei ihm nicht um zwei zeitlich verschiedene Nachbestattungen oder bei dem fraglichen Bruchstück doch nur um einen weitmundigen Begleitnapf der Kugelflaschengruppe handelt. Engere Beziehungen zwischen beiden Gruppen erweisen auch die bei Groß-Ellingen (Kreis Osterburg) auf der Trifenenkuhle gemachten und von Kupka [5]) beschriebenen Funde von Schönfelder Keramik. Besonders die dort abgebildeten Scherben [6]) und der bauchige Schalennapf [7]) lassen in Gefäßform wie Ornament

[1]) Wiepreckt, S. 160/161.
[2]) Sprockhoff I, S. 47.
[3]) Sächs.-thür. Jahresschrift, Bd. XIII, S. 166—167. Halle 1925.
[4]) Kupka V, 3, S. 146/148, 1927 und V, 4, 1928, S. 250—254.
[5]) Kupka V, S. 245 ff.
[6]) A. a. O., S. 246, Abb. 7.
[7]) Ebenda, S. 248, Abb. 9.

Digitized by Google

so starke Einflüsse der Kugelflaschengruppe erkennen, daß sie von Kupka sogar zu dieser gestellt worden sind, obwohl er vom gleichen Fundort bereits früher typische Schönfelder Keramik beschrieben hat [1]). Jedenfalls weisen allein schon das unsymmetrische Ornament des Schulternapfes und der zugehörige weitmundige Becher auch diesen Fund zur Schönfelder Gruppe, deren Berührung und Beeinflussung mit der Kugelflaschenkeramik auch aus den Funden von Gerwisch (siehe oben, Neue Funde, Nr. 5) hervorgeht. Auffällig ist bei diesen Fundplätzen — sowohl Gerwisch wie Groß-Ellingen — die nahe Verwandtschaft, die die Verzierungsweise der dort gefundenen Schönfelder Schalen mit gewissen in der mitteldeutschen Wohnplatzkultur häufig auftretenden Ornamentbändern zeigt.

Auf gleiche Zusammenhänge der Urformen, die eben das Wesentliche aller Megalithkulturen in sich vereinigten, sind wohl auch die Berührungspunkte mit der Walternienburg-Bernburger Keramik zurückzuführen, die Wiepreckt [2]) besonders betont. Für Einflüsse der späten Bernburger Keramik sprechen allerdings die bauchigen Kruken mit verjüngtem Halse und Winkelbandornament, die vielleicht auf eine Übernahme aus dieser Gruppe zurückzuführen sind.

Daß auch — namentlich im Saale-Flußgebiet — engere Beziehungen zur Schnurkeramik bestanden haben, zeigt besonders deutlich das Gräberfeld von Aschersleben [3]), aus dem auch die zweiösige Kruke mit verjüngtem Hals [4]) vermutlich der Schönfelder Keramik zuzuteilen sein wird. Es ist tief bedauerlich, daß gerade über dieses hochwichtige Gräberfeld keine genaueren Aufzeichnungen vorliegen [5]), da hier offenbar stärkste gegenseitige Beeinflussung von sächsisch-thüringischer und Schönfelder Keramik stattgefunden hat. Unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Ammensleber Schulternapf (Abb. 3) läßt auch ein Schalennapf vom Neundorfer Ochsenberge bei Staßfurt erkennen, den A. Becker zusammen mit anderen schnurkeramischen Gefäßen aus einem rechteckigen Steinkistengrab geborgen hat [6]). Er entspricht sowohl in Gefäßform wie Ornament dem von Sprockhoff [7]) beschriebenen Schalennapf vom Pritzerber See (Kreis Westhavelland). Da jedoch derartige weitmundige Schulternäpfe auch zum charakteristischen Inventar der Kugelflaschengruppe gehören, ist es z. Zt. kaum möglich, zu entscheiden, welcher der drei Kulturgruppen sie ursprünglich eigentümlich sind.

Eine klare Entwicklungslinie und Einordnungsmöglichkeit der Schönfelder Begleitbecher hat sich vorläufig noch nicht mit Sicherheit ergeben, ein Mangel, der besonders durch die vielen vereinzelt und ohne die vielleicht zugehörigen Schalen gefundenen Stücke bedingt wird. Allem Anschein nach sind (wie auf der Typentafel dargestellt) die geradlinig schrägwandigen Blumentopfbecher (z. B. von Klein-Möhringen, Schöningen, Eisleben) die älteren Formen, aus denen sich die bauchigen Kruken mit verjüngtem Halse (z. B. Cörmigk, Arneburg, Groß-Ellingen) und schließlich auch die weit-

[1]) P. Z. II, 1910, S. 50; Kupka V, 1, 1925, S. 7/8.
[2]) Wiepreckt, S. 164/165.
[3]) Vgl. Götze, Gefäßformen und Ornamente der neolithischen schnurverzierten Keramik im Flußgebiete der Saale. Dissert. Jena 1891, S. 25 und Tafelerklär. S. 70, Fig. 9; S. 71, Fig. 32; S. 72, Fig. 43 und 46.
[4]) Abgebildet a. a. O., Fig. 32.
[5]) Vgl. Berl. Verhandl. 1883, S. 443; 1885, S. 80; Mitteil. d. Vereins f. Anhalt. Gesch.- u. Altertumskunde IV, S. 593f.
[6]) Mannus, Bd. 19, 1927, S. 299, Abb. 3a.
[7]) Sprockhoff I, S. 118, Taf. 51c.

Digitized by Google

mundigen Becher mit kleiner Standfläche (z. B. von Schönfeld und Gerwisch) entwickelt haben könnten. Doch ist es ebensowohl denkbar, daß hier zwei oder drei verschiedene Gestaltungstypen vorliegen, die unabhängig voneinander ihren Weg genommen haben. Namentlich sei hier auf die engen Beziehungen der bauchigen Kruken mit verjüngtem Hals zur Bernburger Kultur verwiesen, über die bereits Sprockhoff[1]) ausführlicher gehandelt hat. Vielleicht ergeben sich von ihnen aus auch Beziehungen zu den Roßwitzer Amphoren mit Trichterhals[2]), wofür namentlich die bei Sprockhoff abgebildeten Kruken von Alversdorf[3]) sprechen würden. Auf Einflüsse aus dieser Richtung deuten auch Funde langhalsiger Amphoren mit merkwürdiger Halsverzierung, die von Direktor Wankel (Schönebeck) im Kreise Kalbe a. d. Saale für das Schönebecker Heimatmuseum geborgen, mir jedoch zur Bearbeitung nicht zugänglich geworden sind. Ob hierher auch die in Abb. 54 wiedergegebene Amphore mit Kugelbauch zu rechnen ist, vermag ich vorläufig nicht zu entscheiden.

Ob auch vielleicht die am Ende des Neolithikums im Mittelelbgebiet auftretenden jütischen Becher Einfluß auf die Gestaltung der Schönfelder Begleitbecher gehabt haben, ob diese schließlich Urbilder der in der zweiten Bronzezeitperiode auftretenden nordischen Gefäßformen (wie sie z. B. von Havemark, Kreis Jerichow II[4]) bekannt geworden sind) gewesen sind, läßt sich vorerst — durch das Fehlen geeigneter Verbindungsglieder — nicht ermitteln. Hingewiesen mag an dieser Stelle noch darauf sein, daß die hellgelblich-rote Tonware der Ammensleber Gefäße in hohem Maße der Tonware der sächsisch-thüringischen Keramik ähnelt.

Die Schicksale der Schönfelder Kultur liegen — wie die so vieler neolithischer Kulturen Mitteldeutschlands — völlig im Dunkel. Das vorhandene Material reicht vorläufig nicht aus, um irgendwelche Nachwirkungen in die frühe Bronzezeit hinein zu verfolgen. Nicht unterlassen sei es jedoch, auf die Verwandtschaft hinzuweisen, die die gewölbtwandigen, weitmundigen Schönfelder Begleitbecher (Abb. 24), namentlich die Stücke von Schönfeld, Hohenwarsleben (Abb. 22a, b) und Gerwisch (Abb. 10, 11) mit den frühbronzezeitlichen Zapfenbechern aufzuweisen scheinen, eine Tatsache, die schon von Wiepprecht[5]) gebührend hervorgehoben worden ist. In der Tat ist die Übereinstimmung der Formen, die sich in den Profilen vieler Zapfenbecher mit den Schönfelder Begleitbechern äußert, so überraschend, daß es schwer ist, hier nicht an Zusammenhänge zu denken, um so mehr, wenn man erwägt, daß von den häufig schon sehr griffzapfenhaft wirkenden, einseitig gestellten Schnurösen zum echten Griffzapfen kein sehr weiter Schritt ist. Daß der Gedanke des Griffzapfens auch den Schönfeldern nahe gelegen hat, zeigt der mit flügelartigen Randgriffen versehene Becher von Gerwisch (Abb. 12), dessen zweiter gegenübergestellter Griffflügel höchstwahrscheinlich falsch ergänzt ist und der sich nach dieser Berichtigung unmittelbar als Urform des Zapfenbechers erweisen würde. Ein zweites fast gleiches Exemplar mit nur einseitigem Griffflügel steht übrigens[6]) im Altmärkischen Museum zu Stendal. Ein drittes Berührungsmoment ergibt die Griffleiste des Blumentopfbechers

[1]) Sprockhoff II, S. 166ff.
[2]) Vgl. Kossinna, Herkunft und Ausbreitung der Germanen, Teil II, Berlin-Lichterfelde 1927, S. 204ff.
[3]) Sprockhoff II, S. 166, Abb. 1, S. 167, Abb. 4.
[4]) Vgl. S. Th. Jahresschr., Bd. 8, 1909, Taf. XIII, Kupka.
[5]) Wiepprecht, S. 165.
[6]) Nach gefl. Mitteilung von Hans Lies, Magdeburg.

Digitized by Google

von Dahldorf [1]). Weitere Anhaltspunkte gewährt ein Grabfund von Magdeburg-Sudenburg (Magdeburger Museum für Natur- und Heimatkunde), der neben einem unverzierten Glockenbecher und einigen undefinierbaren Scherben das Bruchstück eines typischen Zapfenbechers und einen unverzierten Schalennapf enthält, der mit dem Ammensleber Schalennapf von Hundisburg (Abb. 41) in der Form vollständig übereinstimmt. Es wäre sehr wesentlich, wenn weitere Untersuchungen tatsächlich einen derartigen Ursprung des mitteldeutschen Zapfenbechers aus der Schönfelder Kultur ergeben würden, da dann wenigstens eines der vielen noch so zweifelhaften Elemente aus der Stilverwirrung der Übergangszeit zwischen Stein- und Bronzealter, die für Mitteldeutschland noch so völlig ungeklärt ist, auf seinen Ursprung zurückgeführt werden könnte. Dazu ist freilich eine vollständige Aufarbeitung der gesamten mitteldeutschen Übergangskeramik notwendig, von der heute wahrscheinlich noch manches wertvolle, unbeachtete und seiner Zeitstellung nach nicht richtig erkannte Stück in den Ecken unserer Museen einen unverdienten Dornröschenschlaf hält.

Andererseits ist für die Herkunft der Zapfenbecher zu beachten, daß an ihnen die Griffzapfen nicht selten in Dreizahl auftreten, ein Moment, das für Beziehungen zur bandkeramischen Kultur sprechen würde, deren große Gebrauchsgefäße häufig ähnlich gestaltete Griffzapfen aufweisen (worauf mich Wieprecht freundlichst aufmerksam gemacht hat). Sprockhoff hat versucht, die Zapfenbecher der märkischen Oderschnurkeramik von den Trichterbechern herzuleiten [2]), eine Auffassung, für die aus dem Mittelelbgebiet bisher keine Belege zu erbringen sind. Doch ist dabei in Rechnung zu ziehen, daß — wie im Saalegebiet — auch in der Mark engste, bisher freilich noch nicht geklärte Beziehungen zwischen den Schönfelder Begleitbechern und -kruken und den dort vorkommenden Formen der schnurkeramischen Becher bestehen; und daß vielleicht gerade die ältere Schönfelder Keramik (der Ammensleber Stil) von dort her rückstrahlend ihre Ausbreitung ins Mittelelbgebiet vermittelt hat. Gerade die Gruppe der spätneolithischen Becherkulturen ist bisher so wenig erforscht, daß sich näheres über die Zusammenhänge ihrer Formen zur Zeit kaum sagen läßt. Offenbar handelt es sich beim Zapfenbecher um ein Element, das am Ende des Neolithikums von vielen jungsteinzeitlichen Kulturen fast gleichzeitig übernommen worden ist.

Åberg hat zuerst in seinen „Studien" auf die Parallelerscheinungen hingewiesen, die sich zwischen der Schönfelder und der sog. „schwedischen Bandkeramik" ergaben. Später hat er [3]) außer diesen Beziehungen die auffällige Übereinstimmung betont, die sich zwischen Form und Ornamentik der spanischen Glockenbecherkultur und den Schönfelder Scherben ergeben, wobei er zugleich versuchte, die eigenartige Bodenverzierung der letzteren durch Einflüsse der ersteren zu erklären [4]). Als Vermittler sieht er dabei die Träger des Glockenbechereinbruchs ins Saale-Elb-Gebiet an. Eine sorgfältige Durchsicht seines umfangreichen und ungemein instruktiv zusammengestellten Bildermaterials zeigt in der Tat überraschende Übereinstimmungen und läßt erkennen, daß fast alle in der Schönfelder Keramik vorkommenden Ornamente und Verzierungstechniken sich auch in der kupferzeitlichen spanischen Keramik wiederfinden, z. T. mit so überraschender Gleichheit, daß es schwer wird,

[1]) Wieprecht, S. 159, Fig. 5.
[2]) Sprockhoff I, S. 61ff.
[3]) In seiner „Civ. énéol".
[4]) A. a. O., besonders S. 196/198.

Digitized by Google

hier nicht gemeinsame Beziehungen anzunehmen. Allein ein Eingehen auf diese ungemein schwierigen und verwickelten Fragen liegt nicht im Rahmen dieser Arbeit, deren Umfang es in unerwünschter Weise überschreiten würde; ganz abgesehen davon, daß es mir voreilig erscheinen würde, ohne persönliche Anschauung und genaueste Kenntnis des spanischen Materials über derartig schwerwiegende Fragen zu urteilen. Hinweisen möchte ich in diesem Zusammenhange nur auf den bei Åberg, Fig. 328 abgebildeten Glockenbecher von Sandersdorf (Kreis Bitterfeld) [1]), der in seiner Bodenverzierung das auch im Schönfelder Stil vorkommende Kreuzornament in konzentrischen Kreisen trägt. Am überraschendsten jedoch wirkt der bei Åberg, Fig. 329 abgebildete Glockenbecher von Jerxheim (Braunschweig) [2]), der, mit Standboden versehen, einen für Glockenbecher ungewöhnlich starken Schulterknick zeigt und in der auffälligsten und ausgeprägtesten Weise mit (allerdings in Zonen angeordneten) Pfeilstichbändern verziert ist. Vergleicht man mit ihm den von Krone in Mannus Bd. 19, S. 305 oben links abgebildeten Schulternapf von Schöningen, so gerät man freilich in Zweifel, ob man den Becher von Jerxheim der Glockenbecherkultur zuzählen oder ihn als einen ungewöhnlich hohen Ammensleber Schalennapf auffassen soll. Allein die Zonenbänder der Ornamentik vermögen hier zu entscheiden. Erwägt man, daß der Becher von Jerxheim einer der nördlichsten und zugleich westlichsten in unserem Gebiet vorkommenden Glockenbecher ist, daß wir nach den neuen Untersuchungen von Neumann-Dresden [3]) ein von Südosten her ins nördliche Harzvorland gerichtetes Vordringen der Glockenbecherkultur annehmen dürfen, daß sein Fundplatz (auf Tafel X mit schwarzem Kreuz markiert) in unmittelbare Nähe der Schöninger Fundgruppe des Ammensleber Stils fällt, so dürfen wir mit Spannung weiteren Funden aus dem Braunschweigischen entgegensehen.

Auf dem bei Åberg [4]), Fig. 310—311 abgebildeten Schalennapf von Cova Fonda erscheint sogar der fünfstrahlige Stern der geradwandigen Schale von Hohenwarsleben (unsere Taf. VII, Abb. 18) in höchst ähnlicher Ausführung. Man braucht übrigens — um auf deutschem Gebiet zu bleiben — nur die Zonenkeramik des Rheinlandes und Bayerns zum Vergleich heranzuziehen [5]), um auch hier mancherlei Parallelen zwischen Schönfelder- und Glockenbecher-Keramik zu finden, so namentlich in der Schüssel von Miesenheim (Kreis Mayen) [6]), die nicht nur in der Form, sondern auch in den Ornamentbändern den Schönfelder Schalennäpfen sehr ähnelt. Der Glockenbecher von Groß-Mehring (B.-A. Ingolstadt) [7]) wird dadurch besonders wichtig, daß er ein ähnliches „Kerbschnittmuster" aufweist wie der weitmundige Becher von Gerwisch (Abb. 11), und wie es für die viel späteren Gefäße der süd- und westdeutschen Hallstattzeit charakteristisch ist [8]).

Jedenfalls sind Zusammenhänge zwischen Schönfelder und Glockenbecherkultur in so hohem Maße wahrscheinlich gemacht, daß in dieser Richtung unternommene Untersuchungen nicht, wie dies kürzlich geschehen, mit

[1]) Vgl. auch S. Th. Jahresschr., Bd. 8, 1909, Taf. 1, 8.
[2]) Vgl. auch S. Th. Jahresschr., Bd. 8, Halle 1909, Taf. 5, 45.
[3]) Laut einem auf der Kölner Tagung der deutschen anthropologischen Gesellschaft 1927 gehaltenen Vortrage. 49. Tagungsber. d. Deutsch. Anthrop. Ges. Leipzig 1928. S. 101—104.
[4]) Åberg, Civ. énéol.
[5]) Vgl. A. u. h. V., Bd. V, Taf. 61.
[6]) Abb. a. a. O., Nr. 1095.
[7]) Abb. a. a. O., Nr. 1103.
[8]) Vgl. A. u. h. V., Bd. V, Taf. 32 und 40.



Digitized by Google

geringschätzigem Achselzucken abgetan werden sollten. Auch Niklasson hat erst kürzlich [1]) diese Zusammenhänge von neuem betont und dabei auf ein eigenartiges Scherbenmaterial verwiesen, das von Wohnplätzen des Mittelelbgebiets stammt, und aus dem die Verbindungen der Schönfelder Keramik mit der äneolithischen Kultur der iberischen Halbinsel noch deutlicher hervorgehen sollen.

Eigenartige Beziehungen ergeben sich für die Schönfelder Kultur jedoch auch zur Gefäßform und Ornamentik gewisser Mützen- und Salzdeckel dänischer Megalith-Amphoren, wie sie z. B. A. P. Madsen [2]) zur Darstellung bringt; sowie zur Megalithkeramik Hollands [3]). Daß derartige Zusammenhänge geeignet sind, unsere bisherigen Anschauungen über die zeitliche Aufeinanderfolge der neolithischen Kulturen Mitteldeutschlands in hohem Maße fraglich erscheinen zu lassen, sei hier nur angedeutet. Bei weiterem Verfolgen dieser Erwägungen verliert man sich in ein Labyrinth, aus dem nur neue, sorgfältig beobachtete Glücksfunde Rettung versprechen. Denn auch der umgekehrte Weg des Einflusses scheint denkbar: der größte Teil der bei Åberg [4]) abgebildeten Gefäße der spanischen Glockenbecherkultur atmet — unter mitteldeutschen Perspektiven betrachtet — in Ornament und Technik echten Megalithcharakter. Macht doch der bei Åberg, Fig. 320 abgebildete Schalennapf von Argyll ganz den Eindruck eines zwar prunkvoll dekorierten aber durchaus entarteten Schulternapfes von Groß-Ammensleben, wie er in ähnlicher Form in Bruchstücken bei Gerwisch gefunden wurde (Abb. 14 und 15), wobei die Übereinstimmung zwischen beiden durch die einseitig gestellten Ösenhenkel des Napfes von Argyll noch vermehrt wird. Und die bei Åberg, S. 186—187 in Fig. 234—240 abgebildeten Scherben von Anghelu Ruhu auf Sardinien zeigen das charakteristische Pfeilornament mit ausgespartem Winkelband und das feine Kreuzliniensystem der Ammensleber Schalennäpfe. Man würde durchaus nicht überrascht sein, wenn sie bei Groß-Ammensleben oder Schöningen gefunden wären. Überhaupt drängt sich, wenn man unter diesem Gesichtswinkel Åbergs Buch durchblättert, die große Einheit aller Megalithkulturen Nord- und Westeuropas hervor, die in dem von Kossinna [5]) angedeuteten Sinne für die zukünftige Forschung Ausblicke eröffnet, die heute nur erst dunkel an den Horizont unserer Erkenntnis dringen, ohne bisher klare Bilder ihres Ursprungs, ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen und Ausbreitungswege zu ergeben. Vorläufig fehlen noch alle greifbaren Zusammenhänge nach dieser Richtung hin. Es wäre voreilig, hier mit haltlosen Vermutungen aufzuwarten.

Was an der Schönfelder Keramik immer wieder überrascht, ist die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit und der Reichtum ihrer Gestaltung, eine Tatsache, die für die ungemeine geistige Regsamkeit ihrer Verfertiger spricht. Jener Verfertiger, von denen wir außer einiger Häufchen verbrannten Gebeins nichts Greifbares in der Hand halten, das uns über ihr Wesen und ihre körperliche Gestalt Auskunft zu geben vermöchte. Unter den vorgelegten Stücken von Schönfelder Gefäßen befinden sich kaum zwei, die in mehr als den Grund-

[1]) S. Th. Jahresschr. XIII, 1925, S. 166—167.

[2]) In seinen Afbildninger af Danske Oldsager og Mindesmaerker, Steenalderen (Kjøbenhavn 1868) auf Taf. 16, Fig. 4—6 (Fund i en Gravhøi ved Steye fra Høen) und Taf. 45, Fig. 22, 23 und 24.

[3]) Vgl. Eberts Reallexikon, Bd. 5, Berlin 1926, Taf. 103, Abb. 2 und Åberg, Die Steinzeit in den Niederlanden, 1916.

[4]) Civ. énéol.

[5]) Deutsche Vorgeschichte, 4. Aufl. Leipzig 1925, S. 13ff.

Digitized by Google

elementen der Haupttypen übereinstimmen. Fast jede Schale, jeder Becher aber lassen in der Ausgestaltung ihres Ornaments, in der Behandlung scheinbar nebensächlicher Einzelheiten irgendeinen neuen Gedanken, eine neue Erfindung hervorblicken; Anzeichen einer Geistesart, die wohl nur mit der jener mittelalterlichen Künstler zu vergleichen ist, die in den Kreuzgängen romanischer Dome jeder Säule, jedem Kapitell ein eigenes Gesicht gaben, ohne daß es doch die Einheit des Ganzen irgendwie beeinträchtigte. Wie ihnen, so standen auch den „Schönfeldern" so große Möglichkeiten der Gestaltung und eine solche Vielseitigkeit der Ausdrucksformen zu Gebote, daß ihnen unter den neolithischen Kulturen Mitteleuropas kaum ähnliches an die Seite gestellt werden kann. Nur der Rekonstruktionsversuch einer Schönfelder Schale läßt die geistige Arbeit einigermaßen richtig bewerten, die ihre Verfertiger allein bei der Erfindung und Konstruktion der Ornamentik geleistet haben müssen. Andererseits zeigt die Asymmetrie und die ganz aus dem Rahmen des Gewohnten herausfallende Originalität der Schönfelder Muster die expressionistische Sinnesart ihrer Hersteller, ihr „Anderswollen" gegenüber dem Hergebrachten, Überkommenen, das als Willen zum Fortschritt das Zeichen wahrer Schöpferkraft ist. Und „schöpferisch" im höchsten Sinne des Wortes müssen in der Tat diese Schönfelder gewesen sein, deren Wesen nur aus den kärglichen Überbleibseln zufällig gefundenen Kulturgutes dunkel zu uns spricht.

## Literaturverzeichnis.


### I. Fundberichte.

p. Z. II 1910, S. 45—51: Kupka, Eine neue spätneolithische Kultur aus der Altmark. S. 341—347: Kupka, Neue Funde vom spätneolithischen Gräberfelde bei Schönfeld.
Stend. Beitr. II, 1905, S. 67—70: Kupka, P., Neolithische Funde von Schönfeld.
III, 1914, S. 471ff.: Kupka, P., Spätneolithische Funde von Arneburg.
IV, 1915, S. 212ff.: Kupka, P., Neue Funde vorgesch. Altertümer aus der Altmark.
V, 1926, S. 76/77: Kupka, P., Bemerkungen zur Zeitbestimmung unserer jüng. Steinzeitaltertümer.
V, 1927, S. 144ff.: Kupka, P., Die steinzeitliche Besiedlung Mitteldeutschlands.
V, 1928, S. 245ff.: Kupka, P., Alter, Wesen und Verbreitung der mitteldeutschen Steinzeitkulturen.
p. Z. XIII—XIV, 1922, S. 158—165: Wiepprecht, Neue und ältere Funde Schönfelder Keramik aus dem Kreise Neuhaldensleben.
p. Z. XVII, 1926, S. 166—170: Sprockhoff, Ein Steinzeitfund von Alversdorf, Kreis Helmstedt.
Mannus, Bd. 19, 1927, S. 305—308: Krone, O., Das Vorkommen des Rössener Stils im Braunschweigischen.

### II. Zusammenfassende Darstellungen.

8. Bericht der römisch-germanischen Komm. 1913/14, S. 50f.: Schumacher, Stand und Aufgaben der neolithischen Forschung in Deutschland.
Åberg, N., Zur Entstehung der Keramik vom Schönfelder Typus. Halle 1916.
Åberg, N., Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa. Uppsala 1918, S. 148ff. und Karte 10.
Veröffentlich. d. Prov.-Mus. Halle, Bd. I, Heft 3: Åberg, Niels, Studien zur Schönfelder Keramik, der sog. schwedischen Bandkeramik und der jütländischen Obergrabkeramik. Halle 1921.
Åberg, La civilisation énéolithique dans la péninsule ibérique. Uppsala 1921, S. 195—198.
Jahresschr. f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder. Bd. XIII: Niklasson, Nils, Studien über die Walternienburg-Bernburger Kultur I, S. 166—167. Halle 1925.
Eberts Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. XI, S. 311: Schönfelder Typus († W. Bremer).
Stend. Beitr. V, 1927, S. 144ff.: Kupka, P., Die steinzeitl. Besiedlung Mitteldeutschlands.
V, 1928, S. 201ff.: Kupka, P., Alter, Wesen und Verbreitung der mitteldeutschen Steinzeitkulturen.




Digitized by Google

## Verzeichnis der Abbildungen.

1. Groß-Ammensleben (Kreis Wolmirstedt). Schalennapf a) seitlich, b) Unterseite.
2. Groß-Ammensleben (Kreis Wolmirstedt). Schalennapf a) seitlich, b) Unterseite.
3. Groß-Ammensleben (Kreis Wolmirstedt). Schulternapf.
4. Groß-Ammensleben (Kreis Wolmirstedt). Schalennapf mit Bodenverzierung in Kreissehnenbändern.

5a. Groß-Ammensleben (Kreis Wolmirstedt), Scherben eines Schalennapfes mit Kreuzlinienmuster. b. Groß-Ammensleben (Kreis Wolmirstedt). Knöcherner Anhänger.

6a. Klein-Ammensleben (Kreis Wolmirstedt). Bruchstück eines Schulternapfes mit Bogenstich-Verzierung.

6b. Klein-Ammensleben (Kreis Wolmirstedt). Bodenscherben mit Pfeilstich-Ornament.

7a. Dölpke (Kreis Neuhaldensleben). Bruchstücke eines Schalennapfes, Aufsicht.

7b. Dölpke (Kreis Neuhaldensleben). Bruchstück eines Schalennapfes. Profil.

7c. Dölpke (Kreis Neuhaldensleben). Eiförmiger Topf aus der Steinkiste.

7d. Dölpke (Kreis Neuhaldensleben). Bronzering aus der Steinkiste.

7e. Dölpke (Kreis Neuhaldensleben). Zweiösiger Amphorentopf.

8. Dönstedt (Kreis Neuhaldensleben). Schönfelder Schale mit Parabelband.
9. Gerwisch (Kreis Jerichow I). Schönfelder Schale mit Parabelband.
10. Gerwisch (Kreis Jerichow I). Becher mit Lochstichband.
11. Gerwisch (Kreis Jerichow I). Becher mit Kerbschnittband.
12. Gerwisch (Kreis Jerichow I). Becher mit Griffzapfen.
13. Gerwisch (Kreis Jerichow I). Unverzierter Schalennapf.
14. Gerwisch (Kreis Jerichow I). Schalen mit feinem Loch- und Grübchenstich.
15. Gerwisch (Kreis Jerichow I). Schalen mit grobem Loch- und Winkelstich.
16. Hohenwarsleben (Kreis Wolmirstedt). Profil der Brandgrube a) von vorn, b) seitlich, c) Photographie.
17. Hohenwarsleben (Kreis Wolmirstedt). Schalennapf mit Aschersleber Muster.
18. Hohenwarsleben (Kreis Wolmirstedt). Schalennapf mit Schnittbandmuster.
19. Hohenwarsleben (Kreis Wolmirstedt). Schale mit Parabelband.
20. Hohenwarsleben (Kreis Wolmirstedt). Schale mit Dreistrahl-Ornament.
21. Hohenwarsleben (Kreis Wolmirstedt). Becherchen schnurkeramischer Form.

22a. Hohenwarsleben (Kreis Wolmirstedt). Becher mit Rillenband-Verzierung.

22b. Hohenwarsleben (Kreis Wolmirstedt). Becher mit Treppenband-Verzierung.

23. Kreis Stendal. Blumentopfbecher.
24. Aderstedt (Kreis Bernburg). Eiförmiger Becher.
25. Quedlinburg (Stadtkreis, Eselstall). Schalennapf [1]).
26. Wedlitz (Kreis Bernburg). Schale mit Radiärstrahlen in Pfeilstich.
27. Bernburg (Stadtkreis, Rösse-Berg). Schale mit asymmetrischen Ornamentstrahlen.
28. Cörmigk (Kreis Köthen i. Anhalt). Schalennapf.
Cörmigk (Kreis Köthen i. Anhalt). Bauchige Kruke mit verjüngtem Hals.
30. Eisleben (Mansfelder Seekreis). Blumentopfbecher.
31. Bornitz (Kreis Zeitz). Schalennapf mit Radiärstrahlen.
32. Neuhaldensleben (Kreis N.). Rosmarienbreite, Schalenrand mit Winkelbändern.
33. Neuhaldensleben (Kreis N.). Rosmarienbreite, Scherben mit Kreisornament.
34a, b. Neuhaldensleben (Kreis N.). Fuchsberg. Scherben mit Parabelband.
35. Neuhaldensleben (Kreis N.). Fuchsberg. Bodenscherben mit Radiärstrahlen.
36. Neuhaldensleben (Kreis N.). Fuchsberg. Randscherben mit Winkelstich auf der Innenseite.
37. Neuhaldensleben (Kreis N.). Fuchsberg. Scherben mit Rillenlinienstrahlen.

[1]) Diese Abbildung wurde auf Wunsch von Herrn Museumsleiter Schirwitz (Quedlinburg) weggelassen.

Digitized by Google

38. Neuhaldensleben (Kreis N.). Fuchsberg. Schalenboden mit Pfeilstichlinie.
39. Neuhaldensleben (Kreis N.). Fuchsberg. Scherben mit Winkelstich und Winkelband.
40. Althaldensleben (Kreis Neuhaldensleben). Scherben eines Schalennapfes.
41. Hundisburg (Kreis Neuhaldensleben). Schalennapf.
42. Hundisburg (Kreis Neuhaldensleben). Bruchstück einer Henkelkanne.
43. Alvensleben (Kreis Neuhaldensleben). Scherben eines Schalennapfes.
44. Krielow (Kreis Zauch-Belzig). Schulternapf.
45. Krielow (Kreis Zauch-Belzig). Schulternapf.
46. Grünewalde bei Schönebeck (Kreis Kalbe a. S.). Blumentopfbecher.
47. Grünewalde bei Schönebeck (Kreis Kalbe a. S.). Schalennapf.
48. Grünewalde bei Schönebeck (Kreis Kalbe a. S. Bruchstück eines Blumentopfbechers.
49a, b. Grünewalde bei Schönebeck (Kreis Kalbe a. S). Scherben mit Radiärstrahlen.
50. Barby a. Elbe (Kreis Kalbe a. Saale). Schalennapf mit Radiärstrahlen.
51. Aschersleben (Kreis Aschersleben). Eiförmiger Becher mit Fransen in Furchenstich.
52. Pißdorf (Kreis Köthen). Steilwandiger Blumentopfbecher.
53. Köthener Land (Anhalt). Eiförmige Kruke mit verjüngtem Hals.
54. Köthener Land (Anhalt). Kugelförmige Kruke mit zwei Ösenhenkeln.
55. Emden (Kreis Neuhaldensleben). Flache Schale mit doppeltem Parabelband.

Digitized by Google

# Fundliste der bisher bekannt gewordenen Schönfelder Keramik.

Die Anordnung der Fundplätze erfolgte zunächst nach den drei großen Hauptgruppen; innerhalb dieser wurde der Zusammenhang der einzelnen Fundgruppen gewahrt und versucht, die Reihenfolge der vermutlichen Ausbreitungslinien innezuhalten. Dieser Versuch bedingte eine Anordnung:

a) bei der Ammensleber Gruppe vom Zentrum zunächst nach Süden, dann nach Westen und Nordwesten, zuletzt nach Osten;
b) bei der Aschersleben-Wedlitzer Gruppe von Norden nach Süden fortschreitend;
c) bei der Schönfelder Gruppe von Süden nach Norden fortschreitend.

## A. Ammensleber Gruppe.

| Nr. | Fundort | Charakteristischer Fundinhalt | Begleitumstände | Literatur | Abbildung | Museum |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | Althaldensleben (Kreis Neuhaldensleben) | Bruchstück eines sehr hohen Schalennapfes mit Anklängen an Altmegalith-Verzierung und typischer Ammensleber Ornamentik | — | oben Nr. 26 | Abb. 40 | Neuhaldensleben |
| 2 | Hundisburg (Kreis Neuhaldensleben) | a) Niedriger Ammensleber Schalennapf mit Kreuzlinien- und Pfeilstich-Ornament u. Bodenverzierung in konzentrischen Kreisen. | — | oben Nr. 27 | Abb. 41 | Neuhaldensleben |
| | | b) Oberteil einer bauchigen (?) Henkelkanne mit Strichlinienmuster | | „ | Abb. 42 | Neuhaldensleben |
| 3 | Alvensleben (Kreis Neuhaldensleben) | Bruchstück eines sehr niedrigen Schalennapfes mit Strichlinien- und Winkelband-Ornament | — | oben Nr. 28 | Abb. 43 | Neuhaldensleben |
| 4 | Dahldorf (Kreis Neuhaldensleben) | a) Schulternapf mit Pfeilstich-Ornament und zwei einseitig gestellten Ösenhenkeln | Flachgrab m. Brauderde, etwa 60 cm tief in Kiesschicht eingesenkt. | Wieprecht, S. 160/161 | ebenda, S. 159, Fig. 3 | Neuhaldensleben |
| | | b) Kleine Blumentopfbecher mit durchbohrter Griffleiste | Schalennapf mit gebranntem Gebein | | ebenda, S. 159, Fig. 5 | Neuhaldensleben |



Digitized by Google

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | | c) Entartete Streitart, den jütländischen Streitäxten nahestehend | gefüllt, in dessen oberster Schicht als Begleitgefäß der Blumentopfbecher lag, ferner der knöcherne Anhänger. Dicht bei der Urne die Steinaxt und Feuersteinsplitter | ebenda | ebenda, S. 159, Fig. 6 | Neuhaldensleben |
| | | d) Knöcherner Anhänger | | | ebenda, S. 159, Fig. 7 | Neuhaldensleben |
| | | e) Feuersteinsplitter | | | | Neuhaldensleben |
| 5 | Groß-Ammensleben (Kreis Wolmirstedt) | a) Schalennapf mit Bodenverzierung in konzentrischen Kreisen | Flachgräberfeld mit Leichenbrand in den Urnen, etwa 40 cm tief unter der Erdoberfläche | oben Nr. 1 | Abb. 1 | Magdeburg |
| | | b) Schalennapf mit Bodenverzierung in konzentrischen Kreisen und Kreuzlinienbändern | | | Abb. 2 | Magdeburg |
| | | c) Schalennapf mit Bodenverzierung in Kreissehnen-Gruppen | | | Abb. 4 | Magdeburg |
| | | d) Schulternapf | | | Abb. 3 | Magdeburg |
| | | e) Knöcherner Anhänger | | | Abb. 5b | Magdeburg |
| | | f) Feuersteinsplitter | | | | Magdeburg |
| | | g) Scherben eines Schalennapfes mit Kreuzlinienmuster | | | Abb. 5a | Magdeburg |
| 6 | Klein-Ammensleben (Kreis Wolmirstedt) | a) Bruchstücke von Schalennäpfen wie 5a | — | oben Nr. 2 | Abb. 6a | Magdeburg |
| | | b) Bruchstück eines entarteten Schulternapfes mit Bogenstichverzierung | | | Abb. 6b | Magdeburg |
| 7 | Espenberg bei Groß-Dahlberg (Braunschweig) | Scherben von Schalennäpfen mit Pfeilstichverzierung | — | Krone, S. 305/308 | ebenda, S. 306, Mitte | Braunschweig |
| 8 | Wittmar (Braunschweig) | Scherben mit Pfeilstich- und Winkelbandverzierung | — | ebenda | ebenda, S. 306, unten rechts | Braunschweig |
| 9 | Teichsmühle bei Schöningen (Braunschweig) | a) Scherben mehrerer Schulternäpfe mit Pfeilstich- und Kreuzlinienornament | — | ebenda | ebenda, S. 306, oben | Braunschweig |
| | | b) Bruchstücke eines schmalen Blumentopfbechers mit leichtem Schulterknick | | | | Braunschweig |
| | | c) Feuersteinmesser | | | | Braunschweig |

Digitized by Google

| Nr. | Fundort | Charakteristischer Fundinhalt | Begleitumstände | Literatur | Abbildung | Museum |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 10 | Alversdorf bei Offleben (Braunschweig) | a) Scherben eines Schulternapfes mit Sparren-Ornament<br>b) 3 bauchige Krüge mit verjüngtem Hals und 2 gegenüber gestellten Henkeln ohne Ornament | — | ebenda | ebenda, S. 306, unten links | Braunschweig<br>Braunschweig |
| 11 | Völpke (Kreis Neuhaldensleben) | a) Bruchstücke eines riesigen Schalennapfes wie 5a, aber mit verbreiterter Standfläche<br>b) Rötel | Streufund im Umkreis eines frühbronzezeitlichen Steinkistengrabes | oben Nr. 3 | Abb. 7a—b | Magdeburg |
| 12 | Ristedt (Kreis Salzwedel) | Bruchstücke eines Schulternapfes mit Bogenstichmuster und Kreuzlinien-Ornament ähnlich 6b. Gehört vielleicht zur Kugelflaschen-Gruppe | Mit Kugelflaschenresten zusammengefunden unter dem Deckstein eines Hünenbettes (Langdolmen); vermutlich Nachbestattung | oben Nr. 29<br>33. Salzw. Jahresb. (1906) S 127 f. (Müller) | ebenda: Tafel „Vorgeschichtl. Funde aus ein. Hünengrabe“ | Im Besitz des Grafen von der Schulenburg-Wolfsburg |
| 13 | Groß-Wusterwitzer See (Kreis Jerichow II) | Bauchiger Becher mit verjüngtem Hals und 2 einseitig gestellten Schnurösenhenkeln, Furchenstich- und Winkelbandornament | — | Studien zur vorgeschichtl. Archäologie (Götze-Festschrift, 1925), S. 41 (Stimming); Kupka V, 3, (1927), S. 148 | ebenda, S. 41, Abb. 46 | Sammlung Stimming, Groß-Wusterwitz |
| 14 | Pritzerber See (Kreis Westhavelland) | Schalennapf mit weichem Schulterumbruch u. Sparrenornament ähnlich 9a | — | Sprockhoff I, S. 118 | ebenda, Taf. 51c | ? |
| 15 | Havelberg (Kreis Westhavelland) | Bauchiger Becher | — | Kupka V, 3 (1927), S. 149 | Brunner, Steinzeitl. Keramik der Mark Brandenburg, S. 21, Fig. 69 | ? |

Digitized by Google

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 16 | Krielow (Kreis Zauch-Belzig) | 2 Schulternäpfe, die in Form und Ornament im wesentlichen 5d entsprechen; der eine mit liegendem Leiterbandmuster | — | oben Nr. 13 | Abb. 44 u. 45 | Sammlung Stimming, Groß-Wusterwitz |
| 17 | Ketzin (Kreis Osthavelland) | Bauchige Kruke mit verjüngtem Hals, 4 Ösenhenkeln und zwischen diesen verlaufendem Ornamentband in Lochstich, in dem ein Winkelband ausgespart ist. Dabei kugelflaschenähnliches Gefäß mit 4 Schulterösen und Furchenstichverzierung | Flachgrab mit Leichenbrand (in einem der Gefäße) | Arch. f. Anthrop., Bd. XXV, 1898, S. 244 (Brunner, Steinzeitl. Keramik der Mark Brandenburg) | ebenda, S. 244, Fig. 1, 3 | Staatsmuseum Berlin |
| 18 | Kalau (Mark) | Kleine Kruke mit verjüngtem Hals und 2 Ösenhenkeln | — | Arch. f. Anthropol., Bd. XXV, 1898, S. 254 (Brunner Steinzeitl. Keramik) Kupka V, 4 (1928), S. 252 | ebenda, S. 254, Fig. 24 | Staatsmuseum Berlin |
| | | **B. Aschersleben-Wedlitzer Gruppe.** | | | | |
| 19 | Hohenwarsleben (Kreis Wolmirstedt) | a) mehrere weitmundige Begleittöpfe<br>b) Schale mit Aschersleber Muster<br>c) Schale mit Stern- und Mondsichel-Muster<br>Vergleiche auch unter C!<br>d) Feuersteinsplitter und Rötel | Brandgrube mit großem Material zerbrochener Scherben, die von über 20 Gefäßen stammen und z. T. durch Brand stark verändert sind | oben Nr. 6 | Abb. 21—22<br>Abb. 17<br>Abb. 18 | Magdeburg |
| 20 | Grünwalde bei Schönebeck (Kreis Kalbe). Weinberg | a) Steilwandiger Blumentopfbecher mit 4 Griffleisten und Ornamentbändern in Furchen- und Winkelstich<br>b) Steilwandiger Schalennapf m. Ornamentband in Winkelstich- und Rillenlinien zwischen den Griffösen<br>c) 2 Bruchstücke von steilwandigen Blumentopfbechern | — | Kupka, V, 4 (1928), S. 252<br>oben Nr. 22 | Abb. 46<br>Abb. 47<br>Abb. 48 | Schönebeck |

Digitized by Google

| Nr. | Fundort | Charakteristischer Fundinhalt | Begleitumstände | Literatur | Abbildung | Museum |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 21 | Barby an der Elbe (Kreis Kalbe) | Gewölbte Schale mit 8 vom Boden zum Rande verlaufenden Radiärbändern in Pfeilstich | — | Kupka V, 4 (1928), S. 252 unt. „Grünewalde" oben Nr. 23 | Abb. 50 | Schönebeck |
| 22 | Wedlitz (Kreis Bernburg) | „Wedlitzer" Schale mit strahlenförmig angeordneten Pfeilstich-Ornamentbändern | — | Åberg, Studien, S. 5; Katal. d. Alt.-Mus. d. Stadt Bernburg, S.7, Nr. St.4 | ebenda, S. 11, Fig. 4 Abb. 26 | Bernburg |
| 23 | Harsleben (Kreis Halberstadt) | a) Unverzierter rundlicher Schalennapf mit Griffleiste<br>b) Untere Hälfte eines Feuersteindolches | — | oben Nr. 30 | — | Halberstadt |
| 24 | Quedlinburg (Stadtkreis), westliche Hamwarte | Scherben mit Strichlinien-, Pfeilstich- und Winkelband-Ornament | — | Krone, S. 305—308 | ebenda, S. 307 unten | Braunschweig |
| 25 | Quedlinburg (Stadtkreis), Eselstall | Schalennapf mit leicht geschwungener Wandung, 2 einseitig gestellten Ösenhenkeln und Punktlinienbändern am oberen Rand | — | oben Nr. 9 | Abb. 25 | Quedlinburg |
| 26 | Quedlinburg (Stadtkreis) | 2 Blumentopfbecher ähnlich dem von Eisleben (Nr. 36) | — | Zeitschr. f. Ethnol. 1900, S 233 (Reinecke); Kupka V, 4 (1928), S. 253 | — | ? |
| 27 | Rößeberg bei Bernburg (Kreis Bernburg) | Gewölbte Schale mit einseitig ausgebildeten Ornamentbändern in Furchenstich | — | oben Nr. 10 | Abb. 27 | Bernburg |
| 28 | Güsten (Kreis Bernburg) | Flacher Schalennapf mit 4 Füßen und radial angeordnetem Furchenstich-Ornament | — | Åberg, Studien, S. 6 | ebenda, S. 14, Fig. 10 (nach Klopffleisch) | verschollen |

Digitized by Google

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 29 | Aschersleben (Stadtkreis) | a) Flacher Schalennapf mit sog. „Aschersleber" Muster, d. h. vom Rand zum Boden laufenden radialen Furchenstichbändern, die Anfänge der Asymmetrie zeigen<br>b) Kruke mit verjüngtem Hals und 2 unpaarigen Ösenhenkeln mit Stichverzierung | — | Åberg, Studien, S. 5 | ebenda, S. 11, Fig. 2 | Halberstadt |
| | | | — | Götze, Gefäßformen u. Ornamente (Jena 1891), S. 71 | ebenda, Taf. I, Fig. 32 | Staatsmuseum Berlin |
| 30 | Welbsleben (Mansfelder Gebirgskreis) | Blumentopfbecher mit 2 einseitig gestellten Schnuröse n und Winkelstich-Band | — | Anhalt. Geschichtsblätter 1926, S. 94 (R. Schulze). Kupka V, 4 (1928), S. 251 | — | Wernigerode |
| 31 | Oberwiederstedt (Mansfelder Gebirgskreis) | Blumentopfbecher? | — | Zeitschr. f. Ethnol. 1900, S. 233 (Reinecke). Kupka V, 4 (1928), S. 253 | — | ? |
| 32 | Cörmigk (Kreis Köthen) | a) Gewölbter rundlicher Schalennapf mit 2 einseitig gestellten Ösenhenkeln und Pfeilstichlinien-Ornamentbändern<br>b) Bauchige Amphore mit verjüngtem Hals, 4 Ösenhenkeln und Pfeilstich- und Winkelband-Ornament | Hügelgrab im Lederbogenschen Mühlberg, dessen Inhalt meist aus älterer Schnurkeramik bestand | oben Nr. 11 | Abb. 28 | Köthen |
| 33 | Ilbersdorf bei Gerlebogk (Kreis Köthen) | a) Unverzierter Topf mit verjüngtem Hals<br>b) Unverziertes zylindrisches Becherchen mit ohrähnlichem kurzem Griffzapfen | Gefäße standen in einer Kiesschicht | Kupka V, 3, S. 146 | — | Sammlung Rehfeld in Dessau; jetzt Museum Zerbst |
| 34 | Pißdorf (Kreis Köthen) | Blumentopfbecher mit 2 einseitig gestellten Schnuröse nhenkeln und Punktstich- und Winkelstichband | — | oben Nr. 21 Anhalt. Geschichtsblätter 1926, S. 94 (R. Schulze); Kupka V, 4 (1928), S. 253 | Abb. 52 | Köthen |

Digitized by Google

| Nr. | Fundort | Charakteristischer Fundinhalt | Begleitumstände | Literatur | Abbildung | Museum |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 35 | Köthener Land (Anhalt), genauer Fundort unbekannt (ehem. Wahnsche Slg.) | Eiförmige Kruke mit Trichterhals, 2 Schulterösen und Lochstichbändern | — | oben Nr. 25 | Abb. 53 | Köthen |
| 36 | Eisleben (Mansfelder Seekreis) | Schrägwandiger Blumentopfbecher mit einseitig gestelltem Henkelpaar und Furchenstich- und Winkelband-Ornament | — | Kupka V, 3, S. 149 (1927) | Abb. 30: Kossinna, Deutsche Vorgeschichte, 4. Aufl. (1925), T. LII, Abb. 464 | Eisleben |
| 37 | Wegwitz (Kreis Merseburg) | Scherben mit 3 Strichlinienbändern am oberen Rand | — | — | — | Halle 16: 1152 |
| 38 | Freyburg an der Unstrut (Kreis Querfurt) | Flacher Schalennapf mit radial angeordneten Furchenstich-Ornamentbändern | — | Åberg, Studien, S. 5 | Åberg, S. 12 Fig. 3 | Halle |
| 39 | Artern (Kreis Sangerhausen) | Bauchige Kruke mit verjüngtem Hals | — | Kupka V, 4 (1928), S. 252 | Vorgesch. Altertüm. a. d. Prov. Sachsen I, S. 84, Fig. 60 (Klopfleisch) | ? |
| 40 | Bornitz (Kreis Zeitz) | Stark gewölbte Schale mit 8 radial vom Rand zum Boden laufenden Doppellinien mit hängenden Dreiecken | — | oben Nr. 12 | Abb. 31 | Zeitz |
| 41 | Altenburg (Sachsen-Altenburg) | Blumentopfbecher | — | Zeitschr. f. Ethnol. 1900, S. 233 (Reinecke). Kupka V, 4 (1928), S. 253 | — | ? |
| | | **C. Schönfelder Gruppe.** | | | | |
| 19 | Hohenwarsleben (Kreis Wolmirstedt) | d) Flache Schalen mit Parabelbändern und Bruchstücke gleicher Schalen<br>Vgl. auch oben unter B! | Vgl. oben unter B | oben Nr. 6 | Abb. 19 und 20 | Magdeburg |



Digitized by Google

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 20 | Grünewalde bei Schönebeck (Kreis Kalbe) | d) Scherben Schönfelder Schalen mit ablaufenden Radiärbändern | — | oben Nr. 22c Kupka V, 4 (1928) S. 252 | Abb. 49a, b | Schönebeck |
| 42 | Gerwisch (Kreis Jerichow I) | a) Flache Schale mit Parabelband in Tannenzweigmuster | Kulturschicht mit Branderde (Siedlung?) | oben Nr. 5 | Abb. 9 | Magdeburg; ähnliche Scherben im Museum Burg |
| | | b) Bruchstücke mehrerer ähnlicher Schalen und Schalennäpfe, in Furchen-, Grübchen- und Lochstich-Technik verziert | | | Abb. 14, 15 | |
| | | c) 2 weitmundige Becher mit geschwungener Wandung, einseitig gestelltem Ösenhenkelpaar und Ornamentband unter der Öffnung | | | Abb. 10, 11 | |
| | | d) Scherben ähnlicher Becher | | | Abb. 12 | |
| | | e) Weitmundiger Becher mit Griffzapfen | | | Abb. 12 | |
| | | f) Unverzierter Schalennapf | | | Abb. 13 | |
| 43 | Dahldorf (Kreis Neuhaldensleben) | a) Flache Schale mit doppeltem Parabelband in Furchenstichlinien | Kiesgrube, wohl Flachgrab m. Brandbestattung. In unmittelbarer Nähe Zapfenbecher und Aunjetitzer Tasse | Wiepredht, S. 158—160 | ebenda, S. 159, Fig. 1 | Neuhaldensleben |
| | | b) Bauchige Amphora mit verjüngtem Hals und Pfeilstichornament | | | ebenda, S. 159, Fig. 2 | |
| 44 | Dönstedt (Kreis Neuhaldensleben) | Flache Schale mit rudimendärem Parabelband in Grübchenornam. | — | oben Nr. 4 | Abb. 8 | Magdeburg |
| 45 | Emden (Kreis Neuhaldensleben) | Flache Schale mit doppeltem Parabelband in Furchenstich | — | Wiepredht, S. 161 | ebenda, S. 161, Fig. 8 | Halle |
| 46 | Neuhaldensleben Fuchsberg | a) Scherben mehrerer flacher Schalen mit verhältnismäßig primitiven Parabelbändern u. verwandten Ornamenten | In der Steinpackung eines bronzezeitl. Grabes (P. II Mo.) durch Ph. Wegener gefunden | oben Nr. 20 Festschr. z. Feier d. 25jähr. Jubil. des Gymn. z. Neuhaldensleben (1897), S. 9ff. (Wegener) Zeitschr. f. Ethnol., Bd. 30 (1898) Verh. S. 600f. (E. Krau- | Abb. 34—35 und 38—39 | Neuhaldensleben |
| | | b) Stück eines Schalenbodens mit konzentrischen Kreislinien, die durch quergestellte Furchenstichliniengruppen verbunden sind | | | P. Z. II (1910), S. 46, Abb. 1 l. (Kupka) | |

Digitized by Google

| Nr. | Fundort | Charakteristischer Fundinhalt | Begleitumstände | Literatur | Abbildung | Museum |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | | c) Stück einer Schale mit Winkelbandverzierung auf dem Innenrand | | se); P. Z. II (1910) S. 48 (Kupka); Wieprecht, S. 162 | ebenda, S. 46, Abb. 1 rechts (Kupka); hier Abb. 36 | |
| | | d) Schalenbruchstück mit unverziertem Boden, zu dem in senkrechter Richtung einfache Linienstriche laufen | | | Abb. 37 | |
| | | e) Oberteil eines weitmundigen Bechers | | | — | |
| 47 | Neuhaldensleben Rosmarienbreite | a) Bruchstück eines Schalenrandes mit 2 Winkelbändern und darauf gesetzten doppellinigen Furchenstichwinkeln | Aus einer Kulturschicht (Siedlung?) von Ph. Wegener ausgegraben | oben Nr. 19 Gesch.-Bl. f. Stadt u. Land Magdeb., Jg. 31 (1896), Seite 132ff. (Wegener, Zur Vorgesch. von Neuhaldensleben), P. Z. II (1910), S. 48 (Kupka); Festschr. z Feier d. 25jähr. Jubil. des Gymn. z. Neuhaldensleben (1897), S. 14ff. (Wegener); Wieprecht S. 162 | Abb. 33 | Neuhaldensleben |
| | | b) Großer und sehr weiter weitmundiger Becher mit typisch „Schönfelder" Muster | | | — | |
| | | c) Gefäßbruchstück mit Strichlinienmuster und Kreisornament (Sonnenscheibe?) in der gleichen Technik | | | Abb. 32 | |
| 48 | Klein Möhringen (Kreis Stendal), Heidberg | a) Flache Schalen mit Furchenstichbändern am Schalenrande | Ausgepflügt | Kupka V, 3 (1927), S. 146—147 | ebenda, S. 147, Abb. 33 | Altmärkisches Museum Stendal |
| | | b) Bauchige Becher mit eingezogenem Hals, weitmundiger Öffnung und gegenständigen Ösenhenkeln | | | ebenda, S. 147, Abb. 34 | |
| | | c) Blumentopfbecher mit 2 einseitig gestellten Schnurösen- | | | ebenda, S. 147, Abb. 35 | |

Digitized by Google

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | | henkeln, Winkelbandornament und fransenartig herabhängenden Furchenstichlinien<br>d) Scherben mit Pfeilstich- und Winkelband-Ornament | | | ebenda, S. 147, Abb. 36 | |
| 49 | Schönfeld (Kreis Stendal) | a) 4 Schalen mit Parabelbändern teils in Furchenstich, teils in Grübchentechnik verziert; dabei Bruchstücke gebrannter dünnackiger Feuersteinbeile (1906)<br>b) Facettierte Streitaxt aus gelblichem Tonschiefer, zerbrannt<br>c) Typische „Schönfelder" Schalen mit Parabelbändern, z. T. in Furchenstich-, z. T. in Schnitt oder Ritztechnik verziert; eine davon mit Bodenkreuz<br>d) Weitmundige zweihenkelige Becher mit Winkelbandornament<br>e) Anhänger aus Knochen<br>f) Bruchstücke von gebrannten, dünnackigen Feuersteinbeilen und eine Lochaxt | Großes Brandgräberfeld in postglazialer Düne; in der Nähe Wohnstättenreste, in denen sich eine geschliffene querschneid. Pfeilspitze (P. Z. II, S. 49, Abb. 2) fand; Grabung des Berl. Mus. f. Völkerkunde durch C. Schuchhardt und M. Ebert 1910 (Plan dazu P. Z. II S. 341 Abb. 1), bei der wenigstens 13 Gräber festgestellt wurden | Kupka II (1906) S. 67ff.; P. Z. II (1910), S. 45—50 (Kupka); P. Z. II (1910), S. 341 bis 347 (Kupka); Åberg, Studien (1921), S. 3—5 | P. Z. II (1910), S. 48/49, Taf. 17<br>ebenda, S. 49, Abb. 3<br>ebenda, S. 344, Abb. 7 u. Taf. 35<br>Åberg, Studien S. 12—14, Abb. 5—9<br>P. Z. II (1910), S. 343, Abb. 4 und 5<br>ebenda, S. 343, Abb. 6<br>ebenda, S. 345 bis 347, Abb. 8 bis 10 | Altmärkisches Museum Stendal<br>Altmärkisches Museum Stendal<br>Berliner prähistorische Sammlung<br>Berlin. prähist. Sammlung<br>Berlin. prähist. Sammlung<br>Berlin. prähist. Sammlung |
| 50 | Kreis Stendal (genauer Fundort unbekannt) | a) Rest einer stark gewölbten Schale mit Parabelband<br>b) Hoher, sehr schlanker Blumentopfbecher mit groben Furchenstichlinienbändern unter dem Rand | — | oben Nr. 7 | Abb. 23 | Altmärkisches Museum Stendal |
| 51 | Arneburg (Kreis Stendal) | a) Flacher Schalennapf mit Bodenverzierung in konzentrisch. Kreisen und 4 kreuzweise gegegenübergestellten, vom Rand zum Boden verlaufenden Bändern in Tiefstich | Lesefund vom Bohleckeschen Acker (vermutlich Flachgräberfeld) | Kupka V, 3 (1927), S. 144 bis 146; III, 4 (1913), S. 471—473 | ebenda V, S. 145, Abb. 30<br>ebenda III, Taf. III k u. m | Altmärkisches Museum Stendal |

Digitized by Google

| Nr. | Fundort | Charakteristischer Fundinhalt | Begleitumstände | Literatur | Abbildung | Museum |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | | b) Randstück einer Schale mit Furchenstichlinien<br>c) Bauchige Amphore mit verjüngtem Hals, 2 gegenübergestellten Ösenhenkeln, Winkelband- und Furchenstichlin.-Ornament<br>d) Gemuschelte herzförm. Pfeilspitze<br>e) Bruchstück einer Lochaxt | | | ebenda V, S. 145, Abb. 32<br>ebenda, S. 145, Abb. 29<br>ebenda, S. 145, Abb. 31 | |
| 52 A | Groß-Ellingen I (Kreis Osterburg) | a) Bauchige Amphora mit verjüngtem Halse u. Punktlinien-Ornament, darin Becher<br>b) Scherben mit Bogenstichverzierung und Ornamentbänd., Griffzapfen, Feuersteinspäne | Flachgräber mit Leichenbrand im losen Sande | P. Z. II (1910), S. 50 (Kupka); Kupka V, 3 (1925), S. 7/8 | ebenda, S. 50, Abb. 4<br>ebenda, S. 5, Abb. 6 | Altmärkisches Museum Stendal<br>Altmärkisches Museum Stendal |
| 52 B | Groß Ellingen II (Kreis Osterburg), Trifennenkuhle | a) Weitmundiger steilwandiger Becher mit Pfeilstichlinien-Band, in dem aufrechte Dreiecke ausgespart sind, u. Warzenring auf der Schulter<br>b) Schalennapf mit vorgewölbtem Bauch, Standfläche und 2 einseitig gestellten Ösenhenkeln, in deren Höhe ein gestricheltes Schnittlinien-Winkelband die Halskehle umläuft. Beiderseits jeder Öse verläuft ein gleichartiges Schnittlinienband zum Boden, der von einem sternförmig ausgezackten Schnittlinienband umlaufen und durch 2 sich kreuzende | — | Kupka V, 4 (1928), S. 246—248 | ebenda, S. 247, Abb. 8<br>ebenda, S. 248, Abb. 9 | Stendal |

Digitized by Google

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | | Schnittlinienbänder in 4 Felder geteilt wird<br>c) Scherben mit gestrich. Schnittband und hängenden und aufrecht gestellten Dreiecken in Bogenstich | | | ebenda, S. 246, Abb. 7 | |
| 53 | Klein Ellingen (Kreis Stendal) | a) Schönfelder Schale mit Parabelband und Radiärstrahlen in Punktstich | Brandgrab auf dem Mühlenberge | Kupka IV, 4 (1918), S. 212—216 | ebenda, S. 214, Abb. 2 | Altmärkisches Museum Stendal |
| | | b) Blumentopfbecher mit 7 konzentrischen Pfeilstichreihen unter dem Rande | Brandgrab auf dem Mühlenberge nach Niedergörne zu | Kupka IV, 4 (1918), S. 212—215 | | |
| | | c) Weitmundiger Becher mit drei konzentrischen Pfeilstichreih. | | | ebenda, S. 215, Abb. 4 | |
| | | d) Scherben mit konzentrischer Bodenverzierung und Stück einer Parabellinie | | | ebenda, S. 214, Abb. 3 | |
| | | e) Scherben mit Ritzlinien und Pfeilstichornament | | | ebenda, S. 215, Abb. 5 | |
| 54 | Havemark (Kreis Jerichow II) | Scherben von Schönfelder Schalen zusammen mit Wohnplatzkultur | Im Erdmantel altbronzezeitl. Hügelgräber | oben Nr. 31 | — | Genthin |
| 55 | Premnitz (Kreis Westhavelland) | a) Randbruchstück einer Schale mit Parabelband | — | Sprockhoff I, S. 119 | ebenda, Taf. 51b | ? |
| | | b) Bruchstück eines Bechers mit Winkelband-Ornament | | | ebenda, Taf. 51a | |
| 56 | Gülpe bei Molkenberg (Kr. Westhavell.) | Bruchstück | — | Kupka V, 3 (1927), S. 149 | — | Märkisches Museum Berlin |

**Anhang: Funde, deren Zugehörigkeit zur Schönfelder Keramik nicht sicher ist.**

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 57 | Klein Ellingen (Kreis Stendal) | a) Bauchiger Henkeltopf ohne Ornament<br>b) Nordische Arbeitsaxt aus graugrünem Tonschiefer | Grabfund (?) auf dem Mühlenberge nach Niedergörne zu | Kupka IV, 4 (1918), S. 216—217 | ebenda, S. 216, Abb. 6<br>ebenda, S. 216, Abb. 7 | Altmärkisches Museum Stendal |





Digitized by Google

| Nr. | Fundort | Charakteristischer Fundinhalt | Begleitumstände | Literatur | Abbildung | Museum |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 58 | Arneburg (Kreis Stendal) Galgenberg | Scherben | — | ebenda, S. 216 | — | Altmärkisches Museum Stendal |
| 59 | Arneburg (Kreis Stendal) Vorw. Wischer | Scherben | — | ebenda, S. 216 | — | Altmärkisches Museum Stendal |
| 60 | Groß-Garz (Kreis Osterburg) | Scherben | — | ebenda, S. 216 | — | Altmärkisches Museum Stendal |
| 61 | Lebbehn (Kreis Randow) | Becher | — | Brunner, Steinzeitl. Keramik der Mark Brandenburg | ebenda | ? |
| | **Nach Abschluß des Verzeichnisses bekannt gewordene Funde.** | | | | | |
| 62 | Wanzleben (Kreis Wanzleben) | Scherben der Schönfelder Gruppe (C) mit Parabelband usw. | Siedlungsfund, bei dem sich u. a. auch Knochen des Torfspitzes befanden | oben Nr. 32 | — | Staatsmuseum Berlin; Museum der Zuckerfabrik Klein-Wanzleben |
| 63 | Völpke (Kreis Neuhaldensleben) | Scherben der Schönfelder Gruppe (C) mit Parabelband | Aus alluvial. Torfmoor in der Grube „Vereinigte Anna", Völpke | oben Nr. 33 | — | Museum Magdeburg |
| 64 | Mahndorf (Kreis Halberstadt) | Bruchstücke eines Ammensleber Schalennapfes (A) mit Pfeilstich-Ornament | — | oben Nr. 34 Höfer-Mötefindt, Katalog der vorgesch. Abt. des Fürst Otto-Museums zu Wernigerode (handschriftl.) | — | Wernigerode |

Digitized by Google

# Über die Zahl der Vereisungen in Nord- und Mitteldeutschland und über das Alter des Rabutzer Tones.

Von Geh. Bergrat Dr. L. van Werveke, Magdeburg.

Mit 1 Zeichnung.

---

Nachdem durch erneute Auffindung von Gletscherschrammen im Jahre 1875 auf dem Muschelkalke von Rüdersdorf durch Otto Torell die in 1835 von Charles Lyell aufgestellte Driftlehre, nach welcher die Findlinge durch schwimmende Eismassen auf einer Diluvialsee verfrachtet worden sein sollen, verlassen worden war, und die Lehre von der Bedeckung Norddeutschlands durch Inlandeis Platz gegriffen hatte, unterschied man zuerst eine, dann (1879) zwei und weiterhin drei Eiszeiten, an die nun sehr fest geglaubt wurde[1]). Auf den älteren Blättern der geologischen Karten 1:25000 kommt die Lehre von zwei Eiszeiten besonders durch die Ausscheidung eines unteren und eines oberen Geschiebemergels zum Ausdruck. Auf den neueren Blättern werden die Ablagerungen von drei Eiszeiten auseinander gehalten, die von der ältesten zur jüngsten als Elster-, Saale- und Weichsel-Eiszeit bezeichnet werden und der Mindel-, Riß- und Würm-Eiszeit der Alpengeologen entsprechen. Die Günz-Eiszeit der Alpengeologen hat bei dieser Gliederung in Norddeutschland keine Vertretung. Wohl ist dies in der Gliederung von Soergel[2]) der Fall, doch scheint mir diese im allgemeinen viel zu weit zu gehen. Eine Vertretung fand sie auch in dem Vorschlag einer Viergliederung durch Range[3]), der die Saale- und Elster-Eiszeit im Alter tiefer rückte und der Mindel- und Günz-Eiszeit gleichstellte. Die von ihm neu geschaffene Eiszeit schob er zwischen die Saale- und die Weichsel-Eiszeit ein und hielt sie für gleichalterig mit der Riß-Eiszeit. Sie war auf das Vorkommen der Endmoränen des Flämings gestützt und wurde von mir[4]) abgelehnt, weil es sich bei den als solche bezeichneten Höhen nicht um Endmoränen, sondern um Auswaschungsreste früherer weit ausgedehnterer Decken von Vorstoßsanden und -kiesen und überlagernder Grundmoräne handelt. Aus dem gleichen Grunde konnte ich mich nicht mit der auf dieselben angeblichen Endmoränen gestützten Aufstellung der Warthe-Eiszeit durch Woldstedt[5]) einverstanden erklären[6]). Der Verfasser schob diese neue Eiszeit zwischen die Saale- und Weichsel-Eiszeit, beließ aber diesen ihre Stellung im Vergleich mit den Eiszeiten der Alpengeologen.

In diesen beiden Vorschlägen kommt das Empfinden der Notwendigkeit einer weiteren Gliederung des Diluviums zum Ausdruck, das besonders



Digitized by Google

durch die Verbreitung geweckt wurde, welche den Ablagerungen der Weichsel-Eiszeit zugewiesen ist. Es widerstrebte dem Gefühl, Trockengebiete mit einem vollständigen Flußnetz, wie den Fläming und die Letzlinger Heide mit den der gleichen Eiszeit zugewiesenen, an Seen reichen Gebieten der holsteinischen Schweiz und der Mecklenburgischen Seenplatte gleichzustellen. Auch Korn[7]) und Gripp[8]) haben den Fläming aus dieser Eiszeit herausgelöst, ihn jedoch nicht einer neuen, sondern der vorletzten (Saale-) Eiszeit eingeordnet.

Das Festhalten an den drei Eiszeiten war kein glückliches. Bei Hamburg waren durch Bohrungen drei Grundmoränen mit dazwischen liegenden, zum Teil marinen Ablagerungen von zwei Eiszeiten erkannt worden[9]). Sie wurden den drei bekannten Eiszeiten eingefügt, die oberste als der Weichsel-Eiszeit angehörig gedeutet. Es wurde dabei übersehen, daß diese die Unterlage für die mächtigen Sandablagerungen der Schwarzen Berge bei Harburg bildet, die von Bahrendorf ab gegen Süden von einem Geschiebemergel überdeckt sind[8]), welcher der Saale-Eiszeit zugewiesen wird. Weiter südlich entspricht er dem Geschiebemergel, welcher die Kieselgurablagerungen an der Luhe überdeckt[10]). Dies hat mich[6]) veranlaßt, eine andere Deutung der Hamburger diluvialen Schichtenfolge vorzunehmen, wobei ich die bisherige „dritte" zur „ersten" Grundmoräne umstempelte und dadurch zur Annahme von zwei älteren Eiszeiten, der Elbe- und der Hamburger-Eiszeit, gelangte. Die Vermehrung der Eiszeiten nahm ich nicht, wie Range und Woldstedt, durch Einschiebung zwischen anerkannte Eiszeiten vor, sondern durch Ergänzung der Reihe nach unten.

Der Geschiebemergel der „ersten" oder Elster-Eiszeit liegt bei Hamburg ungefähr in der Höhe der Elbe, etwas tiefer und etwas höher. Tiefer, bei — 5,2 bis — 16,5 m, wurde er in einer Bohrung für die Harburger Wasserwerke bei Neugraben angetroffen (8, S. 181), etwas höher von + 7,5 bis — 4,8 m NN, beim Theaterumbau in Hamburg[6]). Einen bautechnischen, zeichnerischen Beleg verdanke ich Fräulein Martha Schröder in Hamburg. Der nächstältere Geschiebemergel wurde in der unter 9 genannten Bohrung in der Tiefe von 27 bis 57 m erbohrt, der unterste von 247—290 m. Er bildet das unterste Glied der 290 m mächtigen diluvialen Schichtenfolge, deren Entstehung ohne die Annahme ihrer Ablagerung in einem allmählich sich senkenden Gebiete nicht denkbar ist. Wie die Karte und die Aufrisse von E. Koch[11]) zeigen, wurde an der unteren Elbe in der Diluvialzeit eine von tief eingewaschenen Tälern durchzogene Landschaft vollständig begraben, mit ihr ein Gebiet, das bis zur unteren Ohre und bis an die Elbe unterhalb Hohenwarthe reicht. Bei Meseberg an der Ohre[12]) geht das Diluvium bis auf — 3 m NN und an der Elbe[13]) nach der Vorbohrung für den Schacht Moltkeshall auf — 54,5 m NN hinunter.

Für die Eiszeit, welche den tiefsten Geschiebemergel gebracht hat, habe ich[6 u. 14]) die Bezeichnung Hamburger Eiszeit vorgeschlagen. Dabei bin ich von der Benennungsweise nach Flußnamen abgewichen, weil die Grundmoräne nur unter der Höhenlage unserer Flußläufe bekannt ist.

Der Geschiebemergel der Elbe-Eiszeit ist der älteste, welcher über den Rand der Senke hinaus in das uns zutage zugängliche Gebiet übergreift. Zuerst habe ich ihn durch Aufgrabungen zu Kanalisationszwecken in Salbke, einem der südlichen Vororte von Magdeburg, kennen gelernt und daraufhin die Elbe-Eiszeit[4]) aufgestellt. Er gehört hier dem Untergrunde der flachen Bodenstufe an, auf der Magdeburg und seine Vororte stehen und welche nicht, wie die geologischen Karten angeben, aus jungdiluvialem Tal-

Digitized by Google

sand, sondern aus Geschiebemergel der Elbe-Eiszeit sowie aus Vorschüttungssanden und Geschiebemergel der Elster-Eiszeit aufgebaut sind. Die einzelnen Glieder sind vielfach, bereits vor mir durch Schreiber, erkannt worden, sind in ihrer Verbreitung aber auch bis jetzt nicht genügend bekannt. Die Stufe ist keine Auffüllungs-, sondern eine Auswaschungsstufe; auch ist sie nicht mit alluvialem Schwemmlöß, sondern mit diluvialem Sandlöß eingedeckt. Aus einer Bohrung in Gottesgnaden nordöstlich von Calbe a. d. S.[15]) muß ich annehmen, daß der Geschiebemergel der Elbe-Eiszeit hier, in derselben Ausbildung wie am Wein-Berge bei Hohenwarthe, in einer Mächtigkeit von 27,3 m vorhanden ist, und ein nur 0,15 m mächtiger Geschiebemergel aus einer Tiefe von 12,5 m eines Bohrloches am Wasserwerke von Zerbst[16]) spricht für sein Vorkommen in dieser Gegend. Sicher darf Geschiebemergel der Elbe-Eiszeit im Untergrunde der Dübener Heide[16a]) angenommen werden, da der obere Geschiebemergel hier nicht der Weichsel-, sondern der Elster-Eiszeit angehört. Die Findlinge, die Wahnschaffe[17]) über der Braunkohle von Uellnitz erwähnt hat, sind wahrscheinlich Reste der Grundmoräne der Elbe-Vereisung. Solche Reste sind auch durch die Aufgrabungen an der Klinke gegenüber dem Klosterbergegarten in Magdeburg freigelegt worden, wodurch eine starke Abtragung der Grundmoräne und ein längerer Zeitabstand zwischen ihrer Ablagerung und derjenigen der die Reste überdeckenden Vorschüttungssande der Elster-Eiszeit erwiesen sind.

Gerölle von nordischen Gesteinen in einheimischen Schottern der Elster-Eiszeit bei Gunsleben westlich von Oschersleben deuten darauf hin, daß eine Zunge des Gletschers der Elbe-Eiszeit gegen den Harz vorgestoßen ist[18]). Zutage kann man den dunkelgrauen, in feuchtem Zustande schwarzen Geschiebemergel der Elbe-Eiszeit am Fuße des Wein-Berges bei Hohenwarthe, 10 km nördlich von Magdeburg, beobachten, über ihm Vorstoßbildungen und den hellen Geschiebemergel der Elster-Eiszeit, in noch höherer Lage die Vorstoßsande und -kiese und am Gipfel einen Rest der Grundmoräne des 1. Vorstoßes der Saale-Vereisung. Östlich von Hohenwarthe ist der Geschiebemergel der Elbe-Eiszeit durch Bohrungen in Burg a. d. Ihle[19]) bekannt und sicher ist er in der Senke nördlich vom Wein-Berge vorhanden. Westlich davon griff er in das Seitental des Beber-Baches ein, in welchem das als vorgeschichtliche Fundstätte berühmte Hundisburg[20]) liegt. Die Werkzeuge und Tierreste führenden einheimischen Schotter finden sich zwischen zwei Grundmoränen, die bisher ihrem Alter nach in die erste (Elster-) und in die zweite (Saale-) Eiszeit gestellt worden sind. Bei der gesicherten Annahme von nur drei Eiszeiten lag die Sache sehr einfach: Die Weichsel-Eiszeit wurde als ausgeschlossen erachtet, es schien also nur die genannte Stellung möglich. Die Unterscheidung von vier Eiszeiten machte eine Überprüfung notwendig, bei der ins Gewicht fiel, daß die Hundisburger Schotter nicht mehr im Zusammenhang erhalten, sondern in Stücke aufgelöst waren, mithin eine teilweise Abtragung erfahren hatten, bevor die Vorstoßbildungen der Saale-Eiszeit zum Absatze gelangten, die ihnen allseitig angelagert sind. Die Aufschlüsse an der Bierbrauerei von Althaldensleben gestatten sogar die Annahme einer Verwerfung, die älter ist als die Vorstoßsande der Saale-Eiszeit, und am Kibitz-Berge östlich von Neuhaldensleben, auf der nördlichen Ohreseite, ist eine größere Scholle von Beberschottern stark ungleichförmig von Vorstoßsanden und von Geschiebemergel der Saale-Eiszeit — nicht der Elster-Eiszeit, wie ich in 4 gesagt habe — überdeckt. In der Kiesgrube auf der Nordseite der Straße von Neuhaldensleben nach Detzel sind die auf den Bullengraben

Digitized by Google

zurückgeführten[21]), mit den Hundisburgern gleichalten Schotter stellenweise von Kiesen überlagert, die reich an schwarzem Kieselschiefer sind und an die Kiese gemahnen, welche südlich von Althaldensleben früher als voreiszeitlich, jetzt als pliozän[22]) gedeutet werden und sich nicht von Kiesen unterscheiden, die am Wein-Berge bei Hohenwarthe vom Geschiebemergel der Elster-Eiszeit überdeckt sind. Das alles spricht dafür, daß die Beberschotter älter sind als bisher angenommen wurde. Der Geschiebemergel im Liegenden gehört nicht der Elster-, sondern der Elbe-Eiszeit an. Die Zwischeneiszeit, die aus dem Vorkommen der Hundisburger Schotter geschlossen wurde, ist älter als die bisher angenommene erste oder vorletzte und ist als drittletzte zu bezeichnen, falls man nicht auch in der Benennung den Zwischeneiszeiten dem Vorgange der Alpengeologen folgen will, welche die Namen der vorausgegangenen und der nachfolgenden Eiszeit zur Benennung herangezogen haben. Für die Zeit der Ablagerung der Beberschotter wäre also die Bezeichnung Elbe-Elster Zwischeneiszeit zu verwenden. Meine Auffassung stützt sich teils auf die sehr sorgfältige Aufnahme des Blattes Neuhaldensleben durch Wiegers[21]), teils auf eigene Beobachtungen.

Weit größere Ausdehnung als dem Geschiebemergel der Elbe-Eiszeit kommt in der weiteren Umgebung von Magdeburg, die ich hauptsächlich berücksichtige, dem Geschiebemergel der Elster-Eiszeit zu. Dieses Alter nehme ich für den Geschiebemergel des großen Gebietes nördlich der Letzlinger Heide zwischen der Milde und der Elbe an oder zwischen den Ortschaften Calbe a. d. M., Osterburg und Tangermünde, welche auf der geologischen Übersichtskarte von Deutschland 1:500000 durch R. Lepsius der ersten Eiszeit, auf der Karte der Provinz Brandenburg von K. Keilhack[23]) aber der dritten (Weichsel-) Eiszeit zugewiesen ist. Derselbe Geschiebemergel läßt sich gegen S am Ostfuße der Letzlinger Heide bis Rogätz verfolgen, stellt sich in größerer Verbreitung wieder in der Gegend von Burg ein und ist am schönsten aufgeschlossen am Wein-Berge bei Hohenwarthe zu sehen. Der Elster-Eiszeit gehört auch der Geschiebemergel an, der auf der Karte von Keilhack rechts der Elbe, von Gerwisch südwärts, als Glied der Saale-Eiszeit und weiterhin auf den Blättern Aken, Barby und Zerbst der geologischen Karte 1:25000 als Geschiebemergel der Weichsel-Eiszeit eingezeichnet ist. Doch schon der Verfasser der Erläuterungen, Fr. Wiegers[16]), hat sich für ein höheres Alter ausgesprochen, für das der Saale-Eiszeit.

Der Sand und Kies (Hochflächensande) der dritten Eiszeit und der gleichalte „Sander" der Karte von Keilhack im westlichen Fläming gehören den Vorschüttungsbildungen des 1. Vorstoßes der Saale-Eiszeit an, und die gleiche Stellung kommt wahrscheinlich dem „Sander" der vorletzten Eiszeit in der Dübener Heide zu.

Bis vor kurzem war ich der Ansicht, daß die gesamten eiszeitlichen Ablagerungen der linken Elbeseite, mit Ausnahme derjenigen von Hundisburg, welche auf den geologischen Karten 1:25000 der vorletzten (Saale-) Eiszeit zugerechnet sind, tatsächlich dieser angehören. Eine eingehende Prüfung der anscheinend sehr genau aufgenommenen Karten, bei der ich den tektonischen Verhältnissen besondere Beachtung schenkte, zeigte mir aber, daß der Geschiebemergel des ganzen Gebietes südlich der Sülldorfer Sülze bis zum Unterlaufe der Wipper und bis zur Saale bei Bernburg zur Elster-Eiszeit zu stellen ist. Sein Vorkommen ist durch eine O 20° N gerichtete Aufwölbung bedingt, welcher auf der rechten Seite der Elbe das Faltungsgebiet von Leitzkau entspricht.

Digitized by Google

Aus der Saale-Eiszeit habe ich auch einen Teil der Ablagerungen der Blätter Hamersleben und Schöningen herausgeholt[18]) und als einheimische Flußschotter angesprochen, welche in die Zeit des Vorstoßes des Gletschers der Elster-Eiszeit fallen. Sie umschließen neben vorwiegend einheimischen Geröllen auch viele nordische und weisen dadurch darauf hin, daß in ihrem Ursprungsgebiet ältere eiszeitliche Ablagerungen vorhanden waren oder noch sind. Darum sprach ich oben von einem Vorstoß des Gletschers der Elbe-Eiszeit gegen den Harz.

Der größte Teil der bisher auf den geologischen Karten 1:25000 auf der linken Elbeseite der Saale-Eiszeit zugerechneten Ablagerungen verbleibt aber auch nach meiner Ansicht dieser Eiszeit, doch sehe ich sie nicht als eine einheitliche an, sondern unterscheide in ihr mindestens zwei Vorstöße[24]). Im Gebiet der unteren Saale, bei Calbe, beginnen die Ablagerungen des 1. Vorstoßes mit Saaleschottern, vielleicht auch Elbeschottern, denen Saalegesteine stark beigemischt sind; die des 2., jüngeren, welchen die gleiche Beschaffenheit zukommt, liegen an den Frohser Bergen höher als die des älteren. Die älteren Schotter stellen sich über dem Geschiebemergel der Elster-Eiszeit ein, die jüngeren über dem des 1. Vorstoßes der Saale-Eiszeit. Die Übereinanderlagerung ist die Folge des Absatzes der ganzen Bildungen in einem sich senkenden Gebiet. Die Berücksichtigung der tektonischen Vorgänge, welche die Ablagerungen nach ihrer Bildung betroffen haben, hat die Bloßlegung des Elstergeschiebemergels im Gebiet südlich der Sülldorfer Sülze bis zur Saale erklärt, die Beachtung der während des Absatzes verlaufenden Senkung macht die Aufeinanderfolge der verschieden alten Saalestufen verständlich.

Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß der zwischenzeitliche Saale-Schotter im Hangenden des Geschiebemergels, den Siegert und Weißermel[25]) der ersten (Elster-) Eiszeit zuweisen, derselbe ist, wie derjenige, für den ich bei Calbe a. d. S. die gleichen Lagerungs- und Altersverhältnisse annehme. Faßt man für Schotterablagerungen den Begriff zwischeneiszeitlich, wie dies auch die beiden Verfasser tun, nicht allzu scharf, so darf man auch den Saaleschotter bei Calbe als zwischeneiszeitlich erklären, ebenso den der Frohser Berge. Jedenfalls sind beide in Zeiten abgesetzt worden, in denen der Gletscher sich zurückgezogen hatte. Man muß dann wohl an der unteren Saale und an der Elbe von zwei Zwischeneiszeiten sprechen. Siegert und Weißermel nehmen zwischen der Elster- und der Saale-Eiszeit nur eine Zwischeneiszeit an, unterscheiden aber in ihr zwei Schotterstufen, von denen die jüngere westlich und nordöstlich von Weißenfels in einer Auswaschungsrinne der älteren abgesetzt worden ist. Hier stehen wir vor einer noch zu lösenden Schwierigkeit. Wenn ich die Beobachtungen berücksichtige, die ich im Gebiete der Blätter Hamersleben und Schöningen gemacht habe, so halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß es sich bei der oberen Stufe um eine Ablagerung handelt, die älter als die Saale-Eiszeit und die voraufgegangene Zwischeneiszeit ist.

Wohl trifft man noch einheimische Flußabsätze nördlich der oben für die Saale- oder Elbestufen genannten Punkte, also nördlich von Calbe und der Frohser Berge, sie spielen jedoch eine geringe Rolle. Der Hauptmasse nach handelt es sich bei den geschichteten Bildungen um nordische Absätze, Mergelsande, Tone, Sande, Kiese und Gerölle. Auf dem Fläming, zwischen der Elbe und dem Fiener Bruch, bauen sie als Bildungen des 1. Vorstoßes der Saale-Eiszeit über dem Geschiebemergel der Elster-Eiszeit niedrige Berge

Digitized by Google

auf, die mitunter einen Rest einer Grundmoräne tragen. Es sind die „Endmoränen", auf die Range und Woldstedt ihre neuen Eiszeiten stützten. Der Aufbau ist überall derselbe; auf feinkörnige Ablagerungen, welche die Gletscherwasser in größerer Entfernung von der Gletscherstirn abgesetzt, folgen gröbere, die ein Heranrücken des Gletschers bekunden und schließlich die Grundmoräne. Zu ersteren gehören auch die als „Sander" besonders ausgezeichneten Sand- und Kiesablagerungen der geologischen Karten; sie sind Bildungen des vorrückenden Gletschers, nicht solche, welche von einer Endmoräne ausgehen[26 u. 27]). Ihre heutigen Oberflächenformen beruhen nicht auf ursprünglicher, schuttkegelartiger Aufschüttung, sondern auf Auswaschung. In der Letzlinger Heide sind Vorstoßbildungen der beiden Vorstöße entwickelt; die höchsten Punkte und die „Sandendmoräne" im südlichen Teile der Heide sind Teile des 2. Vorstoßes. Dem ersten Vorstoß gehört der Geschiebemergelzug zwischen Dolle und Letzlingen an.

Seine größte Ausdehnung erreicht der Geschiebemergel des 1. Vorstoßes des Gletschers der Saale-Eiszeit auf der westlichen Elbeseite, wo er von Vorstoßbildungen dieser Eiszeit unterlagert ist und vielfach Reste des 2. Vorstoßes als flache oder sehr flache kuppen- oder kegelförmige Höhen trägt. Die Vorstoßbildungen des 1. Vorstoßes sieht man in den Kiesgruben westlich von Diesdorf. In die über einer nur gelegentlich aufgeschlossenen Grundmoräne der Elster-Eiszeit mit Mergelsanden und Sanden beginnenden, nach oben mit gröberen Absätzen endenden geschichteten nordischen Bildungen ist ein einheimischer Schotter eingelagert. Zu oberst sieht man einen geringen Rest von Geschiebemergel, der unter Löß die Hochfläche bildet, welche die Hängels-Berge trägt[24]). In der großen, an diesen vorhandenen Kiesgruben läßt sich eine Wiederholung der Bildungen der ersten Grube erkennen; man hat es mit den Vorstoßbildungen des 2. Vorstoßes der Saale-Eiszeit zu tun. Für eine früher darüber gelegene Grundmoräne sprach noch in 1926 ein Granitfindling am oberen Rande der Grube, der aber heute verschwunden ist. In der ganzen Umgebung von Magdeburg kenne ich keine Aufschlüsse, welche die Aufeinanderfolge der Ablagerungen beider Vorstöße besser zeigen könnten, als die beiden genannten. Wer das Diluvium bei Magdeburg kennen lernen will, der besuche zuerst den Wein-Berg bei Hohenwarthe, dann die Gruben westlich von Diesdorf und an den Hängels-Bergen.

Der Wein-Berg bei Hohenwarthe ist ein Eckpfeiler für die Diluvialablagerungen der Gegend von Magdeburg vom Geschiebemergel der Elbe-Eiszeit bis einschließlich der Grundmoräne des 1. Vorstoßes der Saale-Eiszeit. Ebenso sind die Hängels-Berge ein Eckpfeiler für den 2. Vorstoß dieser Eiszeit. Die große Sandgrube westlich von Diesdorf mit den Vorstoßbildungen und dem Geschiebemergel des 1. Vorstoßes stellt die Verbindung zwischen dem Wein-Berge und den Hängels-Bergen dar. Wer die Zweiteilung der Ablagerungen der Saale-Eiszeit bezweifelt, muß diesen Eckpfeiler beseitigen bzw. muß ihm eine andere Deutung geben als die von Vorstoßbildungen. Das ist aber angesichts der Aufschlüsse in der großen, tiefer und nahegelegenen Sandgrube westlich von Diesdorf nicht möglich.

Auch die westliche Elbeseite hat ihre vermeintlichen Endmoränen, die vom Warten-Berge bei Calbe a. d. S. bis zu den Wellen-Bergen bei Westerhüsen in einem von N etwas gegen W abweichenden Zuge angeordnet sind. Es handelt sich gleichfalls um Reste von Vorstoßbildungen und Grundmoränen, teils nur des 1. Vorstoßes, teils von beiden Vorstößen. An einer gleichgerichteten Aufbiegung heben sich westlich dieser Höhen die Geschiebemergel

Digitized by Google

der Elster- und des 1. Vorstoßes der Saale-Eiszeit heraus, über denen die Vorstoßbildungen nur in verhältnismäßig geringer Ausdehnung vorhanden sind. In den angeblichen Endmoränen sind diese in größerer Verbreitung erhalten geblieben, weil sie hier in tieferer Lage gegen die Abtragung besser geschützt waren als auf den Höhen. Die Lage der „Endmoränen" ist tektonisch bedingt. Auf den Höhen ist der Henne-Berg bei Blumenberg als echte Endmoräne aufgefaßt worden. Er ist aber gleichfalls nur ein Zeugenberg für eine früher vorhandene Decke von Vorstoßbildungen und für den hohen Betrag, den die Abtragung in der letzten Zwischeneiszeit erreicht hat[28]). Nach seiner Lage und seinem Aufbau muß ich auch den als Endmoräne gedeuteten Gold-Berg nahe nordöstlich von Halle a. d. S. als einen Abtragungsrest des 2. Vorstoßes der Saale-Eiszeit ansehen.

Ich kenne beide Vorstöße vom Nordrande der Letzlinger Heide bis zum Elm, auf eine Erstreckung von 60 km. Nach dem ersten Vorstoße muß der Gletscher um mindestens den gleichen Betrag zurückgegangen sein. Kann es sich da wirklich nur um zwei Vorstöße innerhalb einer einzigen Eiszeit handeln oder soll oder muß man zwei Eiszeiten annehmen? In dieser Hinsicht dürfte der Rabutzer Ton berufen sein, eine wesentliche Rolle zu spielen. Von den einschlägigen Arbeiten will ich nur die neueren berücksichtigen. Das Hauptvorkommen bei Rabutz füllt in einer Mächtigkeit bis zu 6,5 m eine Rinne aus, die in den Hauptgeschiebemergel der Saale-Eiszeit ausgewaschen ist und deren Sohle bei + 112 m NN festgestellt ist. Siegert und Weißermel[25]) haben ihn in die letzte Zwischeneiszeit gestellt. Die Pflanzenuntersuchungen von Weber[29]) haben gezeigt, daß die Ablagerung des Tones in einem eiszeitlichen Klima begonnen, seine Hauptmasse sich aber in einem gemäßigten Klima gebildet hat. Auch die in zwei Lagern im Ton vorkommenden Knochenreste, besonders die von Elephas antiquus und Rhinoceros Merkii sprechen für zwischeneiszeitliche Verhältnisse. Weber hat sich für die Zugehörigkeit des Tones zur ersten Zwischeneiszeit (der norddeutschen Geologen) ausgesprochen und das Liegende einschließlich der Saale-Hauptterasse einer einzigen Eiszeit zugewiesen. Nach Soergel[30]) ist eine Entscheidung, ob der Rabutzer Beckenton der letzten oder der vorletzten Zwischeneiszeit zugehört, mit voller Eindeutigkeit aus der Fauna allein noch nicht zu fällen. Für diejenigen, welche „die Fauna von Mauer und Mosbach unter Verkennung der paläontologischen und geologischen Tatsachen in das 1. norddeutsche Interglazial stellen, beweist die Entwickelungshöhe der Rhinozeroten, Elephanten, Hirsche und Bären in der Rabutzer Fauna eindeutig, daß der Beckenton dem jüngeren der 2 Interglaziale, dem Interglazial von Taubach und Ehringsdorf angehören muß." Hinzugefügt ist, daß sich die Altersgleichheit mit Taubach, für die sich auch Wüst ausgesprochen hat, aus der Fauna zwar in sehr hohem Maße wahrscheinlich machen, aber bei dem immerhin bescheidenen Fundmaterial noch nicht eindeutig beweisen läßt, die Gleichstellung sich aber auf geologischer Grundlage ergibt. Die von Siegert und Weißermel beschriebene Bohrung soll den geologischen Beweis erbracht haben, daß der Ton jünger als die zweite (also vorletzte) norddeutsche Vereisung (= Saale-Vereisung) sein muß und darnach aus faunistischen Gründen nur dem dieser Vereisung folgenden Interglazial entsprechen kann. Die der vorletzten Saale-Hauptterrasse mit einer sicher zwischeneiszeitlichen Tierwelt (25, S. 147—162) liegt 12 m tiefer. Am Schlusse des Absatzes über das geologische Alter des Rabutzer Tones hebt Soergel nochmals hervor, daß dieser als letztes Interglazial eindeutig bestimmt ist.

Digitized by Google

Ebenso wie Siegert und Weißermel und wie Soergel haben sich Weißermel und Picard[31]) für die letzte Zwischeneiszeit ausgesprochen und Soergel[32]) hat in einem neueren Aufsatze diese Altersstellung auf Grund seiner früheren Äußerungen gegen Bayer[33 u. 34]) verteidigt, der den Ton in die vorletzte Zwischeneiszeit einordnet.

Nach Bayer ist das Liegende des Tones von Siegert und Weißermel, zuletzt auch von Gagel[35]) unrichtig gedeutet worden „indem der sichtlich einer Vereisungsperiode angehörige Ablagerungskomplex von etwa 17 m Mächtigkeit zwei Eiszeiten zugeschrieben wurde." Wie die Deutung der Schichtenfolge bei Hamburg der Lehre von drei Eiszeiten angepaßt wurde, so zwingt Bayer die Verhältnisse von Rabutz in seine zwei Eiszeiten mit einer einzigen dazwischen liegenden Zwischeneiszeit, die der 1. Zwischeneiszeit der norddeutschen Geologen (Elster-Saale-Zwischeneiszeit = Mindel-Riß-Zwischeneiszeit) entspricht. Da der Rabutzer Ton sicher zwischeneiszeitlich ist, kann darnach nur der Geschiebemergel einer einzigen Eiszeit darunter liegen und dieser muß der ersten (Elster-) Eiszeit angehören!

Diese Folgerung ist unrichtig. Nach meinen Erfahrungen in der weiteren Umgebung von Magdeburg und unter Berücksichtigung der Untersuchungen von Grahmann[36]) im nordwestlichen Freistaat Sachsen muß ich die Stellung des den Rabutzer Ton tragenden Geschiebemergels zur Saale-Eiszeit für gesichert halten. Welche Stellung kommt nun diesem Tone tatsächlich zu? In der Beantwortung dieser Frage ist wieder der feste Glaube an drei Eiszeiten mit je einem Geschiebemergel verhängnisvoll geworden. Als zwischeneiszeitliche Bildung über einem Geschiebemergel der vorletzten (Saale-) Eiszeit konnte der Ton nur der letzten Zwischeneiszeit zugewiesen werden. Würde es sich um die jüngste diluviale Ablagerung des Gebietes handeln, so ließe sich dagegen kaum etwas einwenden. Während westlich und südlich von Rabutz das Saale- und das Elstertal ausgewaschen wurden, konnte auf der Hochfläche recht gut in eine Rinne Ton angeschwemmt werden. Nun sind aber durch die Mitteilung von Weißermel und Picard[31]) frühere Zweifel gelöst, und ist der sichere Nachweis geführt, daß der Ton zuerst von weißen Sanden, dann von einem Geschiebemergel überdeckt ist. Die Verfasser reihen ihn bei der letzten (Weichsel-) Eiszeit ein und kommen zu dem Schluß: „Wir bleiben also bei der früher vertretenen Auffassung, daß die dritte Vereisung die Gegend von Halle nur mit einem kurzen Vorstoß erreicht und im Bereiche derselben einen Schleier von Ablagerungen hinterlassen hat, der bei seiner geringen Mächtigkeit leicht der Auswaschung und Verwitterung anheimfiel. In der Rabutzer Tonrinne ist die Grundmoräne stellenweise in größerer Mächtigkeit in den vom Schmelzwasser durchfeuchteten Ton eingepreßt worden und unverändert erhalten geblieben".

Unsere Täler haben ihre heutige Gestalt im wesentlichen in der letzten (Saale-Weichsel-) Zwischeneiszeit erhalten. Das beweist die aus tiefen Lagen bis auf die Hochflächen hinauf vorhandene Decke des Lößes, deren Entstehung in die letzte (Weichsel-) Eiszeit fällt. Vorher waren die Talsande abgesetzt worden, die nach oben durch den Sandlöß in den reinen Löß übergehen[37 u. 38]). Ein aus dem Norden herangleitender Gletscher hätte also das breite Elbetal überschreiten und wohl auch zufüllen müssen, das heutige Tal müßte also nacheiszeitlich sein. Das widerspricht so sehr allen geltenden Vorstellungen über die Zeit der Auswaschung unserer Täler, daß ich mich

Digitized by Google

der Ansicht derjenigen Geologen nicht anschließen kann, welche den oberen Geschiebemergel von Rabutz in die Weichsel-Eiszeit einreihen.

Für mich gehören der Rabutzer Ton, der ihn überdeckende Sand und Geschiebemergel der Ablagerungsfolge an, welche vor der in der letzten Zwischeneiszeit erfolgten Auswaschung der Täler entstanden war. Er ist entschieden jünger, als der zwischeneiszeitliche Hauptsaale-schotter, aber älter als die letzte Zwischeneiszeit und kann einer Zwischenzeit angehören, welche zwischen die beiden Vorstöße der Saale-Eiszeit fällt.

In der gleichen Lage, wie ich sie dem Tone von Rabutz zuweise, also über dem Geschiebemergel des 1. Vorstoßes der Saale-Eiszeit, findet sich Bänderton nach den vorhandenen geologischen Karten in größerer Ausdehnung bei Colbitz, östlich von Neuhaldensleben und bei Hundisburg. Dieselbe geologische Stellung kommt auch mit einem tonigem Torf oder Moorerde zusammen vorkommenden Ton im Burgstaller Emick zu, den H. Gruner[89]) in folgenden Worten geschildert hat: „Im nördlichen Teile der hier angelegten etwa 300 Schritt im Geviert großen Grube zeigt sich echter, sog. Roter (Altmärker) Diluvialmergel etwa 15 Dezimeter mächtig und stark verwittert, darauf — stellenweise durch unteren Sand getrennt — 3 m mächtiger, tief rotbraun gefärbter, sehr fetter, von einigen Kalkadern durchzogener, eigentümlich gefalteter oder blättriger Ton (dth), der im südlichen Teil der ziemlich wüst erscheinenden großen Aufdeckung aber die Oberfläche bildet. Hier schließt er, wie das nachstehende Bild erläutert, eine 1—12 Dezimeter mächtige, nach N einfallende Bank eines mit Wurzelresten stark vermengten tonigen Torfs bzw. Moorerde (in der Zeichnung schwarz) ein, der sich gleich einem Stein- oder Braunkohlenflötze von dem roten Ton scharf abhebt und somit schlagend beweist, daß während der Glazialzeit das pflanzliche Leben keineswegs erloschen war; hierdurch erscheint dieser Aufschluß — das erste bekannt gewordene derartige Vorkommen — ganz besonders wertvoll." Mit ds sind in der Zeichnung auf S. 10 Sande, mit k durch Sandschichten getrennte Kalkmergelbänke eingetragen.

Eine Untersuchung des Torfes ist nicht mitgeteilt, mir auch nicht bekannt, ein Vergleich mit dem Rabutzer Vorkommen in dieser Hinsicht also nicht möglich. Die starke Verwitterung des Geschiebemergels, den ich auf Grund seiner Lage innerhalb des Verbreitungsgebietes der Ablagerungen der Saale-Eiszeit ihrem ersten Vorstoß zurechnen muß, spricht aber für einen längeren Zeitabstand zwischen dem Rückzuge des Gletschers und dem Absatze des Tones sowie des Torfes. Zwischeneiszeitliche Verhältnisse sind also nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen.

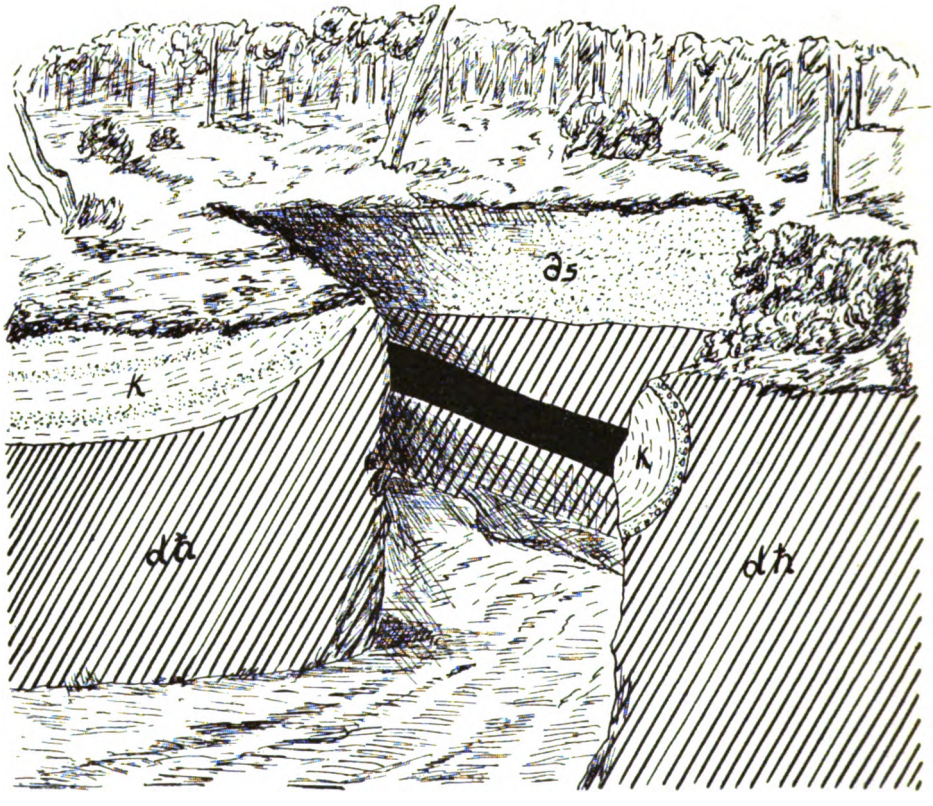
Die Stellung, welche ich den Tonen von Rabutz und vom Burgstaller Emick zuweise, liegt zwischen derjenigen, welche einerseits Weber und Bayer, andererseits Picard, Siegert, Soergel und Weißermel annehmen. Sind die Schichten von Taubach und Rabutz wirklich gleich alt, so würde auch den ersteren eine neue Stellung zukommen. Doch darüber ist das letzte Wort noch zu sprechen.

Da es sich bei dem Rabutzer Ton um eine zweifellos, bei den Tonen des Burgstaller Emicks aber um eine wahrscheinlich zwischeneiszeitliche Bildung handelt, so drängt sich die Frage auf, ob die von mir unterschiedenen zwei Vorstöße tatsächlich nur einer Eiszeit oder zwei Eiszeiten angehören. Dann würde sich die Zahl der von mir angenommenen 5 Eiszeiten um eine

Digitized by Google

ſechſte vermehren. Vorläufig will ich zu dieſer Frage nicht endgültig Stellung nehmen. Erweiſt ſich jedoch die Teilung der Saale-Eiszeit für notwendig, ſo wird man, entſprechend der Unterſcheidung von Riß I- und Riß II-Eiszeit durch Soergel, von der Vermehrung der Namen nach Flußläufen abſehen und von den Eiszeiten Saale I und Saale II ſprechen können, um ſo mehr als ſie aus der Spaltung der bisherigen Saale-Eiszeit hervorgehen würden.

Riß I entſpricht bei Soergel der Riß-Eiszeit der Alpengeologen, Riß II fällt in die Riß-Würm-Zwiſcheneiszeit. Saale II, die Notwendigkeit der




Teilung vorausgeſetzt, könnte aber nicht mit Riß II verglichen werden, denn die Ablagerungen des 2. Vorſtoßes ſind in dem ganzen von mir berückſichtigten Gebiete älter als die in der letzten Zwiſcheneiszeit ſtattgefundene, tiefe Auswaſchung. Auch im Mittelrheintale, in welchem ich das Diluvium in langjährigen Beobachtungen kennen gelernt habe, iſt die Auswaſchung in der letzten Zwiſcheneiszeit jünger als die Ablagerungen der Riß-Eiszeit. Soweit dieſe mit der Alpenvergletſcherung in Verbindung ſtehen, hat man es im Mittelrheintale nur mit Löß zu tun, desgleichen in der Würm-Eiszeit. Der Riß-Eiszeit gehört der ältere, der Würm-Eiszeit der jüngere Löß an. Die Sande und Kieſe im Liegenden ſind zwiſcheneiszeitlich. Im Jahre 1913 habe ich nun darauf hingewieſen[40]), daß es möglich iſt, innerhalb des „jüngeren“ Lößes einen jüngeren und einen jüngſten Löß zu unterſcheiden.

Digitized by Google

Von letzterem nahm ich an, daß er durch den Sandlöß mit den Sanden der Schiltigheimer Stufe, der Niederterrasse der schweizerischen Geologen in Verbindung steht, von dem ersten, daß eine zugehörige Schotterstufe im Mittelrheintale fehlt und, nach den Untersuchungen von Gutzwiller[41]), schon oberhalb Basel als ältere Stufe der Niederterrasse unter die Schotter der jüngeren Niederterrasse untersinkt. Beiden Lößen entsprechen die Löße I und II bei Soergel, der die Trennung in 1919 vorgenommen hat[42]).

Der ältere Löß steht bei Hangenbieten westlich von Straßburg durch Vermittelung von älterem Sandlöß, auf den ich zuerst in 1893 aufmerksam gemacht habe[43]), mit den Hangenbietener Sanden in Verbindung, welche dem Riß-Würm-Interglazial angehören. Die Sande sind unverwittert, und die Auflagerung des Lößes ist, durch Vermittelung des Sandlößes, eine gleichförmige. Bei Allschwyl[40]) in der Nähe von Basel überdeckt dagegen älterer Löß ungleichförmig zersetzte Schotter derselben Stufe. Indem ich diese Tatsache hervorhob, fügte ich hinzu: „Es wird dabei die Frage zu entscheiden sein, ob beide Terrassen wirklich gleichalterig sind oder nicht, der Hangenbietener Sand also vielleicht zur Allschwyler Hochterrasse in derselben Beziehung steht wie die jüngere Niederterrasse zu der älteren, also beide verschiedenen Zeitpunkten derselben Vergletscherung entsprechen". Die Frage kann jetzt dahin erweitert werden, ob es sich bei den genannten Schottern um Glieder einer einzigen Eiszeit handelt oder von zwei Eiszeiten, die aus der Spaltung der Riß-Eiszeit = Saale-Eiszeit hervorgehen müßten. Die Beantwortung wird im Mittelrheintale jedenfalls schwieriger sein als in Mitteldeutschland. Die Entscheidung, die hier getroffen werden wird, wird der Lösung der Frage im Mittelrheintale den Weg ebnen. Vorläufig will ich die Frage aber auch noch für mein jetziges Arbeitsgebiet offen lassen und mich damit begnügen, eine neue Aufgabe und den Weg, auf dem sie gelöst werden kann, gezeigt zu haben.

Anmerkungen:

[1]) So sagen z. B. die Herren Hans und Richard Lehmann: „3 und nur 3 Eiszeiten lassen sich in Mitteldeutschland feststellen". In: Die ältere Steinzeit in Mitteldeutschland. Mannus, Bd. 13. 1921. Leipzig 1922. S. 269—308.

[2]) Soergel, Das Alter der paläolithischen Fundstätten von Taubach, Ehringsdorf, Weimar. Mannus, Bd. 18. Leipzig 1926. Tabelle auf S. 10—11.

[3]) P. Range, War Norddeutschland drei- oder viermal vom Inlandeise bedeckt? Z. D. G. G. Bd. 78. 1926. M.-B. S. 151—156 mit 1 Übersichtskärtchen.

[4]) L. van Werveke, Norddeutschland war wenigstens viermal vom Inlandeise bedeckt. Z. D. G. G., Bd. 79. 1927. M.-B. S. 135—155.

[5]) P. Woldstedt, Die Gliederung des Jüngeren Diluviums in Norddeutschland und seine Parallelisierung mit anderen Glazialgebieten. Z. D. G. G. Bd. 79. 1927. M.-B. S. 51—52. — Über die Ausdehnung der letzten Vereisung in Norddeutschland. Sitzungsber. d. Preuß. Geol. Landesanstalt. Berlin 1927. H. 2, S. 115—119.

[6]) L. van Werveke, Bemerkungen über die Warthe-Eiszeit des Herrn Wolstedt, über die Sölle der Letzlinger Heide und über eine fünfte Eiszeit in Norddeutschland. Der Z. D. G. G. zur Veröffentlichung eingereicht.

[7]) Joh. Korn, Der Westsporn des Flämings. — Jahrb. Preuß. Geolog. L. A. für 1916. Bd. 37, Teil 2, H. 1, S. 132—139 mit 2 Zeichnungen.

[8]) R. Gripp, Über die äußerste Grenze der letzten Vereisung in Nordwestdeutschland. Mitteil. Geograph. Ges. in Hamburg. Bd. 36, S. 159—245. Hamburg 1924. Mit 8 Zeichnungen u. 1. Taf.

[9]) Gottsche, C., Der Untergrund Hamburgs. Hamburg 1901.

Digitized by Google

[10]) L. van Werveke, Vergleich des Diluviums bei Magdeburg mit dem der Lüneburger Heide. Montagsblatt 1927. Nr. 43—45.

[11]) E. Koch, Die prädiluviale Auflagerungsfläche unter Hamburg und Umgegend. Mitteil. aus dem Mineral.-geolog. Staatsinstitute in Hamburg. H. 6, S. 31—95. Hamburg 1924. Mit 2 Karten und 5 Profilen.

[12]) Blatt Wolmirstedt der Geologischen Karte 1:25000 und Erläuterungen von Fr. Wiegers, Berlin 1920. S. 57.

[13]) Erläuterungen zum Blatte Niegripp von J. Korn, mit Beiträgen von Zimmermann. Berlin 1923. S. 53.

[14]) L. van Werveke, Der Wein-Berg bei Hohenwarthe und seine geologischen Verhältnisse. Magdeburgische Zeitung v. 31. 8. 1927. Nr. 240 u. Magdeburger Tageszeitung v. 1. 9. 1927. Nr. 204.

[15]) K. Keilhack, Erläuterungen zum Blatte Calbe a. S. Berlin 1913. S. 97.

[16]) Fr. Wiegers, Erläuterungen zum Blatte Zerbst. Berlin 1923. S. 16.

[16a]) O. von Linstow, Der Nachweis dreier Eiszeiten in der Dübener Heide. Jahrb. Preuß. Geolog. L. A. für 1914. Bd. 35, Teil 1, S. 274—281. Berlin 1915.

[17]) F. Wahnschaffe, Die Quartärbildungen der Umgegend von Magdeburg mit besonderer Berücksichtigung der Börde. Abhandl. Geolog. Spezialkarte von Preußen. Bd. 7, H. 1, S. 49. Berlin 1885.

[18]) L. van Werveke, Beobachtungen über den Geschiebelehm und seine Auswaschungsprodukte" auf den Blättern Hamersleben und Schöningen der geologischen Karte 1:25000 und ihre Bedeutung für die Gliederung und Kartierung des norddeutschen Diluviums. Der Z. D. G. G. zur Veröffentlichung eingereicht.

[19]) M. Scholz, Erläuterungen zum Blatte Burg a. d. Ihle. Berlin 1891. S. 11.

[20]) Fr. Wiegers, Diluviale Flußschotter aus der Gegend von Neuhaldensleben. Jahrb. Preuß. Geolog. L. A. für 1905. S. 58—88.

[21]) Fr. Wiegers, Erläuterungen zum Blatte Neuhaldensleben. Berlin 1919. S. 30.

[22]) Fr. Wiegers, Geologisches Wanderbuch für den Regierungsbezirk Magdeburg. Stuttgart 1924. S. 173.

[23]) K. Keilhack, Geologische Karte der Provinz Brandenburg nach den Aufnahmen der geologischen Landesanstalt bearbeitet. Berlin 1921. 1:500000.

[24]) L. van Werveke, Gletscherablagerungen am Großen Wart-Berge bei Irxleben und an den Hängels-Bergen bei Hohendodeleben sowie westlich von Diesdorf. Montagsblatt 1927. Nr. 30 u. 35.

[25]) Siegert, L. und Weißermel, W., Das Diluvium zwischen Halle a. d. S. und Weißenfels. Abhandl. Preuß. Geol. L. A. N. F. H. 60, 350 S. mit 17 Taf. u. 23 Zeichn.

[26]) L. van Werveke, Zur Deutung der älteren Diluvialablagerungen an der unteren Ohre. Eine diluviale Verwerfung bei Hillersleben. Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens des Museums für Natur- und Heimatkunde in Magdeburg. Magdeburg 1925. S. 53—69.

[27]) L. van Werveke, Geologische Beobachtungen im Diluvium bei Hohenziatz und Stegelitz. Montagsblatt 1927. Nr. 52 u. 1928. Nr. 1.

[28]) L. van Werveke, Geologische Beobachtungen am Henne-Berg bei Blumenberg. Montagsblatt, 1928, Nr. 19 u. 20.

[29]) C. A. Weber, Die Pflanzenwelt des Rabutzer Beckentones und ihre Entwickelung unter Bezugnahme auf Klima und geologische Vorgänge. Botan. Jahrb. Bd. 54. 1927. Beiblatt 120. Abgekürzter Bericht: Der Aufbau, die Flora und das Alter des Tonlagers von Rabutz. Veröffentl. des Provinzialmuseums zu Halle a. d. S. Bd. 1, H. 4, S. 1—7. 1920.

[30]) Soergel, W., Der Rabutzer Beckenton. Geologie, Paläontologie, Biologie. Veröffentl. des Provinzialmuseums zu Halle. Bd. 1, H. 4. Halle a. S. 1920. 34 S. u. 6 Taf.

[31]) W. Weißermel und E. Picard, Die Deckschichten des Rabutzer Beckentones. Z. D. G. G. Bd. 78, Jahrg. 1926. Mon.-Ber. S. 141—150.

[32]) W. Soergel, Josef Bayers Chronologie des Eiszeitalters. Eine kritische Betrachtung. Mannus, Zeitschr. f. Vorgesch. Bd. 19, S. 225. 1927.

[33]) J. Bayer, Der Beckenton von Rabutz. 1. Interglazial. Mannus, Bd. 13, S. 67—75. 1921.

[34]) J. Bayer, Der Mensch im Eiszeitalter. Leipzig und Wien 1927. S. 137—143.

[35]) E. Gagel, Über die angebliche Umstürzung der Diluvialgeologie durch J. Bayer. Z. D. G. G. Mon.-Ber. Nr. 4 u. 5. S. 112. 1920.

[36]) Rudolf Grahmann, Diluvium und Pliocän in Nordwestsachsen. Abhandl. der Mathem.-phys. Klasse der sächsischen Akademie der Wissenschaften. Leipzig 1925. Nr. 4, 82 S. mit 24 Abbild. u. 4 Kartentafeln.

[37]) L. van Werveke, Nachweis von Sandlöß der letzten Eiszeit in Hermersleben. Montagsblatt 1925. Nr. 43.

Digitized by Google

[38]) L. van Werveke, Der Untergrund des Magdeburger Domes. Montagsblatt 1926. Nr. 26.

[39]) H. Gruner, Erläuterungen zum Blatte Schernebeck. Berlin 1889. S. 22—23.

[40]) L. van Werveke, Nochmals die Mittelterrasse Steinmanns; Gliederung des Lößes. Mitteil. Geol. Landesanstalt Els.-Lothr. Bd. 8, H. 1, S. 137—152. Straßburg i. E. 1913.

[41]) Gutzwiller, Die Gliederung der diluvialen Schotter in der Umgebung von Basel. Verhandl. naturf. Ges. Basel 1912. Bd. 23. Sonderabzug 17 S.

[42]) W. Soergel, Löße, Eiszeiten und paläolithische Kulturen. Jena 1919. S. 110.

[43]) L. van Werveke, Stellung der die beiden Lößformationen des Rheintales trennenden Schotter und Nachweis von älterem Sandlöß und älterem Löß bei Hangenbieten. Z. D. G. G. Bd. 44, S. 549—553. 1893. — Andreae hat diesen Sandlöß auf die gleiche Stufe mit dem Sandlöß von Lingolsheim gestellt (Abhandl. Geolog. Spezialk. von Els.-Lothr. Bd. 4, H. 2, S. 27) und dieselbe Auffassung findet sich bei Koken (Schmidt, R. R., Die diluviale Vorzeit Deutschlands unter Mitwirkung von E. Koken und A. Schliz, Stuttgart 1912. S. 196).

Digitized by Google

# Der heutige Stand der Rassenforschung.

Von K. F. Wolff.

Veritas nihil veretur nisi abscondi.

Der Begriff der Rasse ist untrennbar von dem genetischen Problem. Solange wir nicht wissen, ob eine Art monophyletisch oder polyphyletisch entstanden ist, d. h. ob sie eine oder mehrere Wurzeln hat, ob wir es mit einem „Stammbaum" oder mit einem „Stammrasen" zu tun haben, solange wir darüber nicht Klarheit besitzen oder zu besitzen glauben, werden wir den Begriff der Rasse nicht scharf definieren können. Die Zeit für die Klärung des genetischen Problems scheint aber noch nicht gekommen zu sein. Jedenfalls wird über die polygenistische Theorie, die man (mit einigen löblichen Ausnahmen) nach dem Tode von Hermann Klaatsch rundweg verwerfen zu können geglaubt hat, noch sehr viel gesprochen werden.

Es herrscht aber schon Krisenstimmung unter den Biologen. Denn wenn z. B. Walter Scheidt einerseits die Rasse als eine „innerhalb der Art ausgelesene Eigenschaftsgruppe" betrachtet, anderseits einen „Wesensunterschied zwischen Rasse und Art" nicht mehr anerkennen will, und wenn er endlich die Möglichkeit erörtert, daß „ein und dieselbe Rasse auf verschiedenen Wegen, aus verschiedenen ursprünglichen Erbmassen durch eine Folge gleicher Erbänderungen und die Wirksamkeit gleicher oder ähnlicher Auslesevorgänge zwei- und mehrmal entstehen" könne, so erhellt daraus ohne weiteres, daß die Monogenisten mit solchen Gedankengängen in eine Sackgasse geraten müssen [1]).

Die Entwicklung dieses Denkprozesses mag man ruhig abwarten. Inzwischen will mir scheinen, daß wir den Rassenbegriff nur in Verbindung mit der Erblichkeit und mit der Schwankungsbreite betrachten können und von diesem Gesichtspunkte ausgehend möchte ich folgende Grundsätze aufstellen:

1. Der Begriff der Rasse wird bedingt durch die Rassenmerkmale;
2. jedes Rassenmerkmal ist eine erbliche Eigenschaft;
3. die Rassenmerkmale besitzen — wie alle erblichen Eigenschaften — eine bestimmte Schwankungsbreite;
4. auch das Ausmaß der Schwankungsbreite ist ein Rassenmerkmal;
5. erbliche Eigenschaften, die bei allen Rassen dieselbe Schwankungsbreite zeigen, sind keine Rassenmerkmale.

[1]) Vgl. Walter Scheidt, „Allgemeine Rassenkunde". I., 1925, S. 327—329 u. 339 Lehmann, München.

Digitized by Google

Schon daraus erhellt, daß der Längen-Breiten-Index kein Rassenmerkmal sein kann[1]). Der Längen-Breiten-Index schwankt bei allen Rassenstämmen der Menschheit etwa von 60—100. Es gibt Menschen, die man im Hinblick auf Gesichtsbildung, Haarform, Farbe, Größe und Körperproportionen als Arier ansprechen muß, aber ihr Längen-Breiten-Index zeigt alle möglichen Werte von 60—100 (Nordeuropäer, Tiroler, Schweizer, Piemontesen, Gebirgsvenezianer). Und wiederum findet man Menschen, die mit Bezug auf Gesichtsbildung, Haarform, Farbe, Größe und Körperproportionen nur als Mongolen angesprochen werden können; aber auch bei ihnen sehen wir, daß der Längen-Breiten-Index von 60—100 schwankt (Eskimo, Nordchinesen, Südchinesen, Zentralasiaten)[2]). Wie ich das in meinem Buche „Rassenlehre" (Leipzig, Kabitzsch 1927) des näheren ausgeführt habe, ist also der Längen-Breiten-Index kein Rassenmerkmal.

Ich muß in dieser Hinsicht über eine ganze Reihe meiner Kritiker Beschwerde führen. Was ist da nicht alles geschrieben worden! Einer meinte, ich hätte offene Türen eingerannt, denn kein vernünftiger Anthropologe habe jemals den Längen-Breiten-Index für das entscheidende Rassenmerkmal gehalten. Andere schrieben, daß der Längen-Breiten-Index überschätzt worden sei, hätte man längst vor mir erkannt. Das ist richtig und ich habe das in meinem Buche klar hervorgehoben. Aber darum handelt es sich gar nicht, denn ich gehe ja viel weiter. Nach meiner Auffassung, die ich in dem Abschnitt „Die Polarität der Menschenrassen" meines erwähnten Buches eingehend begründet habe, ist der Längen-Breiten-Index überhaupt kein Rassenmerkmal. Dazu gilt es Stellung zu nehmen.

Es ist sehr bequem, einem Gegner etwas anzudichten, was er gar nicht gesagt hat, und es dann mit großer Geste abzutun. Aber dabei kommt die Forschung nicht vorwärts.

Noch bequemer macht es sich Hans Günther. Nach ihm ist „Österreich dunkel gegen Bayern und Böhmen, heller gegen Mähren und überhaupt gegen Osten zu". Diese Erscheinung wollte er aus der Geschichte erklären, denn es seien „Markomannen und Bajuwaren von Osten her über Böhmen

[1]) Wolfgang La Baume, der in den „Blättern für deutsche Vorgeschichte" (Zeitschrift des westpreußischen Geschichtsvereins, Fachgruppe für Vorgeschichte, Leipzig 1927, Heft 5) mein Buch „Rassenlehre" besprochen hat, äußert sich über meine Bewertung des Längen-Breiten-Index wie folgt: „Nach diesem Prinzip wäre es berechtigt, zu sagen, Windhund und Mops gehören derselben Rasse an, nur hat der eine einen langen und der andere einen kurzen Schädel" (S. 34). — Hier stehen Logik und Geschmack auf gleicher Höhe. Über den Geschmack soll man bekanntlich nicht rechten, was aber die Logik anbelangt, so hat La Baume vollständig daneben gegriffen, denn mein Hauptbeweismittel ist ja eben die Übereinstimmung in den übrigen Merkmalen trotz großer Verschiedenheiten im Längen-Breiten-Index. Bei Windhund und Mops gewahrt aber jedes Kind den Unterschied, auch ganz abgesehen von der Schädelform. Mit dieser Kritik hat La Baume nur sich selbst gerichtet. Wie das geschehen konnte, ist mir klar. Nicht die Naturwissenschaft, von der er soviel spricht, war der Anlaß, sondern die Politik. Meine politische Einstellung mißfällt La Baume und darum verlor er jede klare Anschauung von dem, worüber er zu sprechen unternommen hatte. Wir sehen hier wieder einmal ein Beispiel dafür, wie manche Menschen von ihrer politischen Feindseligkeit und Gehässigkeit förmlich mit Blindheit geschlagen werden.

[2]) Der Versuch, die chinesischen Dolichoiden auf eine nordeuropäische Einwanderung zurückzuführen (vgl. Hertha Schemmel, „Mannus", 1928, XX., S. 247) ist hinfällig, da es sich etwa um ein Viertel des chinesischen Volkes, also um rund 100 Millionen Menschen handelt. Wäre diese riesige Masse nordeuropäisch bestimmt, so müßte sie auch andere nordeuropäische Merkmale zeigen, wovon jedoch keine Rede ist. Die Blutgruppen-Forschung aber, auf die gleichfalls verwiesen wird, befindet sich im Stadium der ersten Versuche und gestattet noch gar keine Schlüsse.



Digitized by Google

und Mähren eingewandert". Auch in seiner 11. Auflage (1927) hielt Günther noch an dieser Darstellung fest. Aber nachdem ich in meiner „Rassenlehre" (S. 40, 41) auf die Arbeiten Weisbachs hingewiesen hatte, wonach die lichten Haare in Oberösterreich viel häufiger seien als in Niederösterreich, da schwenkte Günther plötzlich um, und nun steht auf S. 448 seiner 12. Auflage (1928) ganz deutlich zu lesen:

„Österreich ist gegen die bayerische Grenze zu heller. Weisbach fand in Oberösterreich blonde Haare sowie blaue und graue Augen viel häufiger als in Niederösterreich . . . . ."

Das nenne ich doch Fixigkeit! Zwischen einer Auflage und der nächsten bekehrt man sich zum Gegenteil und läßt die Markomannen und „Bajuwaren" stillschweigend unter den Tisch fallen. Mit dem Versuch, das Rassenbild Europas aus den geschichtlichen Vorgängen erklären zu wollen, ist es eben nichts, denn dieses Rassenbild steht seit dem Vollneolithikum in den großen Zügen fest. Aber das Mißgeschick mit den Markomannen hat Günther nicht vorsichtig gemacht, denn sofort verfällt er wieder in den gleichen Fehler; er möchte nämlich die südländischen Gesichter, die man in Wien so häufig sieht, durch eine Einwanderung von Italienern erklären. Gäbe es doch eine „nicht geringe Zahl italienischer Namen" in Wien. Aber genau dieselben Gesichter sieht man auch in Ungarn. Wie das zu deuten ist, habe ich auf S. 109 meiner „Rassenlehre" gezeigt: Wir haben es hier mit denselben brünetten Dolichoiden zu tun, die in der Maritzaebene ein Konservationszentrum besitzen. Auf dieses Problem geht Günther wohlweislich nicht ein, weil dadurch seine ganze Rassensystematik ins Wanken kommen müßte.

Lehmanns Verlag hat eine andere der Güntherschen Schriften mit einer Schleife versehen, die den Aufdruck trägt: „Günthers Ziele und die Ziele seiner Gegner". Das mutet so an, als ob Günther eine offene Aussprache suchte. Aber das Gegenteil ist wahr: Günther geht jeder Auseinandersetzung ängstlich aus dem Wege. Und doch hätte Günther allen Grund, sich ernstlich zur Wehre zu setzen, denn seine Gegner werden immer zahlreicher und rücken ihm immer schärfer an den Leib.

Da ist zunächst eine Streitschrift des Biologen Fritz Merkenschlager zu nennen, in der Günther sehr schlecht wegkommt[1]). Es heißt darin, Günther habe sich eines „Verbrechens am Seelenleben des deutschen Volkes" schuldig gemacht, indem er „Millionen guter und bester Deutscher in den Kerker des Niederrassentums zu bringen und vom Lichte abzusperren" trachte (S. 5). Merkenschlager gibt folgende Charakteristik der das deutsche Volk zusammensetzenden anthropologischen Elemente:

„Die dunkle Rasse ist die Rasse der Ährenleser, des Fleißes ohne Unterlaß, der Sorge ums Brot, des Verzichtes, der Demut, des Sichbescheidens um der Weisheit willen; die helle Rasse ist die Rasse sinnfälliger Ziele, des Machtwillens, des Angriffes, des Unternehmungsmutes" (S. 7).

„In einer Mischung beider Rassen wird als der große Organisator der Materie stets der zum Langschädel neigende Typus sich durchsetzen, in der Organisation der Gedanken, wie wir die Philosophie nennen wollen, wird immer die andere Rasse fühlbar sein, wie sie es war von Sokrates bis Schopenhauer" (S. 8).

[1]) „Götter, Helden und Günther". Eine Abwehr der Güntherschen Rassenkunde. Von Dr. Fritz Merkenschlager, Privatdozent der Universität Kiel. Verlag Lorenz Spindler, Nürnberg.

Digitized by Google

„Ob sie (die nordische Rasse) allein das deutsche Kulturgut hätte schaffen können, glaube ich nicht. Dagegen glaube ich, daß die deutsche Kultur ohne die nichtnordischen Rassen viel, viel ärmer wäre" (S. 17).

„Wer am Dreiklang nordisch-ostisch-dinarisch rüttelt, nenne sich alles andere, nur nicht deutsch" (S. 17).

„Es gibt keine gute und keine schlechte Rasse. Alle Rassen sind göttliche Erfüllungen der Möglichkeiten im Rahmen der Umwelt" (S. 36).

Über die Gefahr, welche die Güntherschе Richtung für das deutsche Volk bedeutet, äußert sich Merkenschlager wie folgt:

„. . . . . wenn Günther auch nur ein wenig ernst genommen werden müßte, würde eine furchtbare Prognose für das deutsche Volksleben gestellt werden müssen" (S. 8).

„Was soll aus Deutschland werden, wenn die Rasseninstinkte geweckt werden?" (S. 41).

„Die „Ostartigen" Deutschlands werden eine Abwehr in ihrem Innern organisieren und werden Vergleiche anstellen, die der nordischen Rasse nicht günstig sind" (S. 42).

„Soviel weiß ich: wenn die Güntherei so weiter geht, dann wird ein dinarisches oder ostisches (wendisches) Rassebewußtsein heraufgeführt, von dem die Herren Günther keine Ahnung haben" (S. 48).

„Man wird solange diskutieren, bis sich Fäuste erheben" (S. 49).

„Dem Verlage gestehe ich von Herzen gern zu, daß er sich nicht in den Dienst eines deutschen Unglücks stellen möchte; aber er ist ebensowenig wie die Hauptmasse seiner Leser sich dessen bewußt, daß in diesem Verlage Sprengmittel des deutschen Blutes verfertigt werden" (S. 63).

In der Schrift von Merkenschlager steht noch manches, was der Erörterung oder der Widerlegung wert wäre; aber Günther zeigt keine Lust dazu. Entweder fühlt er sich so erhaben oder er weicht dem Kampfe aus, „denn auch die nordische Rasse kennt die Flucht" — sagt Merkenschlager (S. 49). — — — — —

Inzwischen hat der Verlag der „Süddeutschen Monatshefte" in München (Jahrgang 1927, 10) ein Heft herausgegeben, das den Titel führt: „Die Rassenfrage". Es enthält 14 Beiträge verschiedener Verfasser, von denen jeder seine eigenen Gedanken vorträgt und seine Richtung vertritt. Eine solche Gegenüberstellung soll dem Leser, der sich über den Stand der Forschung unterrichten will, Einblick in die verschiedenen Auffassungen und Systeme geben. Sie kann sehr nützlich und fruchtbar werden, aber selbstverständlich nur dann, wenn die Vertreter aller oder wenigstens ganz verschiedener Richtungen zu Worte kommen, und es ist eben Sache der Schriftleitung, vollkommen unparteiisch zu bleiben und gleichsam die Rolle eines Präsidiums zu spielen. Im vorliegenden Falle hat jedoch die Schriftleitung gerade in dieser Hinsicht gänzlich versagt, denn es sind nur solche Verfasser vertreten, von denen man weiß, daß keine großen, trennenden Gegensätze zwischen ihnen bestehen. Der Unkundige, der dieses Heft in die Hand nimmt und glaubt, sich über den allgemeinen Stand der Rassenforschung unterrichten zu können, bekommt ein schiefes Bild zu sehen und er wird daher, wenn er sich später gründlicher in das Thema einarbeitet, der Schriftleitung der „Süddeutschen Monatshefte" keinen Dank wissen.

Dies zur allgemeinen Charakteristik. Was die einzelnen Beiträge anbelangt, so handelt zunächst Max v. Gruber über „Volk und Rasse". Er vertritt den Standpunkt, daß es nicht die reine nordische Rasse sei, von der



Digitized by Google

die großen Kulturtaten ausgingen, sondern daß immer erst Mischungen vorangehen müßten.

„Die Kultur des Mittelalters begann nicht etwa in Niedersachsen, wo neben Skandinavien die nordische Rasse noch heute am wenigsten vermischt sitzt, sondern in den Niederlanden, in Nordfrankreich, im Rheinland, im Elsaß, in Schwaben, Bayern und Österreich, also in den Randländern, wo am frühesten und ausgiebigsten Rassenmischung stattgefunden hat. Und wenn wir die Körperlichkeit unserer größten Männer auf die Rassigkeit prüfen, finden wir zwar bei vielen nordische Merkmale, aber bei fast keinem nur nordische. Der erste Blick zeigt dem Kundigen, daß weder Friedrich der Große noch Freiherr vom Stein noch Bismarck reine Norden waren, von Luther, Melanchthon, Leibniz, Kant, Schopenhauer gilt dasselbe, ebenso von Liebig und Julius Robert Mayer und Helmholtz, von Goethe, Schiller und Grillparzer, von Dürer, Menzel und Feuerbach und schon gar von den größten Genien der deutschesten aller Künste, der Musik, von Bach und Gluck und Haydn bis Bruckner. Sie alle waren Mischlinge. Dasselbe gilt von den größten Italienern; Michelangelo und Galilei waren, wenn überhaupt, doch sicher nicht reine Norden. Zu den Anlagen der Norden mußten anscheinend Ingredienzien von anderen Rassen hinzukommen, um die glücklichste Kombination von Anlagen zu geben . . . . . Selbst wenn es möglich wäre, eine der alten Systemrassen, z. B. die nordische, aus dem rassischen Durcheinander der heutigen deutschen Bevölkerung wieder rein herauszuzüchten, so wäre dies kein erstrebenswertes Ziel, denn auch ihr haften schwere Mängel an. Nicht in der Vergangenheit liegt das Heil der Menschheit, sondern in der Zukunft. Die Ideal-Erblinien sollen erst kommen. Um sie zu erzeugen, muß das Beste aus allen Erbmassen genommen und zur Kreuzung gebracht werden, wo es sich auch findet . . . . ." (S. 247).

Gruber warnt schließlich davor, mit dem Vorurteil gegen die Erbmasse „einen neuen Zankapfel in unser Volk zu werfen" (S. 248). Und darin hat er sicher recht. Zu seinen vorhergehenden Ausführungen aber möchte ich mir einige Bemerkungen erlauben. Da ich den Längen-Breiten-Index als Rassenmerkmal nicht anerkenne, so trage ich natürlich auch kein Bedenken, Kant, Schopenhauer und Schiller (die bekanntlich sehr breite Köpfe hatten) als Arier gelten zu lassen; ich möchte sie sogar für sehr reine Arier halten. Die von Gruber betonte Tatsache aber, daß in der Geschichte Europas und in dem Werdegang unserer Kultur nicht reine Arier, sondern Arioide die Hauptrolle spielen, läßt sich vielleicht auf soziologischem Wege erklären. Das Weltgetriebe, wie wir es aus der Geschichte kennen und wie es heute noch mit seinem Lärm und Unrecht den Lebensraum erfüllt, scheint dem innersten Wesen des reinen Ariers zuwider zu sein. Er überläßt daher den ersten Platz dem Arioiden und zieht sich zurück, bis einst andere Zeiten gekommen sein werden. Ich glaube deshalb — in geradem Gegensatze zu Gobineau und den anderen Rassenpessimisten —, daß dem reinen arischen Blute die Zukunft gebühre. Diesen Entmischungs- und Erneuerungsprozeß kann man aber nicht durch Züchtung arischer Erblinien fördern, sondern nur durch soziologische Maßregeln, vor allem also durch Bodenreform. Der Mensch, der sich aus der Stadt zurücksehnt zur freien Mutter Erde, der siedeln will in frommer Einfalt, das ist der Arier und ihm gebührt die Zukunft. Deshalb bin ich auch der Meinung, daß wir keine „Rassenhygiene" brauchen, d. h. keine staatlichen Maßregeln zum Schutze einer bestimmten Rasse, sondern

Digitized by Google

nur Volkspflege, d. h. Förderung der Volksgesundheit überhaupt und großzügige Reformen zur Umgestaltung unseres politischen und wirtschaftlichen Lebens in einem den Gefühlen des Ariers entsprechenden Sinne. Die Vermehrung der arischen Erblinien wird dann ganz von selbst einsetzen. Diese meine Auffassung weicht von der unserer unentwegten Rassenhygieniker weniger ab als jene Max v. Grubers, der ja Mischlinge züchten will.

Einem Aufsatze von Alfred Ploetz entnehme ich die zum Nachdenken anregende statistische Angabe, daß im Weltkriege „auf deutscher Seite etwa $2^1/_2$mal so viel Offiziere wie Mannschaften und unter diesen nach allgemeiner Beobachtung die Draufgänger öfter als die Zögernden oder Feigen" gefallen seien (S. 249). Da ich die Dolichoiden als die unruhigeren und unternehmenderen Menschen (bei allen Rassen) betrachte, so ergibt sich für mich als Kriegsfolge wohl eine Verminderung der Dolichoiden, nicht aber eine solche des arischen Elementes im allgemeinen.

Walter Scheidt ergeht sich über das Wesen der Rasse in folgenden Ausführungen:

„. . . . . wenn Rasse eine „Gruppe von Menschen" ist, dann ist der einzelne ein Teil der Rasse. Die richtige (wenn bisher auch nur gefühlsmäßig richtige) Vorstellung verlangt dagegen Rasse als Teil eines Menschen" (S. 254).

Mit solchen Betrachtungen kommen wir aber nicht einen Schritt vorwärts und ganz besonders wird der Laie das Gefühl haben, es ginge ihm ein Mühlrad im Kopfe herum. Viel einfacher und verständlicher drückt sich Freiherr Otmar v. Verschuer in seiner unmittelbar anschließenden Arbeit „Einwirkung der Umwelt" über dieselbe Frage aus:

„Unter Rasse versteht man eine größere Gruppe von Menschen, die durch den gemeinsamen Besitz gewisser Erbanlagen für körperliche und geistige Eigenschaften von den übrigen Menschen unterschieden sind" (S. 256).

Otto Reche schreibt über das von ihm mit Vorliebe und stets mit großer Klarheit behandelte Thema „Rasse und Sprache". Doch fällt mir folgender Passus auf:

„Selbst recht reinrassige Völker haben gelegentlich eine typische Mischsprache, wie z. B. die Engländer" (S. 259).

Demgegenüber muß betont werden, daß die vorkeltische Bevölkerung Englands zweifellos einen starken nichtarischen Einschlag enthielt, der heute noch fortwirkt und den wesentlichen seelischen Unterschied zwischen den Engländern einerseits — den Deutschen und Skandinaviern anderseits bedingt.

Siegfried Förtner behandelt die Entstehung der europäischen Rassen. Es findet meinen vollen Beifall, daß er Cro-Magnon und Aurignac auseinanderhält. Er spricht dann auch ganz in meinem Sinne von der Beständigkeit des europäischen Rassenbildes und schreibt:

„Einige Forscher behaupten sogar, daß sich das Rassenbild Europas seit der jüngeren Steinzeit, und zwar seit dem Übergang der europäischen Menschen zum Ackerbau und zur Seßhaftigkeit überhaupt nicht mehr geändert habe" (S. 262).

Dazu muß ich nun bemerken, daß dieser Lehrsatz von mir herrührt; ich habe ihn in meiner „Rassenlehre" in dem Abschnitt „Die Beständigkeit des Rassenbildes" eingehend begründet. Ebenso ist das „rassenpsychologische Gesetz", auf welches sich Förtner am Schlusse seiner Ausführungen beruft, das Gesetz nämlich, wonach die Langköpfe innerhalb eines Rassenstammes

Digitized by Google

stets den unternehmenden, abenteuernden, wanderlustigen, die Kurzköpfe aber den zäh beharrenden Teil der Bevölkerung bilden — von mir zuerst erkannt und vor 13 Jahren ausgesprochen worden[1]).

Fritz Lenz erörtert das „Schicksal unserer Rasse". Bemerkenswert ist dabei, was er über Südafrika sagt:

„Südafrika scheint auf die Dauer für die nordische Rasse nicht zu halten zu sein; die Neger vermehren sich dort bedeutend schneller als die Weißen. Die weiße Bevölkerung schränkt ihre Kinderzahl so stark ein, daß nicht viel mehr als zwei Kinder je Familie im Durchschnitt wieder zur Fortpflanzung kommen . . . . . Über kurz oder lang werden die Weißen voraussichtlich in blutigen Aufständen aufgerieben werden, und Südafrika wird wieder vernegern wie Haiti und Liberia" (S. 266).

Ich frage nun: Wenn das in einem Koloniallande geschieht, dessen Klima den Europäern zuträglich ist, was soll man dann erst von Kolonialgebieten mit tropischem Klima gewärtigen? — Es ist klar, daß solche Kolonialgebiete für die Ansiedelung „überschüssiger" europäischer Bevölkerungsteile nicht in Betracht kommen können.

Am Schlusse der in Rede stehenden Aufsatzreihe ergreift Fritz Lenz nochmals das Wort zu dem Thema „Nordisch oder Deutsch?" Er stellt sich dabei auf einen Standpunkt, den auch ich vertreten möchte: Er betrachtet nämlich das deutsche Volk im allgemeinen als nordisch, mit nur geringen fremdrassigen Beimengungen. Die wichtigsten Stellen seien hier wiedergegeben:

„Ich kenne die Bevölkerungen der meisten deutschen Landschaften aus eigener Anschauung; tiefgreifende Rassenunterschiede habe ich unter ihnen aber nicht gefunden. Was sie rassenmäßig unterscheidet, sind meines Erachtens nur verhältnismäßig kleine Einschläge nichtnordischen Blutes. Da die Erbmasse jeder Rasse aus zahlreichen Anlagen besteht, die sich unabhängig voneinander vererben, so ist durchaus anzunehmen, daß auch die meisten dunklen, untersetzten, rundköpfigen Deutschen überwiegend von nordischer Rasse sind. Es ist also gar nichts dagegen zu sagen, wenn sie sich als zur nordischen Rasse gehörig fühlen . . . . .

Es ist daher durchaus irreführend, wenn Köpfe bekannter Persönlichkeiten abgebildet und mit Unterschriften wie „ostisch" oder „dinarisch" versehen werden. Sie werden damit für den Durchschnittsleser in ein Schema eingeordnet und auch ihrem geistigen Wesen nach abgestempelt. Aus dem Vorhandensein jener wenigen Merkmale, nach denen die Unterschriften gemacht zu werden pflegen, folgt für den Hauptteil der Erbmasse und für die geistige Wesensart eines Menschen aber gar nichts. Günther hat mit diesem Unfug angefangen; und Merkenschlager der fast alle Dogmen Günthers sich zu eigen macht, sie ins Extrem übertreibt und dann gegen den Rassengedanken ausspielt, übertrumpft ihn auch darin" (S. 287, 288).

Der Vorwurf, der hier gegen Merkenschlager erhoben wird, scheint mir unbegründet, denn es ist doch selbstverständlich, daß man die „Dogmen" eines Gegners, den man widerlegen will, bis zu ihren letzten Ergebnissen verfolgen muß.

Lenz verrät uns auch Einzelheiten aus der Entstehungsgeschichte der Güntherschen „Rassenkunde des deutschen Volkes":

[1]) „Politisch-Anthropologische Monatsschrift", XIV., 1915, Heft 5 u. 6, S. 256, 257 u. 321.

Digitized by Google

„Es war kein ganz glücklicher Einfall des Verlegers Lehmann — denn er ist der geistige Vater des Güntherschen Buches — gerade ein Buch über die Rassen Deutschlands schreiben zu lassen. Gewiß wollte er damit dem deutschen Volke einen Dienst erweisen; eben darum sollte es ja eine Rassenkunde des deutschen Volkes sein. Er hatte mich in früheren Jahren mehrfach aufgefordert, ein solches Buch zu schreiben, was ich aber stets ablehnte, da ich Bedenken trug, die Rassenunterschiede innerhalb des deutschen Volkes zum Gegenstand einer besonderen Darstellung zu machen. Er hat dann in dem Philologen Günther den gesuchten Verfasser für sein Buch gefunden" (S. 288).

Von der nordischen Rasse nimmt Lenz an, daß sie „keineswegs völlig einheitlich" sei, und er begründet das wie folgt:

„Auch abgesehen von der Tatsache, daß alle großen Rassen aus zahlreichen erblich verschiedenen Blutlinien bestehen, kann man innerhalb der nordischen Rasse zwei große Zweige unterscheiden, die ich als die schlanke blonde Rasse und die schwere blonde Rasse bezeichnen möchte. Die Schwere der Westfalen, Friesen und Flamen beruht sicher nicht auf „ostischem" Blut. Auch in ihrer Wesensart unterscheidet sich die schwere blonde Rasse von der schlanken deutlich" (S. 289).

Ich vermag mir nicht recht vorzustellen, was der Rassenbegriff überhaupt noch für einen Wert haben soll, wenn man innerhalb derselben Rasse Unterschiede gelten läßt, die sich nicht mehr aus der natürlichen Schwankungsbreite, sondern nur noch genetisch erklären lassen. Im übrigen ist das nicht Lenzens, sondern Paudlers Schluß und darauf komme ich später noch zurück.

Die Ideale der Völkerwanderungszeit, für die sich Günther u. a. in mehrfacher Hinsicht begeistern, werden von Lenz abgeschüttelt. Er hält „eine Wiederherstellung der nordischen Rasse in jener Form, wie sie die Germanen der Völkerwanderung aufwiesen", für „gar nicht wünschenswert" (S. 290) und begründet dies wie folgt:

„Eine Kampfesfreudigkeit z. B., wie sie den alten Nordleuten eigen war, richtet in Anbetracht der Auslesewirkung moderner Kriege jede Rasse, die sie besitzt, zugrunde, da ihre Träger sich aufreiben, ohne daß sie ihre größeren Verluste in der moralischen Umwelt der Gegenwart durch stärkere Fortpflanzung wettmachen können. Ein Staat aus lauter Menschen wie den Helden der isländischen Sagas würde vermutlich auch schlecht existenzfähig sein ....." (S. 290).

Schließlich streift Lenz auch die Judenfrage und bemerkt:

„Die moderne Arbeitsteilung erfordert Menschen von sehr verschiedener Veranlagung. Auch die wertvollen Rassenanlagen der Juden können für das Leben der Gesamtheit in mannigfacher Hinsicht von Nutzen sein. Der Rassenhygieniker hat es also nicht nötig, Antisemit zu sein. Wenn man das allgemein einsehen wird, wird das Wort Rasse auch aufhören, auf gewisse Leute wie ein schwarz-weiß-rotes Tuch zu wirken. Daß die Juden dem „geistigen Leben der Nation" in der Weise ihren Stempel aufdrücken, wie es tatsächlich der Fall ist, ist freilich ein unleidlicher Zustand ....." (S. 290).

Paul Schultze-Naumburg behandelt das Thema „Kunst und Rasse". Dabei äußert er sich über den heutigen Verfall der europäischen Kunst wie folgt:

Digitized by Google

„Es hat wohl keine Zeit eines volkreichen und großen Landes gegeben, in der die große Allgemeinheit in ihrer Kunst und damit in ihrem gesamten Lebensausdruck so tief stand wie die jetzige. Nach all dem Gesagten erscheint es zweifellos, daß das Volk von heute in seiner Zusammensetzung nach allgemeiner Tüchtigkeit und rassischer Veranlagung nicht mehr dasselbe ist, was es früher war, sondern daß eine Verschiebung stattgefunden hat, deren Symptome überall nachgewiesen werden können. Es gibt keinen besseren Gradmesser für den Wert einer Kultur als die Kunst, an deren Hand man oft den Geist ganz großer Epochen neu beleben kann. Sucht man nach einem solchen Gesamteindruck der Gegenwert durch die lebende Kunst, so ist es vor allem der eines plan- und haltlosen Durcheinanders, eines unschöpferischen Tastens nach Sensationen, eines gänzlichen Mangels an echter schlichter Menschlichkeit und des Fehlens jeglicher Wahrhaftigkeit. Dahin gehört die etwas kindische Vorliebe für ganz fernliegende soziologische Entwicklungsstufen und das fast perverse Liebäugeln mit fremden Rassen und ihrer somatischen Haltung . . . . . Echte afrikanische Kunst vermag hochinteressant zu sein, aber unechte, in Berlin oder Paris hergestellte ist der Gipfel aller Verlogenheit. Trostlos wirkt die Aussicht, wenn man das betrachtet, was die letzten zehn Jahre beschert haben und was oft wie ein Krampf, wie epileptische Anfälle anmutet. Daß sich auch hier die Einflüsse eines Gegenausleseprozesses auswirken, ist kaum von der Hand zu weisen" (S. 272).

Ich unterschreibe Wort für Wort alles, was Paul Schultze hier zur Charakteristik der sog. modernen Kunst gesagt hat. Nur die rassenbiologische Deutung, die er für diese Erscheinung gibt, vermag ich nicht zu billigen. Denn nach meiner Auffassung haben wohl die arischen Dolichoiden gegenüber den Brachoiden an Einfluß und Bedeutung verloren, das Ariertum als Ganzes aber ist eher gewachsen als zurückgegangen. Die gewaltige Krise jedoch, welche Europa durchlebt, möchte ich nicht rassenbiologisch, sondern soziologisch erklären. Wir stehen am Ende einer großen soziologischen Epoche, die mit der Germanisierung und Feudalisierung Europas in der Völkerwanderungszeit begonnen hat. Der Abschluß dieser Epoche wird durch die französische Revolution eingeleitet und in Mitteleuropa durch den Zusammenbruch von 1918 beendigt. Dieser Zusammenbruch war kein plötzlicher; die ersten Risse zeigten sich bei der Entlassung Bismarcks. Als Bismarck — in Deutschland der gewaltigste Vertreter des alten politisch-soziologischen Systems und von 1870 bis 1890 der maßgebende Staatsmann Europas —, als Bismarck vom Steuerruder abgetreten war, da gab es für unsere Oberschichte nur zwei Möglichkeiten: entweder die Schaffung einer ganz neuen Ordnung, eines ganz neuen politisch-soziologischen Systems, oder den Untergang! Zur Schaffung einer neuen Ordnung besaß man nicht die Kraft und nicht die Gedanken, also trieb man langsam in den Untergang hinein. Ähnlich war es in Rußland; dort wählte die Oberschichte das verzweifelte Mittel des Krieges und dieses Mittel versagte.

Der gewaltige soziologische Prozeß hat aber auch die übrigen Länder ergriffen, und zwar schon vor dem Kriege. Überall „kriselt" es; überall zeigen sich die Leiden des Übergangszustandes. Die furchtbarsten Erschütterungen stehen aber den Randländern, den sog. Siegerstaaten, erst noch bevor. Ihre Schicksalsstunde wird schlagen, wenn einst die Kolonialvölker aufstehen.

Daß Umwälzungen von solcher Tragweite nicht ohne Einfluß auf das Geistesleben bleiben können, ist selbstverständlich. Eine neue Welt steigt herauf.

Digitized by Google

Wir armen Lückenbüßer aber befinden uns in einem Zustande gänzlichen Verfalls, der durch den Verlust aller Überlieferungen, durch politische Ohnmacht und Planlosigkeit, durch Gedankenarmut und Mangel an Stil gekennzeichnet wird. Wir stehen auf einem Trümmerfeld und suchen mühsam nach Gestaltung einer neuen Ordnung. Diesen Übergangszustand nennt man im Staate „Bolschewismus", im Geistesleben „moderne Kunst". Beides muß überwunden werden und das kommende Europa wird neue politische Ideale, neue gesellschaftliche Formen und einen neuen Kunststil besitzen.

Hans F. K. Günther hat einen Aufsatz über den „Nordischen Gedanken" beigesteuert, worin er folgende leitenden Gedanken aufstellt:

„Nach innen also Ermöglichung eines Geburtensieges der nordischen Rasse innerhalb aller deutschen Stämme, nach außen Ermöglichung einer Völkerversöhnung auf Grund eines frei zu betätigenden Selbstbestimmungsrechtes der Völker und eines Zusammenhalts der Völker germanischer Sprache — so stellen sich die Ziele dar, die folgerichtig dem Nordischen Gedanken entsprechen" (S. 276).

Günther tritt jetzt also für das Selbstbestimmungsrecht ein. Als ich dasselbe tat, wurde mir vorgeworfen, meine Lehre sei eine Politik der Feigheit und des Verzichtes, sie gefährde die Zukunft des deutschen Volkes, denn die nordische Rasse könne ohne den „Hinausgriff" nicht leben[1]). Man darf gespannt darauf sein, wie die Unentwegten das neueste Bekenntnis ihres Rassenphilosophen aufnehmen werden.

Bemerkenswert ist die Angabe Günthers, daß sich in Schweden und Norwegen „nur wenig Verständnis" für den Nordischen Gedanken zeige, „da man dort gar keine Not in rassischer Hinsicht" empfinde (S. 278). Die vielen Breitköpfe in Norwegen sollten Günther zu denken geben; doch darüber schweigt er. Was aber die Gleichgültigkeit der Skandinavier gegenüber dem „Nordischen Gedanken" im Sinne Günthers betrifft, so bewährt sich wieder einmal die Erfahrung, daß gerade dem echten Arier jede aufdringliche Betonung seiner Rassenwertigkeit widerstrebt. Nicht mit Unrecht äußert Merkenschlager: „Ein Adel, der in alle Welt hinaus seinen Wert verkünden würde, ist kein Adel mehr". Und sarkastisch fügt er hinzu: „Jeder weiß, was ich damit sagen will" (S. 36).

Karl Valentin Müller (Zwickau) schreibt über „Rasse und Sozialismus" und wendet sich gegen die Auffassung, daß der neuzeitliche Sozialismus „ein Produkt jüdischen Geistes" sei.

„Ein Überblick über die schöpferischen Führergestalten der sozialistischen Arbeiterbewegung läßt leicht die Unrichtigkeit dieser Behauptung erkennen; insbesondere dann, wenn wir nicht nur auf die deutschen, sondern etwa auf die angelsächsischen Sozialisten sehen" (S. 280).

„Noch exaktere Hinweise bieten anthropologisch-statistische Studien, die an geeignetem Material vorgenommen werden können. So bietet die im Vorwärts-Verlag erscheinende illustrierte Beilage „Volk und Zeit" seit Jahren eine lange Galerie von Bildern alter und verdienter Kämpfer der sozialistischen Bewegung: Man ist erstaunt, wie viele typisch nordische Köpfe man dort antrifft. Auf einem großen Gewerkschaftskongreß (Textilarbeiterinnen) zählte ich die dunkel- und die hellhaarigen Köpfe und fand 75—80 v. H. Blonde. Noch deutlicher erwies sich das Führertum des nordischen Blutes in der deutschen Arbeiterbewegung bei der anthropologischen

[1]) Hertha Schemmel in den „Alldeutschen Blättern", 1927, Nr. 10, S. 83 und Nr. 14, S. 113.

Digitized by Google

Beobachtung einiger Halbjahreskurse einer sozialistischen Heimvolkshochschule, in der aus allen Teilen Deutschlands und der deutschsprachigen Nachbargebiete junge künftige Arbeiterführer, meist von ihren Organisationen ausgewählt und unterstützt, herangebildet werden. Obwohl weitaus die größere Hälfte aus dem südlichen Teile des deutschen Sprachgebietes stammte, wiesen 54 v. H. in fast makelloser Zusammenstellung die wichtigsten nordischen Rassenmerkmale auf . . . . . Gewiß wäre ohne vorwiegend nordische Anlagen das trotzige, solidarische Aufbegehren der durch den Kapitalismus zu Boden getretenen alten Mittelstandsfamilien, als das sich biologisch gesehen die moderne Arbeiterbewegung darstellt, kaum denkbar gewesen" (S. 282).

Danach würde also das Judentum auch in der sozialistischen Arbeiterbewegung nur die Rolle eines Ferments und nicht die einer Führerschichte spielen. Auch im Sozialismus sind die treibenden Kräfte arischen Ursprungs und es darf an dieser Stelle wohl daran erinnert werden, daß Ludwig Woltmann schon vor Jahrzehnten in der katholischen Kirche als politischem Machtgebilde den bestimmenden arischen Faktor erkannt hat.

Hans Ullmann behandelt die westeuropäischen Juden als Typ einer modernen Großstadtbevölkerung und bemerkt:

„Sicherlich hat die jüdische Bevölkerung Westeuropas den einheitlichen Rassencharakter eingebüßt und stellt biologisch kein Ganzes mehr dar, andererseits weichen die Juden von ihrer nichtjüdischen Umgebung noch deutlich durch ihren Phänotypus ab. Es darf also nicht geleugnet werden, daß es einen jüdischen Typus gibt. Aber dieser Typus ist bei vielen jüdischen Gruppen weniger stark ausgeprägt und verschwindet bei einzelnen Individuen fast vollkommen. . . . . Sicher ist, daß die Juden keine Rasse sind im Sinne Günthers. Was Günther insbesondere darunter versteht, daß das Wesen des Judentums, das eigentlich Jüdische, nicht aus dieser oder jener Rasse abzuleiten sei, sondern nur aus der rassischen Vielgemischtheit selbst, ist mir, und ich glaube auch vielen anderen, nicht verständlich, und ich kann mir darunter nichts denken oder alles, aber nur Unklares. Ebensowenig verstehe ich, wie dann „aus der Vielgemischtheit der Juden" das „gemeinsame Blut der Juden" immer wieder den völkischen Zusammenhang finden kann" (S. 283).

Der jüdische Phänotypus oder das „eigentlich Jüdische" erklären sich wohl aus dem starken Einschlag jenes vorderasiatischen Elementes, welches v. Luschan als „armenoid" bezeichnete. Es gibt Armenier und Kleinasiaten (auch solche griechischer Zunge), die in dieser Hinsicht ganz „jüdisch" aussehen. Mit dem jüdischen Volkstum haben sie aber nichts zu tun, denn dieses wird nicht durch den genannten Typus und auch nicht durch irgendeine „rassische Vielgemischtheit" bedingt, sondern durch ein geistiges Band — den Talmud. Jüdische Menschengruppen, die sich nicht mehr zum Talmud bekennen, zerfallen in Kürze und sterben aus. Mit Recht betont auch Ullmann, daß die Juden Westeuropas schon untergegangen wären, „wenn sie sich aus dem großen russisch-polnischen Reservoir nicht ergänzt hätten" (S. 286). Aber hier muß auf eine neue Tatsache von überragender Bedeutung hingewiesen werden. Das russisch-polnische Reservoir konnte nur so lange unerschöpflich bleiben, als die dortigen Juden unentwegte Bekenner ihres orthodoxen Glaubens waren. In dieser Hinsicht aber hat der Bolschewismus einen großen Wandel angebahnt. Der Bolschewismus verbreitet die Aufklärung

Digitized by Google

auch unter den Ostjuden und untergräbt so den Bestand der Juden in der ganzen Welt — mit Ausnahme der Zionisten.

Ullmann gibt schließlich den Juden den Rat, bei der Lösung der modernen Rassenfragen mitzuwirken, damit Einseitigkeit verhindert werde, und fügt hinzu:

„Die Rassentheorie ist — das mag vielen Juden und Nichtjuden neu sein — anscheinend sogar von einem Juden begründet worden. Denn Gobineau hat den Kerngedanken seiner Rassentheorie Benjamin Disraeli entnommen (vgl. K. Koehne: „Untersuchungen über Vorläufer und Quellen der Rassentheorie des Grafen Gobineau"; Archiv für Rassenbiologie, Bd. 18, Heft 4; 1926)" (S. 287).

Ich kann diese Besprechung des Sonderheftes „Die Rassenfrage" nicht abschließen, ohne darauf hinzuweisen, daß der Schriftleiter Arthur Hübscher meines Buches „Rassenlehre" mit folgenden Worten gedacht hat:

„In seiner wissenschaftlichen Beweisführung erscheint Wolff so angreifbar wie in seinen dilettantischen politischen Phantasien. Vielleicht bleiben als einzig Brauchbares gewisse kritische Bemerkungen zur Frage des anthropologischen Längenbreitenindexes" (S. 291).

Wer mit solchem Hochgefühl, wie Zeus vom Ida, auf die gemeinen Sterblichen herabschaut, der sollte wirklich nur weniger Worte bedürfen, um jene „Angreifbarkeit" den Lesern vor Augen zu führen. Die bloße Behauptung vermag nur Heiterkeit zu erregen. Daß ich aber dem Längen-Breiten-Index den Charakter eines Rassenmerkmals überhaupt abspreche und in ihm nur ein phrenologisches Merkmal erblicke, wodurch für eine Reihe der schwierigsten Probleme eine ganz neue Betrachtungsmöglichkeit geschaffen wird, das hat auch Herr Hübscher — trotz seines hohen Standpunktes — nicht zu erkennen vermocht. Manchmal schläft eben auch Zeus auf dem Ida, wie im vierzehnten Gesange der „Ilias" des näheren zu lesen ist. — — —

Unter dem Titel „Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit" (Berlin, 1926—1927, übernommen von Kabitzsch, Leipzig, 1928) hat Gustaf Kossinna in einem 320 Seiten starken, aus zwei Teilen bestehenden, mit 359 Abbildungen und Karten geschmückten Bande die vielumstrittene Frage, wie das germanische Urvolk entstanden sei, umfassend erörtert. Nur Kossinna konnte dieses Buch schreiben; mit seiner unvergleichlichen Kenntnis des gesamten deutschen vorgeschichtlichen Materials verbindet er einen ebenso gründlichen Überblick über die skandinavischen Funde und ihr ganzes dreisprachiges Schrifttum. Das Buch fesselt von Anfang bis zu Ende durch die packende und tiefgründige Darstellung. Hervorzuheben sind die lichtvollen Ausführungen über die Paläoethnologie der indogermanischen Einzelvölker, über den Ursprung der Griechen, über die Scheidung der Italiker, Kelten und Illyrier, sowie über die Entstehung der Germanen aus einer Verschmelzung nordindogermanischer Volksteile mit den Finno-Indogermanen gegen Ende der Steinzeit. Das Buch enthält außerdem anthropologische Betrachtungen mit schönen Bildern. Auf S. 87 heißt es:

„Aus diesen beiden jungpaläolithischen Rassen, der Cro-Magnon- und der Aurignac-Chancelade-Rasse, muß im Laufe der frühneolithischen Zeit oder Mittelsteinzeit, die sogleich auf die Nacheiszeit folgt und bis zum Beginn der jüngeren Steinzeit gerechnet wird, die nordische Langkopfrasse sich entwickelt haben."

Digitized by Google

Daß ich diese Auffassung nicht teile und weshalb ich sie nicht teile, das soll weiter unten noch ausführlich begründet werden[1]). Doch dies ist in dem Buche Kossinnas ein Thema von nebensächlicher Bedeutung. Ausschlaggebend sind die tiefschürfenden archäologischen Darstellungen. Die Indogermanenforschung wird weiter denn je verfolgt und ausgebaut, manches überraschende Licht aufgesteckt, zugleich aber auch — wie stets in solchen Fällen — eine Menge neuer Probleme vor uns entrollt. Der Begriff der Finno-Indogermanen steht nun scharf umrissen da, aber allerhand neue Fragen tauchen auf. Betrachten wir auf S. 226 die Kartenskizze, die uns die Verbreitung der Vorfinnen, der Finno-Indogermanen und der Megalith-Indogermanen zur Zeit der Ganggräber veranschaulicht, so wird uns klar, daß wir als Heimat des indogermanischen Urvolkes eigentlich nur noch Seeland betrachten dürfen. Auch das Problem des schnurkeramischen Kulturkreises erscheint in anderem Lichte, und man wird nun ganz neue Gesichtspunkte finden müssen, um hier Klärung zu schaffen. Eines aber zeigt uns das neue Werk von Kossinna mit überraschender Deutlichkeit: die reiche ethnologische Gliederung des neolithischen Nordens, eine Gliederung, die mit ihren verschiedenen sprach- und kulturschöpferischen Elementen das eigenartige, von den übrigen indogermanischen Volkspersönlichkeiten so stark abweichende Wesen des Germanentums begreifen läßt. — — — —

Das bekannte Sammelwerk von Baur-Fischer-Lenz „Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene" ist in 3. vermehrter und verbesserter Auflage erschienen (Lehmann, 1927). Auf S. 469—583 des ersten Bandes behandelt Fritz Lenz „Die Erblichkeit der geistigen Begabung". Er spricht dabei von den „mongoliden Rassen Europas" (S. 533) und schließt sich damit einer Hypothese Eugen Fischers an, die ich im 7. und 10. Abschnitt meiner „Rassenlehre" entkräftet zu haben glaube. Lenz äußert sich wie folgt:

> „Im übrigen habe ich mich von der Notwendigkeit der Aufstellung einer besonderen „alpinen", bzw. „ostischen" Rasse bisher überhaupt nicht überzeugen können. Ich bin vielmehr der Ansicht, daß jene Rassenelemente in Mitteleuropa, die man dazu zu rechnen pflegt, teils mongolider und teils vorderasiatischer Herkunft sind" (S. 534).

An den Gedankengängen Günthers übt Lenz scharfe Kritik. Günther, so schreibt Lenz,

> „zeichnet eine edle und eine unedle Rasse als völlige Gegensätze; und auf dieser künstlerischen Kontrastwirkung beruht zum großen Teil der starke Eindruck, den Günthers Buch gemacht hat. Die Masse der Leser urteilt nicht sachlich, sondern gefühlsmäßig wertend und moralisierend" (S. 534).

Das mag sein. Dabei hat aber Lenz durch seinen Hinweis auf die Gleichstellung „alpin" = „ostisch" einen sehr wunden Punkt berührt. Es herrscht da nämlich eine arge Begriffsverwirrung, an der gerade die Anthropologen schuld sind. So bezeichnet Eugen Fischer als „alpine Rasse" einen kleinwüchsigen, brünetten Menschenschlag, der in weiten Gebieten Europas die Brachykephalie verbreitet hat. Lenz unterstreicht noch den angeblichen Zusammenhang dieser Leute mit den Mongoliden. Daraus entsteht nun die landläufige Vorstellung, daß in den Alpen eine kleinwüchsige,

---

[1]) Bei einer neuerlichen Unterredung teilte mir Herr Geheimrat Kossinna übrigens mit, daß er aus allgemein anthropologischen und entwicklungsgeschichtlichen Gründen jetzt dazu neige, die Entstehung der nordischen Rasse in einen früheren Zeitabschnitt und zwar ins Jungpaläolithikum zu verlegen. (Eingefügt am 17. Juni 1928.)

Digitized by Google

brünette, mongolide Menschenrasse vorherrsche. Gerade diese Vorstellung aber ist falsch und man kann nicht scharf und oft genug gegen eine solche Irreführung auftreten.

Für die Beurteilung der alpenländischen Bevölkerung und ihrer Brachykephalie gelten folgende Tatsachen:

1. kleinwüchsige, brünette Menschen sind in den Alpen selten;

2. alle Teile der Alpen enthalten einen sehr bedeutenden hellfarbigen Bevölkerungsanteil;

3. auch in jenen Teilen der Alpen, welche nahezu ausschließlich hellfarbige Bewohner haben, erscheinen die stärksten Grade der Brachykephalie;

4. dunkle Färbung ist dominant gegenüber heller Färbung.

Vergegenwärtigt man sich diese Tatsachen, so wird man begreifen, daß die alpine Brachykephalie in erster Linie einem blonden Bevölkerungselement zugeschrieben werden muß. Hier stehen wir vor einem Hauptproblem der Anthropologie, das man nicht verschleiern darf, sondern lösen soll. Man wird aber dieser Lösung nicht nahekommen, so lange man, wie es Lenz und Genossen tun, die Vorstellung nährt, es sei die Brachykephalie der Alpenbewohner einer mongoliden oder „ostischen" Rasse zuzuschreiben.

So lesen wir auch in Günthers „Rassenkunde des deutschen Volkes" (12. Auflage, 1928), man finde

„. . . . . in den Alpen Gebiete, wo besonders viel kleinere braun- oder schwarzhaarige Menschen leben mit kurzen, runden Köpfen und flacher Nase, mit gelblich-bräunlicher Haut, strafferem Haar und bestimmten anderen Merkmalen" (S. 9).

„Schließlich in gewissen Gebieten der Alpen wieder ein verhältnismäßig einheitliches Bild: die dunklen, kurzgewachsenen Kurzköpfe" (S. 10).

Auf S. 256 und 304 spricht Günther von „der ostischen (alpinen) Rasse" und auf S. 12 schreibt er:

„Je blonder eine Bevölkerung ist, desto seltener sind die braunen Augen, desto häufiger — mit bezeichnender Ausnahme nordosteuropäischer Gebiete — die langen Köpfe".

Das klingt doch so, als wären die Alpen ein Hauptsitz kleiner, dunkler Menschen und als wären diese hier die eigentlichen Träger der Brachykephalie, die in Verbindung mit blondem Haar nur auf nordosteuropäischem Boden vorkomme. Aber all das ist falsch. Hauptsitz der kleinen, dunklen Brachoiden sind nicht die Alpen, sondern die Sudeten- und Karpatenländer. Die Brachykephalie der Alpen beruht in erster Linie auf einem übermittelgroßen, langgesichtigen und hellfarbigen Menschenschlage. Das kann nicht nachdrücklich genug betont werden, um der Unklarheit zu steuern, die sich da geltend macht. Wie groß diese Unklarheit ist, zeigt sich wieder einmal in den Besprechungen, welche Hertha Schemmel meiner „Rassenlehre" gewidmet hat. Hertha Schemmel schreibt:

„Wolff führt seinen Kampf gegen die ostische Frage für jenen hochgewachsenen, langgesichtigen, blonden Kurzkopf, den Günther aus seiner Einstellung heraus als nordisch-ostischen Mischling bezeichnen würde, den Kossinna bereits in seinem letzten Buche als zu den Grundelementen der nordischen Rasse gehörig nachgewiesen hat, und an den überhaupt kein Mensch gedacht hat, wenn von ostischer Gefahr die Rede gewesen ist"[1]).

[1]) „Alldeutsche Blätter", Nr. 10 vom 14. Mai 1927, S. 82.

Digitized by Google

„Er (Wolff) führt einen heftigen Kampf ..... für jene hochgewachsenen, schlanken, langgesichtigen, blonden und blauäugigen Kurzköpfe, die jeder als vorwiegend nordisch empfindet, und an die kein Mensch denkt, wenn von ostischer Rasse die Rede ist“[1]).

Hertha Schemmel wendet sich endlich mit Heftigkeit gegen meine Lehre vom Rassenausgleich, d. h. von der Vermengung der Dolichoiden und Brachoiden gleichen Stammes. Dabei ergeben sich allerlei Unstimmigkeiten. Zunächst würde der blonde Brachoide, wenn er ein „nordisch-ostischer Mischling“ wäre, doch auch zu dem „ostischen“ Thema gehören, was aber Hertha Schemmel natürlich nicht zugeben kann, weil sie uns in demselben Atemzuge mitteilt, Kossinna habe diesen blonden Brachoiden „als zu den Grundelementen der nordischen Rasse gehörig nachgewiesen“. Das Köstliche dabei ist, daß diese Theorie von mir herrührt. Kossinna hat sie schon 1921 in seinen „Indogermanen I“ (S. 4ff.) gutgeheißen und in seinem neuen Buche über den „Ursprung der Germanen“ auf den besonderen Fall der skandinavisch-dänischen Steinzeitbevölkerung angewendet (S. 114 u. 126ff.).

Meine verehrte Gegnerin, die sonst mit viel Geschick die Feder führt, wird sich darüber klar werden müssen, ob sie den Längen-Breiten-Index als ein Rassenmerkmal betrachten will oder nicht. Ist er ein Rassenmerkmal, so können brachoide Menschen mit der „nordischen“ Rasse nichts zu tun haben; ist er aber kein Rassenmerkmal, so bedeutet der Rassenausgleich zwischen Dolichoiden und Brachoiden gleichen Stammes nur eine Vereinigung von Brüdern; also nicht ein „allgemeines Treffen auf der mittleren Linie“ und ein „Paradies an Mittelmäßigkeit und Langeweile“ (wie Hertha Schemmel schreibt), sondern Vollendung und höchste Entfaltung: der Dolichoide bringt den Stürmerdrang, der Brachoide die Beharrlichkeit, ohne welche dauerhafte Leistungen nicht möglich sind.

In einem Punkte allerdings hat Hertha Schemmel recht, darin nämlich, daß von unseren landläufigen Rassegelehrten an den blonden Brachoiden keiner denkt, obwohl dieser blonde Brachoide im deutschen, holländischen, norwegischen, finnischen und nordrussischen Volke (Waldaigebiet) jetzt schon eine große Bedeutung hat und in Zukunft eine noch größere erlangen muß, denn durch ihn wird die hyperboreische Rasse allmählich verdrängt und das Rassenbild nicht nur Deutschlands, sondern ganz Europas immer arischer gestaltet.

Es ist deshalb sehr erfreulich, daß Franz Weidenreich in seiner neuen Arbeit „Rasse und Körperbau“ (Berlin, Julius Springer, 1927) das Thema der blonden Brachykephalie wieder einmal aufrollt und klar beleuchtet. Weidenreich verweist darauf, daß auch am Südrande der Alpen, also in einem Gebiet mit starkem mediterranem Einschlag, noch viele Hellfarbige vorkommen, und bemerkt dazu:

„Die übliche Erklärung für diese Erscheinung ist die, daß es sich bei diesem hellen Menschentypus um nordische Rassenelemente handelt, die zur Völkerwanderungszeit oder vielleicht noch früher in das Alpengebiet eingewandert, dort seßhaft geworden wären und sich mit der ursprünglichen einheimischen, dunklen alpinen Rasse gemischt hätten. Mit dieser Auffassung stimmt jedoch eine wesentliche Tatsache nicht überein. Die nordische Rasse ist durch eine dolichocephale Schädelform (Index 76—79) charakterisiert, die alpine durch eine brachycephale (Index 85—87). Wären also

[1]) „Mannus“, 1928, Bd. XX, S. 248.

Digitized by Google

die hellen Elemente der Bevölkerung die nach den Mendelschen Vererbungsregeln immer wieder abgespaltenen, mehr oder weniger homozygotischen Urtypen der Kreuzungsprodukte, so müßte man erwarten, auch einen ähnlichen Prozentsatz dolichocephaler Schädelformen unter der Gesamtbevölkerung oder mindestens unter der hellen zu finden. Das ist nun auffallenderweise nicht nur nicht der Fall, sondern die ganze Bevölkerung zeichnet sich gerade im Gegenteil durch eine hochgradige Brachycephalie aus" (S. 56, 57).

„Im Gesamtbezirk Turin, zu dem Aosta und Ivrea gehören, verteilen sich die Blonden auf folgende Schädelindices:

| unter 74 | 75—79 | 80—84 | 85—89 | 90 und mehr |
|---|---|---|---|---|
| 0,2 | 5,2 | 30,0 | 47,9 | 16,7 |

d. h. 94,6% der Blonden sind brachycephal, hyperbrachycephal oder ultrabrachycephal, während rein dolichocephale sich unter ihnen nicht mehr finden, als unter den dunklen Elementen. Angesichts dieser Tatsache hält es schwer, in der hellen Bevölkerung des italienischen Alpengebietes ohne weiteres nordische Rassenelemente zu sehen, denn es bliebe so unverständlich, warum nicht ebensogut wie die Haar- und Augenfarbe auch die ursprüngliche Dolichocephalie wieder zum Vorschein käme. Das wäre um so mehr zu erwarten, als nach den Angaben E. Fischers (1913) und Frets' (1921/25) bei Kreuzung zwischen Lang- und Kurzköpfigen die ursprünglichen Typen stets mehr oder weniger wieder herausmendeln sollen. Auch der Ausweg, die Brachycephalie als dominant zu erklären, ist nicht angängig. Denn im vorliegenden Falle wäre diese Dominanz ein Dauerzustand, hätte also rein homozygotischen Charakter.

Somit bleiben nur zwei Möglichkeiten. Entweder gab es eine ursprüngliche zentraleuropäische, blonde und helläugige, aber brachycephale Rasse, der dann vielleicht als ein östlich vorgeschobener Zweig auch die „orientalische" Rasse Denikers zuzurechnen wäre, oder aber bestimmte Milieuverhältnisse änderten im Lauf der Zeit die Kopfform um, so daß aus der Dolichocephalie der nordischen Rasse die Brachycephalie und Hyperbrachycephalie der Alpenvölker wurde. Daß es sich hierbei um ein allgemeines europäisches und nicht nur auf Norditalien beschränktes Rassenproblem handelt, geht aus den Untersuchungen Collignons und Ammons über die französische und badische Bevölkerung hervor. Collignon beschreibt außer den drei Rassen (nordische, alpine und mediterrane) noch eine vierte blonde und brachycephale mit dem Sitz in Savoyen, Jura und Vogesen. Er nennt sie lothringische Rasse und sieht in ihr ein altes Kreuzungsprodukt zwischen der nordischen und alpinen. Nach Ammon weist der badische Schwarzwaldbezirk Wolfach die stärkste Brachycephalie in Baden auf; mittlerer Index 86,5 mit 95,9% Brachycephalen und nur 4,1% Dolicho- und Mesokephalen. Derselbe Bezirk hat aber zugleich auch den größten Prozentsatz helle Typen: 57% Blauäugige und 54,8% Blonde. Die Farbenverbindung blau, blond und weißhäutig ist in 33,6% vorhanden[1]). Ähnlich

[1]) Dies möge W. Hentschel zur Kenntnis nehmen, der in einer gegen mich gerichteten, sehr feindseligen Erörterung die Frage aufzuwerfen wagte: „Wie kommt es dann, daß die Blonden im badischen Oberland nur noch 1% der Bevölkerung ausmachen . . . . .?" („Hammer", März 1927, Heft 594, S. 165.) — So sehen die Beweisgründe aus, mit denen ich bekämpft werde.

Digitized by Google

wie in Wolfach liegen die Verhältnisse in anderen Schwarzwaldbezirken. Ammon suchte diese „merkwürdige Verschränkung" durch eine „eigentümliche Art der Vererbung und Auslese" zu erklären. Allein die Beobachtungen Livis und Collignons lehren, daß es sich hierbei um eine für das ganze mittlere Europa charakteristische Erscheinung handelt" (S. 57, 58).

In dem Abschnitt „Der cerebrale Typus" gibt Weidenreich auch einen Überblick über das Vorherrschen der Brachycephalie bei den größten Deutschen. Danach betrug der Längen-Breiten-Index bei Schopenhauer 90, bei Leibniz 92, bei Kant[1]) 88,5, bei Beethoven 85,3, bei Schiller 84,2 bis 85,7, bei Goethe etwa 88. Weidenreich kommt zu dem Schlusse, „daß wenigstens unter den größten deutschen Verstandesmenschen — soweit wir überhaupt zuverlässige Anhaltspunkte für die Bestimmung der Kopfform haben — wirkliche Langschädel überhaupt nicht vorkommen" (S. 140).

Eine gründliche Durchdringung dieses gesamten Materials wird zu dem unabweislichen Ergebnis führen, daß der Längen-Breiten-Index überhaupt kein Rassenmerkmal ist und daß wir auch in den Brachoiden, soweit sie blond sind, echte Arier erkennen müssen, wie ich dies in meiner „Rassenlehre" eingehend auseinandergesetzt habe.

Welch unabsehbare Verwirrung durch die Terminologie „alpine Rasse" herbeigeführt wird, beweisen folgende Ausführungen Weidenreichs:

„Der breitgesichtige Langschädel gilt als charakteristisch für die Cro-Magnon-Rasse und der langgesichtige Kurzschädel für den His-Rütimeyerschen Disentis-Typus, d. h. für die Schädel aus den Beinhäusern der Schweiz, die mit der alpinen Rasse identifiziert werden. In wie großem Umfange gerade hier aber Leptoprosopie mit Brachycephalie vergesellschaftet ist, geht aus den Zahlenangaben Schürchs hervor, die ich der Wiedergabe für wert halte:

Gehirnschädel und Gesichtsform aus Schweizer Beinhäusern nach Schürch:

| Herkunft | | Schädelform in Prozenten | | | Gesichtsform in Prozenten | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | | brachycephal | mesocephal | dolichocephal | leptoprosop | euryprosop |
| Bern (Hasle) | | 84,6 | 13,5 | 1,9 | 82,7 | 17,3 |
| Unterwalden | Buochs | 91,5 | 8,5 | — | 98,1 | 1,9 |
| | Stans | 92,1 | 7,9 | — | 96,1 | 3,9 |
| Uri | Altdorf | 87,5 | 10,0 | 2,5 | 85,0 | 15,0 |
| | Schattdorf | 93,5 | 4,8 | 1,7 | 87,1 | 12,9 |

Die weitaus überwiegende Mehrheit dieser Zentralschweizer Bevölkerung ist kurzköpfig, zugleich aber lang- und schmalgesichtig. Diese Erscheinung ist aber nicht auf die Schweiz beschränkt, sondern trifft nach Ranke

[1]) Die wiederholt geäußerte Ansicht, Kants Brachykephalie könnte durch Rachitis verursacht worden sein, wird von Weidenreich abgelehnt und widerlegt (S. 138 u. 171).

Digitized by Google

auch für Bayern zu, woraus nebenbei noch zu ersehen ist, daß der euryprosope Gesichtsschnitt, der heute als charakteristisch für die alpine Rasse erklärt wird, jedenfalls in ihrem Zentralsitz sehr viel seltener ist als der leptoprosope, der vorherrscht" (S. 165, 166).

**Solange die Anthropologie diese offenkundigen Widersprüche nicht aufzuklären und innerhalb eines großen, harmonischen Systems zwanglos in Einklang zu bringen vermag, ist jeder Versuch, eine „Rassenkunde des deutschen Volkes" zu schreiben oder den „Stammbaum" der Deutschen zu bestimmen, verfrüht und zwecklos. Geradezu unverantwortlich aber ist es, über die Widersprüche stillschweigend hinweggleiten zu wollen. Das mögen sich die Herren nur ganz eindringlich gesagt sein lassen.**

Unter Zuhilfenahme eines reichen Bildermaterials und mit großer Gründlichkeit hat Franz Weidenreich das Problem der Konstitutionsformen zu klären getrachtet. In seinem Vorwort sagt er:

„Hier kam es mir vor allem darauf an zu zeigen, daß Rasse und Konstitution, soweit sich die letztere morphologisch in bestimmten Körperbautypen erfassen und umschreiben läßt — daher wurde auch nach dem Vorgange der Psychiater Körperbau für Konstitution gesetzt —, eng verschränkt sind und daß einzelne Merkmale an sich nichts für eine Rasse Spezifisches zu sein brauchen, sondern konstitutionell bedingt sein können, d. h. allgemein menschliche individuelle Varianten darstellen" (S. V).

Weidenreich gibt einen guten Überblick über die Literatur zu diesem Thema und erörtert zunächst die Frage der Terminologie, wobei er die Bezeichnungen „leptosom" und „eurysom" für die beiden gegenteiligen Wuchsformen empfiehlt:,

„Dem auffallenden Gegensatz zwischen Typus A und Typus B: lang-dünn einerseits und kurz-dick andererseits, den auch das Volk längst kennt und der in seiner Gegenüberstellung in unzähligen Karikaturen zum Ausdruck kommt, liegen zwei prinzipiell verschieden gerichtete Wuchsformen zugrunde . . . . . Ich schlage vor für die Habitusform: lang-dünn (Typus A) die Kretschmersche Bezeichnung leptosom — von schmalem Körper — allgemein anzunehmen. Die Habitusform: kurz-dick (Typus B) möchte ich dagegen eurysom — von breitem Körper — nennen, weil dadurch der Gegensatz zum Leptosomen besser zum Ausdruck kommt als etwa bei der Kretschmerschen Bezeichnung pyknisch . . . . . Den Leptosomatiker asthenisch zu nennen, ist, worauf schon Kretschmer mit Recht hingewiesen hat, deswegen nicht angängig, weil darin ein biologisches Werturteil liegt . . . . . Aber auch die Namen Type respiratoire und Type digestif halte ich nicht für glücklich" (S. 34).

Der Nachweis, daß die Konstitutionsform sowohl von der Komplexion als auch vom Längen-Breiten-Index unabhängig ist, muß als gelungen bezeichnet werden. Wenn aber Weidenreich gleichzeitig dartun möchte, daß es sich bei den erwähnten Gegensätzen in der Wuchsform stets nur um die beiden Konstitutionstypen und nicht um Rassenunterschiede handle, so hat er mich von der Stichhaltigkeit dieser seiner Anschauung nicht überzeugen können. Er selbst gibt zu, daß er unter den afrikanischen Pygmäentypen keine ausgesprochen leptosomen Formen ausfindig machen konnte (S. 107) und noch viel bedenklicher scheint mir folgender Passus:

„Es muß somit ganz allgemein bei der Stadtbevölkerung eine größere Tendenz zur Ausbildung eines mehr leptosom gerichteten Habitus vorhanden



Digitized by Google

sein als bei der Landbevölkerung, die einen stärker euryſomen Einſchlag zeigt, und dasſelbe gilt für die ſozial höheren Schichten gegenüber den ſozial niederen.

Daß das nicht nur für die mitteleuropäiſchen Verhältniſſe, ſondern offenbar für alle Völker gilt, geht aus den oben ſchon zitierten Ausführungen Baelz' über die Japaner hervor, nach dem der Choshiu-Typus für die höheren Stände Japans und der euryſome Satſuma-Typus für die niederen Stände charakteriſtiſch iſt. Legendre behauptet das gleiche für die chineſiſche Bevölkerung. Die Inder höherer Kaſten ſind größer und ſchlanker, haben ein „vornehmeres" Äußere als die Angehörigen niederer Kaſten. Die überſchlanken Watuſſi Oſtafrikas ſind die Herren des Landes und die euryſomen Wahutu die Knechte. Die Studenten Italiens ſind nach Livi auch unter der kleiner-wüchſigen mediterranen Raſſe größer als die Bauern. Der leptoſome Typus iſt alſo mehr der Typus der gehobenen Schichten einer Bevölkerung, der euryſome der der ſozial tieferſtehenden. Raſſenunterſchiede mögen da und dort hereinſpielen, ſind aber nicht entſcheidend" (S. 154).

Dieſen letzten Satz nun würde ich umdrehen, denn ich gebe zu, daß auch der Konſtitutionsform — die ja zweifellos eine beſſere Eignung für beſtimmte Gewerbe bedingt — ein Anteil an der Ausbildung jener ſomatiſchen Gegenſätze zukommt, aber im allgemeinen ſcheinen mir doch Raſſenunterſchiede das ausſchlaggebende Moment zu ſein. Siebung und ſoziale Schichtung halte ich nur dort für möglich, wo es ſich um verſchiedenartige pſychologiſche Charaktere handelt. So ſcheint es mir beſonders wichtig, daß bei dem japaniſchen Choſhiu-Typus die Schiefſtellung der Augen ſtärker ausgeprägt iſt als beim Satſuma-Typus. Die Choſhiu-Leute gehören alſo urſprünglich einer anderen Menſchengruppe an. In der Tat ſpricht alles dafür, daß die Choſhiu-Leute von Korea herübergekommen ſeien, während die Satſuma-Leute als Malaien betrachtet werden müſſen, bei denen die Mongolenfalte oft ganz fehlt.

Bei den Studenten Italiens werden wir wohl an einen ſtärkeren Einſchlag nordeuropäiſcher und dinariſcher Elemente denken müſſen, was den höheren Körperwuchs ohne weiteres erklären würde. Im übrigen darf nicht vergeſſen werden, daß unſere Staatsgebilde durch Eroberung begründet worden ſind und daß daher die höheren Stände hauptſächlich aus Nachkommen der Eroberer beſtehen. Zum Wandern und Erobern neigen aber in erſter Linie die Dolichoiden, die ſich auch überall durch ſchlankeren Wuchs auszeichnen. So fände denn die Tatſache, daß wir in den höheren Ständen faſt allgemein Menſchen von ſchlankem und hohem Körperwuchs („Leptoſomatikern") begegnen, in zwangloſer Weiſe eine ſoziologiſche Erklärung. Durch Vermiſchung mit der Unterſchichte ſind dann allmählich auch brachykephale Elemente in die Oberſchichte aufgeſtiegen. Miſchungsergebniſſe mit verſchiedenem Längen-Breiten-Index, Körperwuchs und Konſtitutionscharakter mußten die Folge ſein.

Sehr bemerkenswert ſind die Angaben Weidenreichs über Schweden, die er von Henckel übernimmt[1]). Danach ſollen die ſchwediſchen Euryſo-

[1]) K. O. Henckel: „Über Konſtitution und Raſſe nach Körperbauſtudien an Geiſteskranken in Schweden". Zeitſchrift f. d. geſ. Anatomie, Abt. 2: Zeitſchrift f. Konſtitutionslehre, Bd. 12, S. 215. 1926.

Digitized by Google

matiker zwar einen höheren Längen-Breiten-Index aufweisen als die dortigen Leptosomatiker, was ohne weiteres verständlich wäre, dagegen soll sich in der Augenfarbe eine merkwürdige Erscheinung insoferne bemerkbar machen, als unter den Leptosomatikern 3,8% braune Augen vorkämen, unter den Eurysomatikern desselben Landes aber nur helle Augen (S. 63). Hier dürfte ein Problem verborgen liegen, das aber erst geklärt werden kann, wenn man die Untersuchung nicht auf Geisteskranke beschränkt.

Über die Erblichkeit der Konstitution äußert sich Weidenreich wie folgt:

„Der reine leptosome und eurysome Konstitutionstypus ist demnach als eine extreme Wuchsform-Variante aufzufassen. Bestimmte Anhaltspunkte dafür, daß die beiden Formen erblich sind, sind nicht vorhanden. Soweit ich sehe, liegen — bis jetzt wenigstens — keine speziellen Untersuchungen hierüber vor. Doch geht aus den klinischen Beobachtungen mit ziemlicher Sicherheit hervor, daß eine Erblichkeit angenommen werden muß. Denn die Erfahrung lehrt, daß gerade die ausgesprochenen Typen oft Familieneigentümlichkeiten sind und daß sie immer wiederkehren. Diese erbliche Fixierung ist aber offenbar nicht immer eine totale, d. h. es kann der Schnitt einzelner Körperteile für sich vererbt werden. Diese erscheinen so in einem Körper, der sonst nach dem entgegengesetzten Prinzip modelliert sein kann. Dann spricht man von Legierungen" (S. 168).

Weidenreich betont, daß zwischen Konstitutions- und Rassenmerkmalen kein prinzipieller Unterschied bestehe (S. 173) und fährt fort:

„Entscheidend für die Begriffszuweisung ist allein der Merkmalskomplex und die Art der Merkmalsverbreitung. Merkmale, die unabhängig von der Rassengliederung die Rassen durchlaufen und sich damit als allgemeinere menschliche Eigenschaften dokumentieren, sind konstitutioneller Natur" (S. 177).

All das hier Gesagte gilt nun auch, wie ich bemerken möchte, für den Längen-Breiten-Index, denn dieser zeigt sich in gleicher Schwankungsbreite bei allen Rassenstämmen der Menschheit; er vererbt sich auch, aber seine erbliche Fixierung ist niemals eine totale, denn unter dolichoiden Menschen erscheinen immer wieder brachoide mit gleichen Rassencharakteren — und umgekehrt[1]). Der Längen-Breiten-Index ist kein Rassenmerkmal, sondern ein phrenologisches Merkmal, er deutet die Beschaffenheit des Temperaments an und man könnte sagen, er sei ein körperliches Kennzeichen der seelischen Konstitution. Somit würde die Konstitutionsforschung bis in das Gebiet der Rassenpsychologie hinüberreichen. — — — —

[1]) Es sei hier auf die Semáng verwiesen, welche Paul Schebesta kürzlich in einem fesselnd geschriebenen Buche behandelt hat („Bei den Urwaldzwergen von Malaya", Leipzig, Brockhaus, 1927). Der Verfasser sagt ausdrücklich: „Die verschiedenen Semangstämme stimmen in den meisten Anschauungen und Gebräuchen überein, wie sie sich auch in ihrer körperlichen Erscheinung gleichen" (S. 268); trotzdem berichtet er, daß bei ihnen „Kurzköpfigkeit und Langköpfigkeit zugleich" vorkommen. Dies möchte Schebesta durch Mischung mit verschiedenen Völkern erklären. Ich betrachte den Fall anders; ich vergleiche die Semang mit den zentralafrikanischen Pygmäen, bei denen ja der Längen-Breiten-Index ebenfalls erhebliche Schwankungen aufweist, und ich schließe daraus, daß Dolichoide und Brachoide vermischt erscheinen müssen, wenn irgendein äußerer Umstand (z. B. Umklammerung durch Mächtigere) die Abwanderung der Dolichoiden (und damit die geographische Sonderung beider Gruppen) durch lange Zeiträume verhindert.



Digitized by Google

Günther hat seine „Rassenkunde des deutschen Volkes", wie bereits erwähnt, in zwölfter, wesentlich umgearbeiteter Auflage (München, Lehmann 1928) erscheinen lassen und in dem umfangreichen 18. Abschnitt die Rassen Alteuropas, die „fälische" Rasse und die Entstehung der nordischen Rasse behandelt, wobei er einen lesenswerten, wenn auch unvollständigen Überblick über die literarischen Neuerscheinungen zur Rassenfrage gibt. Obwohl Günther in seiner ganzen Darstellung das löbliche Bestreben zeigt, sich von Paudler, Hentschel und Kern nicht irreführen zu lassen, so ist er doch den Lockungen der neuen Cro-Magnon-Mode gründlich erlegen, indem er eine sechste Rasse, die „fälische", in sein Pantheon einführte, die er aber bezeichnenderweise auf seiner Rassenkarte (S. 466) nicht erscheinen läßt. Diese „fälische" Rasse soll die Fortsetzung der alten Cro-Magnon-Form sein und sich mit der nordischen Rasse innig vermischt haben. Von den „fälischen" Menschen heißt es, sie hätten ein niedriges Gesicht mit einem Wulst über den Augen und überhaupt bemerke man an ihnen altertümliche, ja urtümliche Züge. Betont wird das Wuchtige, Schwere, Vierschrötige der „fälischen" Rasse; diese Leute seien hochgewachsen und kräftig, dabei beharrend, treu und trotzig. Daß es viele solche Menschen in Nordeuropa gibt, ja daß sie geradezu das Rückgrat des Germanentums bilden, ist zweifellos richtig. Aber nun kommen die Widersprüche. Die „fälische Rasse" wird von den Cro-Magnon-Menschen abgeleitet, obwohl Günther selbst „eine größere Breite und Schwere des Knochenbaues des fälischen Schlages gegenüber dem schlankeren, leichteren Cro-Magnon-Schlag" betont. Da stehen wir aber schon vor einer biologischen Unmöglichkeit. Es geht nicht an, dem rezenten Menschen einen schwereren Knochenbau zuzuschreiben als dem diluvialen — sofern die Rasse dieselbe sein soll. Dazu gesellt sich aber eine zweite Unmöglichkeit. Die wuchtigen „fälischen" Menschen, von welchen Günther meint, sie hätten „die Landsknechte gestellt, die das Zweihänderschwert handhaben konnten" (S. 276, Anm.), diese harten, trotzigen Riesen seien von der schlankeren, weicheren nordischen Rasse im Kriege überwältigt worden.

Endlich muß es unbegreiflich erscheinen, daß der „fälische" Menschenschlag in Dalekarlien zahlreich vertreten ist, gleichsam als ob er dort in einem Rückzugsgebiete säße. Das könnte hingehen, wenn man (mit Paudler) annehmen wollte, die nordische Rasse sei erst im zweiten vorchristlichen Jahrtausend auf dem Boden Nordeuropas erschienen und es habe sich dann dort ein Rassenwechsel vollzogen. Aber diese Vermutung Paudlers ist — wie ich gezeigt habe[1]) und wie auch Günther einsieht — schon deshalb unhaltbar, weil der Lausitzer Kulturkreis, der solchen Falles als der eigentlich indogermanische dem nichtindogermanischen des Nordens gegenübergestellt werden müßte, in Wirklichkeit von dem nordischen allmählich überwältigt und aufgesogen wird, so daß die Indogermanen den Nichtindogermanen erlegen wären. Das ergibt aber einen Unsinn, und so bleibt eben kein Ausweg als der, den Gustaf Kossinna schon vor vielen Jahren gezeigt hat: der Lausitzer Kulturkreis ist der nordillyrische, der skandinavisch-norddeutsche Kulturkreis aber, der sich im 2. vorchristlichen Jahrtausend siegreich ausbreitet, ist der germanische. Die Träger beider sind Indogermanen und die Indogermanisierung des Nordens muß daher in einer viel früheren Periode erfolgt sein.

Als unhaltbar erweist sich ferner Günthers Hypothese, die nordische und die „fälische" Rasse hätten sich um 8000 v. Chr. in Nordwestdeutschland

[1]) „Mannus", Bd. 17, Heft 3, S. 244 u. 245.

Digitized by Google

getroffen und vermischt. Hätte Günther mit dieser Aufstellung recht, so wäre Dalekarlien (das bekanntlich sehr spät besiedelt worden ist) niemals von einer vorwiegend „fälischen" Menschengruppe erreicht worden, sondern sicherlich von einer vorwiegend nordischen, denn die nordische Rasse soll sich ja im Gegensatz zur „fälischen" durch Beweglichkeit, Angriffsfreude und Unternehmungslust auszeichnen. Solche Rassen neigen aber stets mehr zu Wanderzügen und Kolonialbesiedelungen, als die ruhigeren, schwereren, beharrenderen — wie eben die „fälische" eine sein soll. Tatsächlich läßt sich die nordische Rasse schon für eine sehr frühe Zeit in Schweden nachweisen, wie Günther selbst hervorhebt, indem er auf den Schädel von Stångenäs (Bohuslän) verweist, der etwa um 6000 v. Chr. anzusetzen sei und sich durch nordische Formen auszeichne (S. 279). Noch überzeugender wirken die Beispiele, welche Gustaf Kossinna für das Erscheinen solcher Formen in frühneolithischer Zeit beigebracht hat. Seine schon 1921 veröffentlichten Abbildungen von zwei Schädeln der Ancyluszeit (etwa um 12000 v. Chr.) aus den Haveltonen am Pritzerber See zeigen, „daß hier nahe Vorstufen zum „nordischen" Typus vorliegen". Von dem Schädel I meint Kossinna sogar, er sei „abgesehen von dem zu schwachen Kinnvorsprung, vollkommen nordischer Rasse". Der Fund von Friesack (in demselben Kreise Westhavelland) erscheint Kossinna sogar als ein „ausgezeichneter deutscher Vertreter dieses streng „nordischen" Langschädeltyps", doch sei es nicht vollkommen sicher, nur sehr wahrscheinlich, daß auch dieser Fund aus frühneolithischer Zeit herrühre[1]).

Der schlanke Typus mit dem langen Gesicht ist also in Nordeuropa ureinheimisch. Aus diesen und anderen Gründen halte ich die Theorie von der „fälischen" oder „dalischen" Rasse und überhaupt die ganze Cro-Magnon-Mode für verfehlt. Selbstverständlich müssen die in Westdeutschland und Dalekarlien zahlreich auftretenden Cro-Magnon-Formen (denn nur um Formen handelt es sich) erklärt werden. Wie das geschehen kann, ohne irgendeiner Tatsache Gewalt anzutun, habe ich in meiner „Rassenlehre" bereits gezeigt: Cro-Magnon-Formen entstehen überall, wo sich eine großwüchsige, dolichoide Menschengruppe mit kleinwüchsigen Brachoiden vermischt, und zwar scheint nur ein geringer Hundertsatz von Brachoiden in dem Gemenge notwendig zu sein. Die Elemente waren in Nordeuropa: Aurignacensis + Plau, in den Mittelmeerländern: Urhamite (wahrscheinlich Chancelade) + Mugem[2]). An dieser Auffassung halte ich fest, weil sie alles erklärt und mit keiner Tatsache im Widerspruche steht.

Wer die Cro-Magnon-Form mit ihrem kurzen Gesicht und niedrigen Schädel, sei es genetisch oder sonst irgendwie mit der arischen Rasse in Verbindung bringt, der übersieht die Bedeutung der Gesichtsform und ganz besonders der Schädelhöhe. Kennzeichnend für den reinen Arier, mag er nun brachoid oder dolichoid sein, ist das lange Gesicht verbunden mit hohem Schädel. Das sehen wir beim Aurignacensis, bei den Schnurkera-

[1]) Vgl. Gustaf Kossinna: „Zu den frühneolithischen Skelettfunden" („Mannus", 1926, Bd. 18, S. 115) und „Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit" (Mannusbibliothek Nr. 6, Leipzig, Kabitzsch, 1928; S. 94 u. 146). — Das frühneolithische Alter des Friesacker Schädels hat Kossinna neuerdings mit voller Sicherheit festgestellt (Mannus, XX., 1928, S. 263).

[2]) Ich möchte hier daran erinnern, daß auch der Homo Kiliensis eine sehr geringe Schädelhöhe aufweist (vgl. Gustaf Kossinna, „Ursprung und Verbreitung der Germanen", 1928, S. 139). Bei Vermischung des Kiliensis mit dem Aurignacensis konnten Cro-Magnon-Formen entstehen.

Digitized by Google

mikern, bei den Glockenbecherleuten, bei den Germanen der Reihengräberzeit und bei den heutigen blonden Brachoiden der Alpenländer, Hollands, Norwegens usw. Wo das Gesicht zur Verkürzung neigt, lassen meist auch andere Merkmale erkennen, daß eine Rassenmischung stattgehabt hat. Noch wichtiger ist der hohe Schädel, weil er, wie Burger-Dillingen gezeigt hat[1]), auf eine besondere geistige Veranlagung hinweist, nämlich auf die Eignung zu positiver, gemeinnütziger Tätigkeit.

Hand in Hand mit der Cro-Magnon-Form geht die Steigerung des Körperwuchses (Luxuration), die wir ebensogut in Nordeuropa, als auch in den Mittelmeerländern beobachten können.

Wie unmöglich das Paudlersche System ist, hat Günther erkannt, denn er schreibt:

„Wer sich auch nur oberflächlich mit dem Bau der hamitischen, semitischen und indogermanischen Sprachen beschäftigt hat, wird nicht begreifen, daß Paudler meint, das Semitische stehe dem Indogermanischen näher als dem hamitischen" (S. 285).

Dasselbe habe auch ich gesagt[2]) und wir stimmen hier also einmal überein. Um so mehr wundert es mich, daß Günther nicht gleich mir dazu schreitet, das ganze Paudlersche System zu verwerfen, denn dieses System ist undenkbar ohne jene (von Günther abgelehnte) Voraussetzung. Wir werden später sehen, daß andere sich durch die Paudlerschen „Erkennungen" noch ärger irreführen ließen als Günther.

Die Entstehung der nordischen Rasse denkt sich Günther wie folgt:

„Das mittel- bis südeuropäische Gebiet wird man sich als das Gebiet der Rasse oder des Rassengemisches denken müssen, aus welchem sich die nordische Rasse gebildet hat (S. 290).

Dies halte ich für einen Rückschritt hinter Latham. Denn in der Diluvialzeit kann kein Gebiet für die Ausbildung einer Rasse so ungeeignet gewesen sein, wie der von vielen Gebirgszügen unterbrochene mitteleuropäische Landstreifen. Vorläufig bleibe ich bei der Theorie von Kossinna-Klaatsch, wonach der Aurignacensis als Vorfahre der arischen oder (wie Günther sich ausdrückt) der nordischen Rasse zu betrachten sei[3]).

In Fragen der Wirtschafts- und Gesellschaftslehre scheint Günther noch an das abgetane Entwicklungsschema Jäger > Hirten > Ackerbauer zu glauben, sonst könnte er nicht schreiben:

„Außer der sich vollziehenden Auslese von einer vorauszusetzenden dunklen „vornordischen" Menschengruppe zu der hellen nordischen Rasse muß sich auf dem bezeichneten norddeutsch-russischen Gebiet auch die Gesittungssteigerung vollzogen haben, welche aus Sammlern und Jägern schließlich auch Hirten und in der Jungsteinzeit endlich auch Ackerbauer werden ließ" (S. 292).

Überraschend wirkt ferner der Passus:

„Im Kreise der Bandkeramik, also im Kreise der nordischen oder vorwiegend nordischen Urkelten, Urhellenen, Urthraker und deren Nach-

[1]) R. Burger-Dillingen: „Geheimnis der Menschenform", Leipzig, Fritz Eckhardt; 2 Bände. — Man vergleiche auch die kleine Schrift von Burgers Kommentator W. Bräunlich: „Menschenkenntnis und Charakterkunde", Berlin 1913.

[2]) „Mannus", 1925, Bd. 17, S. 245.

[3]) Vgl. Gustaf Kossinna: „Zum Homo Aurignacensis" (Mannus", II., 1910, S. 169—173) und Hermann Klaatsch, „Die Aurignac-Rasse und ihre Stellung im Stammbaum der Menschheit" (Zeitschrift f. Ethnologie, 1910).

Digitized by Google

barstämmen, zeugen die sehr häufigen Funde von Hacken von dem ersten ausgedehnten Hackbau Alteuropas" (S. 293).

Eine solche Auslassung wäre unmöglich gewesen, wenn sich Günther mit der Vorgeschichtsforschung, insbesondere mit den Arbeiten von Gustaf Kossinna gründlicher befaßt hätte. Bezüglich der Bandkeramiker kann die Frage heute nur lauten: Sind sie Nichtindogermanen oder dürfen wir in ihnen die Vorfahren der Satemstämme erblicken? — Was aber den Hackbau anbelangt, so muß er doch dem Pflugbau vorangegangen sein; wir werden also, wenn es sich um den „ersten ausgedehnten Hackbau" handelt, zunächst wohl an die Campignienleute denken müssen und nicht an die viel später auftretenden Bandkeramiker, bei denen schon 40 Zentimeter lange steinerne Pflugscharen vorkommen[1]).

Nur beiläufig sei darauf hingewiesen, daß Günther die Bevölkerung der Schweiz für vorwiegend dinarisch hält, wie aus Bemerkungen auf S. 310 bis 312 seines Buches hervorgeht. Diese Auffassung ist reine Willkür, stützt sich auf keinerlei anthropometrische Statistik und steht im Widerspruche zu der weiten Verbreitung der Blondheit innerhalb der schweizerischen Bevölkerung.

Von der „Kulturkreisforschung" in der Ethnologie scheint Günther zwar im allgemeinen nicht viel zu halten, denn er sagt auf S. 281, daß sie noch „in Anfängen und Widersprüchen" stecke und er spricht auf S. 293, Anm., von ihren „orthodoxen Vertretern". Er macht aber dennoch einen der schlimmsten Fehler dieser Richtung mit, indem er das Mutterrecht mit bestimmten Rassen in Verbindung bringt. Ferner erwähnt er auf S. 284 „die pflanzerischen Züge" in der Gesittung der westischen (mediterranen) Rasse und auf S. 315 schreibt er geradezu:

„Der Westrasse müssen ursprünglich der Hackbau und mutterrechtliche Zustände arteigen gewesen sein . . . . ."

Wir wissen jetzt, daß das Mutterrecht durch den Hackbau besonders gefestigt und in seinen sozialen Auswirkungen mächtig gefördert wird. Das Mutterrecht besteht aber schon in Zeiten, welche kulturhistorisch dem Hackbau vorangehen, sonst könnten sich mutterrechtliche Gebräuche und Symbolismen nicht bei den Wedda, Semáng, Buschleuten und Bayaga-Pygmäen vorfinden. Das Mutterrecht ist einfach juris naturalis und es muß — wie auch Schieffer-decker gezeigt hat[2]) — bei den Urmenschen, welche die physiologischen Zusammenhänge noch nicht kannten, überall vorausgesetzt werden. Infolgedessen kann es mit der Rasse nichts zu tun haben.

Was nun den Hackbau anbelangt, so steht fest, daß er eine Erfindung des Weibes ist, und ich sehe nicht ein, weshalb man diese Erfindung dem arischen Weibe absprechen sollte. Was im Weibe denkt, ist der Genius der Gattung, der Mutterssinn, die Sorge um das Kind. Diese Motive wirken aber überall, und da die Arierin an Intelligenz hinter den Frauen anderer Rassen wohl nicht zurückstand, so wird sie auch gleich diesen vom Pflanzensammeln zum Pflanzenbauen übergegangen sein. Um aber Wurzelknollen einsetzen zu können, muß man den Boden auflockern. So ergab sich der Hackbau, den ich im vollen Sinne des Wortes als einen Elementargedanken betrachten möchte.

Hingegen denkt im Manne die Persönlichkeit und da Persönlichkeiten divergieren, so wird es nur äußerst selten vorkommen, daß zwei Männer

[1]) Vgl. Alfred Schliz: „Steinzeitliche Wirtschaftsformen"; Berliner „Prähistorische Zeitschrift", 1914, VI., S. 217.

[2]) „Mannus", Bd. 16, 1924.

Digitized by Google

dasselbe erfinden. Der Räderpflug ist sicherlich nur einmal erfunden worden, und zwar von einem Manne. Auch der Pflugbau an sich, schon in der ältesten Form seiner Ausübung mit dem Asthaken, ist eine offenkundig männliche Erfindung. Während die Frauen ein kleines Stück Land mittels des Hackbaues, also im Handbetrieb, intensiv bewirtschafteten, wollte der Mann mittels technischer Vorrichtungen ein großes Stück Land extensiv sich zunutze machen. Wie man Fische mit einem Netz auf einmal zu Hunderten fängt, statt ihnen mit Angel oder Harpune mühsam aufzulauern, so sollte hier von einer ausgedehnten Landfläche der Ertrag gleichsam heruntergerissen werden, mochte er auch im einzelnen minderwertig sein. Dieses „Exploitieren" ist aber ein ausgesprochen männlicher Gedanke. Und es muß ein Notgedanke gewesen sein. Nur bedrängte Männer, denen die Jagdgründe allmählich von überlegenen Feinden entrissen wurden, können den Pflugbau eingeführt haben. Im nordöstlichen Frankreich, wohin die Aurignac-Rasse vor den eindringenden Afrikanern, den Chancelade- und Cro-Magnon-Menschen, zurückgewichen war, muß etwa um 10000 v. Chr. (wahrscheinlich schon früher) in einer mit dem Alt-Paläolithikum zusammenhängenden makrolithischen Kulturprovinz der Pflugbau erfunden worden sein. Diese meine vor 15 Jahren rein spekulativ entstandene Vermutung von dem hohen Alter des Campignien und seiner außerordentlichen Bedeutung für die Kulturgeschichte Europas scheint sich jetzt durch die archäologische Forschung zu bestätigen. Nordöstlich von Lüttich fand man nämlich inzwischen ein sehr altertümliches Campignien bis zu drei Meter tief im Boden. In dem darauf bezüglichen, 1922 von Hamal-Nandrin und Jean Servais veröffentlichten Grabungsberichte heißt es:

„Absence complète de pièces ayant subi l'action du polissage, abondance des éclats utilisés tels quels . . . . . aspect fruste, rudimentaire, de tout l'outillage." (Vollkommenes Fehlen von Stücken, die auch nur angeschliffen worden wären, reiches Vorkommen von Splittern, die ohne weiteres verwendet wurden . . . . . Abgenütztes, urtümliches Aussehen des gesamten Kulturinventars)[1]).

Nicht fremde „Pflanzerrassen" haben den Ariern den Pflugbau gebracht, sondern dieser ist in Nordeuropa in einer harten Notzeit, ähnlich der heutigen, von arischen Männern erfunden worden. Wie er dann nach Afrika und Vorderasien kam, um als „Askalonien" (nach Josef Bayer) in einer Zeit zu erscheinen, in der noch das Rhinoceros tichorhinus lebte, wie später eine afrikanische Menschenwelle wieder zurückschlug, um selbst die britischen Inseln zu überfluten und das ägyptische Hausrind nach Wales zu bringen[2]), wie endlich eine dolichoide Auslese der Campignienleute nach Dänemark zog, um dort als Vorindogermanen zu erscheinen — das alles wird erst nach und nach aufgeklärt werden können, aber nicht durch phantastische Konstruktionen, sondern durch methodisches Fortschreiten auf den Bahnen, welche Gustaf Kossinna gewiesen hat.

Daß Günther den heutigen Basken noch die Couvade zuschreibt, ist an sich belanglos, aber nicht richtig. Schon vor 13 Jahren hat Hugo

---

[1]) Hamal-Nandrin et Jean Servais: „Découverte d'Ateliers et d'un emplacement d'habitation avec industrie très rudimentaire". (Extrait de la Revue anthropologique, mai-juin 1922, p. 154. — Librairie Emile Nourry, Paris.)

[2]) Vgl. Leopold Adametz: „Herkunft und Wanderungen der Hamiten, erschlossen aus ihren Haustierrassen", Wien 1920.

Digitized by Google

Schuchardt (Graz) überzeugend dargelegt, daß eine Couvade bei den heutigen Basken nicht nachweisbar ist. Er schreibt:

„Der Sinn für Wissenschaftlichkeit würde sehr gefördert werden, wenn man den Quellen dieser Überlieferung nachforschte und sie prüfte. Der einzige Baske, der sie erwähnt, ist meines Wissens der überspannte und unglaubwürdige A. Chaho. Selbst das Vorkommen des Wortes couvade ist unsicher" [1]).

Schuchardt stützt sich dabei auf T. de Aranzadis, „der zugleich Baske und kritischer Ethnologe ist".

Auf S. 466 seines Buches gibt Günther eine Rassenkarte. Die Semiten bezeichnet er (nach Eugen Fischer) als „orientalische Rasse", die Berbern als „westische Rasse". Das mag hingehen. Auffällig aber ist, daß er neben diesen beiden Gruppen eine dritte erscheinen läßt, die er als „hamitische Rasse" bezeichnet. Nach ihrer Lokalisierung im Binnenlande von Nordafrika versteht Günther darunter die vernegerten Berbern. Wie man solch eine Mischlingsgruppe als „Rasse" bezeichnen kann, ist mir unfaßbar.

Was die „ostbaltische Rasse" anbelangt, welche Günther in Nordrußland und Finnland wohnen läßt, so ist sie offenbar identisch mit den „blonden Mongoliden" von Gustav Kraitschek, die ich in meiner „Rassenlehre" bereits eingehend behandelt habe. Ich sehe da beim besten Willen keine Rasse, sondern wiederum nur Mixovarianten, Mischlinge. So hat denn auch Eugen Fischer die ostbaltische Mode bisher nicht mitgemacht. Bei Günther, der sie erst in der sechsten Auflage seinem Rassenschema einfügte, bedeutet sie einen offenkundigen Rückschritt.

Aber das Bemerkenswerteste auf der Güntherschen Rassenkarte ist die brachoide Insel an der Südwestecke Arabiens. Da verzeichnet Günther „vorderasiatische Rasse". Wenn nun Semiten und „Vorderasiaten" grundsätzlich zu trennen wären (wie ich nicht glaube, wie aber Günther annimmt), so bliebe es unbegreiflich, daß ein Teil der „Vorderasiaten" an das äußerste Südende Arabiens verdrängt worden sein könnte. Oder sollten sich etwa die Semiten in die Mitte eingeschoben haben? Dann müßten sie von außen gekommen sein; aber woher? — Hier birgt sich ein Problem, an dem kein Denkender vorbei kann. Ich frage Hans Günther, wie er dieses Problem zu lösen gedenke, wenn nicht durch die Polaritätstheorie, die ich in meiner „Rassenlehre" zur Diskussion gestellt habe! Nur die Polaritätstheorie bietet eine Erklärung sowohl für die blonden Brachoiden in den Alpenländern und in Norwegen, als auch für die brünetten Brachoiden zu beiden Seiten der Semiten.

Günther ist von der Sprachwissenschaft ausgegangen, als er sich der Rassenforschung zuwandte. Seine sprachwissenschaftlichen Ausführungen sind daher stets bemerkenswert. Mühsam, aber nicht ohne Erfolg, ringt er nach deutschen Bezeichnungen für wissenschaftliche Begriffe und für altgewohnte, jedoch immer noch nicht deutsch gewordene Lehnwörter. Einen schönen sprachwissenschaftlichen Sieg hat Günther über Paudler errungen, der in Nordeuropa bis zur Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends eine zahlreiche nicht indogermanische Bevölkerung sehen wollte. Günther schreibt:

„Die ältesten schwedischen Ortsnamen zeigen keine nichtindogermanischen Bestandteile. Noch wertvoller aber ist der Nachweis des schwedischen

[1]) Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 1915, Bd. 45, S. 123, Anm. 2.

Digitized by Google

Ortsnamenforschers Hellquist („Studier över de svenska sjönamnen", 1903—1906), daß die ältesten Bewohner Schwedens den indogermanischen Ablaut zur Ortsbezeichnung gebraucht haben. Dem See Naten entströmt der Fluß Näta, dem See Aurr der Fluß Yrja. Stämme indogermanischer Sprache müssen demnach Schweden besiedelt haben in der Vorzeit, in welcher der Ablaut noch als eine Wortbildungsmöglichkeit lebendig war. Das führt vielleicht bis in den Zeitabschnitt der Kjökkenmöddinge (um 5000 v. Chr.) zurück" (S. 298). — — — — —

Ein begeisterter Anhänger der Paudlerschen Elukubrationen hingegen ist Fritz Kern, dessen Buch „Stammbaum und Artbild der Deutschen und ihrer Verwandten" (München, Lehmann 1927) zwar sehr viel brauchbares Material enthält, im übrigen aber ein trostloses Wirrsal von unreifen und unrichtigen Meinungen und Hypothesen bildet. Schaden wird dieses Buch nicht anrichten; man braucht daher den Laien auch nicht vor ihm zu warnen, denn kein Laie wird die Geduld aufbringen, es auch nur einmal bis zur letzten Seite durchzulesen. In seiner Vorrede sagt der Verfasser, daß Paudler Mitarbeit geleistet habe und daß in den vorderen Abschnitten nicht weniges sein geistiges Eigentum sei. Das erklärt allerdings manches.

Diesem Buche nun hat Fritz Lenz (wie ein Prospekt des Verlegers Lehmann verkündet) in der Münchner „Medizinischen Wochenschrift" folgende Apotheose gewidmet:

„Ich halte Kerns Buch für das genialste, welches seit Gobineaus Essai über die Bedeutung der Rasse für die Geschichte geschrieben worden ist; dabei ist es ganz ungleich solider als dieser . . . . . Kern hat ein für einen Historiker ganz ungewöhnliches, biologisches Verständnis, einen scharfen Blick für Körperformen und ein feines Gehör für die Äußerungen der Seele. Und was besonders merkwürdig ist, Kern wagt es, seine Meinung zu sagen."

Wohlan — Lenz wagt es auch; denn es gehört schon ein guter Mut dazu, ein solches Fehlurteil in die Welt hinauszuschicken. Günther hat da doch viel klarer gesehen und Kern mit Entschiedenheit abgeschüttelt (man vergleiche S. 283 und 288 der Güntherschen „Rassenkunde"). Es wirkt daher ein wenig erheiternd, wenn Lenz in den „Süddeutschen Monatsheften" (Juli-Heft 1927, S. 288) die Frage aufwirft, ob man Günther heute noch einen Dilettanten nennen dürfe und diese Frage verneint. In Wirklichkeit ist der Dilettant Günther dem Fachmann Lenz bereits über den Kopf gewachsen[1]).

[1]) Im „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie" (17. Band, 1926, S. 428—431) hat Fritz Lenz das Buch von Fritz Paudler „Die hellfarbigen Rassen" besprochen und sich dabei wie folgt geäußert: „An der Grundthese Paudlers aber scheint mir viel Wahres zu sein. Daß die Cro-Magnonrasse nach der letzten Eiszeit in Nordwesteuropa allgemein verbreitet war, wird wohl von niemand bestritten, und dieses Gebiet ist noch keine zehntausend Jahre eisfrei" (S. 430). Ferner: „Auch daß die Heimat der eigentlichen nordischen Rasse und des indogermanischen Sprachstammes im Nordwesten des Schwarzen Meeres zu suchen sei, scheint mir durchaus einleuchtend zu sein. Nord- und Mitteleuropa war ja bis vor ca. 10000 Jahren vergletschert" (S. 431). — Optime! Es bleibt Lenz unbenommen, über die Urheimat der Indogermanen zu denken wie er will. Die Fortschritte der Indogermanenforschung seit Schrader und insbesondere die Leistungen von Gustaf Kossinna scheinen ihm unbekannt geblieben zu sein. Aber die Diluvial-Chronologie so zu verschieben, wie es ihm gerade beliebt, ist denn doch ein starkes Stück.!! Selbst der vorsichtige Gerard de Geer nimmt an, daß die Eiskante vor 15000 Jahren von der Südküste Schonens weiter nach Norden zurückgegangen sei. An eine Vergletscherung Mitteleuropas um diese Zeit ist aber gar nicht zu denken. — In welcher Art und Weise Lenz manchmal arbeitet, geht

Digitized by Google

Was dem Kernschen Buche am meisten geschadet hat, ist die Verquickung der Rassenkunde mit der bereits erwähnten ethnologischen Kulturkreisforschung. Der Gedanke, die Ethnologie kulturhistorisch zu betrachten, ist an sich zweifellos richtig; er berührt sich ja auch auf das Innigste mit der von Gustaf Kossinna geschaffenen und jetzt endlich allseitig anerkannten Lehre von den archäologischen Kulturprovinzen. Aber er bildet in der von Kern u. Anderen angewandten Form nur eine fehlerhafte Nachahmung jener Lehre. In der vorgeschichtlichen Völker- und Rassenkunde kann der Kulturkreisgedanke erst fruchtbar werden, wenn die kulturhistorische Richtung den Wust von vorgefaßten Meinungen abwirft, mit dem sie beschwert ist, und wenn sie die Verbindung mit den Nachbarfächern, besonders mit der Archäologie herstellt. Das hat sie aber vorläufig noch nicht getan und darum war es ein aussichtsloses Abenteuer, die vagen, gänzlich unbefriedigenden Konstruktionen der historischen Ethnologie auf die Rassenkunde übertragen zu wollen. Wenn zwei einander sehr nahestehende Vertreter der kulturhistorischen Methode, nämlich Wilhelm Schmidt und Oswald Menghin, in einer Kardinalfrage, wie es das Indogermanenproblem ist, verschiedenen Anschauungen huldigen und wenn die zwei lautesten Verkünder der neuen Lehre, Wilhelm Schmidt und Fritz Graebner, nicht einmal über den ältesten Kulturkreis zu einer Einigung gelangen können, so sieht man wohl, daß hier sich noch alles in Gärung befindet. Es werden Systeme über Systeme entwickelt und alle tragen den Stempel der Unfertigkeit deutlich aufgeprägt. Erst kürzlich hat Wilhelm Schmidt[1]) in kurzer, gemeinverständlicher Form die Ergebnisse der kulturhistorischen Methode, wie sie ihm vorschweben, dargestellt. Wilhelm Schmidt ist zweifellos ein gewaltiger Forscher, aber was er uns da hinzunehmen zumutet, kann nur Kopfschütteln erregen; es ist jedoch bezeichnend für die Kühnheit und Sicherheit, mit der die Anhänger dieser Richtung auftreten. Wenn sie den schematischen Evolutionismus verwerfen, der überall dieselbe Abfolge der einzelnen Kulturstufen vermutet oder gar die Formel Jäger > Hirten > Ackerbauer als alleinseligmachend betrachtet, so haben sie natürlich recht; aber darüber sind wir doch längst hinaus. Wenn sie uns indessen glauben machen wollen, daß sie die

aus einem Vorwurf hervor, den er in der dritten Auflage von Baur-Fischer-Lenz, „Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene", 1927, Bd. I, S. 572, Anm., gegen mich erhebt. Es heißt dort:

„Trotzdem hat K. F. Wolff in seiner „Rassenlehre" (Leipzig 1927) es fertig gebracht, mir zu unterstellen, ich hätte ‚den kurzköpfigen dunklen Deutschen alles erdenkliche Schlechte' nachgesagt".

Was Lenz da wiedergibt, steht wohl in meinem Buche, aber es rührt nicht von mir her, sondern es ist ein Zitat, dessen Quelle ich genau angegeben habe. Lenz liest also mit solcher Flüchtigkeit, daß er nicht einmal zwischen Originaltext und Zitaten zu unterscheiden vermag. Die Behauptung von Lenz, ich hätte ihm etwas „unterstellt", ist daher falsch! — — In seiner Besprechung meiner „Rassenlehre" („Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie", 1927, S. 341—346) bekennt sich Lenz mit Stoddard zu der Anschauung, die „Lockung des Urtümlichen", d. h. die Neigung, zu primitiven Lebensverhältnissen zurückzukehren, sei bezeichnend für die Niederrasse, den „Untermenschen", und er spottet über mein Ideal der kleinen Gartensiedlung. Nun — jeder, der großstädtische Verhältnisse kennt, wird wissen, daß es die besten Elemente sind, die aus der Stadt hinaus in die Siedlerkolonien drängen, während der Pöbel sich in den Kaschemmen und Vergnügungslokalen „kannibalisch wohl" fühlt und gar nicht daran denkt, das „Urtümtümliche" des Landlebens als „lockend" zu empfinden. Wenn Lenz das noch nicht beobachtet hat, so darf er über Fragen der Rassenwertigkeit und Rassenpsychologie überhaupt gar nicht mitreden.

[1]) In der Monatsschrift „Hochland" (Kösel, München und Kempten, 24. Jahrgang, Januar- und Februarheft 1927).

Digitized by Google

Entstehungsherde der Kulturkreise ermitteln und ihre Ausbreitung durch Jahrzehntausende verfolgen können, nota bene — ohne die Archäologie zu Hilfe zu nehmen, so vermag das kein Vertrauen zu erwecken.

Von meinen Hauptbedenken habe ich die zwei wichtigsten, die das Mutterrecht und den Hackbau betreffen, bereits erwähnt. Der Hackbau ist die Grundlage jeder späteren Kultur und seine Bedeutung kann gar nicht überschätzt werden. Wenn ich nun behaupte, der Hackbau sei mehrmals und an verschiedenen Stellen der Erde erfunden worden, so vermag mich niemand zu widerlegen, weil für den einfachen Hackbau ein hölzerner Grabstock genügt und somit jeder archäologische Niederschlag fehlen wird. Wilhelm Schmidt aber sagt uns, daß der Hackbau aus Indien stamme, und da er jeden seiner ältesten Kulturkreise mit einer bestimmten Rasse in Verbindung bringt, so weiß er auch, daß die ersten Verbreiter des Hackbaus durch Dolichokephalie, Kraushaar, breite Nase, dunkle Farbe und breiten, kräftigen Körperbau gekennzeichnet waren. Sie verbreiteten sich durch Südasien und an der afrikanischen Nordküste entlang nach Westeuropa und bildeten schließlich „an Farbe der Haare, der Hand und des Auges gebleicht, ebenfalls einen Bestandteil der späteren Germanen" (S. 563).

Diese Bemerkung über die Germanen erfährt dadurch ihre Erklärung, daß Schmidt die europäischen Rassen überhaupt kaum für Sekundär-, sondern meist nur für Tertiär- und Quartärrassen hält. Darunter kann ich mir aber nur Mischungen vorstellen, und da aus den Mischungen die Elemente immer wieder herausmendeln, so müßte man im germanischen Gebiet ab und zu die negroiden Kolarier zum Vorschein kommen sehen, was bekanntlich nicht der Fall ist.

„Die prähistorischen Rassen Europas", so schreibt Schmidt auf S. 558, „sind natürlich nicht in Europa entstanden, sondern in einem der anderen großen Kontinente, besonders Asien, von dem Europa ja nur eine (reich gegliederte) Halbinsel bildet."

Diese Halbinsel-Theorie kenne ich seit vielen Jahren, aber ich habe ihr nie Geschmack abgewinnen können. Vor allem ist sie schon paläogeographisch nicht ganz richtig, denn während des Diluviums und noch Jahrtausende danach waren Europa und Asien durch fast unüberschreitbare Gewässer und Sumpfstrecken voneinander geschieden. Was aber Europa selbst anbetrifft, so bekundet sich seine biologische Selbständigkeit und schöpferische Fruchtbarkeit in der verschiedenartigsten Weise. Schon im Paläolithikum zeichnet sich der archäologische Niederschlag Europas durch eine reiche Gliederung gegenüber jenem anderer Erdteile aus. Ich bekenne mich daher mit stets wachsender Überzeugung zu der Lehre von Johannes Walther, wonach Europa von jeher ein Brennpunkt biologischen Geschehens auf unserem Planeten war. So glaube ich eben auch, daß Europa eigene europäische Menschenrassen hervorgebracht habe, und zwar mindestens zwei: die Arier im Nordwesten und die Hyperboreer im Osten. Im übrigen kenne ich nur noch zwei Rassen-Schöpfungsherde: den vorderasiatischen und den ostasiatischen. Diese Theorie hat zum mindesten den Vorzug größerer Einfachheit und Klarheit.

Daß jede Rasse ursprünglich ihre eigene Kultur und Sprache hatte, leuchtet ohne weiteres ein. Die Vorstellung aber, es könnten die Bewohner der zentralasiatischen Steppen schon die Viehzucht entwickelt und Herden von Pferden, Kamelen, Rindern, Schafen, Ziegen und Eseln besessen haben, während die Europäer noch als Jäger dahinlebten, und jene Hirtennomaden

Digitized by Google

wären am Ende des Diluviums, als die Gletscher wegschmolzen, in Europa erschienen, um hier „der schöpferische und maßgebende Bestandteil" des Indogermanentums zu werden (wie Kern meint) und um eine neue (höhere) Kulturperiode einzuleiten — diese Vorstellung ist glatt abzulehnen. Zunächst entbehrt sie der archäologischen Grundlage, dann aber steht sie in offenem Widerspruche mit allen Tatsachen der Geschichte und Kulturgeschichte. Die Psychologie der Menschen bleibt doch immer dieselbe; wann aber — so frage ich — wann haben asiatische Hirtenkrieger in Europa eine neue Kulturperiode angebahnt oder auch nur Anstoß zu irgendeinem Fortschritt gegeben? Umgekehrt ist es: Jeder Fortschritt kommt vom Bodenbau und der Bodenbau war es, der die Europäer immer wieder befähigte, die Einfälle der Hirtenkrieger auszuhalten und zu überdauern. Nomadismus ist Verarmung, ist eine Kultur zweiter Ordnung. Darum wird man auch der Annahme, die Viehzucht und der ganze Hirtennomadismus seien selbständig entstanden, nur Skepsis entgegenbringen können; die andere Vermutung, das Hirtennomadentum bedeute bloß jenen Teil der bäuerlichen Kultur, welcher auf die Steppe hinausgetragen werden konnte, erscheint viel glaubwürdiger[1]). Diese Auffassung bietet auch eine Erklärung für die Tatsache, daß in China Viehzucht ohne Milchverwertung besteht, was undenkbar wäre, wenn die Chinesen ihre Viehzucht von den Hirtennomaden übernommen hätten; bei den Nomaden spielt nämlich gerade die Milchverwertung eine Hauptrolle. Wir werden also annehmen müssen, daß in neolithischer Zeit eine Welle von europäischen Kulturträgern den Ackerbau und die Viehzucht (jedoch ohne Milchverwertung) nach Ostasien gebracht und daß erst nachher auf den Steppen Südrußlands und Zentralasiens der Hirtennomadismus mit der Milchverwertung sich entwickelt habe. Damit stimmt die archäologisch festgestellte Yang-Shao-Kultur überein und das späte Auftreten berittener Krieger in Vorderasien.

Wenn nun Wilhelm Schmidt behauptet, der Kulturkreis der Hirtennomaden habe einen weltgeschichtlichen Faktor für den Aufstieg zu höheren Stufen gebildet und wenn er uns sogar angibt, die Schöpfer dieses Kulturkreises hätten sich „während des ganzen Paläolithikums" „in ihren Steppen für sich allein" entwickelt und seien brachykephal gewesen, so vermag das alles unser Mißtrauen gegenüber der neuen Methode in der Ethnologie nur zu steigern[2]).

---

[1]) Hiermit vergleiche man, was Eduard Hahn (Berlin) auf dem Deutschen Anthropologenkongreß in Salzburg 1926 gesagt hat:

„Ich kann daher auch dem Nomadismus kein über die Entstehung des Ackerbaues hinausreichendes Alter zuerkennen. Ich halte auch jetzt noch dafür, daß die wichtigen Hirtenvölker dadurch entstanden sind, daß durch sie nun mit Schaf und Ziege die Steppen sich in einer bisher unbekannten Art ausnützen ließen." („Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", Bd. 57, Jahrgang 1926/27, Sitzungsberichte, S. 99).

[2]) Ludwig Bartucz (Budapest) gibt bekannt, daß die 1924 bei Stuhlweißenburg zusammen mit reichen archäologischen Beigaben entdeckten 58 altungarischen Skelette aus dem 9. bis 10. Jahrhundert vorwiegend dolichoid seien. Unter jenen Skeletten gab es 44% mesokrane und 20% hyperbrachykrane; unter den heutigen Magyaren aber fanden sich bei einer Massenaufnahme $11^1/_2$% mesokephale und $46^1/_2$% hyperbrachykephale. („Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", Bd. 57, Jahrgang 1926/27, Sitzungsberichte, S. 128). Wenn also Wilhelm Schmidt die Hirtenkrieger ohne Unterschied als Brachoide ansieht, so hängt diese Annahme in der Luft. Man wird vielmehr die während und nach der Völkerwanderungszeit auf europäischem Boden erscheinenden asiatischen Reiterschwärme im Sinne meiner Polaritätstheorie als eine dolichoide Auslese betrachten dürfen: die Dolichoiden sind auf Abenteuer ausgezogen, die Brachoiden sind zurückgeblieben.

Digitized by Google

Was den Urkulturkreis anbelangt, welchen Schmidt den Pygmäen zuweist, so muß vom Standpunkt der Anthropologie aus eingewendet werden, daß die Pygmäen durchaus nicht etwas Primäres zu sein brauchen; sie können auch Kümmerformen darstellen[1]). Kulturhistorisch aber wird man gut tun, die Pygmäen mit größter Vorsicht zu beurteilen; wissen wir doch, wie leicht sie von ihren Nachbarvölkern eine neue Waffe (z. B. das Blasrohr) und selbst eine neue Sprache übernehmen. Daß bei ihnen überall der einfache Bogen vorkommt (oder vorkam), zwingt uns durchaus nicht zu der Annahme, sie hätten ihn erfunden. Dieser Bogen kann vielmehr in irgendeiner paläolithischen Epoche Westeuropas erfunden und dann nach Süden und Osten fort und fort entlehnt worden sein, wobei er jedoch Australien nicht erreichte. Andere Völker gingen später zu verbesserten Waffen über — die Urwaldpygmäen behielten den einfachen Bogen. In soziologischer Hinsicht steht nur fest, daß die Pygmäen sehr alte Zustände widerspiegeln, aber diese Zustände sind weder einheitlich noch ungetrübt. Selbst die Annahme, bei den Pygmäen herrsche überall das Vaterrecht, ist neuerdings unhaltbar geworden.

Daß ich an den einheitlichen Ursprung des Hackbaus nicht zu glauben vermag, habe ich bereits gesagt; aber noch unverständlicher will es mir scheinen, daß man den Hackbau mit blutigen Gebräuchen und das Mutterrecht mit den Geheimbünden der Männer in Verbindung bringen möchte. Die blutigen Gebräuche rühren sicherlich vom Kannibalismus her, der aber in die Sozialgemeinschaft der Hackbauer doch nur von außen hereingebracht worden sein kann, denn nichts macht den Menschen so friedfertig wie der Bodenbau und zwar gerade der Hackbau. Wer aber annimmt, daß die Männer einer seit langer Zeit mutterrechtlichen Gemeinschaft sich zu Geheimbünden zusammenschließen sollten, „um die Frauen zu schrecken und ihre Vorherrschaft zu brechen", der verkennt vollständig die Psychologie des Primitiven. Schon unsere europäischen Landleute neigen bedingungslos zur Unterwerfung unter die Bräuche; um wieviel mehr muß dies erst für den Naturmenschen vorausgesetzt werden, der, als Analphabet, die Bräuche schon nach wenigen Generationen sub specie aeternitatis betrachtet. Niemals hätten die Männer einer mutterrechtlichen Gemeinschaft gegen ihre Frauen rebelliert und sich zu Geheimbünden zusammengeschlossen, solange nicht ein von außen wirkender Einfluß neue Verhältnisse schuf. Jede primitive Gemeinschaft hält mit großer Starrheit an ihren altüberlieferten Gedankengängen fest und nur ein wirtschaftlicher, sozialer oder politischer Einfluß, der sich unabweislich aufdrängt, vermag das Althergebrachte zu erschüttern und umzugestalten. Diesen bestimmenden Einfluß gilt es zu ergründen, wenn man die Geheimbünde erklären will. Daraus erhellt aber schon der zusammengesetzte Charakter des sog. mutterrechtlichen Kulturkreises.

Die ethnologischen Verhältnisse Australiens sind von jeher besonders lehrreich gewesen, und gerade Australien bildet eine crux der kulturhistorischen Ethnologen. In Australien gibt es nämlich sowohl totemistische, als auch mutterrechtliche Erscheinungen. Diese will man nun mit dem totemistischen und mit dem (älteren) mutterrechtlichen Kulturkreise in Verbindung bringen.

[1]) Josef Bayer bewertet die Urkulturen und die prähistorischen Kulturen wie folgt:

„Letztere sind Anfangsstadien der aufstrebenden Menschheit, erstere Verarmungsstadien degenerierter Teile der Menschheit. Demgemäß sehe ich auch in den Zwergvölkern keine Urbevölkerung, sondern degenerierte Gruppen des Menschengeschlechts, vergleichbar z. B. den Kleinformen der Gattung Elephas, die durch Isolierung entstanden sind". („Die Eiszeit", Jahrgang 1926, Heft I, S. 65.)

Digitized by Google

Es findet sich aber in Australien kein festes Haus, das doch zum Besitze jener beiden Kulturkreise gehören soll. Nach dem kulturhistorischen Schema wäre auch das Mutterrecht nur in Verbindung mit dem Bodenbau zu denken und ebenso besäßen mutterrechtliche Völker das Plankenboot. Die Australier aber sollen nicht nur den Hausbau, sondern auch die Bodenbestellung und das Zimmern von Plankenbooten vergessen und verloren haben. Schmidt äußert sich darüber wie folgt:

„Erledigen wir ein für allemal zunächst, daß auch hier wieder die australischen Verhältnisse als degenerierte zu bezeichnen sind; wie nicht das feste Haus, so hat auch, wie schon Graebner hervorhebt, kein australischer Stamm den Bodenbau angenommen. Das australische Mutterrecht schwebt also sozusagen in der Luft, entbehrt seiner natürlichen Grundlage, und man sieht, wie es auch hier wieder verfehlt ist, die australischen Verhältnisse als älteste Norm für die übrigen Völker anzulegen“[1]).

Daß die australischen Verhältnisse keine einfachen und keine uranfänglichen sind, sowie daß Kulturelemente manchmal verloren gehen können, wird man unbedingt zugeben dürfen, aber für die Wahrscheinlichkeit eines solchen Verlustes müssen Gründe beigebracht werden. Da will es mir nun gar nicht einleuchten, weshalb auf australischem Boden der Hackbau und das Erbauen von Häusern aufgegeben worden sein sollten; gerade in dem rauheren Klima Australiens hätte beides gute Dienste geleistet; auch das Plankenboot wäre für die seeanwohnenden australischen Stämme von großem Nutzen gewesen. Bloß weil es in die von Graebner und Schmidt konstruierten Kulturkreise nicht hineinpaßt, muß das australische Mutterrecht „sozusagen in der Luft schweben“. Schon diese Ausdrucksweise läßt die ganze Schwäche der Schmidtschen Argumentation erkennen. Jeder unvoreingenommen Denkende wird sich doch sagen müssen, daß eine andere Annahme viel wahrscheinlicher sei, die Annahme nämlich, das australische Mutterrecht weise auf eine ältere mutterrechtliche Gemeinschaft hin, die den Hackbau und das Errichten von Häusern, sowie auch das Plankenboot eben noch nicht kannte. Das wollen die Herren aber nicht zugeben, weil sie sich auf die Theorie festgelegt haben, das Mutterrecht müsse vom Hackbau hergeleitet werden. Demgegenüber sei auf den Volkswirtschaftslehrer Lujo Brentano verwiesen, der schon 1893 gelehrt hat, das Mutterrecht sei uralt, aber die zuerst von den Frauen ausgeübte Bodenbestellung habe es noch verstärkt. Brentano betrachtet zunächst die Verhältnisse bei den Australiern und dann jene bei hackbautreibenden Völkern:

„Da der Vater sich um die Kinder nicht kümmert, sondern sie wie alle Lasten der Mutter überläßt, so folgen sie naturgemäß der Mutter, wenn diese infolge eines Kampfes oder Verkaufes in andere Hände übergeht . . . . . Daher ist die Familienordnung — das Mutterrecht. . . . . .

Wo . . . . . Übergang von der rein okkupatorischen Tätigkeit zum Ackerbau stattfand, bestand also das Mutterrecht fort; ja es konnte sich, je bedeutsamer die wirtschaftliche Tätigkeit der Frau, bis zur Gewährung jenes erheblichen Einflusses der Frau auf das Familien- und Stammesleben steigern, den viele als Mutterherrschaft mißverstanden haben“[2]).

[1]) Wilhelm Schmidt und Wilhelm Koppers, „Völker und Kulturen“ (3. Band des Sammelwerkes „Der Mensch aller Zeiten“), 1924, S. 265. Regensburg, Josef Habbel.

[2]) Lujo Brentano, „Die Volkswirtschaft und ihre konkreten Grundbedingungen“ (Zeitschrift f. Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte, 1893, Bd. I, S. 134 u. 141).

Digitized by Google

Wenn wir in der kritischen Analyse so fortfahren, werden wir bald erkennen, daß die kulturhistorische Methode der Ethnologie — trotz ihres zweifellos richtigen Grundgedankens — noch gar nicht zu einem harmonischen System gelangt ist und daß sie daher vorläufig noch nicht dazu taugt, bei der Lösung der großen anthropologischen und paläoethnologischen Probleme auch nur mitzuwirken. — — — — —

Daß ein Mann wie Wilhelm Schmidt sich von Paudler irreführen läßt, muß Verwunderung erregen. Er hält die Paudlersche Hypothese für unentbehrlich zur Erklärung der germanischen Lautverschiebung. Aber wie diese zu deuten ist und welches das fremdsprachige Element war, das die Indogermanen damals in ihr Volksmassiv aufnahmen, um zu Germanen zu werden, das hat uns Gustaf Kossinna in seiner Schrift „Die Indogermanen" schon längst gezeigt: Die Verschmelzung der „Vorfinnen" mit den Indogermanen führte zur Entstehung der Germanen und veranlaßte jene neue Phase indogermanischer Sprachentwicklung, die sich als germanische Lautverschiebung in großartigem Umfange auswirkte.

Schmidt hätte auf den ersten Blick sehen sollen, welche Unmöglichkeiten mit der Paudlerschen Auffassung verknüpft sind — Unmöglichkeiten, die man nicht übergehen darf, weil sie Grundpfeiler des Paudlerschen Systems bilden. Zu diesen Unmöglichkeiten gehören: die Annahme einer späten Einwanderung der Indogermanen in den Norden (erst um 1500 v. Chr.!) und die Annahme, daß das Ursemitische dem Urindogermanischen näher stehe als dem Urhamitischen. Übrigens fällt es mir auf, daß die verschiedenen Verehrer Paudlers nichts von seiner zweiten großen „Erkennung" sagen, von der „Ber-Rasse"! Paudler hatte ja gleich zwei Cro-Magnon-Nachfolgerassen entdeckt. Davon spricht niemand und dieses Dioskurenpaar gibt doch dem Sternenhimmel Paudlers erst den rechten Glanz.

Hingegen ist Schmidt auf Günther sehr schlecht zu sprechen; er schreibt über dessen „Rassenkunde":

> „Es ist nicht zu sagen, wie arg Bücher dieser Art dem wirklichen Interesse der Rassenforschung schaden: durch die Verwirrung, die sie stiften, die falschen Erwartungen, die sie wecken, den Hochmut, den sie nähren. Es wäre wohl Sache der Wissenschaftler gewesen, von diesem Buche kräftiger abzurücken, als es geschehen ist" („Hochland", Januar-Heft 1927, S. 417).
>
> „Der wirklichen Geltung des Rassegedankens konnte nicht leicht eine größere Schädigung und Diskreditierung zugefügt werden, als es durch diese voreilige, oberflächliche Alleswisserei geschehen ist" („Hochland", Januar-Heft 1927, S. 425).

Was nun die Entstehung der Rassen anbelangt, so neigen alle Forscher, von denen hier die Rede war, zu der Annahme, die Rassen hätten sich bloß durch Isolierung aus derselben menschlichen Grundform entwickelt. Und es ist eine landläufige Auffassung, daß diese verhältnismäßig jungen Rassenbildungen an sich viel kostbarer, vornehmer und wertvoller seien, als die gemeinsame Grundform, aus der sie hervorgingen. Rasse ist Adel, Rasse ist Schicksal, Rasse ist Jugend, Rasse ist Vollkommenheit — so hören wir sagen. Aber kürzlich ist auch eine ganz andere Meinung laut geworden. Wilhelm Stapel vertritt in seiner Zeitschrift „Deutsches Volkstum" (1926, 11. Heft) den Standpunkt, daß der Urmensch, der noch nicht in Rassen auseinandergegangen war, den eigentlichen Idealmenschen darstelle, während die Rassen spezialisiert und in mehrfacher Hinsicht entartet seien. Stapel äußert sich wie folgt:

Digitized by Google

„Es ist nicht so, daß man in der Rasse das Primäre und in der Mischung das Sekundäre sehen muß, sondern umgekehrt: was wir Mischung zu nennen pflegen, ist das Primäre, und die Rasse ist das Sekundäre . . . . . War nicht zuerst der „wilde" Hund da, und hat nicht erst der Mensch aus dieser rasselosen „Art" die verschiedenen Rassen herausgezüchtet? Bei den Pferden können wir die Züchtung von Edelrassen stammbaummäßig verfolgen. Ist also bei den Tieren die Rasse erst das Ergebnis einer Züchtung, warum sollte es beim Menschen anders sein? — Im Anfang war der rasselose „wilde" Mensch, der die Möglichkeiten für verschiedene Rassen in sich trug. Aus diesem ursprünglichen Menschen, der sich nach verschiedenen Richtungen entwickeln konnte, weil er noch von unausgeformter Materie und weicher Bildsamkeit war, entwickeln sich unter bestimmten Verhältnissen (durch „natürliche Zuchtwahl") bestimmte Rassen. So entwickelt sich in dem Lebenskampf an den Gletschern der Eiszeit der „nordische" Mensch mit ganz bestimmten körperlichen und seelischen Eigenschaften . . . . . Unter anderen Verhältnissen entstanden aus dem unrassischen „wilden" Menschen andere Rassen. Rasse ist also nicht Urform, sondern: Rasse ist Differenzierung . . . . . Je mehr ein Volk rassisch ausgeformt ist, um so mehr ist es mit seinen Lebensmöglichkeiten zu Ende . . . . . Es ist eine bekannte Erscheinung, daß die nordische Rasse sich dem „zivilisatorischen" Dasein nur schwer anzupassen vermag, sie behauptet sich in den Großstädten nur mit Mühe, während der (meines Erachtens zu Unrecht „ostisch" benannte) menschliche Urbrei sich mit erstaunlicher Leichtigkeit den veränderten Lebensbedingungen anpaßt . . . . . Je höher ein Wesen gezüchtet ist, je reiner es seinen einen Typ ausgeprägt zeigt, um so dünner, spitzer, schärfer, lebensärmer ist es . . . . . Gerade hochgezüchtete Menschen haben oft etwas eigentümlich Spitzes, Dünnes, Scharfes oder Trockenes, etwas Eintöniges in ihrem Wesen; es mangelt ihnen die Fülle, weil sie zu wenig seelische Möglichkeiten in sich haben. Der „gemischte" Mensch hat noch Chaos in sich, aus dem sich Neues gestalten kann . . . . . Wenn Rasse Urform wäre, wie wäre es dann möglich, daß der ausgeformte nordische Typ auch anderen Rassen als „schön" und „edel" erscheint? Günther postuliert logisch ganz richtig, daß auch der ostische Mensch sein spezifisch ostisches Schönheits- und Adelsideal haben müsse. Aber er hat keines . . . . . Der ostische, auch der dinarische Mensch findet sein „Ideal" im nordischen Menschen. Aus seinem vorrassischen Lebensgefühl geht seine auf das Lichte, Schöne und Edle gerichtete Idealbildung gerade auf „nordische" Formen".

Hierauf muß zunächst erwidert werden, daß keineswegs alle Menschen in dem blonden Nordeuropäer ein Schönheitsideal erblicken. Die Chinesen spotten über unsere „Pferdegesichter" und über unsere großen Nasen, die ihnen häßlich erscheinen; von manchen Bewohnern Hochasiens heißt es gar, daß blonde Haare ihnen als abscheulich gelten. Wenn jedoch, wie tatsächlich festzustehen scheint, die Hyperboreer (Günthers „Ostische") und die Dinarier das arische Schönheitsideal zu dem ihrigen machen, so beweist diese Gefühlswandlung, daß Hyperboreer und Dinarier — wenigstens in Mitteleuropa — zwar noch einen abweichenden Phänotypus, ein fremdes Erscheinungsbild, bewahren, innerlich aber schon vollkommen von arischer Geistigkeit erfüllt sind. Es vollzieht sich ihre Einebnung in das deutsche Volksmassiv, das, als Ganzes betrachtet, ein immer festerer arischer Block wird. Denn die Geistigkeit ist es, die den Ausschlag gibt; die körperliche Hülle zerfällt



Digitized by Google

und wird schließlich wesenlos. Wer nun jenen Deutschen, die nicht ganz arisch aussehen, ins Gesicht sagt, sie seien in Deutschland „mindererwünscht", der stört den Einebnungsprozeß und schadet unserem Volkstum.

Die Stapelsche Auffassung aber, es hätten sich die Rassen aus einem allgemeinen „Urbrei" entwickelt und sie bedeuteten eigentlich Einseitigkeit und Verarmung, muß näher in Betracht gezogen werden, denn sie berührt sich mit Gedankengängen, welche kürzlich H. Friedenthal des näheren entwickelt hat[1]).

Friedenthal nimmt in der Stammesgeschichte der Menschheit zwei Urformen an, eine Menschenrassen-Urform und eine Menschenaffen-Urform, die sich miteinander gekreuzt hätten. So wären die verschiedenen Menschenrassen und Anthropoidenformen entstanden. Er meint auch, daß durch Rassenmischung eine Urform wieder manifest werden könne, indem die zerstreuten Erbeinheiten sich wieder zusammenfänden (hierzu die Skizzen auf S. 189 und 192). Die Übereinstimmungen zwischen Menschen und Menschenaffen möchte Friedenthal „aus einem bei Inzucht selbstverständlichen Genverlust erklären" (S. 190). Er fährt dann fort:

> „Die Urmenschenform dürfen wir uns als am wenigsten spezialisiert vorstellen von allen Affenarten, und wir können uns erklären, daß eine teilweise Ähnlichkeit zwischen melanodermen Menschenrassen und Gorilla dadurch entstanden ist, daß durch teilweisen Genverlust bei diesen Menschenrassen eine Ähnlichkeit mit dem Gorilla entstanden ist, welche zwar auf der gleichen Erbanlage beruht, aber nichts mit einer Abstammung der melanodermen Rassen von gorillaartigen Vorfahren zu tun hat" (S. 191). — Verfasser glaubt, „daß tatsächlich in der Menschheit durch Vermischung auf der heutigen Erdoberfläche ein Zustand sekundärer Primitivität mit kindlich anmutender Form sich wieder anbahnt" (S. 192).

Nach Stapel und Friedenthal wären also die Rassen eigentlich nichts anderes, als innerhalb der Art entstandene und erbfest gewordene Minusvarianten, denn der Ausfall eines Gens, einer Erbeinheit, bedeutet doch eine Verarmung. Ich sehe in dieser Auffassung einen neuen Beweis für die Tatsache, daß viele Gelehrte dazu neigen, irgendein Prinzip, das sie entdeckt oder erkannt haben, maßlos zu überschätzen und alles damit erklären zu wollen. Aber die Natur ist unendlich vielseitig und gestaltungsfreudig; sie beschränkt sich niemals auf einen einzigen Gedanken, eine einzige Energie, eine einzige Richtung, sondern sie wandelt zugleich auf allen Bahnen und gibt und nimmt aus vielen Gefäßen. Deshalb frage ich: Wenn Minusvarianten erbfest werden können, warum nicht auch Plusvarianten? Und wenn Genverlust Rassen schafft, die ärmer sind als die Grundform der Art, warum soll nicht auch durch Idiovariation ein neues Gen sich bilden und so eine bereicherte Rasse sich entwickeln können? — Ich halte das nicht nur für möglich, sondern für sehr wahrscheinlich. Darum gibt es auch Rassen, die im Aufstieg begriffen sind, und andere, die verkümmern und absterben.

Es scheint mir nun verfehlt, sich auf Monogenismus oder Polygenismus ein für allemal festlegen zu wollen. Die Schöpfung einer neuen Art mag vielleicht monophyletisch, also in einem einzigen Anlaufe, gelingen und der aus dieser Pfahlwurzel hervorgewachsene Stamm kann dann aufspalten, einerseits durch Verlust von Genen, anderseits durch Umformung oder Neubildung von solchen — oder die Art geht aus einem „Stammrasen" hervor,

[1]) H. Friedenthal: „Zur Grundlegung des Rasseproblems in der Anthropologie" (Zeitschrift f. Ethnologie, Bd. 58, Jahrgang 1926, Heft 1—2, S. 179—193).

Digitized by Google

aus einer Gruppe von Urformen, die unter sich kreuzbar sind und in einer Menge von Varianten einen heftigen Ausleseкampf gegeneinander führen, bis endlich einige Hauptrassen übrig bleiben, die sich bestimmten Umwelträumen so angepaßt haben, daß eine Verdrängung durch die Nachbarrasse unmöglich wird. Die Rasse kann daher „innerhalb der Art ausgelesene Eigenschaftsgruppe" sein (wie Scheidt will), und zwar entweder eine durch Genverlust erblich fixierte Minusvariante (im Sinne von Stapel und Friedenthal) oder eine erblich fixierte Plusvariante, d. h. eine durch Neubildung eines Gens bereicherte Form, oder aber die Rasse ist (im polygenistischen Sinne) die Fortsetzung einer aus dem „Stammrasen" hervorgesprossenen Urform. Diese vermag durch Idiovariation, durch Genverlust oder durch Neubildung eines Gens allerlei Umgestaltungen zu erfahren — gefährlich wird ihr nur die endgültige Spezialisierung, denn der höchste Schatz ist und bleibt die Primitivität, die Entwicklungsfähigkeit nach jeder Richtung. Es kann also Urrassen geben und neuentstandene Rassen, spezialisierte Rassen und primitive Rassen, Rassen, die in der Entwicklungsgeschichte ihrer Art einen Fortschritt, und solche, die einen Rückschritt bedeuten. Sie alle können nebeneinander gleichzeitig in Erscheinung treten.

Wendet man diese Grundsätze auf die Rassenkunde des Menschen an, so will mir scheinen, daß Arier, Semiten und Mongolen drei Urformen der Menschheit seien, von denen die erste in Europa, die zweite in Vorderasien, die dritte in Ostasien bodenständig und so angepaßt ist, daß sie niemals von einer andern aus der Heimat wird verdrängt werden können. In dieser Heimat selbst erweist sie sich stärker als die Nebenformen, die allmählich verfallen und aussterben oder der Hauptform angeglichen werden. Dieser Auffaugungs- und Aufartungsprozeß vollzieht sich seit dem Diluvium langsam aber unablässig in Europa an den Hyperboreern (es gibt also keine „ostische Gefahr"), in Vorderasien (und dem damit eng verbundenen Afrika) an den Negriden, in Ostasien bzw. Indonesien endlich an den Batak und anderen Alt-Malaien, die ja auch in Japan den sog. Satsumatypus bilden.

Damit kommen wir auf das Gebiet der menschlichen Stammesgeschichte. Und hier bewahrheitet sich, was ich schon oft betont habe, daß nämlich die Arbeiten des verstorbenen Hermann Klaatsch (trotz aller Kniffe, die man angewendet hat, um sie beiseite zu schieben) noch immer auf der Tagesordnung stehen und bei ernsthafter Behandlung des Themas gar nicht umgangen werden können. Es ist bezeichnend, daß von Klaatsch jetzt im Auslande mehr gesprochen wird, als in Deutschland. Der englische Forscher J. G. Crookshank sieht sich in seiner neuen Arbeit über die Rassengliederung des britischen Volkes genötigt, in ausführlicher Weise auf Klaatsch zurückzugreifen[1]). Das Buch ist inhaltreich und lesenswert, aber den Beweis für seinen Hauptgedanken, daß nämlich die europäische Bevölkerung in nennenswerter Weise von mongolischem Blute durchsetzt sei, scheint mir der Verfasser nicht erbracht zu haben. Etwas mongolisches Blut ist sicherlich in die Völker Europas eingedrungen; es wird jedoch immer mehr verdünnt und hinausgedrängt, wie man besonders in Rußland sehen kann. Aber aus dem Vorkommen breiter Gesichter, flacher Nasen, gewisser Lidfaltenbildungen oder

[1]) J. G. Crookshank, „Der Mongole in unserer Mitte". Ein Studium des Menschen und seiner drei Gesichter. Europa von Mongolen durchsetzt. Neue Aspekte der Rassenforschung. Die drei Gesichter des Menschen. Die Buddhastellung. Die Handlinien. Mongole und Orang-Utan als Verwandte. Mehrstämmige Abkunft des Menschen. Mit zahlreichen Abbildungen. Ins Deutsche übersetzt von E. Kurz; Drei-Masken-Verlag, München 1928; 156 Seiten.



Digitized by Google

gar aus der Körperhaltung von Idioten in Europa auf einen erheblichen mongolischen Einschlag schließen zu wollen, betrachte ich als verfehlt. Das reiche Material, welches Crookshank zusammengestellt hat, und seine höchst beachtenswerten Gedanken zur allgemeinen Biologie des Menschen verdienen indessen eine besondere Würdigung, die in der Bücherschau des „Mannus" demnächst erfolgen wird.

Ein Buch von Heinrich Wolf soll hier noch erwähnt werden, das der Verfasser als „Angewandte Rassenkunde" bezeichnet (Leipzig, Theodor Weicher). Es führt den Untertitel „Weltgeschichte auf biologischer Grundlage". Ein solches Werk wäre natürlich wärmstens zu begrüßen; aber wer es schreiben wollte, müßte sich in die einschlägigen Disziplinen viel gründlicher einarbeiten, als es Heinrich Wolf getan hat. Es genügt nicht, Historiker zu sein und Schuchhardts „Alteuropa" sowie Günthers „Rassenkunde" gelesen zu haben, um ein Werk von solcher Tragweite in Angriff zu nehmen, wie eine „Angewandte Rassenkunde". Schon bei den naturwissenschaftlichen Grundbegriffen fühlt man die Unsicherheit des Verfassers; denn wer diese Grundbegriffe beherrscht, der könnte doch nicht schreiben:

„Wie ein Dogma galt bis vor wenigen Jahrzehnten die Katastrophentheorie . . . . ." (S. 7).

Nun, die Katastrophentheorie war doch schon für unsere Väter ein überwundener Standpunkt. Sie wurde in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts, als Lyell mit seinen „Principles of geology" hervortrat (London 1833), bis ins Innerste erschüttert und sie stürzte zusammen, als Darwin sein Werk „On the origin of species" veröffentlicht hatte (London 1859).

Die Etrusker und Pelasger gehören nach Heinrich Wolf (S. 69 und 77) zur „westischen" Rasse. In Wirklichkeit wissen wir über das Rassentum der Pelasger so gut wie gar nichts, die Etrusker aber waren, wie aus dem Fundmaterial hervorgeht, rassenhaft gemischt. Schuchhardt und Günther sind für Heinrich Wolf die unfehlbaren Autoritäten; Gustaf Kossinna scheint er überhaupt nicht zu kennen. Darum versagt er auch gänzlich in der Indogermanenfrage, obwohl er auf S. 76 von der „Indogermanisierung Europas" spricht. Selbst wo er den Goldfund von Eberswalde erwähnt (S. 7), nennt er Kossinna nicht. Günther hingegen ist ihm auch dort Autorität, wo vom Mutterrecht gesprochen wird (S. 73). Die eigentlichen Erforscher des Mutterrechtsproblems, Bachofen, Große, Krische usw., existieren für Wolf nicht. Madison Grant und Stoddard aber hat er kennen gelernt, und er spricht von ihnen ohne jede Kritik mit einer wahren Ehrfurcht.

Ich vermag mich mit diesem Buche nicht zu befreunden; schön ist nur des Verfassers Bekenntnis zum großdeutschen Nationalstaat (S. 407). Im übrigen muß das Buch vollkommen umgestaltet und erneuert werden, wenn es seinen Titel mit Berechtigung führen soll.

* * *

Zusammenfassend muß gesagt werden, daß die Rassenforschung in letzter Zeit keinen nennenswerten Fortschritt zu verzeichnen hatte. Der Ausbruch der Cro-Magnon-Mode und die voreilige Anwendung der noch ganz unreifen ethnologischen Kulturkreis-Forschung auf die Probleme der Vorgeschichte bedeuten sogar eine Trübung des Gesamtbildes und einen offenkundigen Rückschritt, der mit harter Mühe in langen Kämpfen wird überwunden werden müssen.

Innsbruck, im Frühjahr 1928.

Digitized by Google

# II. Bücherbesprechungen.

**Gustaf Kossinna,** Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Teil I. Berlin-Lichterfelde, Germanen-Verlag, 1926.

Professor Kossinna, der sich gerade vom prähistorischen Lehrstuhl zu Berlin in den Ruhestand versetzen ließ, ist zweifellos die tonangebendste Persönlichkeit unter den deutschen Prähistorikern. Er übte einen tieferen Einfluß als sonst ein Forscher seit Montelius auf die archäologische Wissenschaft, wenigstens östlich des Rheins aus. Infolge des polemischen Stils seiner Schriften und der zweifellos nationalistischen Färbung seiner Forschung wird vielleicht in diesem Land seine eigentliche Größe nicht voll gewürdigt. Doch ist es sehr zu loben, daß er das rein auf lokaler Forschung beschränkt gebliebene Studium der Vorgeschichte zum Stand einer öffentlich anerkannten Wissenschaft erhob und eine lebendige Schule gründete, darin Fachleute wie Laien um ihre Förderung bemüht sind. Das größte Verdienst Kossinnas jedoch lag bestimmt in der Ausarbeitung der Methode der Siedlungsarchäologie.

Der erste Abschnitt des vorliegenden Werkes ist eine glänzende, außerordentlich populäre Erklärung seiner durch Anwendung dieser Methoden gewonnenen Ergebnisse. Die Sitze und Kultur der Germanen (mit diesem Namen ist natürlich dasselbe gemeint, was die englischen Philologen „Teutonen" nennen) werden von der Frühgeschichte an, die durch die Zeugnisse der römischen Schriftsteller belegt ist, bis zum Beginn der Bronzezeit zurück verfolgt. Die Stetigkeit der Besiedlung wird hier durch eine bis ins Einzelne gehende Untersuchung vorgeschichtlicher Funde und einen sorgsam entworfenen Plan ihrer Verteilung klargelegt. Wenige werden die allgemeine Richtigkeit ihrer Gleichsetzung mit den „Germanen" in der oben angegebenen Begriffsbestimmung, selbst für die so entfernt liegende Periode II der Bronzezeit, bestreiten. Die Verweisung der Lausitzer Kultur an die Illyrier wird jedoch in Polen und Böhmen nicht anerkannt, wo die Urheber dieser Kultur im allgemeinen als Slawen angesehen werden, eine Ansicht, die vielleicht durch die letzten Entdeckungen in Mazedonien untergraben worden ist.

Ein anderer schlagender Beweis für die Größe Kossinnas, doch gleichzeitig ein Hindernis, ihn zu verstehen, ist die Bereitwilligkeit, mit welcher er bis in sein vorgeschrittenes Alter seine Ansichten in Übereinstimmung mit den letzten Fortschritten seiner Wissenschaft ändert. Die Behandlung der Aunjetitzer Kultur in dem vorliegenden Werk ist ein klassisches Beispiel dafür. Früher wies er ihr die noch eine Einheit bildenden Vorfahren der Kelten und Italiker zu, hier wird das Volk dieser ersten Bronzezeit endgültig den Illyriern zugeschrieben, eine Ansicht, die zuerst 1918 veröffentlicht und durch die späteren Untersuchungen in Schlesien und Polen bestätigt worden ist. (Vorausgesetzt, daß die Gleichung „Lausitzer Kultur" und „illyrisch" haltbar ist.) Größere Veränderungen erscheinen in der zweiten Hälfte dieses Bandes.

Hier ist die unantastbare Methode des Rückwärtsarbeitens verlassen worden. Wir werden mit einem Sprung von den „Germanen" der beginnenden Bronzezeit zu dem noch ungeteilten „Indogermanen"-Volk des mesolithischen Zeitalters geführt. Die physische Anthropologie wird herangezogen, um die Indogermanen als nordisch zu erweisen, was durch verschiedene Photographien antiker Bildwerke erläutert wird. Der nächste Schritt gilt dem Beweis der Urheimat der nordischen Rasse in Skandinavien. Wir hören, daß diese Rasse eine ganz besondere Mischung zwischen dem „Cro-Magnon"- und dem „Aurignac"-Typ darstellt, denn Kossinna läßt keine andere paläolithische Herrenrasse zu. In den Analysen der neolithischen und späteren Schädeln Skandinaviens und Norddeutschlands versucht er die ununterbrochene Besiedlung dieser Länder durch Nordiker zu beweisen. Die Kennzeichen von Schliz werden an Hand der durch dänische Forscher neu gewonnenen Ergebnisse mit Recht aufgegeben. Doch läßt uns der Schluß des Bandes mit einer unvollständigen Darstellung zurück, die in einem zweiten Teil durch die archäologische Beweisführung ergänzt werden soll. Dieser wird sehnlichst erwartet, denn Kossinna hat seit 1911 keine vollständige Bearbeitung veröffentlicht. Wir nehmen an, daß es eine Neubehandlung der Anschauungen sein wird, die bereits in mehreren Entwürfen jedesmal in anderer Form erweitert vorgetragen wurden, von der selbständigen Entwicklung und siegreichen Entfaltung der nordischen Kultur aus der skandinavischen, eine Annahme, die gerade heute in Deutschland Boden verliert, wie Schwantes Arbeit, um nur eine zu nennen, es zeigt. **V. G(ordon) C(hilde).**

Aus dem Märzheft 1927 der englischen Zeitschrift „Man", S. 54 f. (übersetzt und eingesandt von Gertrud Sage in Breslau).

---

Digitized by Google

**Kossinna Gustaf: Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, II. Teil.** Leipzig 1927. Curt Kabitzsch Verlag. Preis des II. Teils, der einzeln nur an Subskribenten geliefert wird, RM. 8.—. Preis beider Teile, (z. Zt. nur geheftet) RM. 15.— [1]).

Als Kossinna den ersten Teil des Ursprungs der Germanen schrieb, schenkte er uns damit die erste klare Übersicht über die vorgeschichtliche Entwicklung Mitteleuropas von der Völkerwanderungszeit rückwärts bis zum Beginn der Bronzezeit. Man durfte mit Spannung dem der Steinzeit gewidmeten Schlußbande entgegensehen. Ungünstige Verhältnisse verzögerten sein Erscheinen beträchtlich. Nun er vorliegt, übertrifft er alle Erwartungen. Denn was in ihm geboten wird, ist die erste großzügige Gestaltung der so ungemein komplizierten jungsteinzeitlichen Erscheinungen Mitteleuropas, ja, darüber hinaus die Urgeschichte aller indogermanischen Völker des europäischen Kontinents. So ist das Buch nicht nur der Schlußband des „Ursprungs der Germanen" geworden, sondern zugleich der zweite, solange und schmerzlich vermißte Teil der „Indogermanen".

Daß es sich bei einem Werke Kossinnas um eine Gipfelleistung der deutschen Vorgeschichtsforschung handelt, bedarf keiner Erwähnung. Aber es verdient als eine Besonderheit hervorgehoben zu werden, daß hier ein Buch vorliegt, das ebensowohl ein unentbehrliches Hand- und Nachschlagebuch für den Fachmann darstellt, wie die einzige auch dem Laien zugängliche wissenschaftliche Darstellung der jungsteinzeitlichen Probleme Mitteleuropas. Denn eine von hoher Warte geschriebene Gesamtdarstellung der neolithischen Kulturen Mitteleuropas gab es bisher schlechterdings nicht. Damit reiht sich das Werk jener ganz kleinen Anzahl von Büchern ein, die aus dem Rahmen der Fachwissenschaft heraustreten und Einfluß gewinnen auf die Meinung der Allgemeinheit; die somit als typische Vertreter ihres Sondergebietes dieses im Rahmen des Allgemeinwissens vertreten. Daß es dabei die nicht von allen Forschern gleichmäßig angenommenen Ansichten des Verfassers allein zur Geltung bringt, kann nicht als Nachteil empfunden werden. Alle großen klassischen Werke neuerer Geschichtsforschung sind von stark subjektiver Färbung: man denke an Rankes Weltgeschichte, an Treitschkes Deutsche Geschichte. Ja, vielleicht liegt gerade in dieser einseitigen Darstellungsweise der ausschlaggebende Vorzug solcher Gesamtwerke: Daß sie an die Stelle eines Chaos zahlloser abweichender Einzelmeinungen das Gesamtbild setzen, das langjährige Forschungen und scharfe Urteilskraft im Geiste dessen geformt haben, der als der berufenste Darsteller seiner Fachwissenschaft — in diesem Falle der deutschen Vorzeit-Entwicklung — gelten darf. Das auf streng wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Werk wird somit zum Kunstwerk: denn es offenbart den gestaltenden Geist, der nach seinem Willen und aus seiner Einsicht heraus die Erscheinungen ordnet. Demgegenüber verblassen alle Einzelausstellungen.

Man könnte meinen, daß es sich in vielen Punkten um eine Wiederholung dessen handelt, was der Verfasser in der „Deutschen Vorgeschichte" bereits gegeben hat. Aber es geht diesmal um etwas ganz Neues. Stand dort der Gesichtspunkt im Vordergrunde, Gesamtbilder einzelner vorgeschichtlicher Zeitabschnitte zu geben, die die jeweilige Kulturhöhe des vorgeschichtlichen Deutschlands — gewissermaßen sein prähistorisches Ethos — beleuchten, so ist diesmal der Zweck der Darstellung eine streng systematische Behandlung des historischen Ablaufs der Erscheinungen, verbunden mit einer Analyse des Stammbaums der indogermanischen Einzelvölker. Mag künftige Forschung manche Einzelheiten berichtigen, manche Anschauungen ändern: hier liegt der erste große Wurf vor, der die Urgeschichte der Indogermanen mit allem Rüstzeug moderner vorgeschichtlicher und rassenkundlicher Ergebnisse behandelt.

Die indogermanische Frage archäologisch zu beleuchten war eines der ersten Hauptwerke Kossinnas. Sie in Einzelheiten auszubauen, sie in ihrer Gesamtheit immer weiter zu klären und immer schärfer zu erfassen, die reifste Frucht seiner Lebensarbeit. Um das Problem der indogermanischen Wanderung schwankt auch die Darstellung des vorliegenden Bandes. In ihm hat sie ihre klarste und reifste Behandlung erfahren.

Mit der am Ende der Eiszeit erfolgten ersten Einwanderung mittelsteinzeitlicher Bevölkerungselemente nach Nordeuropa beginnt der 4. Abschnitt des Gesamtwerkes, der der Entstehung des deutschen Volkes (ein viel zu bescheidener Titel für den Umfang der behandelten Probleme!) gewidmet ist. Einer ebenso knappen wie übersichtlichen Behandlung des Kulturgutes der Dobbertiner und Ellerbecker Stufe folgt eine ausführliche Darstellung der anthropologischen Funde dieser Frühzeit. Damit ist — man möchte fast

[1]) Im Frühjahr 1928 ist der 1. und der 2. Teil des Werkes in den Besitz des Verlages C. Kabitzsch übergegangen, zum Ersatz der auch in 2. Auflage vergriffenen „Herkunft der Germanen" desselben Verfassers als Band 6 in die Mannusbibliothek eingereiht worden und nunmehr nur noch als Gesamtband zu haben, auch gebunden.

Digitized by Google

wie bei einem Drama sagen — der Ausgangspunkt und das erregende Moment der Handlung gegeben: der Gegensatz zwischen Vorfinnen und Vorindogermanen, deren weitere — zunächst getrennt verlaufende — Entwicklung jene verwirrend bunte Kulturenfülle zeitigt, die das bewegte Bild der jungsteinzeitlichen Kulturen Mitteleuropas bestimmt; deren endgültige Verschmelzung schließlich zum Griff- und Angelpunkt der aufgerollten Frage und damit des sie behandelnden Werkes wird: im Ursprung der Germanen.

Den steinzeitlichen Zügen der Indogermanen ist somit der erste Hauptteil dieses 2. Bandes gewidmet. Was Kossinna in mühseliger Kleinarbeit in einer Fülle von Einzelabhandlungen untersucht und geklärt hat, die überall zerstreut in den Mannusbänden stehen, ist hier zum ersten Male unter ganz großen Gesichtspunkten zusammenfassend gewertet und in ein festgefügtes System gebracht worden. In knappster, aber dabei unser gesamtes heutiges Wissen durchaus erschöpfender Behandlung entrollen sich in fast dramatischer Bewegtheit jene 14 Indogermanenzüge, die der Verfasser unterscheidet. Mit ihnen das bunte, mannigfaltige Kulturgut, das sie vom Ostseebecken aus nach Mitteleuropa hineintrugen. Dazwischen eingeschoben kommt auch der bandkeramische Kulturkreis zur Geltung. Ein einzigartiges Bildermaterial erläutert den ebenso knappen wie klaren Text. Die zum Teil schon aus der „Deutschen Vorgeschichte" bekannten Abbildungen steinzeitlicher Gefäße und Geräte sind um viele charakteristische Typen vermehrt worden; dazu gesellt sich in überraschender Vollständigkeit das bisher wissenschaftlich untersuchte Schädelmaterial, das auch im Texte eine ausführliche Behandlung erfährt. Eine Anzahl neuer siedlungsarchäologischer Karten ergänzen auf's glücklichste die beschreibende und bildliche Darstellung der einzelnen Kulturgruppen, die auch dem Fachmann überall neue Gesichtspunkte und Anregungen bietet. Besonders hervorgehoben sei die gänzlich neuartige Behandlung der Noßwitzer Kultur, die hier zum ersten Male eine ihrer Bedeutung entsprechende Klarlegung ihrer Herkunft, Ausbreitung und Nachwirkung in den süd- und ostdeutschen Tochter- und Mischkulturen erfährt.

Mit der Schilderung der Ausbreitung des nordischen Feuersteinbeils ergibt sich der Übergang zu den Steinkeulen der Finno-Indogermanen, die hier zum ersten Male als ein wichtiges Kennzeichen dieses Stammes erkannt worden sind und eine ganz neuartige Auffassung ihrer typologischen Stellung erfahren. Wir sind damit zum Wendepunkt der Darstellung gelangt. Entwicklung, Ausbreitung und Beziehungen der Finno-Indogermanen zu den Indogermanen selbst sind es, die den 2. Hauptteil des Buches bestimmen. An eine eingehende Darstellung der jütischen Einzelgräber knüpft sich die Entwicklung der jütischen Streitäxte und der ihnen verwandten mitteldeutschen Axttypen. Ein Sonderkapitel schildert die Mondseekultur und ihre Beziehungen zum Ursprung der Griechen. Nach einer übersichtlichen Ableitung der doppelschneidigen Streitaxt der Indogermanen ist der Schlußteil des Buches jener großen Kulturgruppe gewidmet, die das Antlitz des spätneolithischen Mittel- und Nordeuropas beherrscht: der schnurkeramischen Kultur, deren Ausbreitung nach den verschiedenartigsten Richtungen hin verfolgt wird. Besonders dankbar zu begrüßen ist die ausführliche Behandlung der Oberschnurkeramik, in der der Verfasser das Hauptelement für den Ursprung der Aunjetitzer Kultur und damit zugleich der Italiker, Kelten und Illyrier sieht, deren früheste Auftreten und verwandtschaftliche Beziehungen zugleich an Hand der Sprachforschung geklärt werden.

Der Kreis der Betrachtungen schließt sich. Aus der Vermischung der von so vielen Auswandererströmen geschwächten Überbleibsel der dänisch-skandinavischen Indogermanen mit den am Ende der Steinzeit gewaltig aufkommenden Finno-Indogermanen der jütischen Einzelgräber ergibt sich die Keimzelle jenes Volkes, das in Periode II der Bronzezeit als Germanen in Südskandinavien, Dänemark und Norddeutschland auf den Plan tritt. Die im gleichen Gebiete auftretenden gemuschelten Feuersteindolche, deren Entwicklungsreihe in 4 Stufen vorgeführt wird, kennzeichnen zugleich das von den Germanen in der I. Bronzezeitperiode besetzte Gebiet.

Man mag in Einzelfragen anderer Meinung sein als der Verfasser; man mag — wie dies in dem jüngeren Geschlecht der Prähistoriker vielfach der Fall ist — einer so weitgehenden Verwendung von Stammesnamen zweifelnd gegenüberstehen: das alles ändert nichts an der Tatsache, daß in dem II. Teil des „Ursprungs der Germanen" ein Buch vorliegt, das in dem streng logischen Aufbau der Probleme, in der folgerechten Durchführung ihrer Entwicklung, in der straffen Gliederung und Verbindung der Einzelerscheinungen schlechterdings als ein Meisterwerk geistiger Gestaltungskraft bezeichnet werden muß, dem in unserer vorgeschichtlichen Literatur kaum ähnliches an die Seite gestellt werden kann. Das deutsche Volk wird dem kurz vor seinem 70. Geburtstage stehenden Verfasser für diese reifste Frucht seiner Altersarbeit dankbar sein.

Magdeburg. **Carl Engel.**

---

Digitized by Google

**P. Wilhelm Schmidt,** S.V.D., Volk und Rasse. Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet K.-G., München 1927.

Dieses Buch verlangt allen Ernstes, daß ein kirchlicher Lehrsatz als Grundlage rassenkundlicher Forschung anerkannt wird, eine Betrachtungsweise, die die Frage in das Gebiet des Glaubens verlegt und damit eine wissenschaftliche Würdigung schlechthin unmöglich macht. Von dem Glaubenssatz ausgehend, daß es in seelischer Beziehung einen erblichen Zusammenhang selbst zwischen Eltern und Kindern nicht gebe, stellt Pater Schmidt die Behauptung auf, daß für die Kultur rassisch-völkische Bindungen und Grundlagen nicht beständen, daß sie vielmehr ein Werk des reinen Geistes sei und ihre Erforschung somit allein der „rein geisteswissenschaftlichen Ethnologie" zukomme. Eine deutsche Vorgeschichtsforschung gibt es für den Verfasser anscheinend überhaupt nicht. Hinsichtlich der Indogermanenfrage folgt er den Theorien Paudlers, die seiner Zeit an dieser Stelle bereits gründlich widerlegt wurden. Sobald jedoch der Verfasser auf die von ihm vertretene völkerkundliche Kulturkreislehre kommt, verläßt ihn jede Vorsicht; als ob es sich noch heute um eine Terra incognita handelt, erfüllt er das vorgeschichtliche Europa mit einer Fülle theoretischer Kulturkreise und -zusammenhänge, die jeder archäologischen Grundlage entbehren.

Durch die sehr geschickt zusammengestellten Einwände gegen heute noch bestehende Lücken in der Erblichkeitslehre und auf die von fanatischem Haß getragenen Angriffe gegen die nordische Rasse sowie den nordischen Gedanken und seine Träger von Gobineau bis Günther einzugehen, erübrigt sich, denn ihr Vater ist nicht wissenschaftliche Sachlichkeit, sondern der bewußte Wille zur Zerschlagung der nordischen Bewegung. Im übrigen gehört der Verfasser zu jener traurigen Art von Deutschen, denen es stets eine besondere Freude bedeutet, wenn sie etwas gefunden zu haben glauben, was sie berechtigt, „einen weiteren gewaltigen Abstrich von den so gerühmten Kulturleistungen der nordischen Rasse" zu machen.

Berlin. **Hertha Schemmel.**

---

Dr. **Willibald Hentschel:** Vom Vormenschen zum Indogermanen. Gedanken über Menschwerdung und Rassebildung. Hammer-Verlag. Leipzig 1927.

Der Verfasser vertritt die Ansicht, daß die europäischen Rassen aus einer Kreuzung der schwarzen und der gelben Rasse entstanden seien und sucht ihre Urheimat in Polynesien. Wenn man wirklich an einen gemeinsamen Ursprung aller Rassen glauben will, so liegt die Spaltung in die großen Hauptrassen zweifellos der Wurzel sehr nahe, denn sowohl Mongolen als Neger sind keineswegs ursprünglich, sondern eher Schlußpunkte einer langen Eigenentwicklung. Außerdem ist es gegen alle Erfahrung, daß aus einem Sammelbecken aller erdenklichen Rassen und Rassenspritzer, also einem richtigen Völkerbrei, jemals rassische Höchstwertigkeit und schöpferische Höchstleistung hervorgehen können. — In der Indogermanenfrage folgt Hentschel im wesentlichen Paudler, dessen Gedankengänge hier bereits beleuchtet und abgelehnt worden sind. Mit den Ergebnissen der Vorgeschichtsforschung scheint sich der Verfasser wohl kaum vertraut gemacht zu haben; sonst würde er schwerlich so merkwürdige Ansichten äußern wie die, daß die germanische Kunstleistung der Bronzezeit noch weit hinter der südafrikanischen Buschmannskunst zurückstehe u. a. m.! — Der von Hentschel der nordischen Rasse zugeschriebene Dionysos-Sabazios-Kult ist offenbar der Mittelmeerrasse zugehörig. Schon seine orgiastische Wesensart und der von Hentschel in diesem Kult gesehene Zweck der biologischen Auslese durch Tanz widersprechen dem Wesen der nordischen Rasse vollkommen. Was die angeblichen Entsprechungen auf deutschem Gebiet betrifft, so sind gerade die Wallburgen zwar in illyrischer und slawischer, aber nicht in germanischer Zeit benutzt worden, und die Walpurgisnacht und ähnliches sind nur aus christlicher Zeit überliefert, so daß es schwer bleibt zu entscheiden, wie weit hier bereits „dionysisch-"südliche Einflüsse mitgewirkt und in die ursprünglichen germanischen Vorstellungen das heute als Entsprechung Erscheinende erst hineingetragen haben, oder ob hier schon von vornherein ablehnende Vorstellungen über eine vorgermanische, als fremd empfundene Gedankenwelt vorliegen.

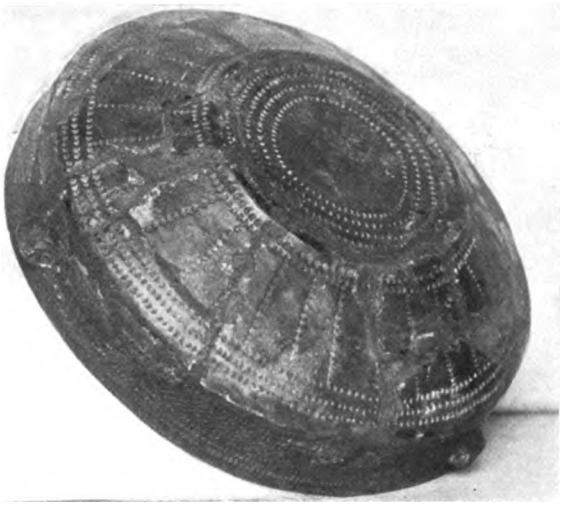
Berlin. **Hertha Schemmel.**

Digitized by Google

1a

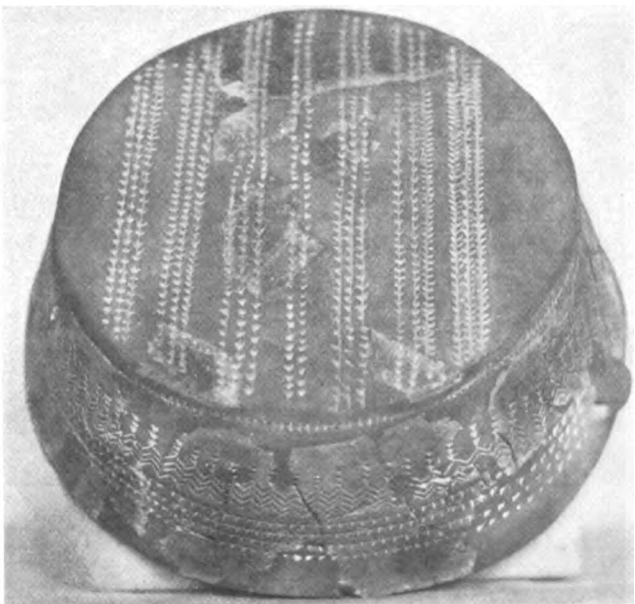
1b

2b



3

2a



4

Abb. 1a, b, 2a, b, 3 und 4. Groß-Ammensleben (Kreis Wolmirstedt). (Museum Magdeburg.)



Digitized by Google

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Abb. 8. Dönstedt (Kreis Neuhaldensleben). (Museum Magdeburg.)

Abb. 9. Gerwisch (Kreis Jerichow I). (Museum Magdeburg.)

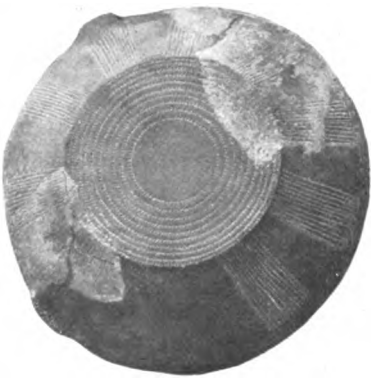
11

10

12

Abb. 10, 11, 12. Gerwisch (Kreis Jerichow I). (Museum Magdeburg.)

Abb. 15. Gerwisch (Kr. Jerichow I). (Museum Magdeburg.)



17

18

Abb. 17, 18. Hohenwarsleben, Kreis Wolmirstedt. (Museum Magdeburg.)



Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 19. Hohenwarsleben (Kreis Wolmirstedt). (Museum Magdeburg.)

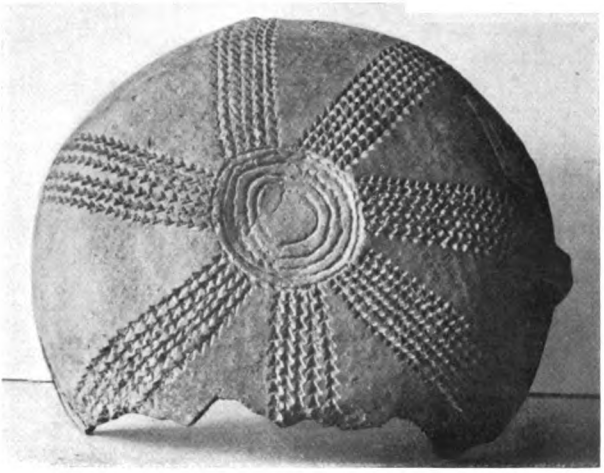


Abb. 26. Wedlitz (Anhalt). (Museum Bernburg.)

21 22a 22b

Abb. 21, 22a, b. Hohenwarsleben (Kreis Wolmirstedt. (Museum Magdeburg.)

Abb. 27. Rösszeberg bei Bernburg. (Museum Bernburg.)

Abb. 28. Cörmigk (Kreis Köthen i. A.) (Museum Köthen.)



Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 31. Bornitz (Kreis Zeitz). (Museum Zeitz.)

Abb. 41. Hundisburg (Kreis Neuhaldensleben). (Museum Neuhaldensleben.)

Abb. 52. Pißdorf (Kreis Köthen). (Museum Köthen.)

Abb. 54. Köthener Land (Anhalt). (Museum Zerbst) (ehemalige Rehfeldsche Sammlung.)

Abb. 53. Köthener Land (ehemalige Wahnsche Sammlung). (Museum Köthen).

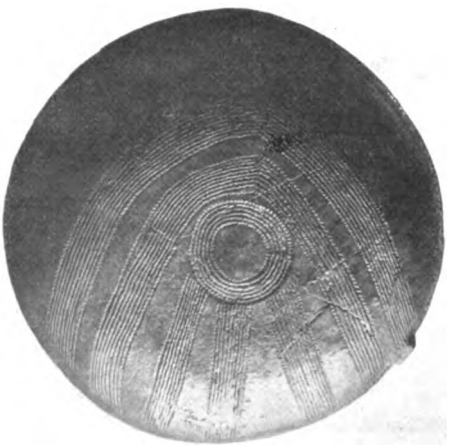


Abb. 55. Emden (Kreis Neuhaldensleben). (Prov.-Mus. Halle.)



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

**Verbreitungskarte der Schönfelder Keramik** (entworfen von Carl Engel).

Digitized by Google

Digitized by Google

Dieses Heft bildet den Schluß des 20. Bandes

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

# Mannus

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

## Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

20. Band (1928)
Heft 4b

Leipzig • Verlag von Curt Kabitzsch
1928

Digitized by Google

# Inhalt des vorliegenden Heftes 4b des 20. Bandes:

## I. Abhandlungen.


| | | Seite |
|---|---|---|
| Strzygowski, Josef: | Der Humanismus und die Kunstgeschichte des Ostens und Nordens | 369 |
| Adrian, Walther: | Beiträge zur Vorgeschichte Minden-Ravensbergs. Mit 18 Abb. im Text | 384 |


## II. Mitteilungen.


| | | |
|---|---|---|
| Braune, Kurt: | Ein neuer Fund der Glockenbecherkultur im Leipziger Land. Mit 9 Abbildungen | 409 |
| Moschkau, Rudolf: | Ein Glockenbecher von Pegau bei Leipzig? Mit 2 Abbildungen | 416 |
| Müller-Brauel, Hans: | Ein mandelförmiges Feuersteingerät aus dem Kreise Zeven. Mit 1 Abbildung im Text | 418 |
| Braune, Kurt: | Töpfereirohmaterial der Latènezeit mit Kammstrichen und Fingerabdrücken. Mit 4 Abbildungen | 421 |
| Krone: | Die Skelettgräber vom Mühlenberge bei Wolfwiesche. Mit 2 Abb. im Text | 425 |
| Kossinna, Gustaf: | Zum Kreuz von Wolfwiesche | 428 |
| | **III. Bücherbesprechungen** | 429 |


## IV. Nachrichten.


| | |
|---|---|
| Polemik Wolfgang Schultz | 445 |
| Polemik Menghin-Bayer | 447 |
| Gustaf Kossinnas 70. Geburtstag. Mit 1 Tafel | 449 |



# Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Förderung der Vorgeschichte unseres Volkes ist jetzt nationale Pflicht, dies kann nicht besser geschehen als durch Beitritt zur genannten Gesellschaft.

**Der Mitgliedsbeitrag** der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte beträgt für 1929 16 RM.; für Mitglieder der Berliner Zweiggesellschaft 1 RM. mehr; Österreichische Mitglieder zahlen fürs Jahr 24 Schilling, Mitglieder in der Tschechoslovakei 120 kč. Im übrigen beträgt der Beitrag für Mitglieder im Ausland 18.— RM. Die Einzahlung des Beitrages hat an den Verlag von Johann Ambrosius Barth, Leipzig, Salomonstraße 18b, dem der Verlag Curt Kabitzsch angegliedert ist, zu erfolgen. (Postscheckkonto Leipzig 28, Postparkassenkonto Wien Nr. 156720; Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen, Prag, Krakauer Gasse 11). Die Mitglieder erhalten den „Mannus" kostenlos, das auf etwa 12 Nummern berechnete „Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit" zum Vorzugspreis von 3.— RM. s. Porto.

**Neuanmeldungen** sowie **Abmeldungen** sind entweder an den Vorsitzer, Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstrasse 10 oder an den Schatzmeister der Gesellschaft, Herrn Ernst Suetblage, Berlin NW 21, Quitzowstraße 123, zu richten.

**Anschrift-Änderungen** erbeten an den Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig, Salomonstraße 18b.

**Manuskripte, Vorlagen** usw. sind nur an den Herausgeber, Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Lichterfelde, Karlstraße 10 einzuliefern (Einschreiben!). Manuskripte sollen möglichst einseitig beschrieben sein, Zeichnungen reproduktionsfähig ausgeführt unter Vermeidung von Bleistiftstrichen oder mit Bleistift ausgeführten Schattierungen. Am besten geeignet sind Federzeichnungen, die jedoch tief schwarz gehalten sein müssen. Graue Striche erschweren die Wiedergabe.

**Der Bezugspreis** des „Mannus", im Buchhandel während des Erscheinens beträgt ab Band 21 RM. 28.— (einschließlich des Nachrichtenblattes für deutsche Vorzeit), nach Abschluß des Bandes wird er erhöht. Beim 20. Bande mußte wegen Stoff-Überfluß ein besonders zu berechnetes Heft 4a zwischengeschaltet werden. Preis Rm. 6.50 Ferner sei auf die Ergänzungsbände aufmerksam gemacht, von welchen 6 bereits vorliegen.

**Die Bände I—XX** und Ergänzungsband I bis VI können neu eintretende Mitglieder und Abonnenten, soweit noch vorhanden, nachbeziehen. Man wende sich an den Verlag.


Digitized by Google

# I. Abhandlungen.

## Der Humanismus und die Kunstgeschichte des Ostens und Nordens.

Von Josef Strzygowski.

Unter Humanismus verstehe ich hier nicht „Menschentum", sondern jene verstockte Gesinnung, die uns seit Jahrhunderten im Genicke sitzt und glaubt, ohne Latein sei Bildung unmöglich und die Welt überhaupt erst durch Rom und den Hellenismus der Segnungen einer höheren Geistigkeit teilhaftig geworden. Vor allem hätten die Barbaren des europäischen Nordens und die Primitiven im Innern Asiens in der bildenden Kunst womöglich alles der unerschöpflichen Zeugungskraft der Mittelmeerländer zu danken. Was ich von dieser Art Glauben halte, ist in zwei Werken ausgesprochen, der „Krisis der Geisteswissenschaften" 1923 und „Forschung und Erziehung" 1928. Im vorliegenden Aufsatze möchte ich die Besprechung eines Hauptwerkes humanistischer Kunstgeschichte in einen Rahmen bringen, der Fernerstehenden deutlich machen soll, was da eigentlich in neuer Auflage geschieht.

Das österreichische archäologische Institut veranstaltet einen Neudruck des 1901 zuerst erschienenen Werkes von Riegl „Spätrömische Kunstindustrie nach den Funden in Österreich-Ungarn" mit verkürztem Titel[1]), in handlichem Format und mit einigen neuen Abbildungen. Im übrigen hat der Institutsvorstand ein Vorwort, ein Anfänger ein Nachwort geschrieben und vernünftigerweise diesmal wenigstens ein kurzes Register angehängt. Das ist der Tatbestand. Ich trenne im Berichte das Rieglsche Werk von seiner jetzigen Einkleidung. Zunächst also Riegl selbst, aber nicht für sich allein, sondern mit einigen der Umstände, die es möglich machten, daß seine Arbeit, wie es geschah, in die Öffentlichkeit trat. Es ist nun über 30 bzw. über 25 Jahre her, daß in Wien in auffallender Folge zwei Bücher erschienen, beide von sog. neueren Kunsthistorikern geschrieben, aber der römischen bzw. spätrömischen Kunst gewidmet. Wickhoffs „Wiener Genesis" 1895 und eben das Rieglsche Werk. Man sollte meinen, ein Vierteljahrhundert hätte die klassischen Archäologen, die ursprünglich gewiß eine große Freude an diesen beiden Werken haben durften, zur Besinnung bringen müssen. Da das nicht der Fall ist und jetzt auch Riegl, wie schon 1912 Wickhoff in einer Neuausgabe erscheint, in der der Vorstand des archäologischen Instituts, E. Reisch, das Buch trotz aller Mängel als ein „Muster wissenschaftlicher Methodik" hinstellt, so dürfte

[1]) Alois Riegl, Spätrömische Kunstindustrie. Druck und Verlag der österreichischen Staatsdruckerei in Wien 1927. Mit 2 farbigen und 21 einfarbigen Tafeln und 116 Abbildungen im Texte. 8°. Mk. 28. Ich folgte gern der Einladung der Schriftleitung, das Werk hier zu besprechen.



Digitized by Google

es vielleicht an der Zeit sein, einmal ernstlich zu fragen, worin diese völlige Urteilslosigkeit eines klassischen Archäologen eigentlich begründet sein könne.

Die beiden Arbeiten liefen darauf hinaus, die Bildende Kunst als etwas völlig für sich Bestehendes auf gewisse eingebildete Eigengesetze hin behandeln zu wollen, Wesensbetrachtung also ohne die Voraussetzung einer genauen Kenntnis der Denkmalkunde zu treiben und ohne überdies zu bedenken, daß alles, was auf diese unmethodische Art an Möglichkeiten aufgewiesen wurde, doch erst durch eine methodisch einwandfreie Erklärung in glaubwürdige Tatsachen der Entwicklungsgeschichte hätte umgewandelt werden müssen. Wickhoff sowohl wie Riegl ließen sich, wie ich es nenne, als Beschauer hemmungslos gehen; in Haltung und Gebärde ernster Beobachter wußten sie alle Welt zu verblüffen. Es soll die Aufgabe nachfolgender Untersuchung sein, in diese Dinge etwas Licht zu bringen.

Ich habe dazu den vorstehenden Titel gewählt, weil die beiden Werke im ausgesprochenen Wettstreit mit meinen Arbeiten über den Osten und Norden ein Bollwerk geradezu aufrichten wollten, das jeden Angriff auf die humanistische Auffassung von vornherein als überholt erscheinen lassen sollte. Ich habe die Angelegenheit in den letzten Jahren ganz aus dem Auge verloren, soweit nicht der völlig dilettantische, zweite Band des Rieglschen Werkes, der vom österreichischen archäologischen Institut E. H. Zimmermann anvertraut worden war, mich veranlaßte, in den Acta Academiae Aboensis Hum. IV unter dem Titel „Das Erwachen der Nordforschung in der Kunstgeschichte" auf dieses Gebahren näher einzugehen. Hier habe ich es lediglich mit Wickhoff und vornehmlich Riegl zu tun und teile die Besprechung planmäßig im Sinne meiner „Krisis" ein. Ich mußte Wickhoff dazu nehmen, weil durch die Wiederholung erst deutlich wird, was damals von Wien aus eigentlich geschah.

## I. Denkmalkunde.

In dem einen Werke handelte es sich um die Wiener Genesis, eine griechische, also eine Handschrift, die von vornherein im Osten entstanden sein dürfte und der Herkunft nach auch tatsächlich von Konstantinopel nach Wien gelangt ist. Es war also selbstverständliches Erfordernis, daß der Forscher, dem die Akademie der Wissenschaften in Wien die Bearbeitung dieser Genesis anvertraute, die Christliche Kunst des Ostens kannte. Daher ist denn auch von der Kritik oft genug hervorgehoben worden, daß man für die Feststellung des Kunstkreises, dem diese griechische Genesis angehört, die hellenistisch-christliche und jüdische Kunst der führenden Großstädte um das östliche Mittelmeerbecken kennen mußte, vor allem Alexandria, Antiochia und Kleinasien. Wickhoff glaubte in der Miniatur Fol. XXIII 46 (Jakob beruft seine Söhne) im Hintergrunde den Vesuv erkennen zu dürfen und rät daraufhin auf Kampanien als Entstehungsort. Das war wohl nur ein verlegenes Auskunftsmittel, um irgendwie auch rein äußerlich die Verquickung seines Buches über die römische Reichskunst mit der griechischen Genesis zu erklären. Da er sich der Mühe überhob, auf Grund der wenigen erhaltenen antiken Kodizes und der altchristlichen Handschriften sonstige Lokalisierungsversuche zu machen, sondern sich ganz einfach auf seine römische Reichskunst versteifte, war schon von dieser Grundlage her ein Versuch, die Wiener Genesis einzuordnen, ausgeschlossen. Tatsache ist, daß Wickhoffs Schüler Dvořak in der zweiten Ausgabe 1912 zugibt, Wickhoffs Arbeit über die römische Kunst sei das Ergebnis einer weit zurückgehenden Beschäftigung und die Wiener Genesis

Digitized by Google

nur der äußere Anstoß zur Niederschrift gewesen. In Wirklichkeit haben beide gar nichts miteinander zu tun, wurden nur gewaltsam vereinigt, als die Akademie der Wissenschaften Wickhoff den Auftrag gab, die Genesis herauszugeben.

Für das andere Werk lagen ausgesprochene Funde der Völkerwanderungszeit, wie ich sie Preuß. Jahrbücher 1893, S. 448f. genannt hatte, Denkmäler des „Völkerwanderungsstiles" in Österreich-Ungarn herum und ließen eine zusammenfassende Arbeit wünschenswert erscheinen. Wie daraus eine Arbeit über spätrömische Kunst werden konnte? Es sieht so aus, als wenn auch Riegl ein seit Jahren in Fortsetzung von Wickhoff vorbereitetes Werk wie Wickhoff selbst im letzten Augenblicke mit der ihm zur Bearbeitung anvertrauten Denkmälergruppe verbunden hätte, die beiden Wiener Werke also mehr als auffallend in ihrer Entstehung von gleicher Art wären. Tatsache ist, daß Riegl im Kampf mit mir zugab, an seinem Buche 15 Jahre gearbeitet zu haben. Man sollte meinen, daß das archäologische Institut in Wien, das diese Arbeit zu vergeben hatte, sich den Mann zunächst einmal daraufhin ansah, ob er die Kunst der wandernden Völker, also vor allem die der Germanen, Hunnen, Avaren usw. etwas kannte. Wieder wie im Falle Genesis-Wickhoff geschah das Unmögliche, man übertrug die Bearbeitung einem Gelehrten, der dem Norden und dem eigentlichen Asien seit den „Stilfragen" geflissentlich aus dem Wege ging.

Es sieht wahrhaftig so aus, als wenn bei der Wahl gar nicht die selbstverständlichen wissenschaftlichen Forderungen in Frage gekommen wären, sondern sonstige Gründe. Ob es uns gelingen wird, sie im letzten, dem Beschauerabschnitte zu enträtseln? Vorläufig bleiben wir bei den Sachen selbst, der Wiener Genesis und den Funden aus der Völkerwanderungszeit.

Was geschah? Wickhoff ging nicht ergänzend nach Konstantinopel und dem Osten, Riegl nicht nach dem europäischen Norden und dem eigentlichen Asien, sondern beide blieben ruhig bei ihren gewohnten Arbeitsweisen. Methodisch war zu erwarten, daß sie nach Beschreibung der Denkmäler selbst wenigstens einige verwandte Kunstwerke nach Ort und Zeit vorführen und so zunächst rein philologisch-historisch die Frage soweit klären würden, daß dann die fachmännische Untersuchung nur mehr die Entscheidung in der vorbereiteten Zuspitzung zu bringen hatte. Nichts von alledem. Wickhoff wie Riegl haben das Fach nicht nur in seinem hergebracht philologisch-historischen Vorgehen, sondern auch in seiner selbständig planmäßigen Arbeitsart verraten, sie haben sich beide in so unerhört willkürlicher Weise gehen lassen, daß, wenn die Kunstgeschichte eine ausgebildete Wissenschaft gewesen oder auch nur der Humanismus sich auf mehr als die Zustimmung eingelassen hätte, man damals schon auf meinen Einspruch hätte hören müssen.[1]) Wickhoff wie Riegl bauen ganz auffallend gleichartig zuerst ihren völlig aus der Luft gegriffenen Rahmen, der eine in einer römischen, der andere in einer spätrömischen Reichskunst und pressen dann ihre Denkmäler in diese Auffassung. Das ist das gerade Gegenteil dessen, was man Methode nennt.

Wickhoff hatte in seinen Untersuchungen schon denkmalkundlich, d. h. nach der von Humanisten ausgebildeten philologisch-historischen Methode vom Osten, Riegl vom Norden ausgehen müssen; daß sie es nicht taten und dieser Grundfehler in der allgemeinen Anerkennung der Humanisten unbeachtet übergangen wurde, zeigt schon, wie richtig die beiden Herren dachten, d. i. ihres

[1]) „Orient oder Rom". S. 1f. und Byzantinische Zeitschrift XI, S. 263f.



Digitized by Google

Erfolges sicher waren und alle wissenschaftlichen Bedenken in den Wind schlagen konnten. Riegl fällt es gar nicht ein, zu bedenken, daß Rom die Mitte eines Weltreiches war und ob die künstlerischen Werte, die dort zusammen strömten, zuerst in Rom selbst oder sonst irgendwo bis an die Grenzen des Reiches und darüber hinaus auftraten. Er sieht den Osten und den Norden überhaupt nicht. Auf diesem Wege läßt sich natürlich alles als spätrömisch beweisen. Erst in einem späteren Aufsatze in den Wickhoff gewidmeten Beiträgen zur Kunstgeschichte lenkt er 1903 ein, indem er dem Oströmischen nachgeht. Dieser Nachtrag hätte selbstverständlich in der Neuauflage abgedruckt werden müssen. Ich bin überzeugt, daß, wenn Riegl am Leben geblieben wäre, er bei reiferen Jahren seine Stilfragen und die spätrömische Kunstindustrie ebenso verleugnet hätte, wie 1902 sein Buch über den altorientalischen Teppich.

Aber schließlich sagt man, wenn auch das Buch falsch sein möge, bleibt seine Methode doch mustergültig. Lassen wir die denkmalkundlichen Einwände beiseite, die starke Seite in Riegls „Spätrömische Kunstindustrie" liegt in der allgemein kunstwissenschaftlichen Betrachtungsweise. Tatsache ist, daß die Ästhetik das Werk lebhaft aufgegriffen hat und Riegl fast noch mehr Mode wurde als Wickhoff.

## II. Wesensbetrachtung.

Es genügt eigentlich, wenn festgestellt wird, daß Wickhoff aus Anlaß der griechischen Genesis eine Untersuchung über die römische Kunst lieferte und Riegl aus Anlaß der Völkerwanderungsfunde eine spätrömische Kunst des 4. bis 8. Jahrhunderts erfand, ohne sich den Teufel um das zu kümmern, was zu bearbeiten war. Die klassischen Archäologen, die sich nie viel mit Rom und der Kunst bis auf Karl d. Gr. beschäftigt, auch selbst noch gar keine strenge Methode in der Bearbeitung der antiken Kunst ausgebildet hatten, ließen sich die beiden echt Wiener humanistischen Husarenstücke gerne gefallen, brachten sie ihnen doch Anregung und Gebietszuwachs genug. Auch war ihnen ja diese Art, mit der Kunst handgemein zu werden, wie sie Wickhoff mit den Schlagworten seiner Zeit, Riegl im Sinne Hildebrands mit einem eigenen Wortschatze anbahnten, völlig neu. Heinrich von Brunn und Adolf Furtwängler, meine Lehrer — von Carl Robert gar nicht zu reden —, waren damit in den Augen der Jüngeren überwunden und man kann heute in der Bearbeitung der antiken Kunstgeschichte bisweilen eine Sprache finden, die jener von Kunstzeitschriften unserer Tage nichts an Selbstherrlichkeit nachgibt.

Lassen wir also jetzt einmal die eigentlichen Aufgaben, die beide Forscher zu erfüllen gehabt hätten und nicht erfüllten, beiseite und fragen wir uns vom Sachstandpunkte, was sie eigentlich in der Herausarbeitung des Römischen getan hätten, dann ist klar, daß beide — und darin liegt der dauernde Wert ihrer Arbeit — etwas versucht haben, was ich Wesensbetrachtung nenne, beide freilich in dem Glauben, Entwicklungsgeschichte zu treiben. Wickhoff will drei Fragen beantworten: wie und wann bildete sich eine römische Kunst, wie wird die kontinuierende Erzählungsweise ihr Ergebnis und unter welchen Umständen wird diese auf christliche Vorstellungen übertragen?

Da er nicht selbständig an das Ganze dessen, was wir „Altertum" oder „Antike" nennen, herantrat, sondern einfach, was die klassischen Archäologen und Philologen über diesen Kunststrom erarbeitet hatten, übernahm und nur einzelnes zurechtrückte, so konnte er sich auch keine Gedanken darüber machen,

Digitized by Google

ob die Geschichtsklitterung, die aus der Antike einen einheitlichen Kunststrom gemacht hat, Recht behält. Im Gegenteil, Wickhoff setzte alles daran, den humanistischen Stammbaum: Alter Orient — Hellas und Rom — Abendland möglichst zu sichern. Das nennt man eben Kunstgeschichte im humanistischen Sinne. Wenn die gesamte Antike als eine einzige, zusammenhängende Entwicklung betrachtet und Griechisches in seiner Eigenart ebensowenig gesehen wird wie das, was für den alten Orient kennzeichnend ist, dann kann man natürlich wagen, die sich bietenden Möglichkeiten einer rein persönlich eingestellten Wesensbetrachtung ohne jede entwicklungsgeschichtliche Nachprüfung vorzutragen. Ich bringe nunmehr an die Wickhoffsche Auffassung meine eigene heran.

Während ich seit 1887, von „Cimabue und Rom" ausgehend, allmählich den ganzen Osten und Norden wissenschaftlich durchwanderte, haben sich mir natürlich nicht nur Schlüsse auf die Entstehung der christlichen Kunst ergeben, vielmehr habe ich immer und immer wieder über die Kunst des Mittelmeerkreises nachdenken müssen und bin da gerade in einem Gebiete der Kunstgeschichte, von dem ich einst in Berlin und München ausgegangen war, zu Anschauungen gelangt, die man kennen muß, um meine Stellungnahme im Falle Wickhoff-Riegl zu verstehen. Als ich noch klassischer Archäolog war, da verstanden wir unter „Antike" die griechisch-römische Kunst, empfanden es aber als einen Mangel, daß sich die klassische Archäologie so wenig um Ägypten und Mesopotanien kümmerte. Das ist inzwischen sehr viel anders geworden. Mancher klassische Archäologe bearbeitet heute die Kunst der altorientalischen Monarchien so ausgiebig, daß er womöglich gar nicht zu Griechenland und Rom kommt. Ich fürchte, wir verfallen damit in den entgegengesetzten Fehler. Schon deshalb halte ich es für angezeigt, das, was mich meine Lebenserfahrung gelehrt hat, hier vorzubringen, die griechische Kunst, auf die es mir im besonderen ankommt, könnte sonst leicht in die Hinterhand gelangen.

Es ist ja wahr, die in Griechenland und Kleinasien wie auf den Inseln dazwischen einwandernden Nordvölker haben von Kreta und den altorientalischen Monarchien zweierlei in ihre auf dem Holze und der geometrischen Ausstattung begründete Nordkunst übernommen: Das Bauen in Stein, wenn auch unter Beibehaltung der überlieferten Holzformen, und die Darstellung im Wege der menschlichen Gestalt. Darüber scheint kein Wort weiter nötig. Ebenso aber ist es wohl auch eindeutig klar, daß die griechische Kunst deshalb noch lange nicht Geist vom Geiste des alten Orients wurde. Vielmehr kann darüber gar kein Zweifel sein, daß die hier in Betracht kommenden eingewanderten Nordvölker ihre angestammte Gesinnung bewahrten und, wie sie ihren alten Holztempel jetzt formal in Stein weiterbildeten, so auch in Anwendung der menschlichen Gestalt für das, was sie künstlerisch zu sagen hatten, seelisch im angestammten Geleise blieben. Das änderte sich erst, als Alexander von Makedonien aus die alte Welt eroberte und Hellas im Rahmen der neuen Weltmachtgier Nebensache wurde.

Wir haben es also in der Geschichte der griechischen Kunst mit zwei streng voneinander zu trennenden Abschnitten zu tun, der eigentlich griechischen Kunst, die trotz mannigfacher Entlehnungen in Inhalt und Form durchaus selbständig ihren alten nordischen Weg weiterging, in der Bildenden Kunst also dem Ausdrucksbedürfnisse des einfachen, schlichten Nordmenschen gerecht zu werden suchte, und einem zweiten Abschnitte, in dem die griechische Kunst, wie Pontius ins Credo, dazu kam, von Alexander und den Diadochen in den

Digitized by Google

Dienst der von den altorientalischen Monarchien übernommenen Machtgesinnung, die mit dem Norden unmittelbar gar nichts mehr zu tun hat, übernommen zu werden.

Es ist gar keine Wahl, wenn wir jetzt fragen: was ist eigentlich „antik", das Griechische vor oder nach Alexander? Beides zugleich unmöglich. Ich habe mich so entschieden, daß ich unter Antike die altorientalische Kunst und ihre Fortsetzung in den hellenistisch-römischen Weltreichen verstehe. Diese Machtkunst hat mit dem Altgriechischen näher nichts zu tun; ich schalte es daher ganz aus der Antike bzw. dem sog. Altertum aus und sehe es neben dem Indischen und Iranischen als die wichtigste erhaltene Quelle für die Wiederherstellung jenes Nordischen an, das wir über Humanismus und Mittelmeerglauben gänzlich im eigenen Sinne zu entdecken vergessen haben. Unsere Feinde im Weltkriege haben uns mit dem einstimmigen Pressegeheul, wir seien Barbaren, sehr zu schaden gewußt; wir tun nichts anderes, wenn wir, statt uns von Hellas, Indien und Iran aus ein Bild der nordischen Gesinnung und Kunst zu bilden, das von den Italienern ererbte Barbarengeheul der Humanisten mitmachen. Die Dinge liegen nun einmal anders, als sie uns in den letzten Jahrhunderten von Wissenschaft und Schule vorgekaut wurden. Etwas Falsches wird nicht wahr dadurch, daß es immer wiederholt wird. Griechen und Römer haben kaum erwartet, daß ihr Urteil über das, was nicht von ihrer Art war, von den Nachkommen der Nordvölker selbst bis auf den heutigen Tag stumpfsinnig nachgeredet werden würde.

Ich sehe von der Bildenden Kunst aus, daß die Dinge nicht so liegen, wie sie die Philologen und ihre Nachbeter seit Jahrhunderten gewohnheitsmäßig darzustellen beliebten. Es hat in Osten, d. h. in Asien, eine blühende Nord- und Nomadenkunst gegeben, die im Hellenismus neuerdings maßgebenden Einfluß auf die Antike gewann, nachdem sie schon an den altorientalischen Kunstströmen bis zum Altjonischen mitgearbeitet hatte. Das war die Kunst der hochasiatischen Zeltnomaden und der westasiatischen Rohziegelbauern. Die Einbildung, daß in Ägypten und Mesopotamien die älteste Kunst erhalten sei, ist nicht nur im Westen, sondern vor allem auch im Osten überholt. Von allen diesen Dingen hätte Wickhoff, wenn er die Wiener Genesis einer- und Rom andererseits gerecht werden wollte, etwas ahnen sollen. Beide haben gar nichts mit Hellas zu tun, gehören vielmehr beide dem Machtstrome an, der vom alten Orient durch Alexander auf Europa übergeleitet wurde und im Wege des Hellenismus Teile der östlichen und westlichen Welt eroberte. Wer erfahren will, was aus Hellas selbst wurde, der lese G. A. Eisens Prachtwerk „The chalice of Antioch", das ähnlich wie Wickhoff und Riegl Wege verbindet, die kaum zusammengehören.

In Rom lebte sich der altorientalisch-hellenistische Machtstrom aus. Er hat sich nur durch Naturalismus und Illusionismus zu helfen gewußt, wie der Hellenismus vorher das Griechische übernahm, um es im Wege eines machtwütigen Barock für die Zwecke des vom alten Orient nach dem Westen ziehenden monarchischen Stromes tauglich zu machen. Was Wickhoff römisch bzw. italienisch nennt, ist zum größten Teil auf Rechnung des Endes der Antike zu setzen, die nach dem Barock nüchtern wird und endlich mit Kunst- und Naturnachahmung aller Art sich über Bord hält. Ich denke, wir haben eine ähnliche „Entwicklung" seit dem Zusammenbruche der Blüte, die der Norden in Italien seit dem 14. Jahrhundert hervorgerufen hatte, zur Genüge erlebt: die Macht hat sich ebenso wie am Ende der Antike mit Barock, Empire und allen

Digitized by Google

Abstufungen von Naturalismus und Eklektizismus, vor allem aber dem ewig wiederkehrenden Klassizismus zu helfen gewußt.

Gehen wir nun auf Riegl über. Nachdem Wickhoff für die Blüte der römischen Reichskunst Naturalismus und Illusionismus, also die ausgesprochendste Naturnachahmung, als im besonderen italische Werte angesprochen hatte, glaubte Riegl nun der Antike auch noch das gerade Gegenteil davon als letzte das Mittelalter begründende Tat zuschanzen zu können. Der humanistische Stammbaum hatte den beiden Herren offenbar die Köpfe verdreht. Sprach schon aus Wickhoff glühender Enthusiasmus für die antike Kunst, so wirkt Riegl dazu noch als fanatischer Dogmatiker. Er prüft nichts, was er systematisch wagt, historisch nach, Böttticher ist ein Waisenknabe gegen ihn. Wie der Tempel aus dem Willen einmal der Ägypter, dann aus dem der Griechen entsteht, das ist wahrhaft irrsinnig.

Riegl sieht nicht, wie im Ägyptischen ein älterer afrikanischer Höhlenbau in den Freiraum und im Griechischen der nordische Holzbau in Stein übertragen wird. Was er sich in den Kopf setzt, wird zum Kunstwollen; es gibt kein Halten. Er hatte nie viel mit Baukunst zu tun gehabt, redet darüber ganz unverantwortlich daher, ohne auch nur eine Ahnung von den Zusammenhängen zu haben. Ich begreife, warum dieses geistvolle Gedankenschieben auf Nichtfachleute Eindruck macht: sie springen mit den Sachen ja ähnlich willkürlich um. Nebenbei bemerkt, ist für Riegl wie seinerzeit für Venturi alles römisch, was in Rom steht. Wie das Pantheon, die Minerva Medica, die Thermen usw. dahin kamen, kümmert ihn nicht im geringsten. Er sieht nicht die Großstadt, in der alles zusammenströmt und die dabei seelisch völlig unschöpferisch bleibt. Nach seiner Vorstellung setzt sich das eine Mal eine Gruppe Ägypter, dann Griechen, endlich Römer zusammen: „Nun wollen wir mal einen Tempel oder etwas wie das Pantheon bauen". Riegl stellt sich die Art des Vorgehens 1900 von seinem Gegenwartsstandpunkt aus vor. Er vergißt zu vergleichen und damit zu rechnen, daß auch dann nur eine Ursprungsmöglichkeit erreicht ist. Man vergleiche über die Methode ausführlich meine Krisis. Es hat der „Kunstgeschichte" nichts so sehr geschadet als die ungeheuerlich unmethodische Art, in der Riegl vorgeht. Das Fach sperrt sich jetzt gegen jeden strengen Zwang, Wickhoff und Riegl öffneten prächtige Wandelgänge jenseits aller wissenschaftlichen Verpflichtung. Mit solchen Leuten konnten Akademien und Fakultäten machen, was sie wollten. Methodische Überlegungen vom Fachstandpunkte aus gab es höchstens auf neutralem Gebiete, so bei Riegl in seiner letzten prächtigen Arbeit über „Das holländische Gruppenbildnis".

## III. Entwicklungserklärung.

Die geistvollen Auslassungen von Wickhoff und Riegl über die römische bzw. spätrömische Kunst blieben so lange unverantwortlich hingeworfene Möglichkeiten, als nicht die Gegenprobe von der Entwicklungsforschung aus mit ihren eigenen Verfahren gemacht war. Aus dem Geflunker beider in der Art der Ästhetik und allgemeinen Kunstwissenschaft mußte der Weg zu streng wissenschaftlich planmäßigen Vorgehen auf historisch-philologischer Grundlage gefunden werden, wenn schon nicht in der Betrachtung von Wesen und Werten, so doch in der Erklärung der Entwicklung in ihren wirksamen Kräften. Ich habe mich in den letzten 25 Jahren redlich bemüht, die Tore für das Verständnis von Wesen und Entwicklung der Zeit, die Wickhoff und Riegl bearbeiteten, aufzustoßen. Vergebens; weder die Kunstgeschichte

Digitized by Google

noch die klassische Archäologie haben jemals ernstlich zu meinen Werken „Orient oder Rom" 1901, „Mschatta" 1904, „Amida" 1910, „Altai-Iran" 1917, „Die Baukunst der Armenier" 1918, „Ursprung der christlichen Kirchenkunst" 1920, Stellung genommen — um nur die auf die Erweiterung unserer Denkmalkunde bedachten und entwicklungsgeschichtlich eingestellten Werke zu nennen. Kunsthistoriker wie klassische Archäologen fühlen sich unter dem Schutzmantel des Humanismus so wohl geborgen, daß sie ruhig zu allen ehrlichen Kämpfen um eine wissenschaftlich begründete Forschung über bildende Kunst lachen; wozu der Eifer? Es gewährt mir daher eine wirkliche Befriedigung, wenn die Society for the promotion of hellenic studies meine Ernennung zum Ehrenmitgliede begründet: in recognition of your invaluable work in the development of the scientific study of the history of art". Vielleicht wird man allgemach auch bei uns anfangen, das, was ich seit Jahren arbeite, gewissenhafter als bisher nachzuprüfen. Vielleicht erlebe ich es noch, daß man, was ich sage, nicht mehr von vorneherein mit einem Achselzucken abzulehnen wagt; der Schaden liegt nicht bei mir. In meinem Buche „Forschung und Erziehung, Neuaufbau der Universitäten als Grundlage aller Schulverbesserung" habe ich die Lage vielleicht klarer als in der „Krisis" gekennzeichnet. Wir können nicht ohne sachlichen Aufbau der Verfahren arbeiten und noch weniger die Arbeiten anderer beurteilen.

Hat es Wickhoff an der Denkmälerkenntnis des Ostens, Riegl an der des Ostens und Nordens gefehlt, haben sie in der von ihnen geistvoll gehandhabten Wesensbetrachtung jeden historischen Boden verloren und eingebildete Möglichkeiten für Tatsachen genommen in dem Glauben, damit Entwicklungen feststellen zu können, so haben sie leider das Verfahren der Entwicklungsforschung an sich überhaupt nicht überlegt und gar nicht empfunden, daß Wesensbetrachtung und Entwicklungsforschung planmäßig auf dem historischen-philologisch festen Boden einer umfassenden Denkmälerkenntnis betrieben werden müssen, soll aus dem Wechselbalg „Kunstgeschichte" endlich eine Wissenschaft werden.

Die Entwicklungsforschung hat, hoffe ich, heute festen Boden gewonnen durch die Scheidung dreier Erdgürtel, wie ich sie „Natur und Unnatur in der bildenden Kunst" Mannus XX, 1928, S. 1f. nachzuweisen suchte. Ich nehme an, daß zwischen zwei Kunstströmen, dem nordischen um den Pol bis zu den Alpen, Taurus und Himalaja und dem südlichen am Äquator, die ihrem Wesen nach unmittelbar aus Lage, Boden und Blut, d. h. aus den beharrenden Kräften der Natur entstanden wären, ein mittlerer Gürtel liege, in dem Nordvölker wandernd und erobernd Südvölker unterwarfen und jene Macht aufrichteten, die die Kunstgeschichte bisher in den Vordergrund stellte, ohne sich um die Grundvoraussetzung des Verstehens, die Kunstströme von Nord und Süd auch nur im geringsten zu kümmern. Von Wickhoff will ich hier nicht weiter reden.

Riegls entwicklungsgeschichtliche Einstellung gipfelt in der Läugnung des Verfalles der Antike und der Katastrophe ihrer Barbarisierung. Deswegen ist der Name „spätrömisch" für das 4. bis 8. Jahrhundert erfunden. Karl der Große und mit ihm der Norden übernimmt angeblich im Jahre 800 das Erbe der Antike, wie es kurz vorher nach Riegls Stilfragen auch der Islam getan haben soll. Fehlt nur noch Indien und China und die historische Einheitlichkeit der gesamten Kunstentwicklung, wie sie Wickhoff 1893 behauptet hatte, wäre auch durch Riegl anerkannt. Ich denke, diese humanistische Trugspiegelei ist durch mein „Altai-Iran" und soweit der europäische

Digitized by Google

Norden allein in Betracht kommt, durch Adama van Scheltema und mein „Der Norden in der bildenden Kunst Westeuropas" ein für allemal als die unsinnigste Geschichtslüge gekennzeichnet. Es ist bedauerlich, daß sich Kunsthistoriker von Ruf zu solchen Spiegelfechtereien hergegeben haben.

Riegl hatte in seinem Jugendwerke „Der orientalische Teppich" noch halbwegs unbefangen gesehen. Schon in den Stilfragen sattelt er entschlossen zum Humanismus um und biegt die Tatsachen nach Belieben. Ich habe das in „Altai-Iran" beleuchtet. Seine Annahme einer spätrömischen Kunst als letzter aus der schöpferischen Kraft der Antike hervorgegangenen Tat bricht vollständig mit aller geschichtlichen Grundlage. Riegl sieht nicht, wie die nach dem Zusammenbruch der Antike angeblich neu auftretende Gesinnung längst und immer wieder da war, sobald Nord- und Nomadenvölker mit dem Süden in Berührung traten: das ausgesprochene Denken in der Ebene (Relief) an Stelle der Rundansicht des Südens. Beide liegen im Ägyptischen noch unvermittelt geradezu nebeneinander. Griechen und Mesopotamier wahren, soweit sie selbständig formen, die Ebene. Erst seit Alexander setzt sich die Freiräumigkeit immer schrankenloser durch, bis dann mit dem neuerlichen Vordringen der Nord- und Nomadenkunst (das früher stattfindet, als diese Völker sich in Bewegung setzen, die Großstädte saugen ja alles auf) die alte Nord- und Ostgesinnung wieder da ist. Sie stand schon am Anfange der ganzen Entwicklung der Antike, hat aus der Südkunst die des mittleren Gürtels gemacht. Das was uns als alter Orient gilt, ist bereits ein Ergebnis der Auseinandersetzung zwischen Nord und Süd. Der unendliche Reiz dessen, was wir „archaisch" nennen, ist eben u. a. diese Befangenheit der nordischen Ebenengesinnung gegenüber dem Naturalismus des Südens, ob das Archaische nun in Ägypten oder Hellas, in Rom oder Wessobrunn, in der „Gotik" oder „Renaissance", in Europa, Indien oder Ostasien auftritt. Riegl konnte das alles nicht sehen, weil er sich seit den Stilfragen zu eng in die Antike eingesponnen hatte. Man überlasse solche Einseitigkeit doch den in Sprachkreisen eingesponnenen Hilfswissenschaftlern, den Philologen, Archäologen und Historikern. Der Fachmann muß vom Ganzen ausgehen und in der Entwicklung Willensmächte streng von beharrenden und Bewegungskräften trennen. Norden und Süden sind Ausgangspunkte, die Mitte aber von vorneherein der Macht ausgeliefert. Der Süden ist derb-sinnlich, auch im Raume, das gilt für die paläolipische Kunst ebenso wie die des heutigen Innerafrika. Der Norden formt in der Ebene. Wie die Mitte, die durch Alexander und Karl in Europa siegt, immer wieder den Ausgleich schafft, das ist nur die Kunstgeschichte im Bereiche von Mittelmeer und Westeuropa.

Riegl bestätigte also ins Blaue hinein die Einheit der Kunstentwicklung neuerdings in dem Augenblicke, in dem ich auszog, für die neuere Kunstgeschichte das eigentliche Asien und den Norden, endlich das eigentliche Europa zu entdecken. Es ist inzwischen ein Vierteljahrhundert verflossen „Mschatta", „Amida", „Altai-Iran und Völkerwanderung", das große Armenienwerk, „Ursprung der christlichen Kirchenkunst", „Der Norden in der bildenden Kunst Westeuropas" usw., dazu zahlreiche aufklärende Einzelaufsätze sind erschienen. Ich denke über die Sache selbst, die „spätrömische" Kunstindustrie, ist weiter kein Wort zu verlieren. Sie hat mit Rom gar nichts und mit dem römischen Weltreiche nur das zu tun, daß sie, die Kunst wie die Völker, die sie aus Ost und Nord in dieses Reich trugen, Rom völlig in seinem Bestande sowohl, wie künstlerisch besiegten — letzteres schon, bevor sie noch ihre Wanderungen antraten. Man lese jetzt dazu auch mein neues Werk „Die altslavische

Digitized by Google

Kunst" und später einmal das in Fertigstellung begriffene Werk „Die asiatische Kunst in Stichproben, ihr Wesen und ihre Entwicklung".

Wir wissen heute, daß es nicht nur einen Stammbaum der Kunst gibt, den antiken, sondern daß schon dessen Voraussetzung ein Nord- und Südgürtel um den Pol und um den Äquator war, aus deren Kreuzung die antike Machtkunst hervorging. Dieser altorientalische Machtstamm, mit dessen Geist Hellas gar nichts zu tun hat, weil es auch nach Übernahme des Steinbaues und der menschlichen Gestalt nördlich in der Gesinnung blieb, wurde dann durch Alexander auf Europa übertragen. Rom, der Papst und Karl der Große haben dafür gesorgt, daß die Machtüberlieferung Europa als Joch auferlegt wurde.

Und die Kunst? Die bildende Kunst hat sich wirklich nicht so schnell unter das alte Joch gebeugt wie andere Lebensweisenheiten unter Papst, Kaiser und Kloster. Sie stieß schon in hellenistischer Zeit stark aus dem eigentlichen Asien vor; das sind die Spuren, die Riegl im Bauen, Bilden und Malen aufdeckte, bis dann die Völkerwanderung den antiken Boden für die nördliche Eigenart völlig vorbereitet fand und nun das entstand, was Riegl um der schönen Augen der Akademiker willen „spätrömisch" nennt.

Verblendet durch die Lockungen des Humanismus hat er, wie er in der Polemik mit mir sein Jugendwerk (Orient. Teppich) verleugnet, ganz versäumt, zunächst zu untersuchen, wie alt die Kunst, die in der spätrömischen Kunstindustrie hervortritt, eigentlich sei. Er hätte dann erkannt, daß sie, älter als Hellas und Rom, auf die Nord- und Nomadenvölker Asiens zurückgeht und das Vorrücken des eigentlichen Asiens, d. h. des Zelt- und Rohziegelgebietes gegen den Hellenismus bedeutet. Der alte Orient, dem gleichen hellenistischen Strome verfallend, wirkt in gebranntem Ziegel und der Darstellung im Wege der menschlichen Gestalt mit, die das eigentliche Asien ursprünglich nicht kennt. Zu dieser großen asiatischen, bisher kaum beachteten Bewegung, die erst mein „Altai-Iran" voll aufdeckte, kommt dann noch in spätrömischer Zeit der Vorstoß der „Barbaren", wie sie Riegl, als angehender Humanist, ständig nennt, d. h. der europäischen Nordvölker, die damals selbst in einem beachtenswerten Kunstwandel begriffen waren, der durch die nordasiatische und iranische Kunst herbeigeführt wird (vgl. mein „Der Norden in der bildenden Kunst Westeuropas").

## IV. Beschauerbeurteilung.

Man kann wissenschaftlich den größten Unsinn zusammenschreiben, wenn nur der Humanismus dabei auf seine Kosten kommt, ist Erfolg und allgemeine kritiklose Anerkennung sicher. Andererseits bedeutet gerade meine Wenigkeit das beste Beispiel, wie man kaltgestellt und totgeschwiegen werden kann, sobald man dem Humanismus auch nur wohlwollend zur rechtzeitigen Einkehr zuredet. In Wien bezahlt der Staat sogar gegen mich ein II. Kunsthistorisches Institut mit einer eigenen streng humanistisch gerichteten Lehrkanzel. Das arme Österreich! Ist es das Heil der Wissenschaft oder das des akademischen Humanismus, das dabei im Spiele ist?

Wir haben bisher die Sache selbst, den Norden und Osten gegen die Vergewaltigung durch den Humanismus zur Anerkennung ihrer Selbständigkeit und maßgebenden Bedeutung für die Entstehung des „Mittelalters"

Digitized by Google

durchzusetzen gesucht und treten jetzt an die Frage heran, wie es möglich war, daß die bisher wissenschaftlich führende Beschauergruppe, die Humanisten, über den Norden und Osten hinweggehen und gegen mich, der ich schon vor Wickhoff und Riegl dafür einzutreten begonnen hatte, diese beiden Kollegen ausspielen konnten, die im Namen einer Hochburg des Humanismus, d. h. von Wien aus im Anschluß an Wiener Genesis und Völkerwanderungsfunde — also bei den Haaren herbeigezogen — neuerdings beweisen sollten, daß doch alle Wege nach Rom führten.

Daß die beiden Kollegen Wickhoff und Riegl ihre Bücher ohne Rücksicht auf meine Arbeiten schrieben, ist für den, der die Wiener Verhältnisse kennt, selbstverständlich. Ich setzte mich mit Wickhoff 1901 in meinem „Orient oder Rom" auseinander, im gleichen Jahre, in dem Riegls Buch erschien, mit dem ich mich dann 1902, in der Beilage zur Münchener Allg. Zeitung beschäftigte. Seither ist so viel, nicht nur von mir — ich erwähnte öfters Adama von Scheltema — gearbeitet worden, daß, wenn man schon nicht so taktvoll wie Dvořak in der Neuauflage Wickhoffs war, der alle Kommentare wegließ und einfach das Werk allein unverändert zum Nachdrucke brachte, man dann doch wenigstens mit der Bearbeitung der Nachwirkung des Buches keinen willfährigen Anfänger betrauen durfte.

Wenn die Herren Reisch und Schlosser als die für die Wahl des Bearbeiters Verantwortlichen irgendeine Spur von Verständnis und Anstand in der Sache hätten wahren wollen, dann würden sie ihren Schützling — er hat 1925 den Doktor gemacht — doch vielleicht „Altai-Iran und Völkerwanderung" ins Gedächtnis gebracht haben. So hat er es in seiner Unschuld völlig übersehen. Das nennt dann Reisch im Vorworte die Aufgabe in möglichst objektiver Weise lösen. Ich glaube, ich achte Riegl trotz aller Gegnerschaft immer noch viel höher als diese Humanisten, die Riegls Größe kaltblütig in Schülerhände legten.

Wie ich oben S. 371 gezeigt habe, sieht es ganz so aus, als wenn die Wiener Akademie Wickhoff die Bearbeitung der Wiener Genesis übertrug, weil er über römische, und das archäologische Institut Riegl die Völkerwanderungssachen, weil er über „spätrömische" Kunst arbeitete. Wenn man weiß, daß ich mich damals wenigstens um die Bearbeitung der Wiener Genesis mitbewarb, so ist vielleicht offenkundig, daß man mit der Zuteilung eine Bearbeitung im humanistischen Sinne sichern wollte. Die Kunstschüler mußten einst für die Erwerbung eines Stipendiums an der Akademie in deren Sinn ausgeführte Kompositionen einreichen. Es sieht so aus, als wenn auch Wickhoff und Riegl in ihren Büchern lang überlegte Meisterstücke für die Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften geliefert hätten, Bekenntnisse zum Humanismus, wie sie, das darf man zugestehen, gelungener kaum gedacht werden können. Der dritte, meine Wenigkeit, mußte dabei selbstverständlich gründlich durchfallen.

Die Forschung wird allmählich mit Fingern auf die Sachgenossen zeigen, die, um vorwärts zu kommen, sich den Humanisten in die Arme werfen. Was dabei unter Umständen herauskommt, zeigt die krankhafte Art Riegls, der im Namen des Humanismus orthodoxer wütet als Wilpert im Namen des Katholizismus. Man vergleiche übrigens dessen neueste Leistung im Art bulletin IX, 1926, S. 109f und meine Antworten darauf.

Wenn die Kunstgeschichte erst zur Wissenschaft geworden sein und dann Sache und Beschauer streng trennen wird, dürfte Riegls Werk immer als

Digitized by Google

das Muster einer geistvollen Geschichtsfälschung in Seminarien durchgenommen werden. Wir sind daher dankbar, das Werk jetzt in einer handlichen Ausgabe zu besitzen. Das positiv Gute, das in dem Werke steckt, wissen wir bei den Vertretern der Ästhetik und allgemeinen Kunstwissenschaft gut aufgehoben, insbesondere die „grundlegende Annahme eines Kunstwollens". Man vgl. darüber meine „Krisis der Geisteswissenschaften" 1923.

Der harmlose Anfänger, der im Anhange der Neuauflage Riegls zusammenstellen sollte, welche Bewegung Riegls Werk ausgelöst hat, spricht natürlich von Allem, nur nicht von den Altsachen, über die das Buch dem Namen nach hätte handeln müssen, die „spätrömische" Kunstindustrie. Aber einen Erfolg soll er doch auch von meinem Standpunkte aus haben, daß ich nachfolgend meine Antwort abdrucke, die ich 1902 als Schlußwort der Polemik mit Riegl für die Beilage zur Münchener Allg. Zeitung schrieb, aber um des armen, von mir als Arbeiter hochgeachteten, damals aber bereits kranken Kollegen Riegl liegen ließ. Vielleicht verdient sie heute noch bei Erscheinen der zweiten Auflage einige Beachtung.

## Mein Schlußwort in der Auseinandersetzung mit Riegl 1902.

In Nr. 40/1 der Beilage[1]) von 1902 habe ich eine wissenschaftliche Aussprache über den im Titel genannten Gegenstand anzuregen gesucht. Ich führte den Streitpunkt so kurz und klar als es mir möglich war vor und setzte bestimmten gedruckt vorliegenden Anschauungen meine eigene Überzeugung gegenüber. In Nr. 90/1 wird nun eine erste Antwort erteilt, zu meiner Überraschung nicht etwa aus dem Kreise der Orientalisten und Archäologen, an die ich mich in erster Linie gewandt hatte. Was ich wollte, war, daß ein Dritter unbefangen von seinem Standpunkt aus das Wort ergriffe, und durch neue Streiflichter die Klärung förderte. Der Antwortende ist im gegebenen Falle leider wieder die Gegenpartei selbst. Und in ihrer Antwort steckt Methode! Indem sie die eigene Sache nochmals vorbringt, bezeichnet sie das Vorgehen des Gegners als Theaterlärm, stellt die Dinge als im Schreibtischfieber geschrieben hin, zeiht den Autor einer Verwechslung „die jetzt nur mehr bei Laien begegnen sollte", wirft ihm vor, das Buch, gegen das er polemisiere, gar nicht durchgelesen zu haben und was dergleichen typische, auf die Untergrabung der Achtung vor dem Gegner berechnete Ausfälle mehr sind. Dann wird der Eindruck erweckt, als hätte ich mich absichtlich lediglich an die Erstlingswerke der Gegenpartei gehalten bzw. die letzten Arbeiten unter Nennung des Titels übergangen. Endlich wird die Sache nahezu so dargestellt, als hätte ich noch in den Windeln gelegen zu einer Zeit, in der der Gegner bereits über das strittige Gebiet Bücher veröffentlichte.

Nicht jeder in dem Kreise, dessen Äußerung zur Sache ich erbat, wird diesen Ton entschuldbar finden. Er ist es trotzdem. Nicht so sehr, weil der Gegner sich bedrängt fühlt und ungebärdig wird, sondern weil ihm die Kenntnis der wissenschaftlichen Bewegung auf dem von ihm behandelten Gebiete und damit die Achtung vor dem Gegner fehlt. Riegl bezeichnet seine von mir angeführten Arbeiten als Erstlingsschriften. Es sind dies „Die ägyptischen Textilfunde im K. K. österreichischen Museum" Wien 1889, „Altorientalische Teppiche", Leipzig 1891, „Stilfragen" Berlin 1893 und ein Artikel der Byzantinischen Zeitschrift vom Jahre 1893 über „Koptische Kunst". Letztere

[1]) Beilage zur (Münchener) Allgemeinen Zeitung „Hellas in des Orients Umarmung".

Digitized by Google

Besprechung ist allerdings, wie Riegl sagt, vor zehn Jahren geschrieben; aber sie muß jünger sein als die Stilfragen, die Riegl zu seinen reifen Werken rechnet. Außerdem gehören die zitierten Arbeiten zeitlich derart zusammen, daß sie entweder tatsächlich alle unreife Erstlingswerke sind oder, wenn Riegl die Stilfragen seiner jetzt nach etwa zehn Jahren erschienenen „Spätantiken Kunstindustrie" gleichstellt, alle dieser an Reife gleich sein müßten. Ich konnte unmöglich wissen, daß Riegl selbst heute nur noch die Stilfragen gelten läßt. Was nun meine eigenen Arbeiten anbelangt, so hatte ich bis zum Jahre 1889 bereits 10, bis zum Jahre 1893, dieses mit inbegriffen, nicht weniger als 29 Arbeiten veröffentlicht, darunter 6 selbständig im Buchhandel erschienene Bücher. Nun behauptet aber Riegl allerdings nicht, ich hätte bis 1893 noch in den Windeln gelegen, sondern direkt nur, er hätte über orientalische Kunst Bücher publiziert zu einer Zeit, wo ich den Ursprung der spätantiken Kunst noch im griechischen Byzanz gesucht hätte.

Das ist der Punkt, der mich veranlaßt, meinen Aufsätzen diesen letzten nachzusenden. Man entschuldige die Einleitung als berechtigte Gegenwehr. Ich finde die eben angeführte Behauptung auch bei einem Anonymus, der von einer Seite inspiriert scheint, die ich wie meinen Gegner Riegl hochschätze [1]). Es heißt dort: „Schon früher hat Strzygowski die Ansicht vertreten, daß die sog. altchristliche Kunst ihr eigentliches Entwicklungszentrum nicht in Rom, sondern in Byzanz habe." Hier herrscht eine babylonische Verwirrung und es dürfte angezeigt sein, sich ganz allgemein über den Begriff des „Byzantinischen" auseinanderzusetzen.

In einem Programmaufsatze bei Begründung der byzantinischen Zeitschrift habe ich im Jahre 1892 unterschieden 1. die altchristliche Kunst, die neben der Antike besteht und wie diese lokale Verschiedenheiten, aber im allgemeinen einheitlichen Grundcharakter zeigt, 2. die altbyzantinische Kunst, welche die altchristlichen Kräfte aller Gebietsteile aufsaugt und von Konstantinopel aus herrschend wird. Man sollte meinen, das wäre klar genug. Es hätte auch dem Anonymus nicht entgehen können, wenn er — von meinen eigenen Werken sehe ich ja gern ab — wenigstens die Auseinandersetzung über diese Aufstellung von F. X. Kraus in dessen Geschichte der christlichen Kunst gelesen hätte (Bd. 1, S. 544f.). Um das, was andererseits Riegl will, zu verstehen, muß man wissen, daß für ihn das Spätrömische oder Spätantike die Zeit von Konstantin bis auf Karl des Großen ist, also von 300 bis 800 etwa. Es entspricht nun auch wieder der völligen Unvertrautheit mit meinen Arbeiten und selbst mit dem, was durch Kraus darüber bekannt geworden ist, wenn Riegl behauptet, ich hätte zu der Zeit, in der er seine Erstlingswerke schrieb, den Ursprung der spätantiken Kunst noch im griechischen Byzanz gesucht. Soweit die Zeit, in der Konstantinopel zur vollen Blüte gelangt, in Betracht kommt, halte ich das heute geradeso aufrecht wie damals und was die vorausgehende Zeit des Werdens der byzantinischen Kunst anbelangt, so habe ich bereits 1892 ausdrücklich erklärt: Römer, Griechen, Alexandriner, Syrer und Kleinasiaten strömen im 4. Jahrhundert am Bosporos zusammen, aus ihrem Zusammenwirken gehe die byzantinische Kunst hervor. Wenn ich heute besonderes Gewicht auf den orientalischen Einschlag lege, so wird dieser nicht erst in Byzanz oder der späten Antike wiedergeboren, vielmehr sind es eben jene Syrer, Ägypter und die Kleinasiaten der Hinterländer, die ihn mitbringen. Einst in den ersten drei Jahrhunderten hatten

[1]) Leipziger Tagblatt vom 13. April v. J. Überschrift: Wissenschaft.

Digitized by Google

die Küsten Rom mit ihrer Kunst erobert — ich habe das in meinem „Orient oder Rom" gezeigt und finde ausführliche Belege in C. Gurlitts Geschichte der Kunst —, jetzt seit dem 4. Jahrhundert setzen sich die Hinterländer bis nach Iran hin in Konstantinopel fest. Diesmal aber mit ganz anderem Erfolge. Wenn jemand sich überzeugen will, wieviel das Christentum zur Ausbreitung des alten Orients beigetragen hat, der lese Diehls Monographie über Justinian und nehme dazu meinen in der historischen Vierteljahrsschrift (1902, S. 257f.) gegebenen Schlüssel zur Hand. Darüber aber, daß man die byzantinische Kunst mit der Gründung von Konstantinopel beginnen lassen muß, wird man in der Einleitung zur zweiten Auflage von Krumbachers Literaturgeschichte genügend Belege finden. Wenn ich das alles nicht in meinen ersten Artikeln sagte, so geschah es, weil ich diese Dinge als bekannt voraussetzen durfte.

Hätte Riegl sich ein wenig um meine Arbeiten bekümmert — selbst „Orient oder Rom" hat er nach der in seinen Artikeln gegebenen Probe nur flüchtig angesehen — so würde er etwas vorsichtiger aufgetreten sein. Er würde dann einige Achtung vor der Mühe zeigen, mit der ich meine Überzeugung erarbeitet habe. Am Anfange meiner wissenschaftlichen Laufbahn mit Studien über das Mittelalter und die altitalienische Kunst im besonderen beschäftigt, kam ich zu der Einsicht, daß sich da ohne die genaueste Kenntnis des Byzantinischen nichts machen ließe. Darauf zog ich für zwei Jahre nach dem Orient, durchstreifte Griechenland, Mazedonien, Thrakien, vor allem Konstantinopel und ging dann weiter durch Kleinasien nach dem Kaukasus und von dort südlich bis an die persische Grenze, nördlich in das Zentrum Rußlands. Das Ergebnis meiner Beobachtungen war den in Italien gemachten Beobachtungen verwandt: ich erkannte, daß sich über Byzanz nicht arbeiten ließe ohne die genaueste Kenntnis von Kleinasien, Syrien und Ägypten. Auch dahin ging ich dann wiederholt und langte so bald bei einem neuen Ausblick in die Vergangenheit an, dem nämlich, daß man über die christliche Kunst dieser Länder nichts Bestimmtes aussagen könne, ohne die gründlichste Kenntnis des alten Orients und seiner Beziehungen zu Indien und China [1]). Diesen Weg habe ich in etwa zwanzig Jahren zurückgelegt.

Damals als Riegl, ohne je im Orient gewesen zu sein, eine Reihe von Werken über orientalische Kunst schrieb und den Sieg der Antike über den alten Orient ausrief, war ich eben über Byzanz hinaus nach Syrien und Ägypten vorgedrungen und es lag die Bahn frei vor mir, auf der ich zu dem Ergebnisse gelangen mußte: Hellas erstickte in des Orients Umarmung. Ich führe diese Dinge hier vor, weil sich in dem Gegensatz der Arbeitsweise und der damit gewonnenen Ergebnisse deutlich der Gegensatz zweier wissenschaftlichen Gruppen überhaupt kundgibt. Die einen graben aus, was andere geschrieben haben, und setzen es in ein neues Licht. Die andern achten das Geschriebene, gehen aber ihren eigenen Weg, am liebsten da, wo noch niemand gegangen ist. Die einen werden Ränkeschmiede, die andern, wenn sie ein bischen Glück haben, Entdecker. Geschichtliche Ansichten sind viele gebaut worden; kaum eine hat Bestand gehabt. Dauer hat nur die einzelne unumstößliche Tatsache.

Solcher Tatsachen glaube ich auf dem Gebiete, auf dem mir Riegl den Rang streitig macht, einige festgestellt zu haben. Die beiden Bände der

[1]) Heute nach einem Vierteljahrhundert weiterer Arbeit würde ich diese Stelle etwas anders fassen. Aber nachdem das ohnehin im Vorstehenden ausgesprochen ist, mag sie so stehen bleiben.

Digitized by Google

byzantinischen Denkmäler, und die dann im Vorworte angeführten Schriften, meine Bearbeitung der Miniaturen des griechischen Physiologos und die Schrift „Orient oder Rom", endlich all die in meinen Literaturberichten in der Byzantinischen Zeitschrift aufgeführten Einzelaufsätze geben dafür die Belege. Riegl hat diese Dinge ebensowenig angesehen, wie die übrige überraschend reiche Literatur, die von russischer, französischer und deutscher Seite in den letzten Jahren auf dem in diesen Aufsätzen behandelten Gebiete erschienen sind. Er hat bis heute keine Ahnung von dem, was das letzte Jahrzehnt an Denkmälern der christlichen Kunst im Orient aufgedeckt hat".

Was hier von Riegl selbst vor 25 Jahren gesagt worden ist, gilt heute noch von denen, die die zweite Auflage seines Werkes einbegleitet haben. Sie springen mit der Wissenschaft um, als wenn sie noch immer humanistischer Willkür allein preisgegeben wäre. Und doch zeigt sich gerade jetzt, wie sehr meine unabhängige Forschung auf dem Gebiete der bildenden Kunst dem Humanismus die Wege weisen konnte: Vgl. H. Lietzmann „Das Problem der Spätantike" (Sitz.-Ber. d. preuß. Ak. d. Wiss. XXXI, 1927, S. 332 f., besonders S. 358).

Digitized by Google

# Beiträge zur Vorgeschichte Minden-Ravensbergs.

Von Walther Adrian, Bielefeld.

Mit 18 Abbildungen im Text.

## I. Die mesolithische Siedelung im Sumpfmoor bei Nordhemmern.

Die rege Forscher- und Sammlertätigkeit in Minden-Ravensberg konnte in den letzten Jahren wesentlich zur Erschließung der steinzeitlichen Kulturen beitragen. Die Auffindung von mehr als 40 Siedelungen mit einem reichhaltigen Fundgut kennzeichnet unsere Heimat als ein beachtliches Fundgebiet, das in Zukunft noch weit mehr zur Bestimmung und Datierung der steinzeitlichen Phasen herangezogen werden wird.

Aus der älteren Steinzeit liegen allerdings bisher keine Funde vor. Jahrtausende war Nordeuropa und unser Heimatgebiet von hohen Eismassen bedeckt. Das kalte Klima der nordischen Glaziale wird eine Besiedelung durch den Menschen nur vorübergehend gestattet haben. Erst mit dem letztmaligen Zurückweichen der Gletscher nach dem Norden, mit dem Vordringen der Pflanzen und Tiere, wird der Mensch seinen Nahrungsgebern auch in die nördlichen Gebiete gefolgt sein. Aus den ersten Etappen dieser Völkerwanderung werden die Funde stammen, die wir an den Abhängen des Teutoburger Waldes, in der Senne und am Wiehengebirge finden. Sie gehören in die mittlere Steinzeit, das Mesolithikum.

Wir kennen die Belegstücke hiesiger mesolithischer Kulturen schon aus den Berichten S. Junkermanns[1]). Gleichzeitig verweise ich auf meine Aufsätze über die Siedelungen in Sieker und Zweischlingen[2]). In dem ersten machte ich auf die Bedeutung der unten beschriebenen Hobelschaber und Nukleuskratzer aufmerksam, in dem anderen stellte ich die eigenartigen bei Zweischlingen gefundenen Flammenmergelgeräte als eine Folgeerscheinung des für die hiesigen Steinzeiten so charakteristischen Materialmangels hin. Die geringe Größe der Geräte ist besonders auffällig bei den Nukleusschabern und den Kernbeilformen, die geradezu Miniaturgeräte darstellen.

Die ersten steinzeitlichen Geräte fand schon Dr. Wilbrand in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts am Blömkeberge bei Brackwede,

[1]) S. Junkermann, Die mesolithische Siedelung am Blömkeberg bei Bielefeld. Desgleichen: Die mittelsteinzeitliche Siedelung bei Stapelage. Beide IV. Bericht des Naturwissenschaftlichen Vereins. Bielefeld 1922.

S. Junkermann, Was wissen wir von der frühesten Besiedelung Bielefelds und seiner Umgebung in vorgeschichtlicher Zeit? Bielefeld, das Buch der Stadt. 1926.

[2]) Walther Adrian, Eine mesolithische Siedelung bei Bielefeld (Sieker). „Mannus", Zeitschrift für Vorgeschichte. Bd. 17. 1926. Desgleichen, Frühneolithische Flammenmergelartefakte, gefunden bei Bielefeld. Ebenda, Bd. 18. 1926.

Digitized by Google

ohne jedoch den mesolithischen Charakter derselben zu erkennen. Ähnliche Oberflächenverhältnisse, die sich am ganzen Südhang des Osnings finden, ließen eine Besiedelung durch den Steinzeitmenschen nicht ausgeschlossen erscheinen. An fast sämtlichen Quellen und Bächen an den Osninghängen konnten bald Spuren vorzeitlicher Ansiedelungen nachgewiesen werden.

Große Landflächen, die bislang nicht genügend erforscht worden sind, trennen diese Fundstellen noch von anderen Siedelungsgebieten, so daß ein Einordnen der hiesigen in ein System von verwandten oder gleichaltrigen Techniken nicht ohne weiteres möglich ist. Diese Lücken können auch die wenigen Siedelungen in der Ravensberger Mulde und an den Abhängen des Weser- und Wiehengebirges nicht ausfüllen. Um so wertvoller werden die neuentdeckten Fundplätze nördlich des Wiehengebirges für diese Bestimmung sein.

Die Funde aus dem Sumpfmoor bei Nordhemmern und aus dem Uchter Moor mögen ein Bindeglied darstellen zwischen den nordischen Formen des ausgehenden Mesolithikums und den vermutlich älteren der südlichen, westeuropäisch gearteten Werkzeugtypen, zwei fast gleichen Techniken des Tardenoisiens, die wohl nur durch geringfügige Verschiedenheiten in der Bearbeitungsweise, aber kaum typologisch zu unterscheiden sind. Wenigstens können wir von einem mehr „nordischen" Aussehen der Tardenoisiengeräte aus Nordhemmern und Uchte sprechen, das seine Entstehung vielleicht irgendeinem nordischen Einfluß verdankt.

Der größere Teil der bislang am Osning aufgedeckten Siedelungen liegt auf dessen Südhang. Die Formen der Geräte aus diesen Fundstellen sind im allgemeinen die in den Aufsätzen Junkermanns und in meinen Berichten behandelten. Aus fast allen Plätzen, am häufigsten aus Stapelage, Hörste, Örlinghausen-Menkhauser Bach, Senne I und Brackwede-Blömkeberg, kennen wir die typischen längsseitigen Spitzen, Rund- und Klingenschaber, Bohrer, Nukleus- und Hobelschaber[1]).

Auffallend ist jedoch das nach Norden hin zunehmende Vorkommen jüngerer Werkzeugtypen innerhalb der Südhang-Siedelungen. Dieser Befund deutet auf eine nord- oder nordwestwärts gerichtete Besiedelung. Die in Stapelage vorherrschende längsseitige Spitze wird in den Siedelungen in Senne I und am Blömkeberg von der trapezförmigen und querschneidigen Spitze mehr oder minder verdrängt. Noch weiter nordwestlich in den Fundstellen in Steinhagen, Halle und an der Ravensburg verschwindet die längsseitige Spitze fast ganz. An der Ravensburg fanden sich nur grob entartete Spitzen atypischer Form und Ausmaße. Hier zeigt sich ebenso wie in der Siedelung am Stecklenbrink der Übergang vom älteren Mesolithikum (durch die Technik des Tardenoisiens gekennzeichnet) zum Campignyien. Unmittelbaren Einfluß der Südhangsiedler zeigen die vereinzelt am Nordhang gefundenen Geräte, die sowohl in Typus und Form, als auch in Patina den Südhang-Geräten gleichen und nur von dort an den Nordhang verschleppt sein können. Sie heben sich deutlich als fremde Bestandteile von den jüngeren,

[1]) Die im Laufe des ausgehenden Diluviums und während der Nacheiszeit aus der Senne an den Südhang und in die Quertäler des Gebirges gewehten Sandmassen waren weniger bewaldet und gaben einen verhältnismäßig trockenen Untergrund für die Besiedelung ab. Die Bevorzugung dieser sandigen Randgebiete und später auch der Dünen in den Niederungen rechtfertigt auch die Bezeichnung „Dünenmenschen" für die Bewohner, deren Geräte in anderen Gebieten, z. B. in Norddeutschland, Polen, Litauen, Rußland unter den gleichen Verhältnissen, eben auf Dünen oder auf von äolischen Sandmassen bedeckten Höhen gefunden wurden.



Digitized by Google

gröber gearteten Formen der Nordhanggeräte ab. Die Beziehungen dieser Leute zu den Südhangbewohnern sind noch wenig bekannt. Erst vor kurzer Zeit wurden durch Herrn Rektor Meise die ersten Funde am Nordhang gemacht. Jetzt kennen wir schon eine ziemlich geschlossene Kette von Siedelungen der Campignyienkultur vom Nordhang. Besonders erwähnenswert ist die Annäherung der beiden grundverschiedenen Techniken in den Siedelungen in den Gebirgspässen, z. B. in Borgholzhausen, Brackwede-Bielefeld, Senne I — Sieker, Senne II — Hillegossen.

Das Vorkommen der Prototypen der Campignyienkeile, der Stichel, Pickel und Spitzen beschränkt sich fast ausschließlich auf den Nordhang. Der schwere lehmige Boden im Gegensatz zu dem lockeren Sandboden des Südhanges wird eine wesentlich andere Lebensweise der Campignyienleute bedingt haben. Während wir den älteren Mesolithiker vom Südhang an der großen Menge seiner Jagdgeräte als Jäger erkennen, liegt meines Erachtens für den Nordhangbewohner die Vermutung nahe, daß er bereits Viehzucht getrieben hat. Die großen Hacken und Keile deuten neben den Sticheln, Bohrern und großen Schabern schon auf einen primitiven Hackbau hin. Die Beile und Fäustel werden zum Roden des Waldes benutzt sein, der die Südhangbewohner lange Zeit an der Besiedelung der nördlichen Gebiete gehindert hat.

Wenig wissen wir von dem absoluten Alter dieser Kulturen. Ein direkter zeitlicher Vergleich mit ähnlichen Funden aus anderen Gebieten würde kaum zu einwandfreien Ergebnissen führen. Es ist anzunehmen, daß unser Heimatgebiet, das isoliert lag und keine bedeutende Zufuhr- oder Wanderstraße besaß, den umliegenden kulturell höher entwickelten Volksstämmen gegenüber einen abgeschlossenen Habitus bewahrt hat. So ist es keinesfalls ausgeschlossen, daß noch zur jüngeren Steinzeit Nachkommen der Mesolithiker am Osning mesolithische Geräte benutzten, ohne von der Weiterentwicklung der Feuersteingeräte anderer Völker zu wissen. Diese Annahme wird unterstützt durch das vollständige Fehlen neolithischer Bestattungen und Geräte des eigentlichen Neolithikums, das doch im Norden zur gleichen Zeit großen Einfluß auf die Gestaltung indogermanischer und germanischer Kultur ausübte. Bei uns hat diese Kultur nicht geherrscht; ebensowenig hat sich auch ihr Einfluß geltend gemacht. Nur wenige neolithische Gerätschaften zeugen von einzelnen fremden Einbrüchen, die jedoch die versteckt wohnenden mesolithischen Jägerstämme am Osning in ihrer alten Eigenart kaum zu stören vermochten. Das Fehlen der neolithischen Kultur in dem besprochenen Gebiet können wir vielleicht mit der Klimaänderung zu Ende des Mesolithikums erklären. Wenn wir das Dasein des Mesolithikers von Jagd und Fischfang, von Wald und Wasser abhängig machen, weshalb soll ihn das Verschwinden der Wälder und das Trockenwerden der Gewässer nicht zur Abwanderung gezwungen haben?

Die Strömungen der neolithischen Völker kennen wir im einzelnen nicht so genau, daß wir behaupten können, sie haben unser Gebiet besiedeln müssen. Die wenigen zusammenhanglosen neolithischen Funde zeugen nicht von einer dichten Besiedelung; sie können auch als Einfuhrware durch den Handel in die Hände verbliebener Mesolithiker gelangt sein.

Die Menge der gefundenen mesolithischen Geräte jedoch spricht für eine verhältnismäßig dichte Besiedelung. Der Mesolithiker wird kein Nomade, sondern seßhaft gewordener Jäger und Fischer gewesen sein, später auch Ackerbau und Viehzucht getrieben haben; denn die Mannigfaltigkeit der

Digitized by Google

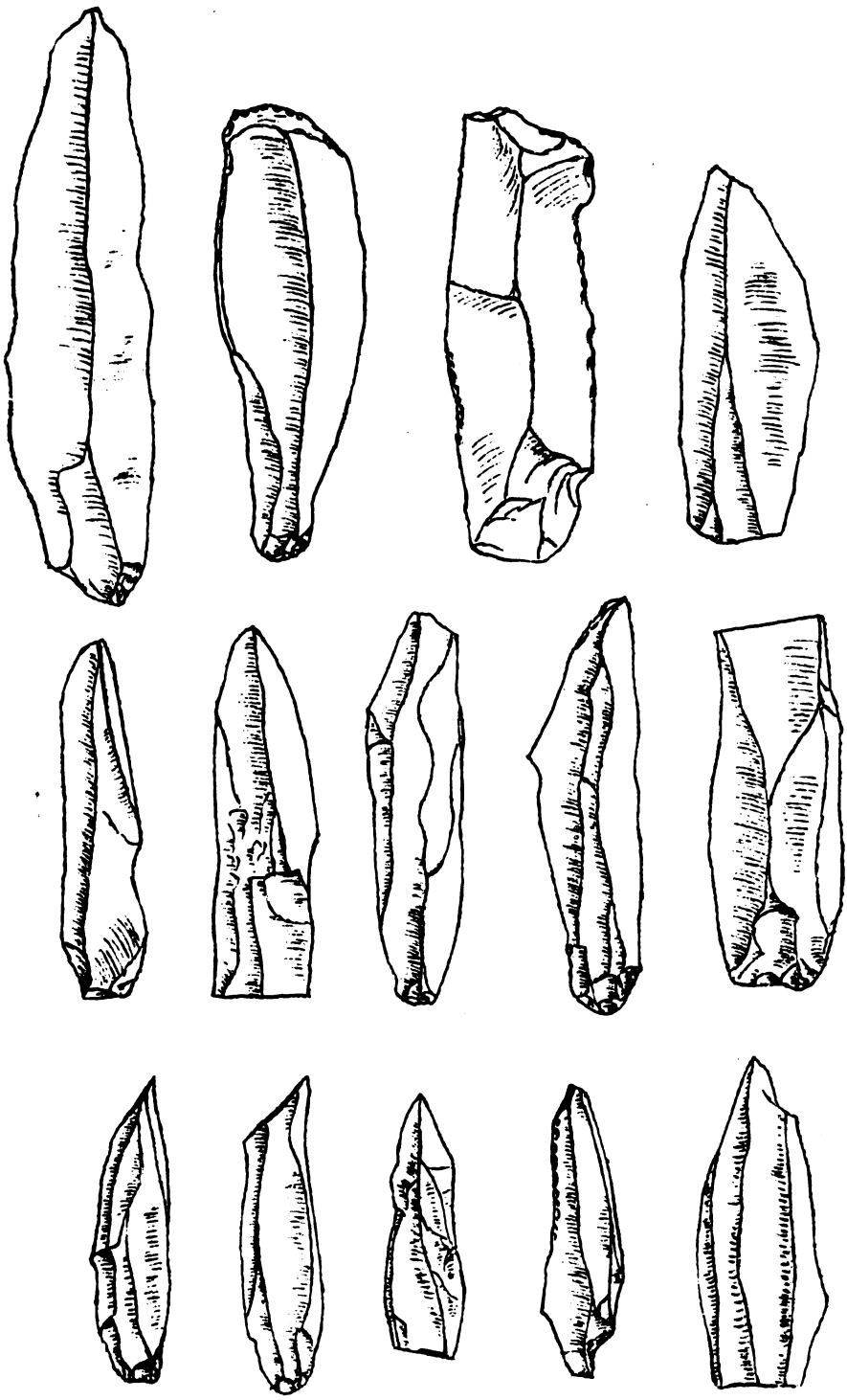


Abb. 1. Messer und Späne. Nordhemmern.



Digitized by Google

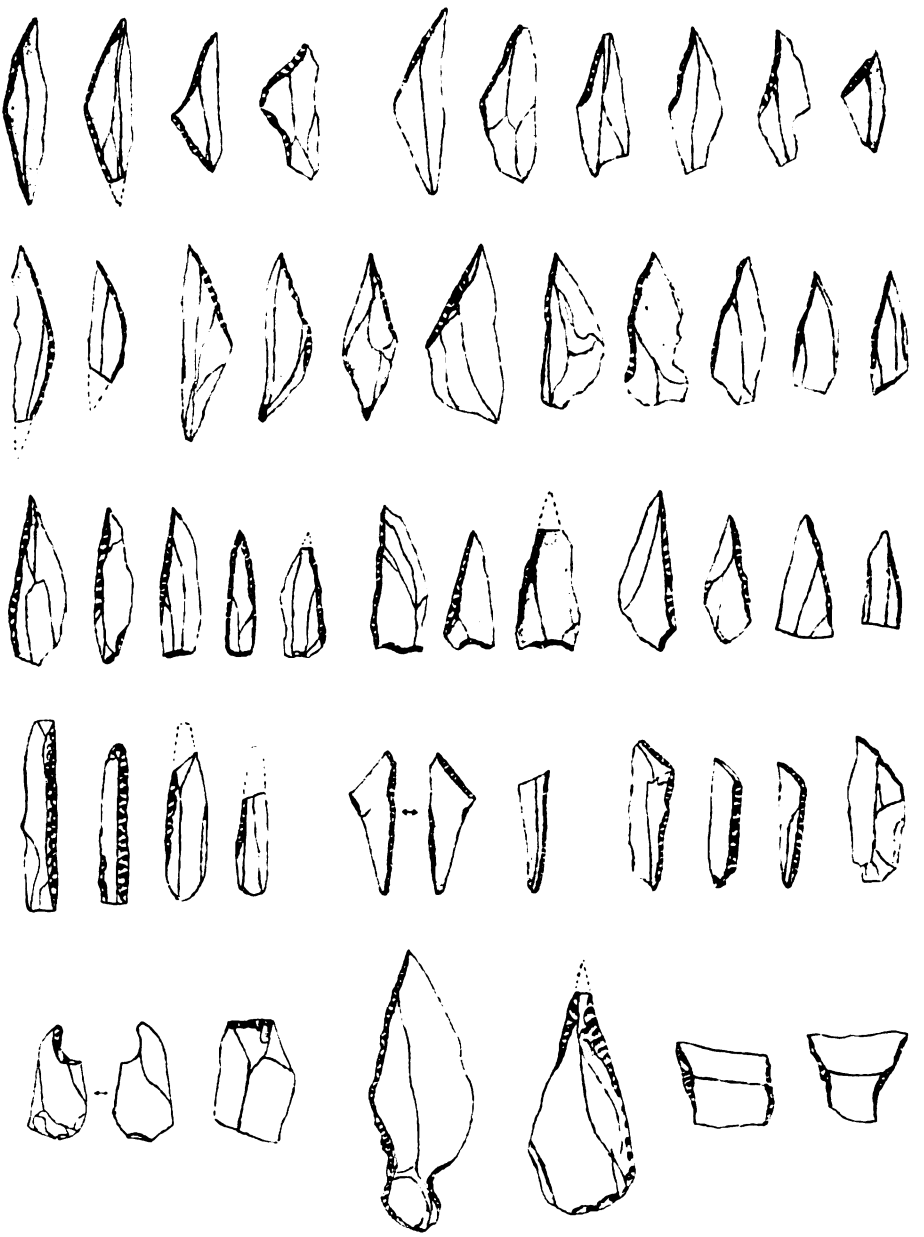


Abb. 2. Mikrolithen. Nordhemmern.

Werkzeuge und die regelrechten Werkstättenplätze mit **Rohmaterialien** und Tausenden von Absplissen können unmöglich von schweifenden Horden, sondern nur von einem seßhaften Volke herrühren, das sich durch seine hochentwickelte Steinbearbeitungstechnik auszeichnet, ein **Volk**, das berufliche

Digitized by Google

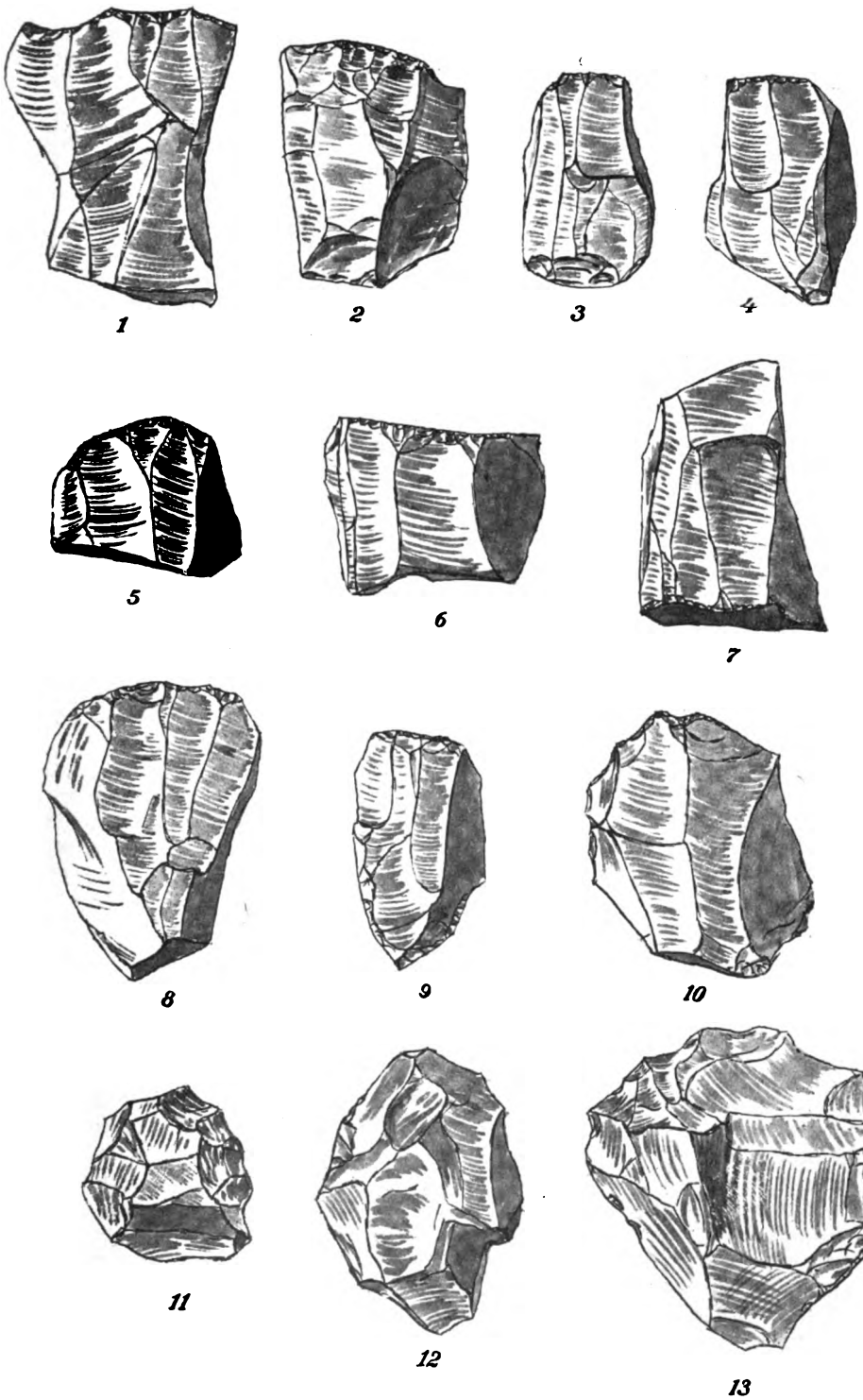



Abb. 3. Schaber. Nordhemmern.

Digitized by Google

Arbeitsteilung neben anderen Kulturgütern gewiß sein eigen nennen konnte. Mit unseren Vermutungen sind wir auf die Steingeräte angewiesen, die einzigen Zeugen, die aus Urzeiten zu uns sprechen.

Im folgenden soll nun das Fundmaterial einer umfangreichen Niederlassung, die ich im Sumpfmoor bei Nordhemmern aufdecken konnte, beschrieben werden:

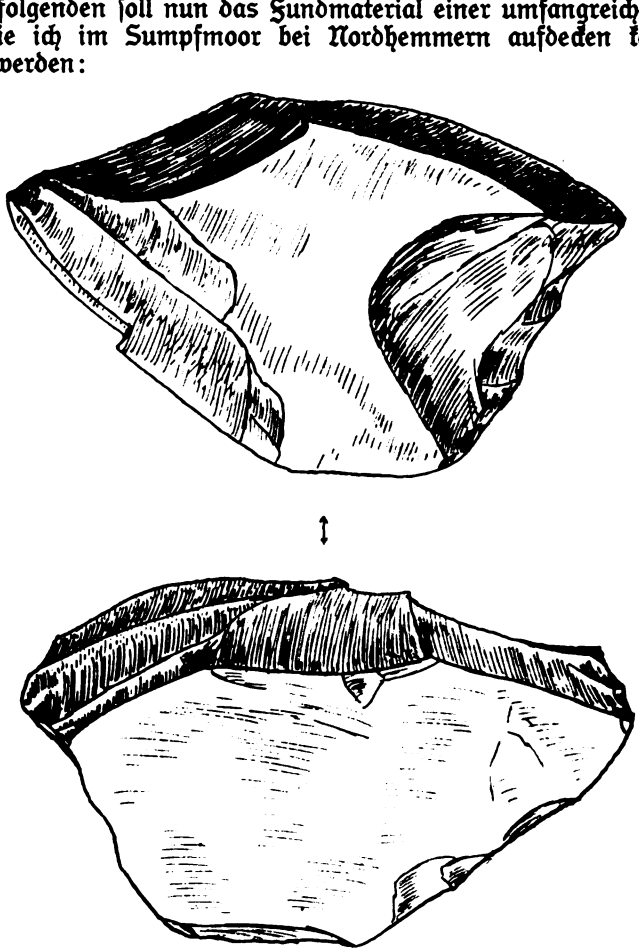


Abb. 4. Rohbeschlagene Feuersteinaxt. Nordhemmern.

Der Fundplatz liegt 12 km nordwestlich von Minden i. W., 2500 m nördlich vom Dorfe Nordhemmern in einem moorigen Heidegebiet am südlichen Rande des Mindener Waldes. Durch die Urnenfunde auf dem Hahnenhügel bei Nordhemmern, die im Museum in Bielefeld aufgestellt sind, wurde die Fundstelle bekannt. Zusammen mit den Urnen fanden sich nämlich neolithische Steingeräte, darunter ein geschliffener Feuersteindolch und einige Steinbeile. Eine nachträgliche Untersuchung des Fundgebietes und der näheren Umgebung ergab, daß einige weiter nördlich gelegene flache Sandhügel übersät waren mit Steinwerkzeugen und Splittern und sich als mesolithische Siedelungsstätten herausstellten. — Der überaus große Befund läßt auf eine zeitlich und räumlich weit ausgedehnte Besiedelung

Digitized by Google

schließen. Es fanden sich über 150 Werkzeuge neben einer weit über tausend zählenden Menge von Messern, Spänen und Splittern. In Abb. 1 sind einige der formschönen Spanmesser gezeichnet, wie sie in Nordhemmern durchaus nicht selten sind. Mikrolithen sind in Nordhemmern recht zahlreich vertreten (etwa 50 Stück). Abb. 2. Vorherrschend ist die längsseitige Spitze mit ein- oder zweiseitiger Dengelung, selten die querschneidige Form. Wir kennen den Prototyp der längsseitigen Spitze schon aus den jungpaläolithischen Stufen des Aurignacien und Magdalénien. Die Entwicklungsreihe der Mikrolithen zeigt als älteste Formen die Federmesserchen und Segmente, als jüngere und jüngste die Trapeze, Rhomben und querschneidigen Spitzen. Man ist leicht geneigt, diese einzelnen Formen besonderen mesolithischen Kulturen zuzuweisen, teilweise mit Recht. An Funden, deren Lagerung in ungestörten Schichtenkomplexen stratigraphisch einwandfrei festgestellt werden konnte, mag dies angehen. Dagegen scheinen mir typologische Analogieschlüsse auf das Alter hiesiger Mikrolithen gewagt. Dies um so mehr, wenn man berücksichtigt, daß fast sämtliche hiesigen Funde Oberflächenfunde sind. Näher auf dieses zweifellos interessante „Leitfossil" des Mesolithikums einzugehen, würde zu weit führen und einer zusammenhängenden Typologie der hier gesammelten Mikrolithen vorgreifen.

Nukleusschaber und Hobelschaber liegen aus Nordhemmern in 40 typischen Stücken vor. Einige sind in Abb. 3 wiedergegeben: Nr. 1, 2, 3, 4 und 6 = einseitig geschärfte Nukleusschaber mit Randdengelung, Nr. 5 = kielförmiger Nukleusschaber, Nr. 7 = Meißel, Nr. 8 = halbrunder Hobelschaber, Nr. 9 = Schaber mit querbearbeitetem Stichelende, Nr. 10 = Kielschaber, Nr. 11 = plankonvexer runder Hobelschaber, Nr. 12 = ovaler Hochkratzer, Nr. 13 = Diskusschaber, bikonvexe Scheibe.

Die gewöhnlichen Nukleusschaber überwiegen, selten sind die doppelseitig bearbeiteten Schaber. Außerdem fanden sich mehrere Klingenkratzer, Klingenkerbschaber, merkwürdigerweise aber keine atypischen Geräte, die mit den beschriebenen nicht irgendwie in verwandten Zusammenhang gebracht werden könnten. Zu erwähnen ist noch die vermutliche Feuersteinaxt (Abb. 4), eine Form, für die ich bisher kein Gegenstück aus anderen Fundstellen kenne. (Vgl. ferner die Abb. 6, Nr. 754, 482, 508, Abb. 9 Nr. 1491, Abb. 13 Nr. 1530, 749, 492).

## II. Nukleusschaber, Hobelschaber und Meißel, typische Geräte des Mesolithikums.

Dieser Bericht soll keine umfassende Darstellung des gesamten hiesigen Mesolithikums geben, sondern nur einige Geräte dieser Zeit als besonders typisch herausstellen, um die Technik von dieser Seite zu kennzeichnen. Eine einheitliche wissenschaftliche Bearbeitung des gesamten Materials aus den Sammlungen der hiesigen Forscher ist bisher nicht zustande gekommen. Schon aus diesem Grunde muß ich mich mit der Veröffentlichung einzelner Werkzeugtypen begnügen, obwohl deren Bedeutung für die Erschließung des Mesolithikums nicht gering sein wird. Es sind, wie aus den Typenzusammenstellungen zu sehen ist, nicht nur die bekannten Mikrolithen, die bisher für die unumschränkten Leitformen gehalten wurden, sondern auch noch andere Typen vorhanden, die für das Mesolithikum charakteristisch sind. Die vielen Pfeilspitzen, Messer, Bohrer, Stichel und die mannigfaltigen Schaberformen müssen wir zu einer ähnlichen Auswertung heranziehen, wie es dieser Bericht

Digitized by Google

versucht. Erst dann werden wir einen Überblick über die gesammelten Schätze bekommen und an eine Typologie denken können.

Für die Altersbestimmung der hiesigen Funde scheinen nun Nukleusschaber, Hobelschaber und Meißel von Wichtigkeit zu sein. Ich fand diese in

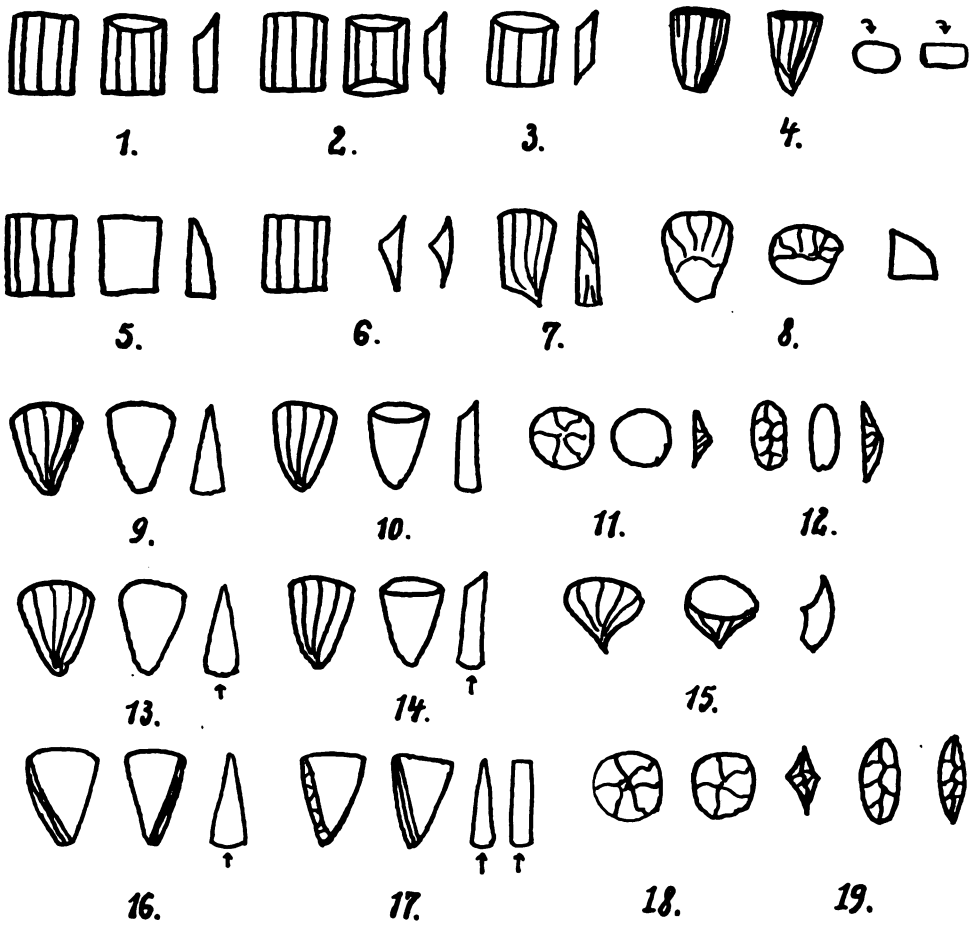



Abb. 5. Schematische Übersicht.
Fig. 1, 2 u. 3. Nukleusschaber, ein-, zwei- und wechselseitig geschärft. 4. Meißel und Spitzmeißel. 5 u. 6. Kielförmiger Nukleusschaber. 7. Nukleusschaber mit quergestellten Schneiden. 8. Kielschaber. 9 u. 10. Halbrunde Hobelschaber. 11. Runder plankonvexer Hobelschaber. 12. Hochkatzer, plankonvex. 13 u. 14. Halbrunde Hobelschaber mit Querschneide. 15. Eselshuf. 16. Meißel ohne Basisfläche. 17. Meißel, querbearbeitet. 18. Runder bikonvexer Hobelschaber. 19. Kernbeilförmiger Schaber.

fast allen Fundstellen am Südhang und teilweise auch am Nordhang des Osnings, am Wiehengebirge und in den Mooren nordwestlich von Minden. Die typischen, immer wiederkehrenden Formen und ihr häufiges Vorkommen veranlaßten mich zu einer eingehenden Sichtung und zu dieser erstmaligen Veröffentlichung.

Abb. 5 zeigt eine schematische Zusammenstellung der Nukleusschaber,

Digitized by Google

Hobelschaber, Kernbeile und Meißel. Eine scharfe Trennung der einzelnen Formen ist nicht immer möglich. Die Formen der dreikantigen gehen häufig in die der vierkantigen Schaber, die der Meißel in die der Kielkratzer und Hochkratzer über. Die Entwicklung zum Meißel mußte naturgemäß eine andere sein, als die zum Nukleusschaber: die abgeplattete, einseitig geschärfte Form des Schabers trennt sich von Anfang an von der keilförmig behauenen, stabilen Form des Meißels. Übergänge, die bei Benennung der Formen einige Schwierigkeiten bereiten, finden sich vielfach. Das ist im einzelnen auch ohne Belang. Die Bestimmung des Werkzeugs, die häufig eine ganz spezielle war und uns nicht bekannt ist, war ausschlaggebend für die Formgebung. Der Zweck gestaltete das Gerät. Der Mesolithiker wird wohl kaum an eine gesetzmäßige Konstruktion seiner Werkzeuge gedacht haben. Und doch sind die geringsten Verschiedenheiten in der Art der Bearbeitung für unsere typologische Forschungsmethode von unschätzbarem Wert, da sie allein über Entstehung und Verbreitung der Techniken Aufschluß geben können. — Wie und wann sich die einzelnen Formen entwickelt haben, welches die primären, welches die sekundären gewesen sind, können wir nur vermuten. Anzunehmen ist, daß eine Ableitung der Schaber aus dem Nukleus stattgefunden hat, wenigstens der vierkantigen Nukleusschaber und der Meißel.

Nuklei (Kernsteine) kennen wir schon aus den ältesten Stufen des Paläolithikums. Durch Jahrhunderttausende hat sich die Methode, aus geeigneten Knollen Späne und Messer durch Schlag oder Druck abzutrennen, bis zu rezenten Naturvölkern erhalten. Es entsteht dabei ein meist säulenförmiges Reststück, der Nukleus, dessen Form in allen Steinzeitaltern allgemein die gleiche ist. Solche Nuklei, die für die Herstellung von Spänen nicht mehr brauchbar oder zu klein waren, wurden nun auf zweckmäßige Weise noch zur Herstellung von Geräten benutzt. Die vielseitige Verwendungsmöglichkeit soll die folgende Beschreibung veranschaulichen.

### Einseitig geschärfter Nukleusschaber. Abb. 6.

Das im Querschnitt prismatisch geformte Kernstück wurde abgeflacht, zuweilen auch gespalten, durch Anschärfen einer Schmalseite zum Schaber umgeformt. Die konvexe Oberseite ergab eine vorzügliche Akkomodationsfläche für Hand und Zeigefinger.

### Zweiseitig geschärfter Nukleusschaber. Abb. 7.

Hier sind beide Schmalseiten angeschärft und bearbeitet. Größere Stücke werden ähnlich wie Abb. 4 als doppelschneidiges Beil benutzt gewesen sein. Häufig sind Ober- und Unterseite wechselseitig angeschärft.

### Kielförmiger Nukleusschaber. Abb. 8.

Seltener ist diese Form mit dreikantigem Querschnitt. Die Oberfläche ist im spitzen Winkel zur planen Unterfläche gerichtet. Winkel und Ausarbeitung der Schneide sind veränderlich und schaffen oft Formen, die zu den Kielschabern (Abb. 12, Reihe 1) überleiten. — Abb. 8 (Nr. 1311 und 442). Wechselseitig angeschärfter Nukleusschaber mit zwei quer zueinander gestellten Schneiden. Ein Prachtexemplar ist Nr. 1311 aus Borgholzhausen-Ravensberg. Es erinnert an die schuhleistenförmigen Keile der jüngsten Steinzeit und ist ein Gegenstück zu den nordischen Querbeilformen.

Digitized by Google

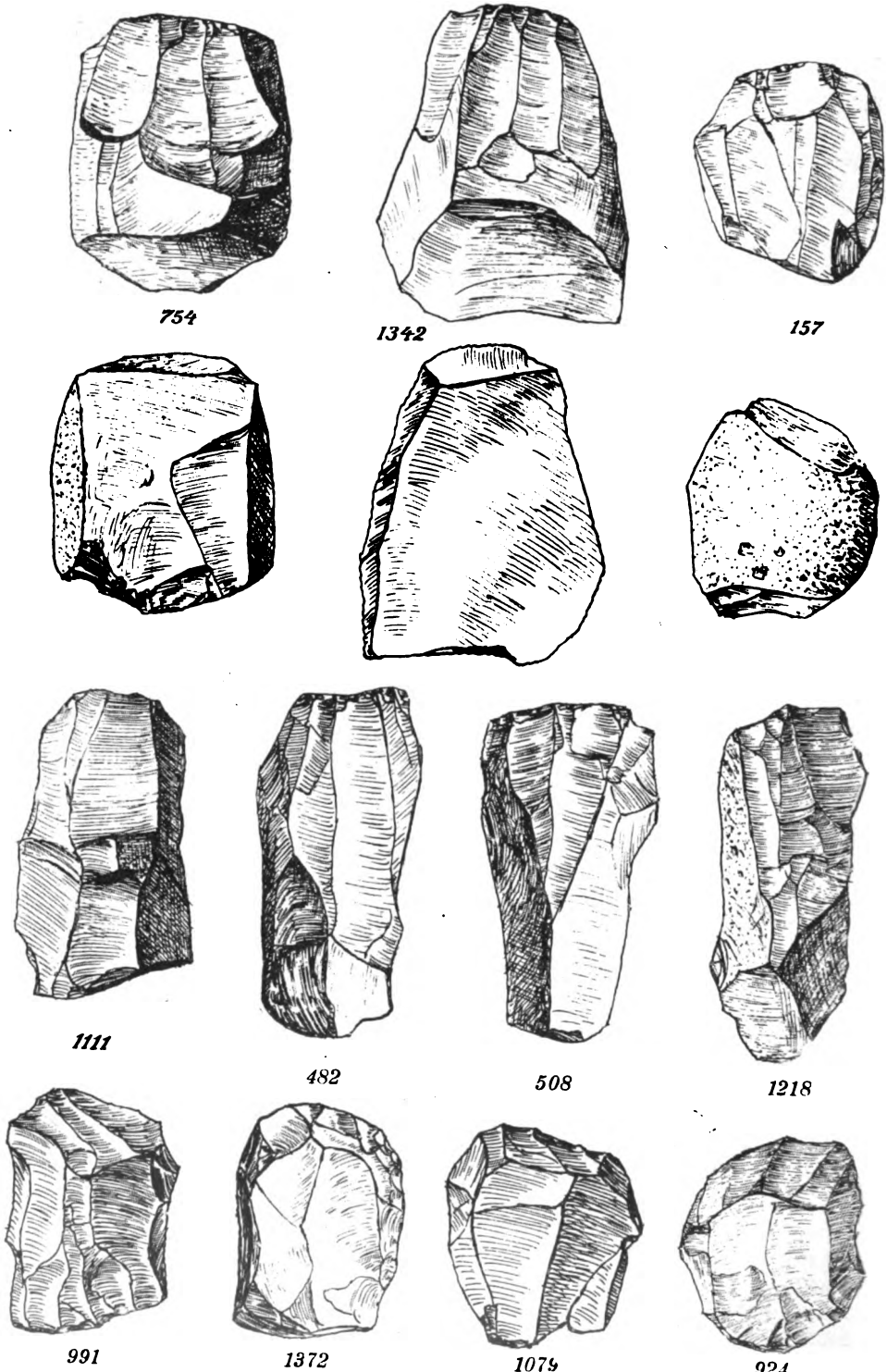
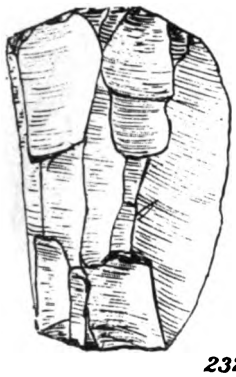



Abb. 6. Einseitig geschärfter Nukleusschaber.
Nr. 754. Nordhemmern. — 1342. Blömkeberg. — 157, 1111, 1218. Borgholzhausen-Ravensberg. 482, 508. Nordhemmern. — 991. Barenberg. — 1372. Künsebeck. — 1079. Berghausen. — 924. Steckenbrink.

Digitized by Google



232

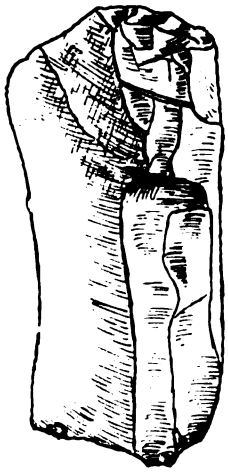
253

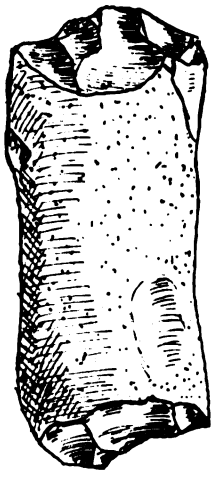
877

79

123

243





1109

Abb. 7. Zweiseitig geschärfter Nukleusschaber.
Nr. 232, 253, 243. Heideberg bei Hörste. — 877. Sieker. — 79, 123, 1109. Borgholzhausen-Ravensberg.

Digitized by Google

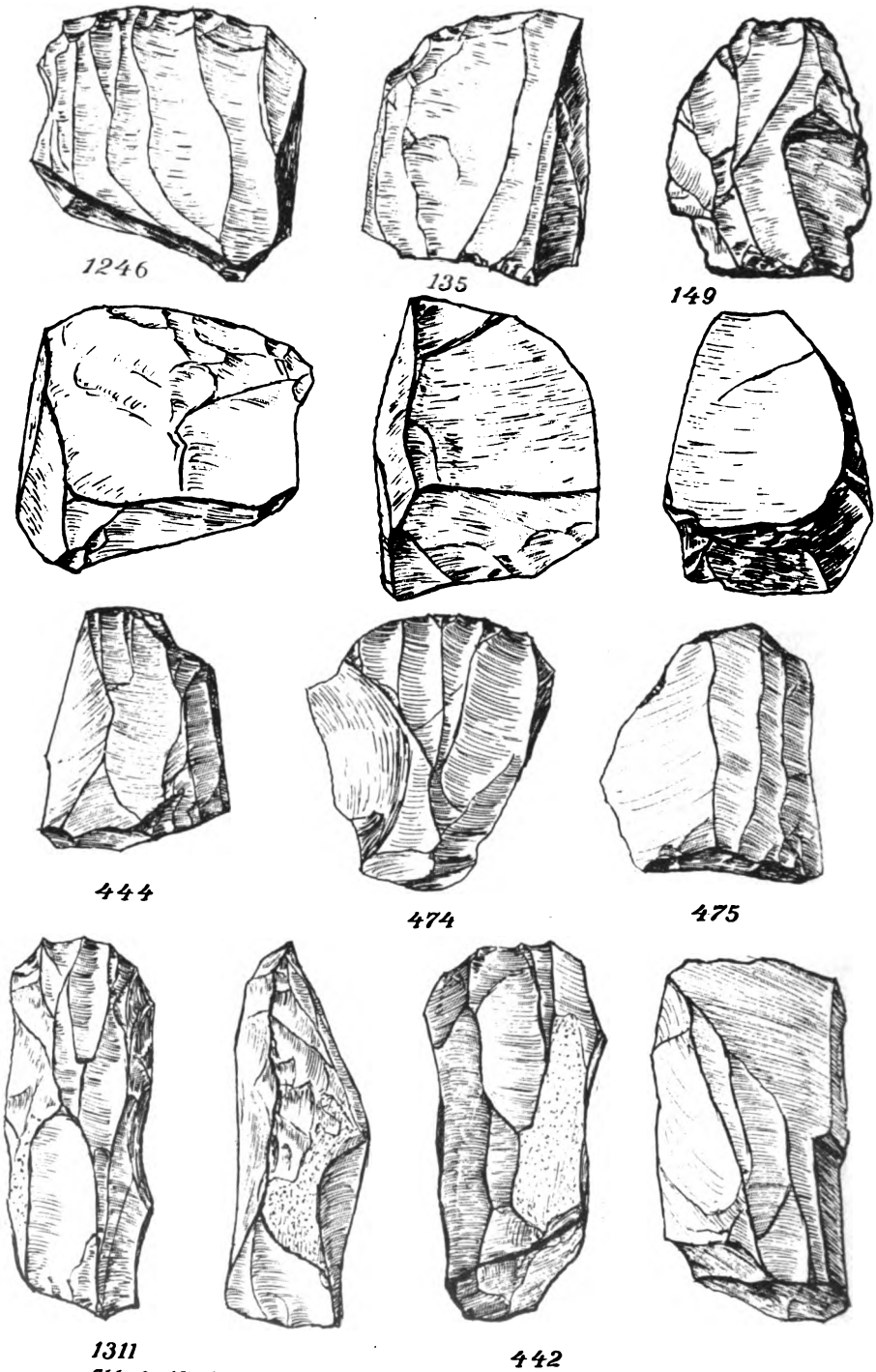



Abb. 8. Kielförmiger und wechselseitig angeschärfter Nukleusschaber. Nr. 1246. Heideberg bei Hörste. — 135, 149, 1311. Borgholzhausen-Ravensberg. — 444, 474, 475, 442. Vierschlingen-Steinhagen.

Digitized by Google

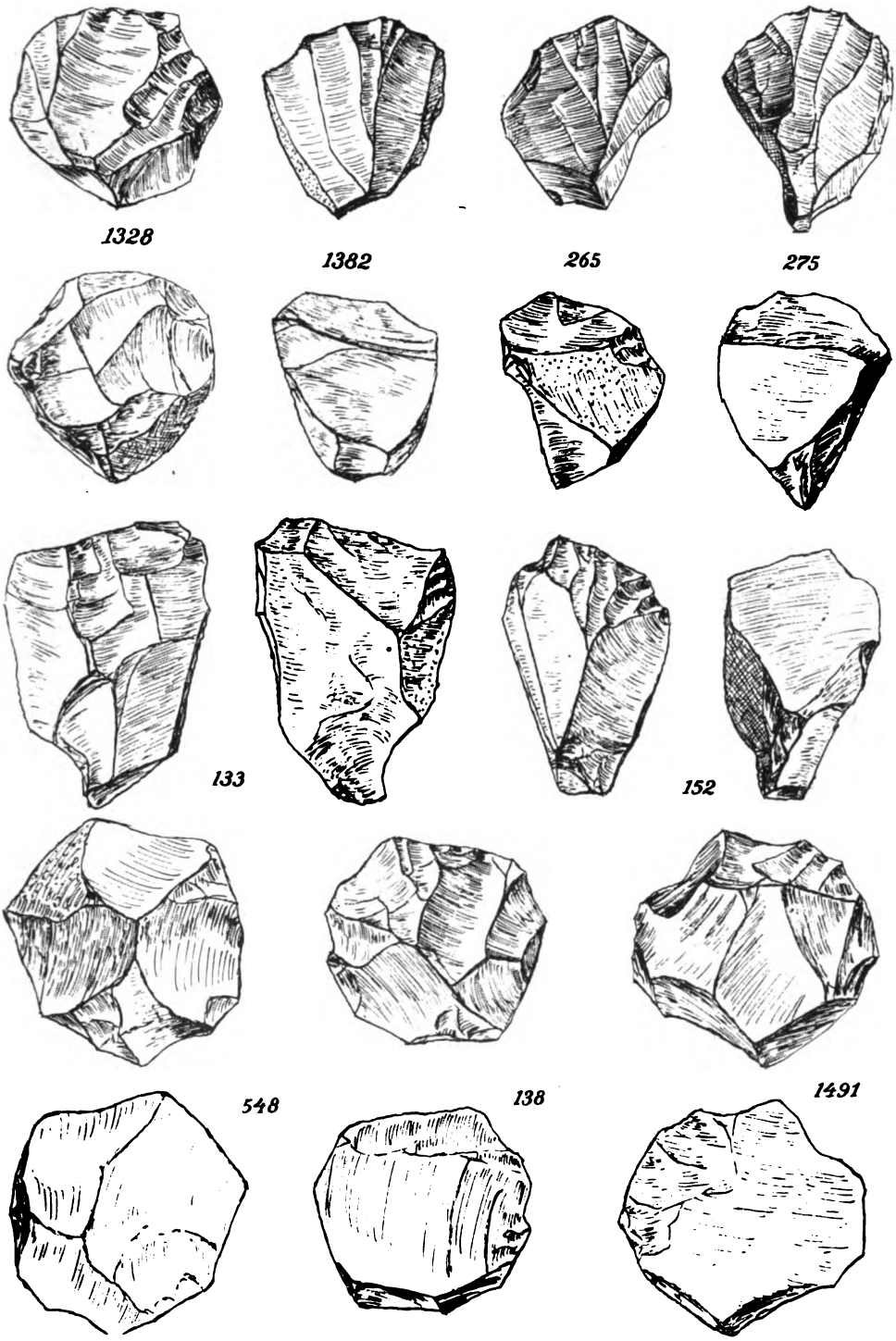



Abb. 9. Halbrunder Hobelschaber und runder plankonvexer Hobelschaber.
Nr. 1328, 133, 152, 138. Borgholzhausen-Ravensberg. — 1382. Blömkeberg. — 265, 275. Heideberg. — 548. Stapelage. — 1491. Nordhemmern.

Digitized by Google

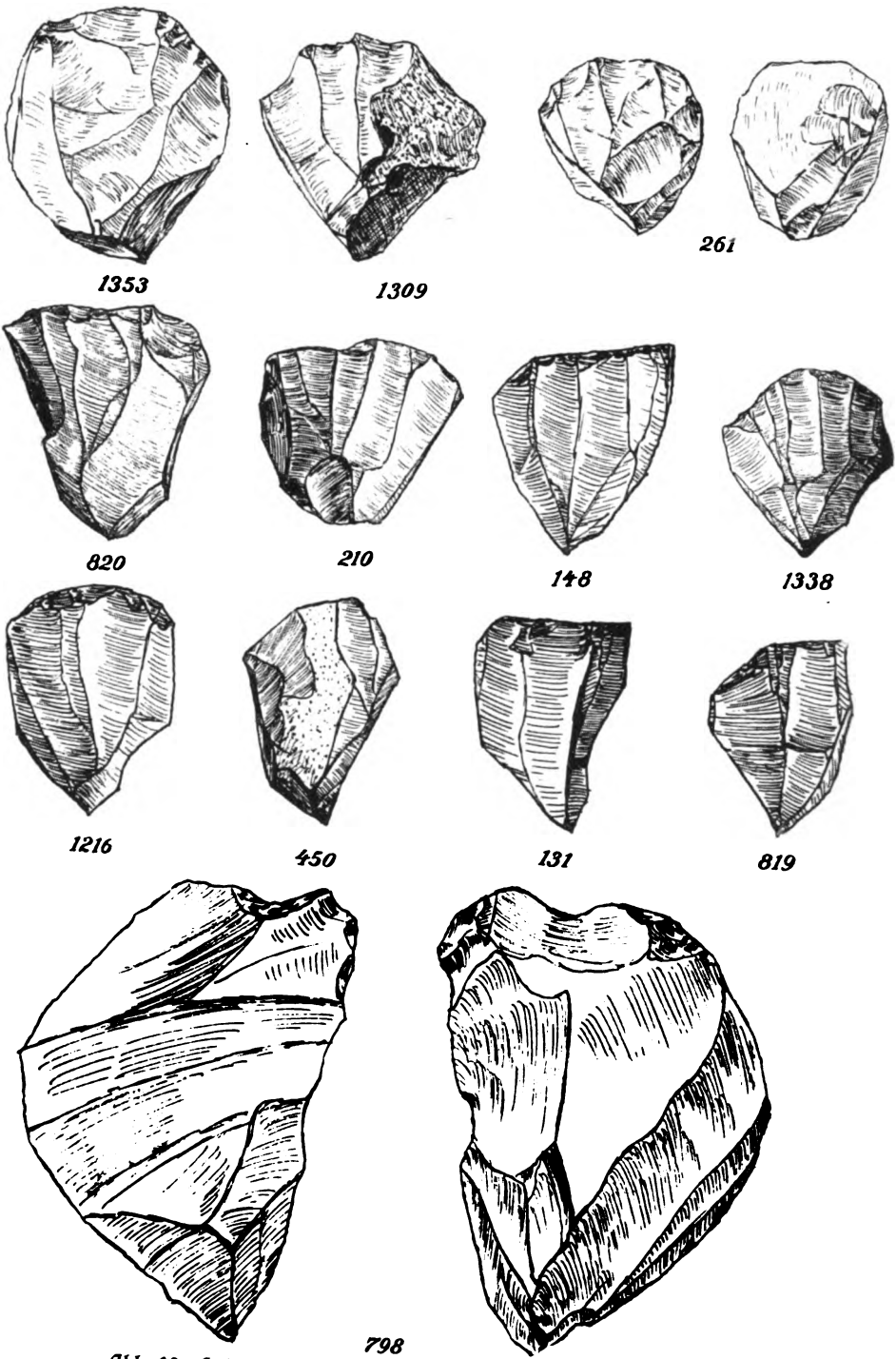
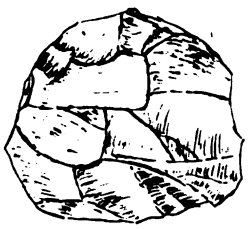



Abb. 10. Halbrunder Hobelschaber mit angeschärfter Querbasis.
Nr. 1353. Stapelage. — 1309, 148, 1216, 131. Borgholzhausen-Ravensberg. — 261. Heideberg bei Hörste. — 820, 819, 798. Buschkamp-Senne I. — 210. Blömkeberg. — 1338. Sieker. — 450. Dierschlingen-Steinhagen.

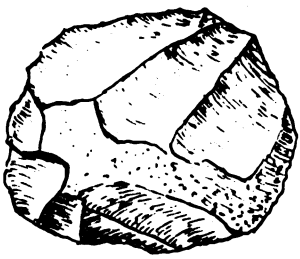
Digitized by Google

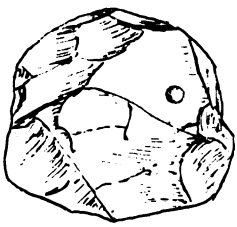
100

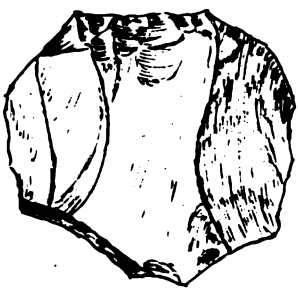
1400



294



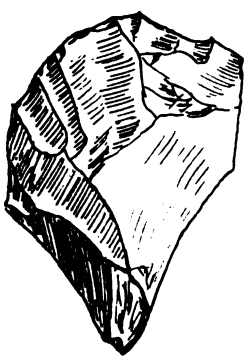




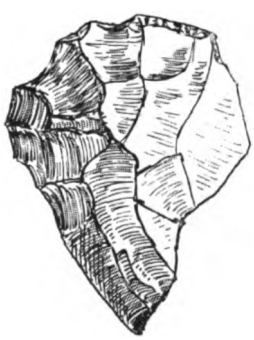
97

222

220



1017



1423

Abb. 11. Runder bikonvexer Hobelschaber, Diskusschaber und Eselshuf.
Nr. 100, 97, 1220, 1017. Borgholzhausen-Ravensberg. — 1400. Sieker. — 294, 1423. Heideberg bei Hörste. — 222. Blömkeberg.

Digitized by Google

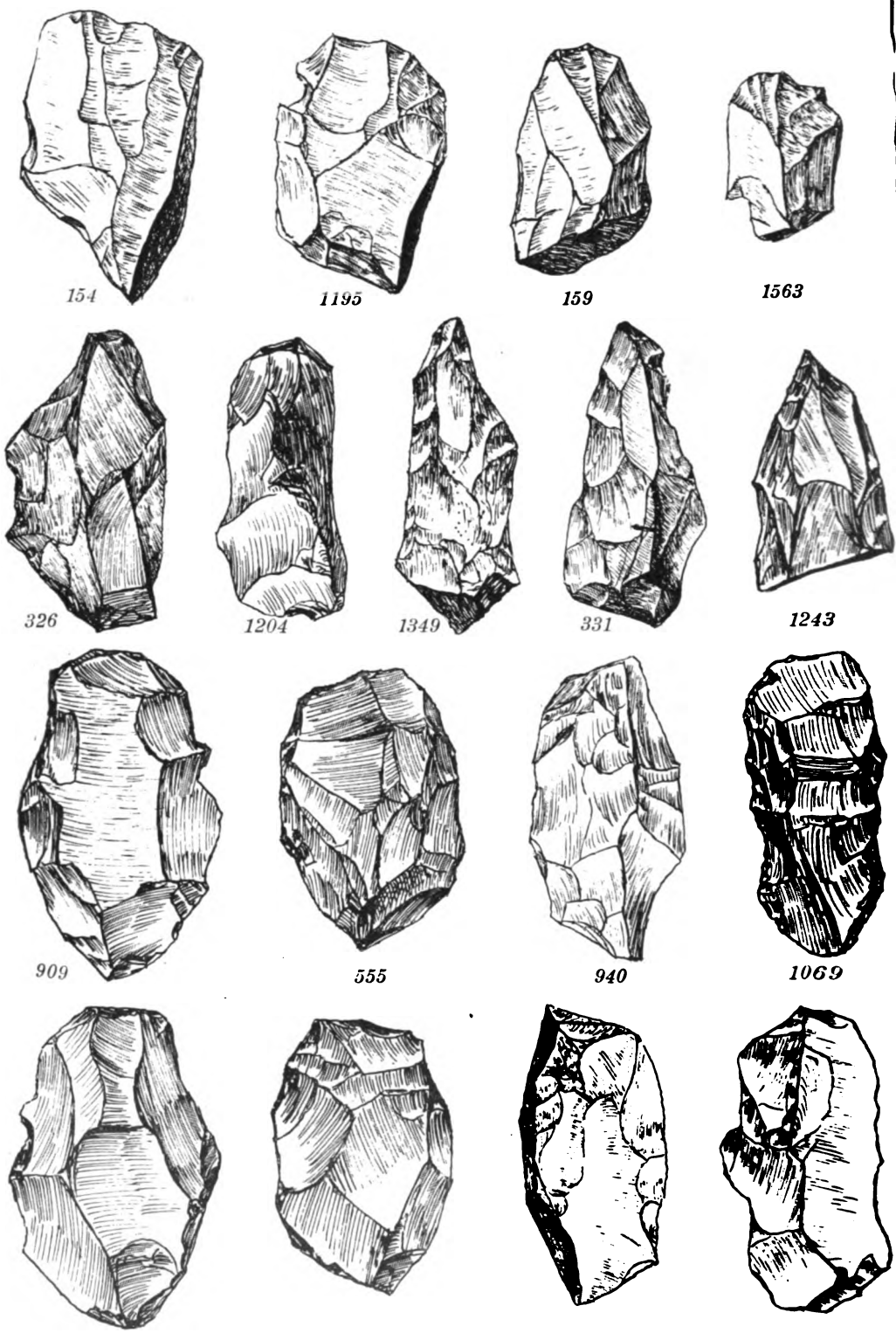



Abb. 12. Kielschaber, plankonvexer Hochkratzer, kernbeilförmiger Schaber. Nr. 154, 159, 940. Borgholzhausen-Ravensberg. — 1195. Schulzenhof-Halle. — 1563. Uchte. — 326, 331. Buschkamp-Senne I. — 1204. Barenberg. — 1349. Hörste. — 1243. Heideberg bei Hörste. — 909. Stedlenbrink. — 555. Stapelage. — 1069. Berghausen bei Borgholzhausen.

Digitized by Google

Kielschaber. (Abb. 12, erste Reihe.)

Dieser Typus ist wohl kaum auf den Nukleus zurückzuführen. Zufällig handliche Steine, die einen massigen der Schneide entgegengesetzten Knollenfortsatz als Handhabe besaßen, formte man durch Steilretusche zu Kielschabern um.

Halbrunder Hobelschaber. (Abb. 9, Reihe 1—3.)

Den Schabern mit konischem Schaftende verlieh man durch die Keilform eine weit größere Handlichkeit. Die Finger umschließen die säulenförmige Oberfläche, der Daumen liegt auf der hohlen Unterfläche, während der Schaft im Handinnern eine gute Stütze abgibt. Auf ähnliche Weise konnte das Gerät auch in Holz oder Knochen gefaßt werden. Die Keilform verhindert auch hier ein Eindringen des Steines in das weiche Material, selbst bei Arbeiten, bei denen das Gerät großen Druck aufzufangen hatte, z. B. beim Spalten von Holz oder beim Abhobeln von Baumstämmen usw.

Runder plankonvexer Hobelschaber. (Abb. 9, Reihe 4 und 5.)

Dieser zeichnet sich durch zentrisch verlaufende Abschläge aus, die dem Gerät die runde, diskusförmige Gestalt geben. Der Verwendungszweck ist nicht bekannt.

Die halbrunden Hobelschaber mit angeschärfter Querbasis (Abb. 10) laufen parallel zu den gewöhnlichen halbrunden Hobelschabern (Abb. 9, Reihe 1—3). Durch die schmale, an der Basis angebrachte Schneide zeigen sie viel Ähnlichkeit mit den Meißeln (Abb. 13). Der Grund für die doppelte Schärfung ist nicht ohne weiteres verständlich. Glättungsspuren an Nr. 1353 aus Stapelage deuten auf Schäftung in Horn oder Knochen.

Eselshuf, halbrunder Hobelschaber. (Abb. 11, Nr. 1017 und 1423.)

Von der unter der Bezeichnung „Eselshuf" bekannten Form fanden sich die beiden gezeichneten Stücke. Die Schärfungsabschläge reichen häufig weit über die Unterseite, wodurch die Schneidewirkung erhöht wird und die Form der eines Eselshufes nahekommt.

Runder bikonvexer Hobelschaber, Diskusschaber. (Abb. 11, Reihe 1—3.)

Diese runden Kratzer sind beiderseitig über ihre ganze Oberfläche erhaben zugeschärft. Durch wechselweise Anordnung der Absplisse erzielte man eine gewellte Kante, die eine Verwendung des Gerätes als Säge nicht ausgeschlossen erscheinen läßt. Diese Scheibenschaber als sog. „Morgensterne" oder als Wurfsteine zu deuten, wie dies einige Forscher tun, ist nicht einleuchtend, da diesen Zweck auch weniger mühevoll hergestellte Steine erfüllten. — (Diese und ähnliche Formen finden sich auch leitend im Rheinischen und belgischen Campignyien, in Kalbe a. Milde, in Maglemose u. a.

Ovaler plankonvexer Hochkratzer (Abb. 12, Reihe 2.)

Auffällig ist der paläolithische Charakter dieses Geräts. Täuschend ähnliche Gegenstücke besitze ich aus der französischen Fundstelle Miremont aus dem Aurignacien, die mir Herr Studiendirektor Spanuth, Hameln, bereitwilligst zur Verfügung stellte. — Die spitzen Formen Nr. 1349, 331 und 1243 wurden gewiß auch als Gravierstichel und Bohrer benutzt.



Digitized by Google

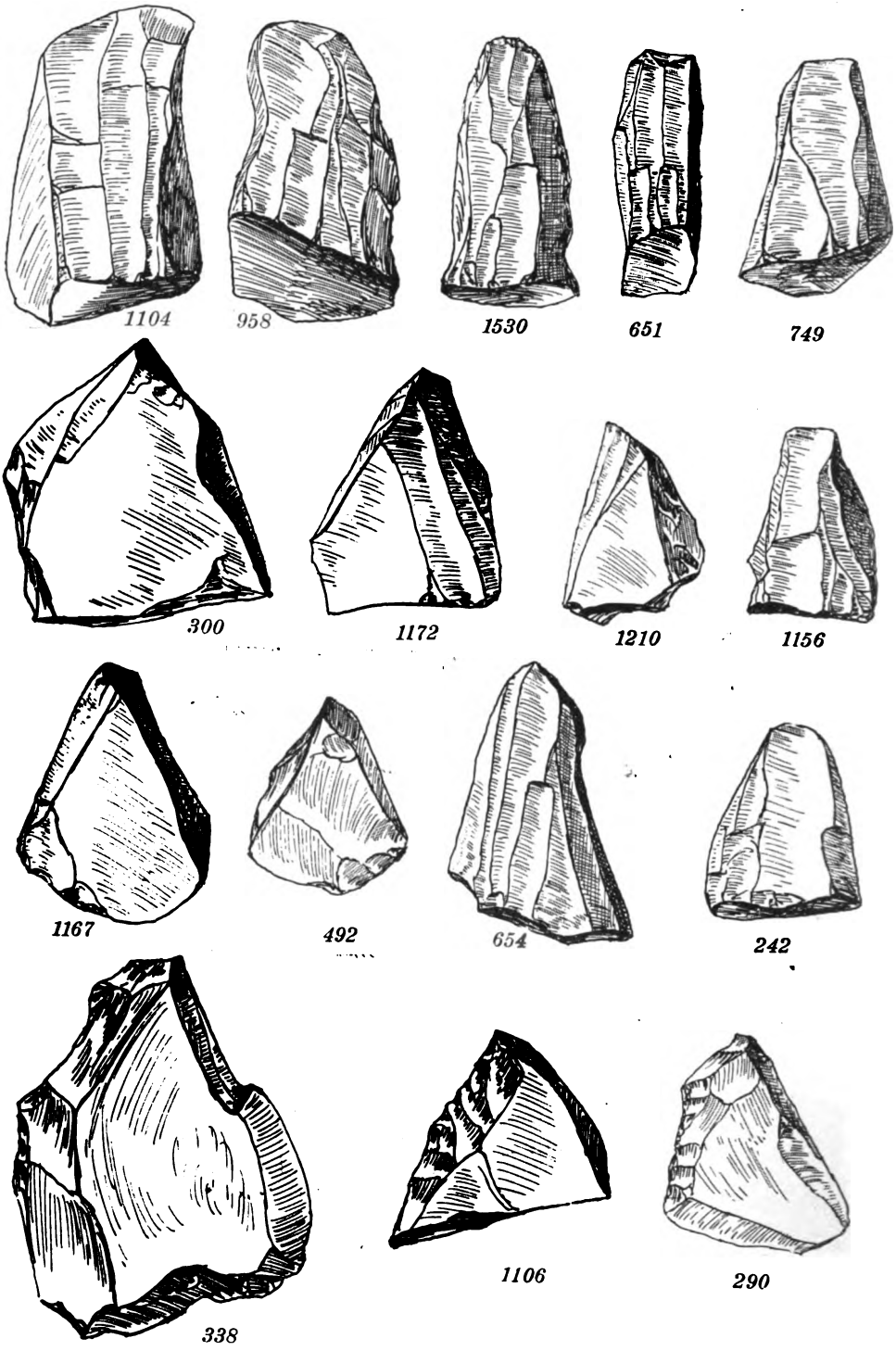



Abb. 13. Meißel, querbearbeiteter Hobelmeißel.
Nr. 1104, 1210, 1106. Borgholzhausen-Ravensberg. — 958. Hörste. — 1530, 749, 492. Nordhemmern. — 651. Bullerbach-Senne II. — 300, 242, 290. Heideberg bei Hörste. — 1172. Menkhauser Bach bei Örlinghausen. — 1156. Pfotenbach, Amshausen. — 1167. Menkhauser Bach. — 654. Bullerbach. — 338. Buschkamp-Senne I.

Digitized by Google

### Kernbeilförmige Schaber und Fäustel. (Abb. 12, Reihe 3 und 4, Abb. 14 und 15.)

Die ovale Kernbeilform ist eine der jüngsten und Übergangsformen. Charakteristisch für diese Campignyienbeile ist die grobe Technik mit großmuscheligen Retuschen, wie wir sie an Parallelstücken aus anderen Campignyienfundstellen kennen. (Belgien, Rheinland, Kalbe, Teterow u. a.). An Abb. 12 Nr. 555, Stapelage, kann man noch die bearbeitete schmale Querschneide sehen, welche die halbrunden Hobelschaber besitzen. (Vgl. Abb. 10!). Besonders deutlich wird an diesen Geräten der große Unterschied in der Retuscheart zwischen den flachen Nukleusschabern und diesen bikonvexen Beilen und Fäusteln, auffällig die Verwandtschaft letzterer mit den echten Campignyienfäusteln.

### Meißel. (Abb. 13.)

Abb. 13, Reihe 1 und 2 zeigt die gewöhnliche Keilform, Nr. 1167 und 492, Meißel ohne Basisfläche, Nr. 654 und 242 Spitzmeißel und Nr. 338, 1106 und 290 einseitig querbearbeitete Hobelmeißel mit geschickt ausgehöhlter Schneide.

Ein Vergleich der Verbreitung der Hobelschaber, Nukleusschaber und Kernbeilformen einerseits und der Mikrolithen andererseits weist uns einen

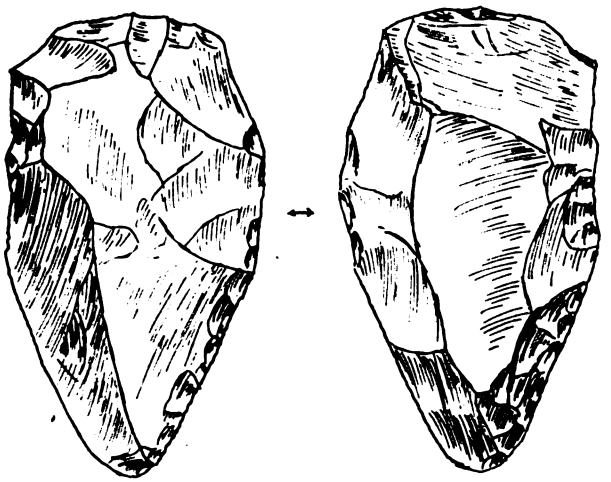


Abb. 14. Kernbeil. Heideberg bei Hörste i. Lippe.

neuen Weg zur relativen Altersbestimmung der hiesigen Funde. Sehen wir uns eine Verbreitungskarte an, auf der Mikrolithen und Hobelschaber zahlenmäßig getrennt aufgeführt sind, so fällt uns sofort die ungleichmäßige Verteilung beider Gerätkategorien auf. Siedelungen mit ausgesprochenem Hobelschaberinventar, wie Borgholzhausen-Ravensburg, Vierschlingen, Zweischlingen, Stecklenbrink, Bullerbach, Buschkamp-Senne I, Hillegossen, Hörste i. Lippe fehlen die vielen typischen Mikrolithen, die wir am Blömkeberg und in Stapelage beispielsweise angetroffen haben. Dagegen können die Siedelungen Blömkeberg und Stapelage nur wenige Belegstücke von Hobelschabern aufweisen. Diese merkwürdige Verbreitung wird keine zufällige sein, beweist vielmehr, daß die beiden Gerätgruppen nicht gleichen oder gleichzeitigen Ursprungs sind. Die schlechtentwickelte Bearbeitungstechnik des



Digitized by Google

Mesolithikums, besonders des Tardénoisien, der die Fähigkeit der Werkzeugherstellung aus dem vollen Material abzusprechen ist, konnte die kleinen Pfeilspitzen ohne große Mühe verfertigen. Dagegen möchte ich schon aus diesem Grunde die teilweise äußerst geschickt und aus dem vollen Stein geschlagenen Hobelschaber und Kernbeile einem jüngeren Volke zuweisen. Die enge Beziehung der Hochkratzer und Kernbeilformen zu den echten Säusteln des Campignyien besteht und zeugt von einem Einfluß der Campignyientechnik auf die ältere Tardénoisienkultur.

Die Fundstelle in Borgholzhausen-Ravensburg lieferte z. B. über 100 Hobelschaber und Kernbeile, aber nur etwa 20 längsseitige, 2 querschneidige Spitzen und 1 Spalter-Pfeilspitze. Die längsseitigen Spitzen sind teilweise grob entartet. Ähnliche Verhältnisse bestehen in den anderen Fundstellen.

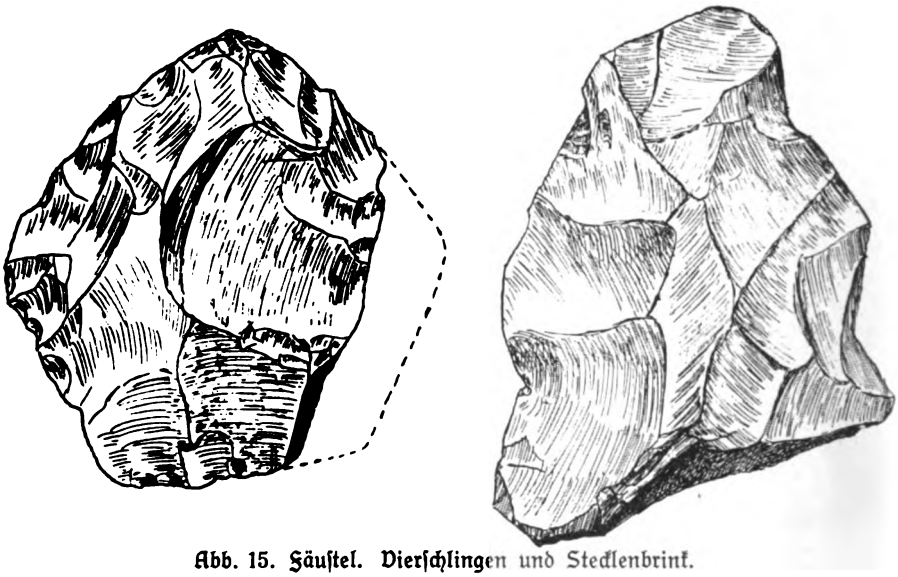


Abb. 15. Säustel. Vierschlingen und Stecklenbrink.

Ein weiteres Hilfsmittel für die Datierung der Nukleusschaber bietet uns die Art der Retuschierung. Die Retusche des Tardénoisien, z. B. die Randretusche an den Mikrolithen besteht aus kleiner und kleinster regelmäßig angeordneter Dengelung. Die einzelnen Partikelchen sind eng neben und übereinander abgetrennt, so daß von derfrüheren Oberfläche der unbearbeiteten Kante nichts zurückbleibt. Diese winzigen Retuschen liegen zum großen Teil in dem kleinen Werkzeug begründet, das häufig eine Dicke von nur Bruchteilen eines Millimeters aufweist. Die dünnen, leicht zerbrechlichen Späne noch mit Flächenretuschen zu versehen, ist gänzlich ausgeschlossen. Aber auch an größeren Steinen kann man diese kurze Tardenois-Retusche nachweisen. Die ein- und zweiseitig angeschärften Nukleusschaber mit den langen über den ganzen Stein reichenden Spanretuschen haben nicht selten an den Schneiden die feine regelmäßige Dengelung. Die in Abb. 3 (Nordhemmern) abgebildeten Nukleusschaber zeigen diese Anordnung. Nicht zu verwechseln ist diese Retusche mit zufälligen Gebrauchsretuschen, die ähnlich, aber bei weitem nicht so regelmäßig und gewollt aussehen. (Vgl. Abb. 3 Nr. 1501 und 1602). In Abb. 17 habe ich die drei Retuschearten zusammen-

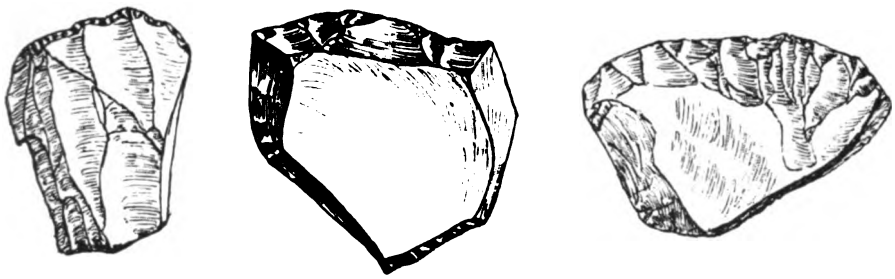
Digitized by Google

gestellt, die uns bei den heimatlichen Funden begegnen: Nr. 861 als Beispiel für die Tardenoisretusche an Nukleusschabern, Nr. 1337 für die Übergangsretusche und Nr. 1133 für die rein neolithische Retusche. Bei der letzten erstrecken sich die Abschläge im Gegensatz zu der Tardenoisretusche über weit größere Flächen des Werkstückes. Die Bearbeitung beschränkt sich nicht mehr auf die Kante. Der volle Stein verlangt, ähnlich wie ein modernes Stahl-

*380* *375* *1388*

Abb. 16. Retuschearten an Pfeilspitzen. — Buschkamp-Senne I.

messer, nicht nur eine scharfe Schabekante, sondern auch eine flache, dünne Klinge. Nr. 1337 veranschaulicht an der Hauptarbeitskante die Übergangsdengelung, an der gegenüberliegenden Seite die ältere Retusche. Nr. 1133 ist nun rein neolithisch; die Absplisse reichen über das ganze Gerät, sind auf Ober- und Unterseite gleichmäßig verteilt und verleihen dem Gerät den bikonvexen jüngeren Charakter. Ebenso ist es mit den Pfeilspitzen (Abb. 16)



*861* *1337* *1133*

Abb. 17. Retuschearten an Schabern.
861, 1337 Sieker. — 1133 Zweischlingen-Quelle.

Nr. 380, ein dünner Span, durch Tardenoisretusche zur segmentförmigen Pfeilspitze gearbeitet, Nr. 375 mit Übergangsretusche, Nr. 1388 jungsteinzeitliche Pfeilspitze mit Flächenretusche.

Diese Kennzeichen dürfen wir selbstverständlich nur ergänzend zur Datierung heranziehen. Wir wissen ja nicht, wie oft Geräte älterer Zeit nachträglich mit jüngeren Retuschen versehen sind, ob die Struktur einzelner Steine nicht eine Absplitterung längerer Späne bedingte oder wie weit die Fertigkeit steinzeitlicher Werkzeugmacher lokale Differenzierungen von Formen herbeiführte. Trotzdem wird eine eingeschränkte Bestimmung der Funde nach den Retuschearten nicht ohne Belang sein, wenn auch viele mesolithische Gerätschaften, besonders bei uns, noch im Neolithikum benutzt worden sind.

Digitized by Google

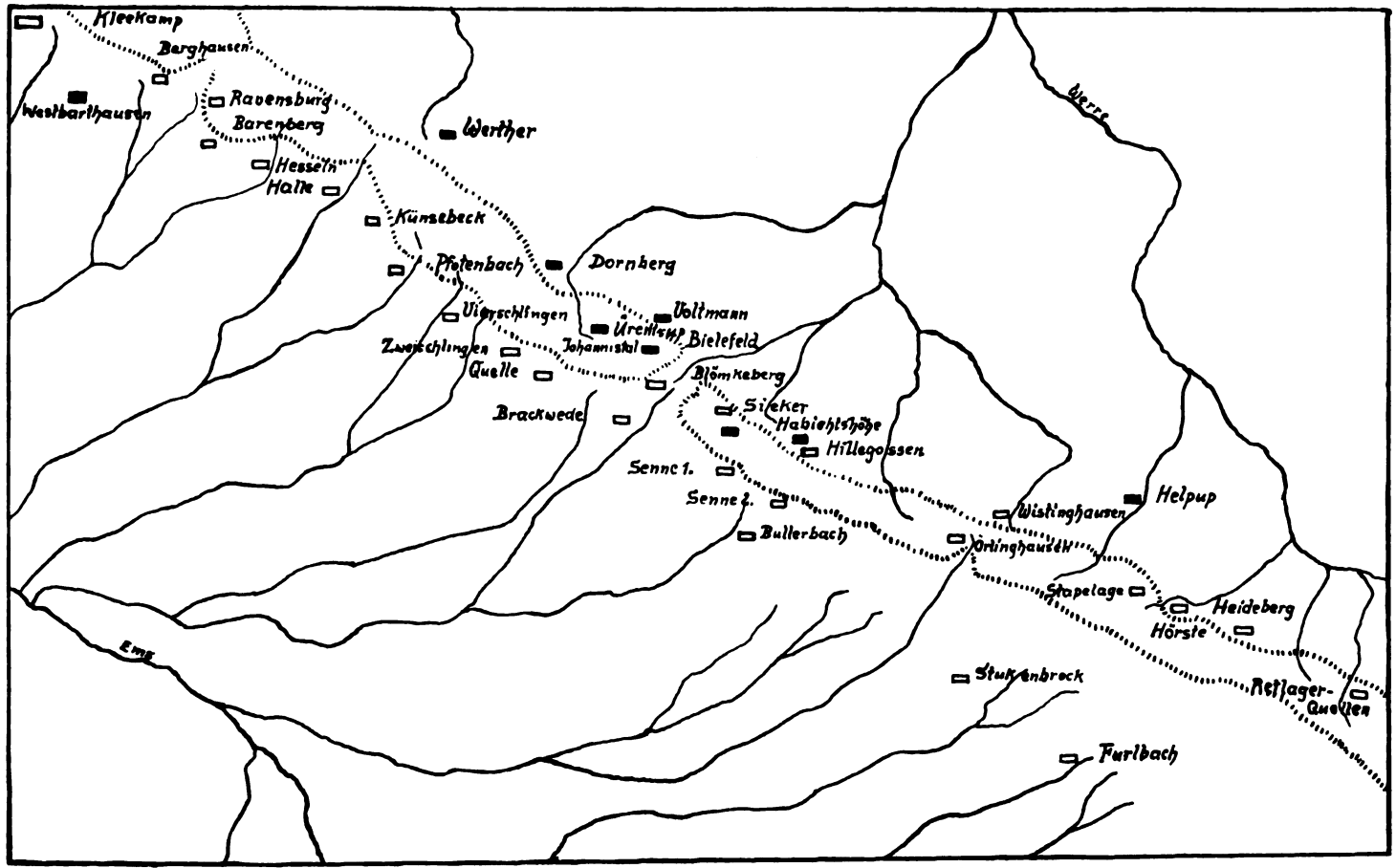



Abb. 18. Die mesolithischen Siedelungen am Teutoburger Walde.

Digitized by Google

Karl Gumpert[1]) schreibt: „Manches stumpfe Steinwerkzeug, das als unbrauchbar weggeworfen ist, ist von einem späteren Steinzeitmenschen aufgelesen und wieder in den Dienst genommen worden. Stumpfe Kanten wurden neu retuschiert oder gar das ganze Stück zu einem anderen Werkzeugtyp umgestaltet. Dies erkennt man an dem Farbenunterschied der Patina, die als feiner oder stärkerer Krustenüberzug sich auf der Oberfläche des Steins zeigt. Geräte mit verschiedener Retuschenpatina lassen ahnen, daß ganz bedeutende Zeitabstände zwischen früherer und späterer Verwendung dieser Stücke liegen müssen. An manchen Stücken können zwei und dreierlei Zeitabschnitte der Verwendung nachgewiesen werden." Dieser Satz ist in seinem vollen Umfange auf die hiesigen Steintechniken anzuwenden Man sieht an den äußerst variablen Retuschierungsarten und -Möglichkeiten, wie haltlos unsere Vermutungen oder gar Behauptungen sein können.

Die langen Spanretuschen auf den Nuklei und den Nukleusschabern sind natürlich für die Art der Retusche kaum kennzeichnend. So wird sich der Nukleus des Mesolithikums von dem des Neolithikums kaum unterscheiden. Da ist es lediglich die Ausarbeitung der Schneiden: Die Nukleusschaber mit feiner Dengelung an den Arbeitskanten, die Hochkratzer, Diskusschaber und Kernbeile mit deutlicher grobmuscheliger Flächenretusche. Diese ist durchaus nicht immer regelmäßig, im Gegenteil, oft nachlässig, aber gewollt. Das Gerät wird mit wenigen aber zweckmäßigen Abschlägen „großzügig" geformt, ohne auf das Äußere Wert zu legen, ohne die natürliche Kruste des Steines immer zu entfernen. Demnach können wir hierin einen Fortschritt der Steintechnik feststellen, nämlich in der wiedergewonnenen Fähigkeit, Werkzeuge aus dem „vollen" Material herzustellen, die das frühneolithische Campignyien als erste nacheiszeitliche Kultur aufweist.

Ein weiterer Umstand kommt uns noch zu Hilfe: Klima und Landschaft. Im Mesolithikum trieben Urwald und Sumpf den Menschen auf die Berghänge. Dort finden wir fast ausnahmslos die Mikrolithen des Tardenoisien.

Die trockene Steppenlandschaft der jüngeren Zeit gestattete auch die Besiedelung der tiefer gelegenen Gebiete. Hier finden wir dann auch Hobelschaber, Kernbeile, Fäustel und die noch jüngeren neolithischen Pfeilspitzen.

Diese Beobachtungen berechtigen uns nun, nach gleichen oder parallelen Erscheinungen Umschau zu halten. Junkermann hat schon 1922 in seinen Berichten und Vorträgen auf die Zugehörigkeit der hiesigen Funde zu den Techniken des Tardenoisien und Campignyien hingewiesen. Der Beweis für das Vorhandensein beider Kulturen ist mehrfach geführt und erhält durch die hier beschriebenen Schaberformen eine neue Stütze. Die einzelnen Formen klar zu trennen, ist bisher nicht möglich. Wir haben ein Gemisch der verschiedensten Typen innerhalb der einzelnen Siedelungen. Wie schwer es ist, den Trennungsstrich zu ziehen oder zu sagen: diese Form gehört in das Tardenoisien, jene stammt aus dem Campignyien, sehen wir an den Nukleusschabern und Kernbeilformen. Längsseitige Spitze und Fäustel allein befähigen uns nicht, die Menge der anderen Typen zeitlich zu erfassen. So ist durch Heranziehung der Nukleusschaber usw. wenigstens der Versuch gemacht, die Kluft zwischen Tardenoisien und Protoneolithikum auszufüllen.

Wie und wo sind nun diese Kulturen entstanden? Auf welchem Wege gelangten sie zu uns?

[1]) Karl Gumpert, Fränkisches Mesolithikum, die steinzeitliche Besiedelung der fränkischen Rezat und oberen Altmühl im Tardenoisien. Mannus-Bibliothek Nr. 40. 1927. Leipzig.

Digitized by Google

Hier macht sich der Mangel an Veröffentlichungen des allerdings noch nicht lange entdeckten umfangreichen Fundmaterials aus ganz Europa und Nordafrika empfindlich bemerkbar. Die Erforschung des Mesolithikums ist noch neu. Sie muß sich vielfach erst auf dieses Sammeln der winzigen Oberflächenfunden einstellen. Doch sind schon jetzt einige Zusammenhänge zwischen den einzelnen mesolithischen Kulturen erkannt.

Die große Anzahl der Fundplätze mit Tardenois-Typen in Rußland, Polen und Galizien, überhaupt in Osteuropa, veranlaßt H. Birkner, dieses Gebiet als einen Mittelpunkt der Tardenoisienkultur zu bezeichnen. Birkner nimmt an, daß sich die Oberflächensteinzeit Osteuropas aus dem osteuropäischen Jungpaläolithikum heraus entwickelt hat und deshalb sich auch zeitlich daran anschließt. Er berichtet in „Steinzeitliche Funde aus Lithauen" 1923[1]: „..... Mir scheint, daß in Osteuropa aus der dortigen jungpaläolithischen Kultur, die gewisse Beziehungen zur Madeleine-Stufe Westeuropas aufweist, sich aber doch auch in nicht zu verkennender Weise davon unterscheidet, eine Fischer- und Jägerbevölkerung die Tardeonistypen herausentwickelte. Von hier übertrug sich diese Kultur einerseits über Syrien nach Nordafrika, die Iberische Halbinsel und Westeuropa, andererseits drang sie über Polen und Ostpreußen ebenfalls nach Westen vor. Wie in Polen und Mitteleuropa finden sich nach Breuil auch in Westeuropa, sowie in Nordafrika typische Stichel. — Die Tardenois-Kultur der Oberflächensteinzeit stellt einen allgemeinen europäisch-nordafrikanischen Formenschatz dar, der sich vom Ende des Paläolithikums bis zum Vollneolithikum erhalten hat. Gleichzeitig entwickelten sich am Ende des Paläolithikums regional kürzer dauernde Kulturen. Als eine solche möchte ich die Mas d'Azil-Stufe bezeichnen, deren Verbreitung nur von Nordspanien bis an den Rhein und die angrenzenden Gebiete reicht. Für diese regionale Kultur möchte ich die Bezeichnung Epipaläolithikum beibehalten, dagegen für die Oberflächensteinzeit mit den Tardenois-Typen die Bezeichnung Mesolithikum vorschlagen, da diese Jäger- und Fischerkultur tatsächlich sowohl mit dem Paläolithikum als mit dem Vollneolithikum in Beziehung gebracht werden kann."

Setzen wir nun die Hochkratzer und Geräte mit quer zum Schaft gestellter Schneide parallel zu den Querbeilen der Dobbertiner, die Geradbeile parallel zum Litorinabeil, dann wird uns die zeitliche Zugehörigkeit der einzelnen Formen klarer. (Vgl. G. Kossinna, Die Indogermanen. Mannus-Bibliothek Nr. 26. Leipzig 1921).

Verwenden wir alle hier angedeuteten Forschungswege und Aufgaben bei der Typologie des gesamten Fundmaterials, so wird der Erfolg nicht ausbleiben. Wir ersehen schon aus diesem Ausschnitt, wie wichtig die Sichtung der Bodenfunde unseres Ravensberger Ländchens ist.

Ich möchte nicht versäumen, an dieser Stelle meinem Mitarbeiter und Begleiter bei meinen Exkursionen, meinem Onkel, Herrn Paul Kottenkamp, für seine Hilfe zu danken. Bereitwilligst stellte er mir viel kostbares Fundmaterial zur Verfügung, das für meine Sammlung und Untersuchungen äußerst wertvoll ist.

[1]) H. Birkner, Steinzeitliche Funde aus Litauen. Beiträge zur Natur- und Kulturgeschichte Litauens und angrenzender Gebiete. Herausgegeben von E. Stechow. München 1923.

Digitized by Google

# II. Mitteilungen.

## Ein neuer Fund der Glockenbecherkultur im Leipziger Land.

Von Kurt Braune, Leipzig.

Mit 9 Abbildungen nach Photographien und Zeichnungen des Verfassers.

Im Freistaat Sachsen ist die Glockenbecherkultur nur durch verhältnismäßig wenige, zum großen Teil unverzierte Funde belegt. Nordwestsachsen war an den verzierten Glockenbechern bisher nur mit einem Fundplatze beteiligt: Cröbern (Kreis- und Amtshauptmannschaft Leipzig)[1]. Von diesem Orte stammt der erste in Sachsen gefundene Glockenbecher, der sich in der staatlichen Sammlung in Dresden befindet und von Deichmüller veröffentlicht wurde[2]. Von einem weiteren, sehr schönen Glockenbecher mit Henkel, der sich in Leipziger Privatbesitz befindet, ist der Fundort unbekannt. Er dürfte nicht aus der Leipziger Gegend, sondern aus dem böhmisch-mährischen Gebiete stammen. Unverzierte Gefäße der Glockenbecherkultur mögen noch mehrfach unerkannt in Museen vorhanden sein. Da eine Gesamtveröffentlichung aller Glockenbecherkulturfunde Sachsens[3] bevorsteht, möchte ich an dieser Stelle darauf verweisen.

Das Jahr 1927 brachte nun einen neuen Fundplatz, der ob seiner Reichhaltigkeit nicht nur für die Leipziger Gegend und Sachsen, sondern auch für das übrige Mitteldeutschland von Bedeutung ist. In einer Kiesgrube auf Flur Wiederau (Kreishauptmannschaft Leipzig, Amtshauptmannschaft Borna) wurden im April 1927 beim Abbau des Kieses drei Glockenbecher (Abb. 1) und eine Armschutzplatte (Abb. 5) gefunden, welche in den Besitz der vorgeschichtlichen Abteilung des Naturkundlichen Heimatmuseums Leipzig gelangten. Leider liegen über die Fundumstände nur Angaben vor, die in ihren Maßen nicht auf genauen Messungen beruhen. Die Becher und die Armschutzplatte sollen in 1,80—2 m Tiefe gefunden worden sein. Sie hätten in etwa 1 m Abstand voneinander gestanden. Doch ist gerade auf diese Maßangabe nicht viel zu geben, da die vier Gegenstände, wie es der Abbau einer Kieswand mit sich bringt, nicht gleichzeitig an einem Tage, sondern einzeln an verschiedenen Tagen im April 1927 gefunden worden sind. Von irgendwelchen

[1]) Dr. Neumann nennt in seinem, mir erst nach Fertigstellung meiner Arbeit zugegangenen Vortrag „Die Glockenbecherkultur im Freistaat Sachsen" (Tagungsberichte der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft, Leipzig 1928) noch drei weitere Fundorte Nordwestsachsens: Markkleeberg, Ah. Leipzig, Carsdorf, Ah. Borna und Zschoppach, Ah. Döbeln. Von ersterem stamme ein Henkelbecher, vom zweiten ein Glockenbecher und vom letzten ein Töpfchen und eine Füßchenschale. Eine solche zählt Neumann auch noch von Cröbern auf.

[2]) Prähistorische Zeitschrift I, 1909, S. 401/402.

[3]) Von Dr. Neumann in der Jahresschrift für Vorgeschichte für die sächsisch-thüringischen Länder, 1928.

Digitized by Google

Knochenüberresten sei nicht das geringste bemerkt worden. Aus diesen Fundnachrichten läßt sich also nicht ersehen, ob es sich um Beigaben aus einem Grabe oder aus mehreren Gräbern handelt. Ich vermute das letztere. Die Tiefenangabe kann ungefähr der Wirklichkeit entsprechen, da gerade Flachgräber der Glockenbecherkultur schon bis zur Tiefe von 1,80 m beobachtet worden sind, so z. B. in

Abb. 1. Etwa 1/4 nat. Gr.

Mähren. Alle drei Glockenbecher haben sich wahrscheinlich in gutem Zustande in dem sogenannten Talkiese befunden, mindestens sind, falls zwei davon schon zerdrückt gewesen sein sollten, sämtliche Scherben vorhanden gewesen. Leider sind aber nicht alle Scherben geborgen worden.

Abb. 2. Reichlich 1/3 nat. Gr.

Abb. 3. Reichlich 1/3 nat. Gr.

Der am besten erhaltene Glockenbecher ist der unter Abb. 2. Bei ihm fehlt nur ein kleines Randstückchen, das sicher erst durch ungeschicktes Anfassen abgebröckelt ist. Die Höhe dieses Bechers beträgt 12 cm, die größte obere Weite 11,9 cm und der größte Bodendurchmesser 5 cm. Das Äußere zeigt eine hellbraune bis rötliche, stellenweise schwärzliche Färbung. An der Außenseite ist an vielen Stellen die ehemals vorhanden gewesene Glättung abgewittert. Die Verzierung ist in drei Zonen angeordnet, die durch zwei glatte voneinander getrennt sind. Zone 1 und 2 sind in ihrem metopenartigen Ornament bis auf geringe Größenunterschiede gleich, jedoch

Digitized by Google

so zueinander gestellt, daß einer Metope mit senkrechten Doppelfurchen, die mit 3—4 Querstrichen gefüllt sind, eine Metope mit 3—4 unzusammenhängenden, wagerecht angeordneten Winkellinien gegenüber steht. Das gewissermaßen „ideal" abgerollte Ornament, d. h. ohne die Unregelmäßigkeiten plan gezeichnete, läßt das deutlich erkennen (Abb. 6). Die dritte Zone, nahe dem Gefäßboden, wird nur durch senkrechte Doppelfurchen mit je vier Querstrichen zwischen je zwei Horizontalfurchen gebildet. Die Verzierungen sind teilweise in Rädchentechnik, teilweise durch Ritzen ausgeführt, wobei dem Hersteller kleine Schönheitsfehler unterlaufen sind, derart z. B., daß Teile der eingedrückten Senkrechten in die in Rädchentechnik hergestellten Wagerechten hineinreichen. Besonders scharf erscheint bei diesem ersten Stück der Bauchknick im Gegensatz zu den sonst mehr gerundeten Formen der meisten Glockenbecher.

Abb. 4. Etwa $^1/_3$ nat. Gr.

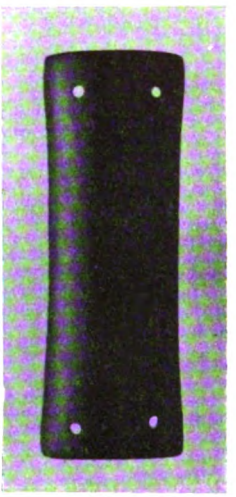


Abb. 5a. Reichlich $^1/_2$ nat. Gr.

Abb. 5b. Nat. Gr.

Eine völlig andere Verzierungsart zeigt der zweite Becher (Abb. 3), der aus 19 Scherben zusammengesetzt ist, bei dem aber trotzdem noch etwa $^1/_5$ fehlt. In der Höhe mißt er 11 cm, seine größte obere Weite beträgt 11,5 cm und sein größter Bodendurchmesser 6,5 cm. Er besteht aus einem sehr dunkelgebrannten Ton, dessen Oberfläche nicht geglättet gewesen zu sein scheint; denn Spuren einer Abwitterung sind nicht erkennbar. Nach je drei in Rädchentechnik ausgeführten horizontalen Linien folgt eine Zone, die mit eingestochenen Punkten ausgefüllt ist, und zwar stehen immer zwei Punkte senkrecht untereinander. An wiederum drei wagerechte Zonenlinien schließt sich eine Zone an, bei der zwei Reihen von je zwei senkrecht untereinander stehenden Punkten vorhanden sind, die untere Reihe steht dabei „auf Lücke" der oberen. Die dritte Punktzone gleicht der ersten, die vierte, welche schon unterhalb des gerundeten Bauchknicks sitzt, der zweiten Punktzone. Die Horizontalen sind sehr unregelmäßig ausgeführt; sie laufen fast nie genau parallel, und manchmal hat der Hersteller den Ausgangspunkt nicht wieder erreicht, (so z. B. in der Mitte der im übrigen „ideal" gezeichneten, abgerollten Verzierung), (Abb. 7). Die in der Mitte zwischen den Punktzonen laufenden Wagerechten sind häufig nur ganz schwach in den Ton eingedrückt, so daß sie kaum erkennbar bleiben. Es reiht sich dann noch eine fünfte Zone an, die in einer Zickzacklinie angeordnete

Digitized by Google

Punkte aufweist. Auch hier ist Unregelmäßigkeit der Punktanordnung zu beobachten. Dicht über dem Boden läuft nochmals eine tiefe Furche in Rädchentechnik.

Der breiteste Glockenbecher ist der dritte (Abb. 4), der aber leider am schlechtesten erhalten geblieben ist. Während zum zweiten Becher zweifellos ein etwas gröberer Ton verwandt wurde, ist dieser Becher aus fein geschlemmten Ton hergestellt und mit glänzend polierter Oberfläche versehen. Er ist 12,5 cm hoch, hat eine obere Weite von 16,5 cm und einen Bodendurchmesser von 6,5 cm. Alle Horizontalfurchen sind in feinster Rädchentechnik ausgeführt. Das hervorstechendste

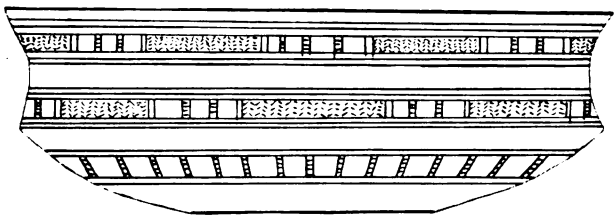


Abb. 6. 1/5 nat. Gr.

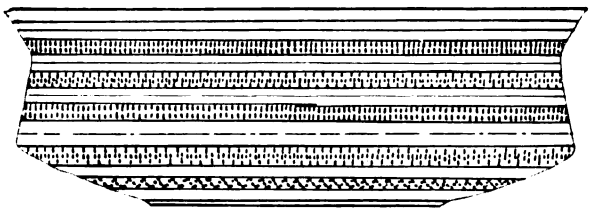


Abb. 7. 1/5 nat. Gr.

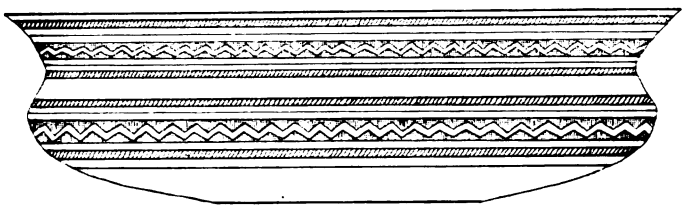


Abb. 8. 1/6 nat. Gr.

Ornament ist das Zickzackband zwischen je vier wagerechten Furchen. Die zwischen den Winkelschenkeln des Zickzackbandes liegenden Teile sind mit senkrecht eingeritzten Strichen gefüllt, während der Raum zwischen den beiden, vom Winkelband am weitesten nach oben und unten entfernten wagerechten Furchen mit leicht geschweiften, schräg liegenden Strichen ausgefüllt ist. Durch eine glatte Zone getrennt, wiederholt sich die gleiche Anordnung der Verzierungen auf der unteren Gefäßhälfte; nur ist hier das Zickzackband etwas breiter. Die gesamte Ausführung des Bechers zeigt eine außerordentliche Sorgfalt; nur selten und dann nur in geringfügiger Weise sind die geritzten Schraffen in das Winkelband oder in die Wagerechten hineingeraten. Das Stück würde in ganzem Zustand zu den schönsten bekannten Glockenbechern gehören (Abb. 8).

Digitized by Google

Die gebogene Armschutzplatte (Abb. 5a und 5b), aus einem schwarzen Schiefer gefertigt, ist 9,7 cm lang, oben und unten 3,4 cm, in der Mitte 3,1 cm breit und 0,3 cm dick. Die vier Löcher sind von der Unterseite konisch gebohrt. Die Oberfläche zeigt im oberen und unteren Drittel, sowie an den Seiten deutliche, schräg von rechts nach links aufwärts verlaufende, etwa 1 cm lange Ritzspuren. Das mittlere Drittel der Schieferplatte läßt eine geringe Abflachung und eigenartige, kleine, körnige Erhebungen erkennen, die an allen anderen Stellen der Ober- und Unterseite nicht vorhanden sind. Eine sichere Erklärung für diese Tatsachen vermag ich nicht zu geben. Ich möchte jedoch die Meinung aussprechen, daß es sich sowohl bei den feinen Kratzern als auch bei dem fein gekörnt erscheinenden mittleren Teil der Armschutzplatte um Abnützungsspuren handelt. Auf Grund der Lage von Armschutzplatten am (zumeist) linken Unterarm von Skelettfunden scheint erwiesen zu sein, daß die Armschutzplatten als Schutz gegen die zurückschnellende Bogensehne dicht oberhalb der Handwurzelknochen getragen wurden. Man wird die Platte so befestigt haben, daß die Sehne möglichst auf der Mitte aufschlug. Die Abnützung würde an dieser Stelle also größer sein. Wenn nun ein Gestein verwendet wurde, das weichere und härtere Bestandteile enthielt, wie es bei Schiefern vielfach der Fall ist, so erscheint es möglich, daß die härteren Teilchen der Abnützung durch den Aufprall der Bogensehne mehr widerstanden und infolgedessen allmählich als feine Körnchen auf der Oberfläche sichtbar wurden. Mit diesem Erklärungsversuch der körnigen, leicht abgeflachten Mitte ist jedoch noch nichts zur Entstehung der Ritzspuren gesagt. Man könnte sie vielleicht entstanden denken durch Darüberstreifen der Feuersteinpfeilspitze beim Auflegen des Pfeils. Dafür würde sprechen, daß alle Schrammen mehr oder weniger schräg von rechts unten nach links oben verlaufen. Ich verhehle mir nicht, daß diese Deutung außerordentlich in der Luft hängt, zumal über die Art der Handhabung des Bogens durch die Träger der Schutzplatten nichts bekannt ist. Die „Gebrauchsspuren" sind jedoch so auffällig, daß ich sie nicht unerwähnt lassen konnte. — Die Wiederauer Armschutzplatte ist übrigens die erste, die im Gebiet des Freistaates Sachsen gefunden wurde.

Es sei noch einiges über die Verzierungsart der drei Glockenbecher gesagt, insbesondere im Vergleich mit einigen anderen Glockenbechern Mitteldeutschlands. Wenn die heute wohl allgemein geteilte Ansicht richtig ist, daß als Ausgangspunkt der Verbreitung der Glockenbecherkultur nur Spanien in Betracht kommt, so wäre das Zickzackband des Bechers in Abb. 4 und 8 als das altertümlichste Ornament auf den drei Bechern anzusprechen; denn dieses Motiv findet sich bereits auf Scherben von El Acebuchal bei Carmona, Prov. Sevilla[1]). Wenn auch die Ausführung dort nicht dieselbe Ebenmäßigkeit zeigt, so ist doch bereits auch die Ausfüllung der dreieckigen Felder durch schräge oder senkrechte Striche vorhanden[2]). Dasselbe Ornament ist bei Glockenbechern aus Westdeutschland zu finden, so bei dem Becher von Oberolm, Kr. Mainz, dort allerdings in metopenartiger Anordnung. Auch der schöne Glockenbecher von Frankenthal, Rheinpfalz, zeigt das Zickzackband in dreifacher Wiederholung[3]). Von mitteldeutschen Bechern hat ein Zickzackband in gleicher Ausführung wie unser Wiederauer Stück der Glockenbecher von Sachsenburg, Kr. Eckartsberga[4]).

---

[1]) Bosch-Gimpera, Glockenbecherkultur, im Reallexikon der Vorgeschichte, 4. Bd., 2. Hälfte, S. 345—362, dort Taf. 146, Abb. 1, 5, 7.

[2]) Bosch-Gimpera, s. o., Taf. 146, Abb. 7 und 1.

[3]) Bosch-Gimpera, s. o., Taf. 148, Abb. g und h.

[4]) Größler, Tongefäße der Glockenbecherkultur und ihre Verbreitung in Thüringen und den angrenzenden Gebieten, in der Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder, Bd. VIII, 1909, S. 1—86, dort S. 24ff. und Taf. II, Fig. 12. Auch bei Bosch-Gimpera, s. o., Taf. 151, Abb. e.

Digitized by Google

Diese Zickzack- oder Winkelbandverzierung scheint also rheinischen Einfluß zu beweisen. Die Füllung mit leicht geschweiften, schrägliegenden Strichen zwischen zwei Horizontalen ist unter mitteldeutschen Glockenbechern an denen von Gispersleben bei Erfurt und Zaschendorf, Kr. Weißenfels, vorhanden[1]). — Der Wiederauer Glockenbecher unter Abb. 3 und 7 steht mit seinen eingestochenen Punktreihen und wagerechten Furchen dem schönen Becher von Reuden, Kr. Zeitz, sehr nahe[2]). Die Anordnung der Punkte und Punktreihen ist allerdings eine andere. Auch die Becher von Achim, Braunschweig, und von Sandersdorf, Kr. Bitterfeld, weisen neben anderen Ornamenten solche aus eingestochenen Punkten auf[3]). — Der unter Abb. 2 und 6 gezeigte Glockenbecher von Wiederau bringt durch seine metopenartige Anordnung der Verzierungen sowohl Anklänge an die rheinischen Glockenbecher als auch ganz besonders an die der böhmisch-mährisch-schlesischen Gruppe. Innerhalb der mitteldeutschen Glockenbecher treten Zonen mit mehreren untereinander liegenden,

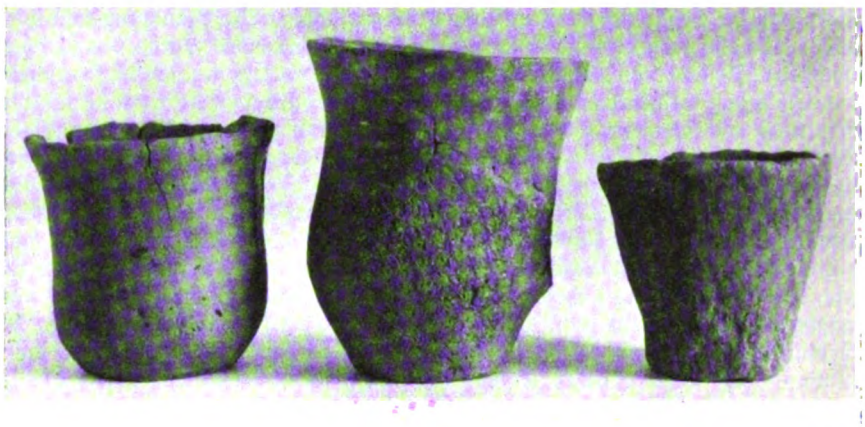


Abb. 9. Etwa $^1/_2$ nat. Gr.

mehr oder weniger zusammenhängenden Winkellinien, vor allem in metopenartiger Anordnung, vielfach auf. Ich verweise auf die Becher von Schneitlingen, Kr. Aschersleben, Welbsleben, Mansfelder Gebirgskreis, Rottleben am Kyffhäuser, Weißenfels, Zaschendorf, Kr. Weißenfels und Schönstedt, Kr. Weißensee[4]). Ferner wäre hier auch der Glockenbecher von Cröbern bei Leipzig (s. o.) zu nennen. Ganz besonders ähnliche unzusammenhängende, wagerecht angeordnete Winkellinien wie der Wiederauer Becher hat der von Woischwitz, Kr. Breslau, auf der unteren Hälfte[5]). Diese wenigen vergleichenden Hinweise auf die Zusammenhänge oder besser Anklänge in der Verzierung der Wiederauer Stücke an die Glockenbecher der sächs.-thür., der rheinischen und der schlesischen Gruppe mögen genügen. Ich verweise hier nochmals auf die in Aussicht stehende umfangreiche Arbeit von Neumann.

[1]) Größler, s. o., S. 29 und 33ff. sowie Taf. II, Fig. 14b und 18a.
[2]) Größler, s. o., S. 69ff. und Taf. V, Fig. 46.
[3]) Größler, s. o., S. 9ff., 18ff. und Taf. I, Fig. 2 und 8a.
[4]) Größler, s. o., S. 11ff., 13ff., 20ff., 31, 33ff., 26ff. und Taf. I, Fig. 3 und 5, Taf. II, Fig. 11a, 13, 16b, 18a.
[5]) Seger, Die keramischen Stilarten der jüngeren Steinzeit Schlesiens, in: Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, Neue Folge VII. Bd., S. 78ff. und Abb. 287 u. 291; auch Bosch-Gimpera, s. o., Taf. 152e.

Digitized by Google

Außer den beschriebenen drei Glockenbechern und der Armschutzplatte, die sich nach den mir gemachten Angaben in gleicher Tiefe (1,80—2 m) und verhältnismäßig nahe beieinander gefunden haben sollen, stammen aus der gleichen Kiesgrube und aus derselben Grubenwand drei kleine, unverzierte Becher (Abb. 9), die nicht in der obigen Tiefe, sondern nur etwa 0,60 m unter der heutigen Oberfläche und einzeln gefunden sein sollen. Mein Gewährsmann glaubt etwa 18 Brandstellen oder Herdgruben bemerkt zu haben, in denen entweder Knochen, Scherben, Steine oder auch nur schwarze Erde gewesen seien. Bei meiner Nachprüfung an Ort und Stelle, die einige Monate nach dem Auffinden der Gegenstände erfolgte, weil ich erst beträchtliche Zeit später Kenntnis erhielt, war infolge der Abräumungsarbeiten und des fortgeschrittenen Abbaues der Grubenwand so gut wie nichts mehr zu sehen. Da sich latènezeitliche Scherben gefunden haben[1]), so steht außer Zweifel, daß eine Siedlung der Latènezeit an dieser Stelle bestanden hat. Ob aber alle Herdgruben oder Brandstellen latènezeitlich waren, erscheint nach den Becherfunden sehr zweifelhaft; denn die drei abgebildeten kleinen Becher, die aber auch wie die latènezeitlichen Gefäßreste nur in 50—60 cm Tiefe in dem Tallehm gefunden sein sollen, haben mit latènezeitlicher Keramik nichts zu tun. Vor allem die beiden geschweiften Becher, der schlanke wie der gedrungene, scheinen mir deutlich die Formen der kleinen, mit verzierten Glockenbechern vielfach zusammen gefundenen, unverzierten Becher zu tragen. Derartige unverzierte Becher sind gerade im Saalegebiet bis nach Schlesien hin nichts ungewöhnliches. Parallelen dazu werde ich unten anführen. Die drei Becher, auch der kleine geradwandige, scheinen aus dem gleichen hellbraunen Lehm gefertigt, während die latènezeitlichen Gefäßreste dunkelgrau bis schwarz gefärbt erscheinen. Der schlanke Becher ist 9,1 cm hoch; seine größte obere Weite beträgt 7,2 cm, sein größter Bodendurchmesser 4 cm. Ungefähr die Hälfte des Oberteils fehlt (auf der Abb. 9, Mitte, ergänzt), darunter leider auch der Henkel, wie die vorhandene untere Ansatzstelle beweist. Der gedrungene geschweifte Becher hat nur eine Höhe von 6,5 cm, eine größte obere Weite von 6,2 cm und einen größten Bodendurchmesser von 4,1 cm. Das geradwandige, flüchtig oder noch nicht fertig gearbeitete Becherchen ist 6 cm hoch, seine größte obere Weite beträgt 5,7 cm und der größte Durchmesser des Bodens 3,7 cm. — Ähnlichkeit in Form und Größe mit den beiden ersten Bechern haben die bei Größler abgebildeten unverzierten Becher von Groß-Osterhausen, Kr. Querfurt, Zörbig, Kr. Bitterfeld, Hohenerxleben, Anhalt[2]) und das „Henkelkrüglein von hoher, geschweifter Form" von Woischwitz, Kr. Breslau[3]). Für das geradwandige Becherchen vermag ich allerdings bis jetzt ein ähnliches Stück der Glockenbecherkultur nicht nachzuweisen. Das Stück macht aber, wie schon erwähnt, einen völlig unfertigen Eindruck. Obwohl also diese drei Becher einzeln und nicht mit den drei verzierten Glockenbechern zusammen, auch nicht in gleicher Tiefe gefunden worden sind, so möchte ich doch die Vermutung aussprechen, daß auch diese unverzierten Gefäße zur Glockenbecherkultur zu rechnen sind.

Sollte sich diese Meinung jedoch nicht aufrecht erhalten lassen, so würde dadurch die Bedeutung des Wiederauer Fundes nicht wesentlich geschmälert werden; denn die drei verzierten Glockenbecher nebst der Armschutzplatte, der ersten im Freistaat Sachsen, von einem Orte stammend, genügen, um den Wiederauer Fund zu den wertvollsten Funden der thüringisch-sächsischen Gruppe der Glockenbecherkultur zu stellen.

[1]) Braune, Töpfereirohmaterial der Latènezeit mit Kammstrichen und Fingerabdrücken, Mannus 1928, S. 421.

[2]) Größler, s. o., Taf. I, Fig. 76; Taf. III, Fig. 25 b und c; Taf. V, Fig. 44 b.

[3]) Seger, s. o., Abb. 291.

Digitized by Google

# Ein Glockenbecher von Pegau bei Leipzig?

Von Rudolf Moschkau.

Mit 2 Abbildungen vom Verfasser.

---

Als 1912 der Leipziger Privatsammler Zollassistent Wiegand starb, konnte Herr Kaufmann Schlag, Leipzig, eine ansehnliche Menge vorgeschichtlicher Funde in der Nachlaßversteigerung erwerben. Zum großen Teile leider unbezeichnet, enthielt diese Teilsammlung einige wertvollere Stücke, zu denen der hiermit veröffentlichte schöne Glockenbecher gehört[1]). Wenn freilich nicht ein Zufall die Herkunft des Stückes nachträglich sicherstellt, sind wir lediglich auf eine Mutmaßung angewiesen, die sich auf eine mündliche Mitteilung Wiegands an den gleichfalls verstorbenen Leipziger Sammler Reg.-Baurat Melzer gründet. Danach hat Wiegand eines Tages freudig erregt geäußert, daß er aus der Nähe Pegaus ein über und über verziertes Gefäß erhalten habe, bei dem sogar der Henkel gemustert sei. Von den uns bekannten Gefäßen der einstigen, großenteils vom Leipziger Museum für Völkerkunde übernommenen Sammlung Wiegand verdient diese Charakterisierung am ehesten unser Glockenbecher. Da sich aber der alte Bestand der Wiegandschen Sammlung nicht mehr übersehen läßt, so bleibt es doch unsicher, ob jener Pegauer Fund in diesem Glockenbecher vorliegt. Gleichwohl rechtfertigt seine Schönheit und der Umstand, daß in der Nachbarschaft Pegaus neuerdings die im Vorstehenden von Braune, Leipzig, veröffentlichten Glockenbecher gefunden worden sind, eine Veröffentlichung an dieser Stelle.

Der Becher gehört zu den selteneren gehenkelten Stücken. Den Gesamteindruck seiner reichen Musterung vermittelt das photographische Bild. Da hier aber die Gliederung des Musters infolge leichter Abwitterungsschäden nicht gleichmäßig deutlich ist und auch für den Henkel eine bessere Darstellung erwünscht erschien, so sind die sich wiederholenden Bestandteile der Dekoration, wie sie an der rechten Henkelseite beginnen, noch einmal zeichnerisch wiedergegeben worden.

Hiernach liegen vier breitere wagerechte Zonen vor, von denen eine um die andere einander ziemlich genau entsprechen, die alle vier aber darin übereinstimmen, daß schmale Stücke der Zonen mit breiten, unterschiedlich verziert, abwechseln. Es ist also durchweg der Metopenstil zur Anwendung gekommen. Alle linearen Teile sowie die flächigen Füllungen sind mit fein gezähntem Rädchen oder Model gearbeitet. Besondere Erwähnung verdienen die schmalen unverzierten Doppelstreifen zwischen den breiteren Zonen; denn die Mittellinien in diesen Streifen sind, wie die gesamte Verzierung, in Rädchen- oder Modeltechnik hergestellt, danach aber bis auf wenige Reste der Rädcheneindrücke wieder glattgestrichen worden, ein Umstand, der nur bei sorgfältiger Betrachtung in die Augen fällt. Es ist schwer einzusehen, weshalb diese unerhebliche Änderung, die den Gesamteindruck gewebehafter Oberflächenbehandlung nicht zugunsten eines anderen Eindrucks beeinträchtigen kann, vorgenommen worden ist. Das am Gefäß wagerecht laufende Winkel-Kammuster ist am Henkel folgerichtig senkrecht gestellt worden

[1]) Herrn Kaufmann Schlag gebührt der Dank für freundliche Zustimmung zu dieser Veröffentlichung.

Digitized by Google

und erscheint hier wie auch dort durch Saumlinien bandartig straff zusammengehalten. Spuren kalkiger Füllmasse sind in den Mustern nirgends erkennbar.

Als unabsichtlichen Eindruck möchte ich die kurze Rädchenspur auffassen, die an einer Stelle der unverzierten bodennahen Gefäßwand zu sehen ist. Der kleine Boden selbst hat der erhöhten Standsicherheit wegen eine schwache Eindellung.

Die Zuweisung unseres Bechers zu einer der bekannten geographischen Gruppen auf Grund stilistischer Merkmale macht Schwierigkeiten. Wohl spricht die Nähe Thüringens und die durchgehende Anwendung von Metopen für die Zugehörigkeit zur Saalegruppe. Der Becher würde dann den selteneren Stücken thüringischer Herkunft zugehören, denen die breite unverzierte Mittelzone fehlt. Aber in seiner unverkennbar schlanken Form weicht unser Stück von den typischen behäbigbreiten Bechern der Saalegruppe ebenso ab wie von den böhmisch-

Abb. 1. Glockenbecher von Pegau (?). Höhe etwa 12,5 cm. Randdurchmesser etwa 12,2 cm. Bodendurchmesser etwa 5,5 cm.

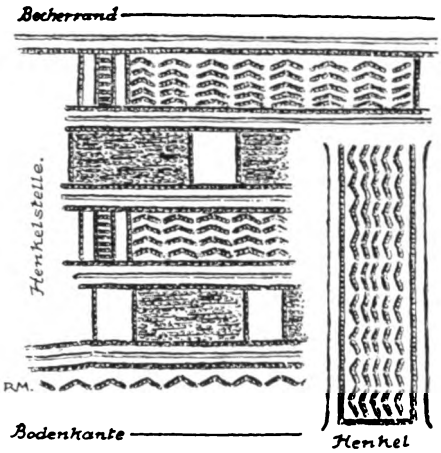



Abb. 2. Henkel- und Gefäßmuster des Pegauer (?) Glockenbechers.

mährischen, gleicht hierin vielmehr manchen Stücken der südwestdeutschen Gruppe, wie etwa dem von Frankenthal, Rheinpfalz, vor allem aber dem in naher Nachbarschaft Pegaus, in Cröbern, gefundenen Becher. Und dieser zeigt auch den gleichmäßigen Wechsel von Zonen mit parallelen Winkellinien und flächig geräderten Zonen; nur ist die Metopengliederung nicht zur Anwendung gekommen und an Stelle der einzelnen, unten abschließenden Winkellinie ist eine Zone mit kreuzweiser Strichführung gesetzt. Die gleichen Ähnlichkeiten und Abweichungen in der Musterung bietet übrigens der Becher von Woischwitz in Schlesien, dem jedoch die schlanke Form fehlt. Die neuen Wiederauer Glockenbecher konnte Verfasser nicht zum Vergleich heranziehen, da ihm bisher nur die unverzierten Gefäßreste der Gräberfunde zu Gesicht kamen, die nicht mit für das Leipziger Heimatmuseum erworben worden sind.

Künftige Funde und Untersuchungen mögen Herkunft und Zugehörigkeit unseres Bechers wie überhaupt der mitteldeutschen Stücke besser beleuchten, als es dieser Mitteilung möglich war. Vorerst scheint durch ihn Dank mancher stilistischer Beziehungen zu näheren und ferneren mitteleuropäischen Nachbargruppen die starke Ähnlichkeit dieser Gruppen untereinander erneut betont, auf die zuständige Kenner der Glockenbecherkultur immer hingewiesen haben.



Digitized by Google

# Ein mandelförmiges Feuersteingerät aus dem Kreise Zeven.

Von Hans Müller-Brauel, Zeven, Haus Sachsenheim.

Mit 1 Textabbildung.

In Bd. 18, H. 3, 1926 des Mannus berichtete Dr. W. Frenzel-Bautzen über ein Feuersteingerät vom Löbauer Berg, ein Stück, welches zu den sog. mandelförmigen zu rechnen ist. In Bd. 19, H. 1/2 brachte dann Dr. Florschütz-Gotha einen Nachtrag dazu, ein verwandtes Stück aus Großtabarz bei Gotha.

Als mir im Vorjahre die Einordnung der vorgeschichtlichen Stücke des von Herrn Dr. h. c. Ludwig Roselius zu Bremen begründeten Museums „Dätererbe" übertragen wurde, fand ich in dieser neu entstehenden Sammlung ein weiteres sehr schönes Stück. Die Sammlung war erworben aus dem Nachlaß des Sammlers, Gemeindevorstehers Hoyns-Sittensen im Kreise Zeven, damit auch dieses Stück. Leider fehlte auch zu diesem Stück jegliche Fundortsangabe, Hoyns war ein Sammler, dem es auf das Haben ankam, einen Katalog hat er nie geführt, ja sogar bei Lebzeiten den Fundort vieler Stücke nicht gesagt, aus Furcht, andere könnten an dem Orte auch sammeln. Da die Zuträger für Hoyns noch alle am Leben und mir seit Jahren bekannt sind, war es mein erstes, für eine Reihe der wissenschaftlich wertvollsten Stücke nun die Fundorte zu ermitteln, was in der Weise geschah, daß ich die betreffenden Stücke mitnahm und vorzeigte. Als eins der ersten Stücke nahm ich das mandelförmige Steingerät mit und konnte schon bald und mit vollster Sicherheit den Fundort durch den Zubringer feststellen, es ist das Dorf Tiste, unweit Sittensen im Kreise Zeven.

Da, wo am Westende des Dorfes Tiste das hohe Ufer der Oste hart an die Chaussee herantritt, ist eine, mir seit 30 Jahren bekannte Fundstelle sowohl mesolithischer als neolithischer Feuersteinartefakte. (Auch liegen hier ein Dutzend steinzeitlicher Grabhügel, welche alle Schnur- oder Zonenbecher in Verbindung mit Feuersteinbeilen, darunter ein besonders schönes geflammtes, oder schöne Hämmer und Messer enthielten.)

Wer, wie ich, seit nun bald 40 Jahren diese hohen sandigen Flußufer abgesucht hat, weiß, daß sie fast immer die Fundstellen für mesolithische Geräte sind in hiesiger Gegend. Seit 1925 besitze ich weiter von dieser Stelle eine Anzahl von Feuersteingeräten, Kernsteinen, Stoßdolchen, Messer-, Pfeilspitzen, welche ich als endpaläolithisch ansehe. Sie gleichen genau meinem großen Funde von Lavenstedt, Kr. Bremervörde, welchen Dr. Schwantes in seinem Vortrage auf der 48. Tagung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Salzburg (S. 160), der Lyngby-Zivilisation zuschreibt. Ich selber habe den Lavenstedter Fund als etwas

Digitized by Google

älter angesehen, tue es noch heute, weil sehr viele Stücke hierher ausgesprochenen Aurignacien-Magdalenien-Charakter zeigen. Jedenfalls, und das wollte ich hier nur feststellen, sind die Stücke von Tiste diesen Lavenstedter Typen gleichartig. Sie wurden von mir hier gefunden, als die Erde für die Grundmauern von Neu-

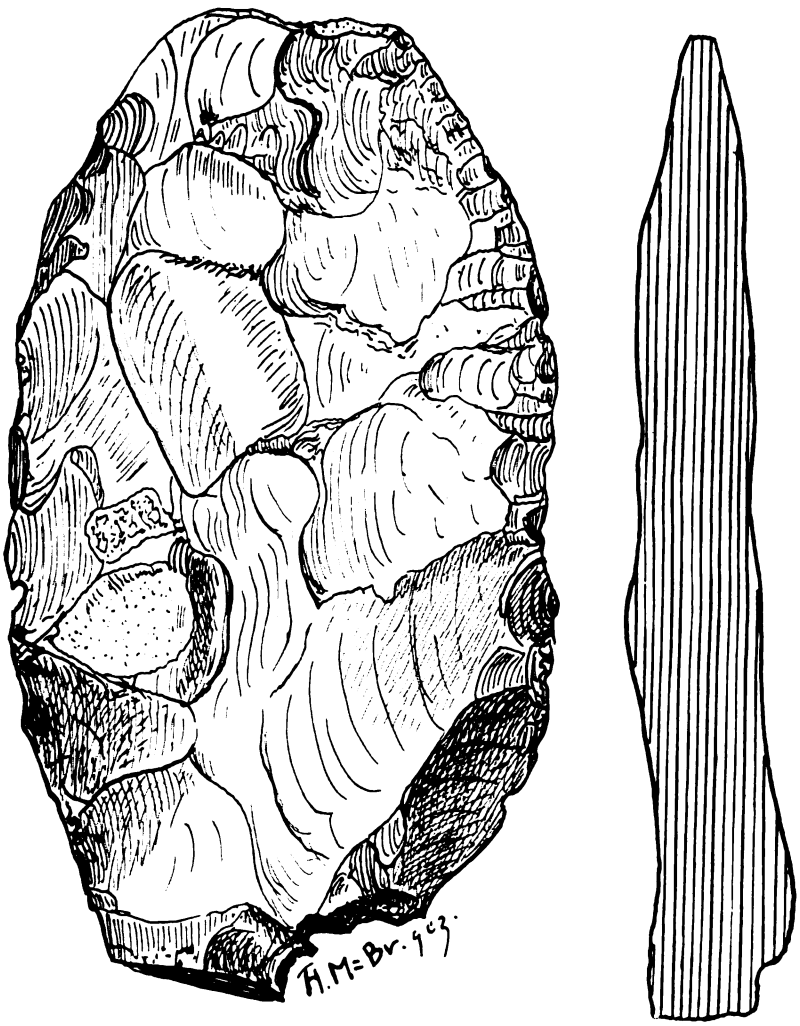



Abb. 1.

bauten ausgeschachtet wurde und kamen aus 50—60 cm Tiefe, genau wie die Lavenstedter, zum Vorschein.

An dieser Stelle, und zwar wenige Schritte von den Mauern der heute hier erbauten Häuser entfernt, beim Ausschachten des Chausseegrabens wurde das mandelförmige Steingerät gefunden, welches ich hier in einer originalgroßen Zeichnung gebe. Also nicht, wie besonders bemerkt sei, mit den andern Sachen zusammen, aber an derselben Stelle, in etwa gleicher Tiefe.



Digitized by Google

Das Stück hat 13 cm größte Länge zu 7,2 cm größte Breite. Es ist schön breitmuschelig geschlagen, die obere Kante, 6 mm dick, zeigt die natürliche Rinde, an der unteren Kante ist ein kleines Stückchen abgebrochen beim Schlagen, sonst ist hier ebenfalls ein natürlicher Rand, stark zerfressen, vorhanden. An der rechten Längskante ist es in der oberen Hälfte an beiden Seiten gut retouchiert, hier stoßen beide Seiten scharf zusammen, so daß eine Schneidekante entstanden ist. Die linke Längskante ist ebenfalls beiderseits, aber nur oben, in dieser Weise behandelt, sonst ist hier die Kante mit gröberen Hieben zugeschlagen, immerhin stoßen die Seiten auch zusammen.

Aus der Längsdurchschnittzeichnung ist ersichtlich, daß das Stück nach dem unteren Ende zu im ganzen dicker wird. Bei diesem Stücke wird man die Annahme — es sei etwa die Vorstufe zu einem Dolche, von vornherein ablehnen müssen; schon der Umstand, daß beide Schmalenden die natürliche Feuersteinkruste zeigen spricht dagegen. Das Material ist trübblaugrauer Feuerstein.

In Mecklenburg sah ich diesen Sommer im Althandel ein fast genau gleiches Stück, welches mit Stücken zusammengefunden war, welche mesolithisch waren, aber meines Erachtens doch einer älteren mesolithischen Epoche angehören müssen, da alle besonders stark und groß waren, Bohrer von 16 cm Länge, Schaber von Faustgröße und große Klingen, die man eher geneigt war, in die Lyngbygruppe einzureihen. Leider konnte ich das Stück nur flüchtig sehen, nicht zeichnen und dann ist es verschwunden. Eine bestimmte Zuteilung des Stückes von Tiste zu einer bestimmten Periode möchte ich hier zwar nicht vornehmen, aber doch aussprechen, daß ich persönlich den Forschern wie Montelius, Schetelig, beitrete, welche in diesen Geräten Stücke älterer Kulturperioden sehen — auch die Fundumstände von Tiste könnten hierfür sprechen. — Bemerken möchte ich noch, daß ich in der Form gleiche, aber nur $^1/_3$ so große Stücke aus der rein mesolithischen Fundstelle von Brauel, Kr. Zeven, besitze und in mecklenburgischen Privatsammlungen in diesem Sommer mehrere gleiche Stücke sah, welche ebenfalls den dortigen großen mesolithischen Fundstellen angehören.

Jedenfalls freut es mich, das wichtige Stück mit sicherem Fundorte belegt zu haben und hier mitzuteilen.

Haus Sachsenheim, 25. Dezember 1927.

Digitized by Google

# Töpfereirohmaterial der Latènezeit mit Kammstrichen und Fingerabdrücken.

Von Kurt Braune, Leipzig.

Mit 4 Abbildungen.

Im 19. Band des Mannus, S. 285ff., veröffentlichte Franz Langer eine Abhandlung über „Die Entstehung der Töpferei bis zur Erfindung der Drehscheibe" und H. Fuhse fügte einen kleinen Beitrag „Färbung vorgeschichtlicher Tongefäße" an. Diese beiden Veröffentlichungen veranlassen mich, einen Fund bekannt zu geben, der sich seit Mitte des vorigen Jahres im Besitze des Naturkundlichen Heimatmuseums Leipzig befindet.

In einer Kiesgrube bei Wiederau unweit Pegau (Kreishauptmannschaft Leipzig) wurde durch Arbeiter beim Abbau des Kieses ein größerer, unregelmäßig geformter Lehmklumpen gefunden, dessen Gewicht 1,875 kg beträgt. Er mißt ungefähr 13 : 15 : 14 cm. Die Oberfläche zeigt eine gelbbraune Farbe, unter der eine etwa 0,5 cm dicke Schicht ziegelrot gefärbt ist, während an einer angeschlagenen Stelle ein schwärzlicher Kern zu erkennen ist. Es sind dies die bekannten, unzweifelhaften Spuren der Einwirkung des Feuers, wie sie sich in gleicher Weise häufig am Hüttenbewurf der verschiedenen vorgeschichtlichen Perioden finden. Der Klumpen ist also zweifellos mit Feuer in Berührung gekommen. Er ist aber nicht ein Stück Hüttenbewurf oder Bodenbelag, wie er sich oft in Herdgruben findet. Dem widerspricht schon seine Form, die außerdem keine Spur von Pfosten-, Zweig- oder Ruteneindrücken aufweist. Wohl aber sind zwei Eigentümlichkeiten auf der Oberfläche des Klumpens wahrnehmbar. An einer leicht geglätteten Stelle sind deutlich verschiedene, sich zum Teil überdeckende und parallellaufende Striche zu erkennen (Abb. 1). Keinesfalls handelt es sich etwa um irgendwelche Kratzspuren von Tieren, weder um solche aus vorgeschichtlicher Zeit, noch um rezente. Die Striche

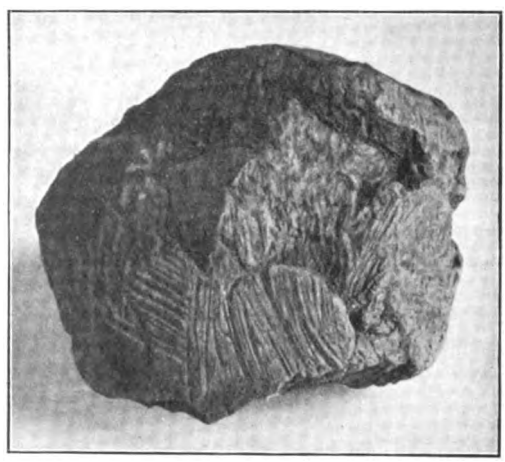


Abb. 1.

Digitized by Google

zeigen genau die gleiche lehmbraune Färbung wie die übrige Oberfläche, wo sie unbeschädigt ist, während bereits ein leichter Ritz die rötliche, 0,5 cm dicke Schicht hervortreten läßt. Ich bin der Meinung, daß es sich bei diesen eingeritzten Strichen um Ritzspuren handelt, welche mit einem Holz- oder Knochenkamm ausgeführt worden sind. Diese Verzierungsart ist ja vor allem seit der Latènezeit bekannt. Mit mathematischer Sicherheit läßt sich meine Ansicht natürlich nicht beweisen; jedoch wurde ich darin bestärkt durch den Rest eines napfartigen Gefäßes und durch einen größeren Scherben, die beide an ungefähr der gleichen Stelle derselben Kiesgrube gefunden wurden. Die genaue Fundstelle konnte ich leider nicht feststellen, da die drei Funde erst geraume Zeit nach ihrer Bergung aus dritter Hand in den Besitz des Naturkundlichen Heimatmuseums gelangten, und mittlerweile der Abbau der Kieswand fortgeschritten war. Nach den Aussagen der Arbeiter lagen die Gefäßreste und der Lehmklumpen nahe beieinander in dem Lehm, der dort den Kies in einer Mächtigkeit von ungefähr ½—1 m überlagert. Nach Grahmann[1]) handelt es sich um sog. Tallehm vom Ende der 3. Vereisung, welch letzterer auch der darunterliegende Talkies zuzurechnen ist. Da sich mehrfach Scherben gefunden hatten, die aber, da sie unverziert waren, von den Arbeitern leider nicht beachtet worden waren, so nehme ich an, daß einige Herdgruben beim Abräumen des Tallehmes, in den sie eingetieft lagen, angeschnitten und zerstört worden sind. Wie die Verzierungen der beiden Gefäßreste (Abb. 2 und 3) beweisen, handelt es sich um solche der Latènezeit, während der germanische Stämme im Leipziger Lande saßen. Mit der Gegenüberstellung der

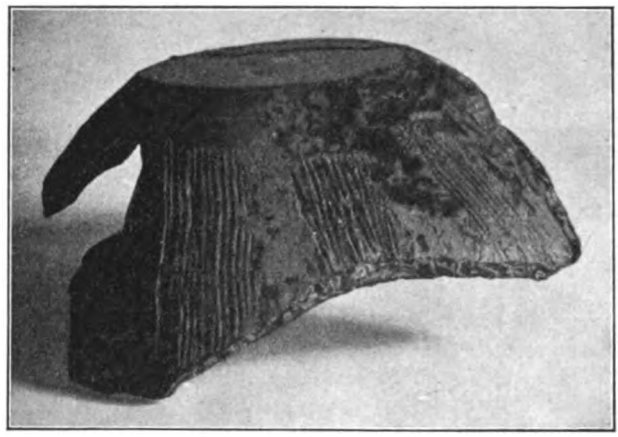


Abb. 2.

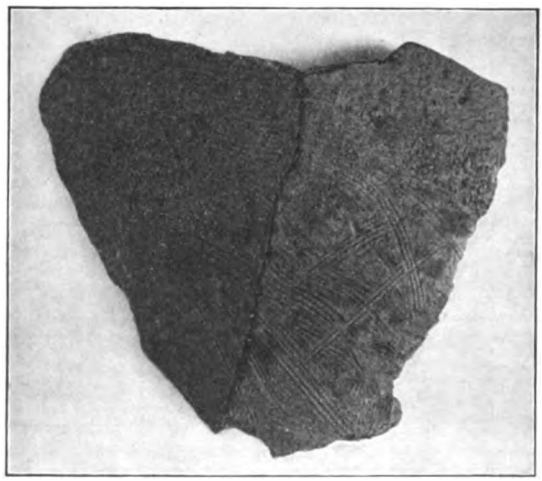


Abb. 3.

[1]) Erläuterungen zur Geologischen Karte von Sachsen, Blatt Pegau, 2. Aufl., S. 25. Leipzig 1925.

Digitized by Google

Kammstriche auf dem Lehmklumpen und der Ornamente auf den keramischen Resten ist selbstverständlich nicht behauptet, daß alle drei mit ein und demselben Werkzeug hergestellt worden wären. Die Möglichkeit bestünde höchstens für Abb. 1 und 3. Doch darauf kommt es auch nicht an, sondern auf die Tatsache, daß der Lehmklumpen überhaupt derartige Kammstriche trägt; denn dadurch scheint mir bewiesen, daß er nicht irgendein Lehmkloß, sondern Rohmaterial ist, das zu weiterer Verwendung bestimmt war. Der Lehm zeigt deutlich die Beimengung von Quarz- und anderen Gesteinskörnern. Es wäre möglich, daß diese bereits im Rohlehm enthalten waren; denn der erwähnte Tallehm ist von schwach sandiger Beschaffenheit. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß dem Lehm noch etwas gröbere Körner, welche auch die Gefäßreste aufweisen, zugesetzt worden sind, wie das bei der vorgeschichtlichen Töpferei vielfach üblich war. Die Entstehung der Kammstriche denke ich mir folgendermaßen: Nachdem der Lehm durchgeknetet war, hat der Töpfer mehrmals mit seinem Kamme über die flüchtig mit dem Handballen geglättete Stelle gestrichen, gewissermaßen um das Material auf seine genügende Durcharbeitung und Verwendbarkeit zum Formen von Gefäßen zu prüfen.

Abb. 4.

Dieser Annahme entspricht auch die zweite Eigentümlichkeit des Lehmklumpens. Auf dem Rande der Rück- und Oberseite sind nämlich drei nebeneinanderliegende, längliche Vertiefungen zu erkennen (Abb. 4). Wenn es sich nur um eine Vertiefung oder um drei in anderer Anordnung befindliche Eindrücke handelte, würde ich nicht wagen, die Behauptung auszusprechen, daß Fingereindrücke vorliegen. Infolge ihrer Form und Stellung zueinander bin ich jedoch der festen Überzeugung, daß es Eindrücke der mittleren drei Finger der linken Hand sind. Eine Probe, den Klumpen in der entsprechenden Weise in die linke Hand zu nehmen, würde jeden Zweifler überzeugen. Selbstverständlich sind an den Abdrücken keinerlei Tastleistenfiguren der Finger erkennbar. Es wird wohl auch niemand erwarten, daß an über zweitausendjährigen Abdrücken in Lehm noch daktyloskopische Feststellungen zu treffen wären.

Nach meiner Auffassung stellt der Lehmklumpen von Wiederau unzweifelhaftes Töpferei-Rohmaterial mit Kammstrichen und Fingerabdrücken der Latènezeit dar.

Weitergehende Schlüsse über die Art und Weise der Herstellung von Gefäßen lassen sich allerdings aus dem Stück nicht ableiten. Es ist also nicht möglich zu sagen, ob damals unmittelbar aus dem vollen Klumpen das Gefäß hergestellt oder ob zunächst eine Scheibe geformt und nach oben umgebogen wurde oder ob etwa erst Wülste daraus geformt wurden, aus denen der Töpfer dann ringförmig den Topf aufbaute. Keltische Keramik der Latènezeit zeigt bekanntlich Spuren von Dreh-

Digitized by Google

scheibenarbeit. Davon ist an den abgebildeten Resten nichts zu erkennen. Eine derartige Weiterverarbeitung scheidet also für unseren Fund aus.

S. Fuhse (s. o.) nimmt auf Grund seiner Versuche an, daß eine Grau- bis Schwarzfärbung prähistorischer Gefäße durch Fett hervorgerufen sein könnte. Ich halte das wohl für möglich. Auch der abgebildete Napfrest und der Scherben zeigen diese dunkelgraue bis schwarze Farbe; aber der Rohmaterialklumpen zeigt unter der 0,5 cm dicken, rötlichen Schicht auch grauschwarze Färbung des Lehmes. Diese kann, zumal noch die erwähnte rote Schicht vorhanden ist, kaum durch Einwirkung von Fett oder ähnlich wirkenden Stoffen erzeugt sein. Es muß also sicher noch andere Faktoren geben, welche die Färbung des Tones und Lehmes vorgeschichtlicher Gefäße hervorgerufen haben. Gerade die Beobachtung ist ja häufig an prähistorischen Scherben zu machen, daß sie im Innern einen schwarzen Kern zeigen, während die Außenwände rötlich, bräunlich oder grau gefärbt sind. Man hat wohl diese Schwarzfärbung auf die Ansammlung feinster Kohlenstoffteilchen im Innern der Gefäßwand beim Brennen zurückgeführt. Ich vermag jedoch nicht zu entscheiden, ob diese Erklärung zutreffend ist. Der Wiederauer Rohmaterialklumpen könnte dafür sprechen; da eine Fettschwärzung nicht denkbar ist.

Mir ist nicht bekannt, ob an anderen Orten ähnliche Töpferei-Rohmaterialien gefunden worden sind. Für entsprechende Hinweise und Mitteilungen wäre ich sehr dankbar.

Digitized by Google

# Die Skelettgräber vom Mühlenberge bei Woltwiesche.

Von Krone, Braunschweig.

Mit 2 Abbildungen im Text.

---

Im Abraume des Kalksteinbruches der Firma Hansen-Woltwiesche, Kreis Wolfenbüttel, wurden von den Arbeitern des Werkes schon jahrelang menschliche Knochenreste gefunden und achtlos zur Seite geworfen. Im Frühjahr 1927 wurde nun von der Frau des Besitzers der zuständigen Stelle von diesen Funden Mitteilung gemacht, und die Grabung beschlossen. Die Fundstelle liegt auf dem Mühlenberge zwischen den braunschweigischen Dörfern Woltwiesche und Barbecke unweit der Höhe 105,4, Meßtischblatt 2092. Für die Erweiterung des der Firma Hansen-Woltwiesche gehörigen Kalkbruches wurde die Abraumschicht in Höhe von 60 cm beseitigt und Teile von menschlichen Knochen freigelegt. Der Pflug hat können jahrhundertelang über diese Gräber gehen, ohne sie zu zerstören. Das Gräberfeld hat eine größere Ausdehnung, doch konnten nur auf dem nicht bestellten Teile, hart am Rande des Bruches, Grabungen gemacht werden. Es wurden vier Gräber festgestellt. Alle lagen sie in ost-westlicher Richtung in Zwischenräumen von durchweg 1 m langgestreckt und es fanden sich deutlich Spuren von Holzsärgen, die sich in weißlicher Verwesungsschicht als Einfassung der Skelette zeigte. Die Abraumschicht war durchweg 60 cm hoch, so daß also die Särge auf dem gewachsenen Kalkstein gebettet waren. Grab I war schon vorher zerstört, es fanden sich darin ein Eisenmesser (Abb.), Bruchstück einer eisernen Lanzenspitze und ein Bronzekreuz (Abb.). Grab II wurde von uns ausgegraben und brachte als Beigabe zwei schöne Amethyst- und eine kleine gelbliche Perle. Bei diesem Grabe handelt es sich um ein weibliches Skelett, mit schwachen Knochen und sehr gut erhaltenen Zähnen, wie überhaupt alle Schädel gute Gebisse zeigen. Grab III brachte als Beigabe wieder ein Eisenmesser (Abb.), es lag am rechten Oberarmknochen. Grab IV war nicht gut erhalten, ohne Beigaben, doch fand sich in der Mitte der Abraumschicht ein Topfscherben, dessen Zugehörigkeit zu unserem Funde noch nicht einwandfrei feststeht.

Das Skelett vom Grabe II wurde für die vorgeschichtliche Schausammlung des Städtischen Museums Braunschweig präpariert.

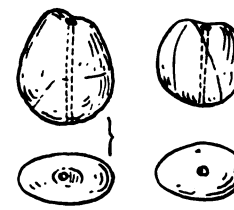
Beigaben: Die beiden gefundenen Eisenmesser sind 13,5 cm lang, an der Schneide doppelt geschweift. Der Rücken ist dickwandig am oberen Ende abgeschrägt. Der Dorn ist 4 und 5 cm lang. Die Lanzenspitze mißt 4,7 cm in der Länge und 2 cm im Durchmesser, doch dürfte sie länger gewesen sein, da die untere Rundung zackigen Bruch zeigt. Sehr bemerkenswert sind die Perlenbeigaben. Skelett aus Grab II gab davon drei Stücke, zwei davon sind herzförmig aus bläulichem Amethyst mit ovalem Schnitt und dünner in der Längsrichtung geführten Durchbohrung.

Digitized by Google

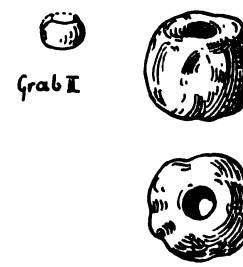
Grab III

Grab I

Grab I



Grab II



Grab II

Grab (?)

Grab I

Beigaben der Skelettgräber zu Wollwiesche.

Abb. 1.

Digitized by Google

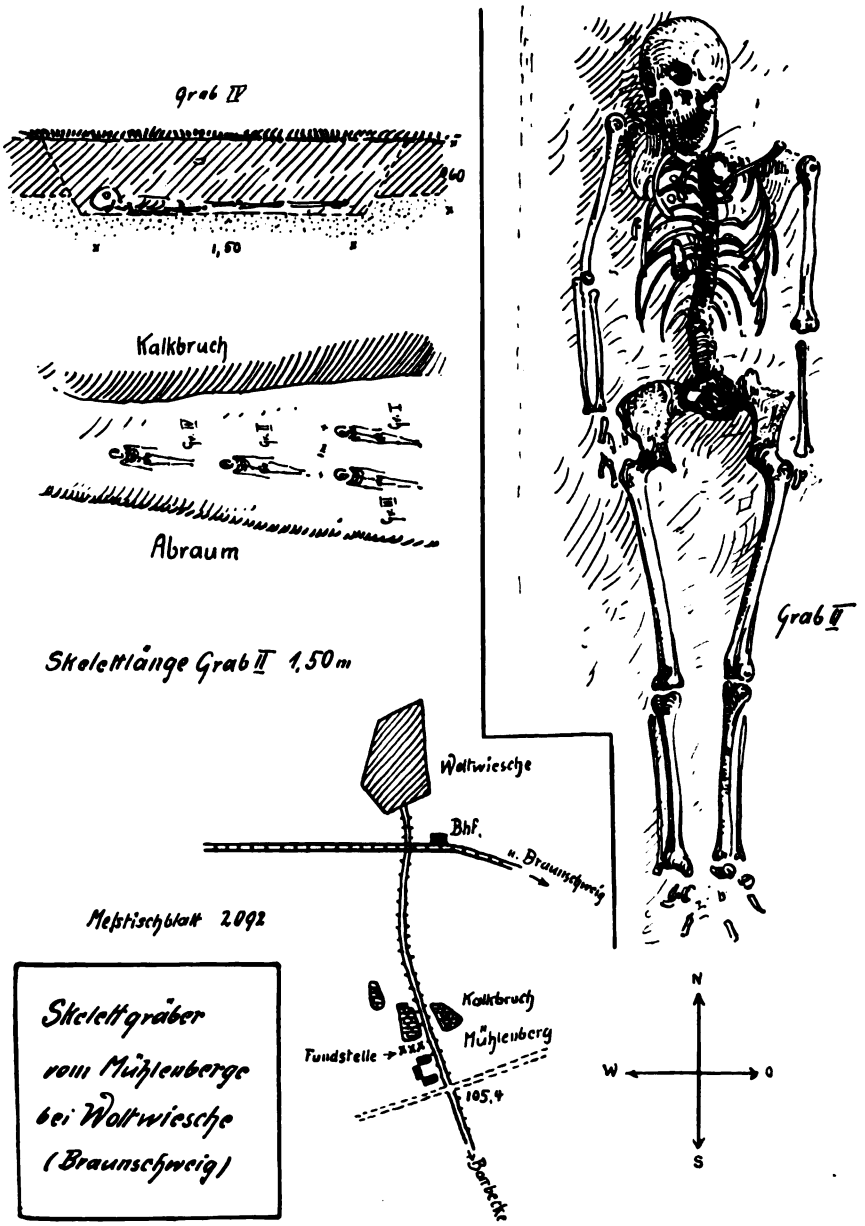



Abb. 2.

Digitized by Google

Die dritte Perle ist aus gelblichem Glas, erbsengroß. Von einer vierten Perle aus gebranntem Ton ist der genauere Fundort nicht festzustellen, doch dürfte sie dem Grabe II zuzuweisen sein. Unsere ganz besondere Aufmerksamkeit aber erweckt das gefundene Bronzekreuz. Es ist ein gleicharmiges Kreuz, dessen Zacken an den Enden zugespitzt sind. Auf den Zackenenden und im Winkelansatz, wie auch auf der mit Linien versehenen kegelförmigen Mitte befinden sich kleine blaue Glasperlen. Die Kreuzflächen sind mit kerbschnittartigen, nicht ganz regelmäßigen Vertiefungen geschmückt. (Vergleichsstück im Funde des Doppelgrabes von Wittislingen.) Die Rückseite des Kreuzes zeigt noch Spuren vom Emailüberfang. Nadel fehlt, doch ist Nadelansatz und Lasche vorhanden. Wie Arbeiter des Kalkbruches erzählten, sind schon öfter Schmuckperlen gefunden, aber achtlos verzettelt worden. Da der Acker, auf dem sich scheinbar noch mehrere Gräber befinden, zur Zeit bestellt war, konnten weitere Grabungen nicht gemacht werden.

Über das Alter des Gräberfeldes lassen sich nur annähernd Angaben machen, es müßte wohl, den Beigaben entsprechend, dem 6. bis 7. Jahrhundert n. Chr. zugewiesen werden.

* * *

Nachschrift des Herausgebers: Zum Kreuz von Woltwiesche. Die Gräber dürften nicht dem 6., auch kaum dem 7. Jahrhundert angehören, sondern dem 8. (wenn nicht gar dem 9.) Jahrhundert. Als Seitenstücke zu dem mit Eckknöpfen geschmückten bronzenen Aufheftekreuz nenne ich ein solches von der Borghornschanze im Stadtkreis Quedlinburg, ein anderes von Schinna, Kr. Stolzenau, Prov. Hannover, ein drittes von Dorsten, Kr. Recklinghausen, Prov. Westfalen, alle drei aus karolingischer Zeit (vgl. W. Schulz: Mannus, Erg.-Bd. IV, 1925, S. 163). Was das vom Verfasser angezogene Kreuz aus dem Doppelgrabe von Wittislingen (7. Jahrh.) betrifft, so ist mir ein solches unbekannt und dürfte auch kaum vorhanden sein. Wahrscheinlich hat der Verfasser das Kreuz im Auge, das Behn in seiner „Altgermanischen Kunst" (München 1927) auf Tafel 12 abgebildet hat mit der Unterschrift: Doppelgrab von Wittislingen. Diese Unterschrift ist insofern irreführend, als unter den 16 auf der Tafel abgebildeten Gegenständen sich 8 befinden, die nicht aus Wittislingen stammen, sondern aus drei anderen süddeutschen Orten und zum Teil nicht einmal im Bayerischen Nationalmuseum aufbewahrt werden, wie man nach der Unterschrift glauben müßte. Von dem mit Zellenfassung gezierten Kreuz, das meines Erachtens dem 6., spätestens dem 7. Jahrhundert angehört, also älter ist als die obengenannten einschließlich des Woltwieschers, ist nicht einmal der Fundort bekannt; es kam als einzelnes Geschenk in das Bayerische Nationalmuseum. G. Kossinna.

Digitized by Google

# III. Bücherbesprechungen.

**Georg Hinzpeter,** Urwissen von Kosmos und Erde. Die Grundlagen der Mythologie im Licht der Welteislehre. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1928, 225 S., 11 Abb.

Um zwei Brennpunkte kreisen die Gedanken: 1. Hans Hörbigers „allumfassendes Werk" ist „eine naturwissenschaftliche Offenbarung", die „dazu berufen scheint, unsere gesamte Erkenntnis neu aufzubauen". 2. Die „Ursagen der Edda und Bibel" bestätigen z. T. die neue Welteislehre, z. T. erhalten sie aus ihr erst Licht. So empfängt die Welteislehre einerseits eine Art religiöse Weihe, andererseits dient sie „naturwissenschaftlicher" Rationalisierung des Religiösen.

Es werden Schöpfung, Flut, Paradies, Sündenfall, Götter, Riesen und Menschen, Turmbauten und Pyramiden, kosmische Ungeheuer, Drachenkampf, Götterdämmerung und jüngstes Gericht in willkürlicher Auswahl und ohne selbständige Beherrschung der Quellen glazialkosmologisch abgehandelt. Ein Beispiel genüge! Der Fenriswolf reißt an seiner Kette, oder Loki zerrt so gewaltig an seinen Fesseln, daß die ganze Erde erzittert. Was kann das sein? Das ist klar wie Eis. Es geht auf die „abessinische Riesenkatastrophe", deren „Beben und Rumoren . . . unsere Ahnen am Rande des Fluthügels vernommen haben" (S. 132) und die darin bestand, daß „der feststehende Mond" den Erdkörper allmählich in seine Form preßte. „In der Epoche des eintägigen Monats nahm er . . . Eiform an" und „im Eispitz verminderte" er „die Druckkräfte der Erde so gewaltig, daß deren Schwerewirkung zum Teil kompensiert ward"; es „brachen aus dem Erdinnern phantastische Mengen von Magma hervor", die wir „noch heute in den Felsenmauern des abessinischen Hochlandes bewundern" (S. 131). „Die letzte Ruhe der Götter und Menschen schwand dahin" (S. 132).

Die Welteislehre zu kritisieren, kann die Aufgabe hier nicht sein. Aber verweisen möchte ich auf das sehr eingehende Urteil, das Anton Lampa in den Heften für Büchereiwesen, Wien-Leipzig 1927, S. 273—283 abgegeben hat. Es handelte sich ihm da um die Entscheidung, ob diese für weite Laienkreise bestimmten Schriften dem öffentlichen Volksbildungswesen etwas bieten. Er kommt zu einem ablehnenden Ergebnisse, auch weil die wissenschaftlichen Unterlagen der Lehre zu mangelhaft sind. „Die Welteislehre wird vom Schauplatz abtreten, ohne in der Wissenschaft eine Spur zu hinterlassen". Seine Gründe sind auf der ganzen Linie überzeugend. Ehe man Laien aufrief, mußte man die Sache in wissenschaftlicher Erörterung durchkämpfen. Das Martyrium der Ablehnung durch die Wissenschaft stempelt die Welteislehre noch nicht zur absoluten, offenbarten Wahrheit.

Aber wie, wenn die Offenbarungen, die Ursagen der Bibel und der Edda, für die Welteislehre sprächen? Das will Hinzpeter beweisen und umgekehrt aus der Welteislehre die Sagen beglaubigen. Ein gefährlicher Zirkel! Von den Naturwissenschaften her kann man da nur sagen: Arme Welteislehre, auf wie schwachen Füßen muß sie stehen, wenn sie das nötig hat! Aber auch von seiten der Religionswissenschaft und Sagenforschung, denen Hinzpeter ganz neue Wege weisen zu können glaubt, ist das Ergebnis eindeutig. Von Ursagen der Edda oder der Bibel zu sprechen, ist gewiß noch weit verfehlter als die zu mindest stark übertriebene Behauptung, Hörbigers Tat sei „das Gewaltigste, was je ein Menschengeist der Mitwelt zu geben vermochte". Man kann ja streiten, ob Jesus, Platon, Aristoteles, Newton, Goethe oder andere nicht vielleicht doch Gewaltigeres boten, selbst wenn die Welteislehre richtig wäre; aber darüber, daß in der Bibel oder Edda nicht Ursagen stehen, darüber kann man vernünftigerweise ganz bestimmt nicht streiten. Die Bibel, als Literaturwerk ein Erzeugnis später Zeiten, denen etwa 4 Jahrtausende einer uns durch zahllose Schriftdenkmäler (Keilschrift und Hieroglyphen) bekannten altorientalischen Geistesgeschichte vorangegangen sind: — wo soll da die Ursage stecken? Aber selbst die Apokalypse muß bei Hinzpeter für sie herhalten! Und die Edda, vor der die Völkerwanderung, die Bronzezeit mit ihren Felsritzungen, die Steinzeit liegen: — wie könnte

Digitized by Google

sie Ursage enthalten! Verfasser der Prosa-Edda ist Snorri Sturluson zu Beginn des 13. Jahrhunderts n. Chr.; die ältesten Stücke der Lieder-Edda setzen, wie sie vorliegen, die geschrumpfte altnordische Sprache voraus, die nicht gut vor dem 7. Jahrhundert n. Chr. denkbar ist (und erst durch den 1917 gefundenen Stein von Eggjum schon für so frühe Zeit belegt wurde) und die die ältesten Runendenkmäler noch nicht kennen. Es muß also gesagt werden, daß ein Buch wie das vorliegende nur möglich ist, wenn es auf Leser rechnen kann, die entweder in solchen Dingen völlig unwissend sind oder doch ihr Wissen nicht ernst genug nehmen, um es in Tätigkeit zu setzen, wenn man ihnen Dinge zumutet, die den einfachsten und natürlichsten Grundlagen dieses Wissens widersprechen.

Falsche Grundlagen und widersinnige Folgerungen! Was kann es für unsere Zeit hinreißenderes geben, Verlockenderes, Berauschenderes? Das Buch wird den Verleger schwerlich enttäuschen und manche suchende Menschen noch verwirrter machen. Aber falsch wird dadurch nicht wahr, und wenn die Wahrheit einen schweren Stand hat, so schadet das nicht. **Dr. Wolfgang Schultz.**

Dr. **Emil Carthaus**: Auf der Suche nach dem Pithecanthropus, dem Affenmenschen von Java. Verlag Ph. Reclam, Leipzig. Universal-Bibliothek Nr. 6854. 72 S., 1 Abb. M. 0,40 und 0,80.

Das Wichtigste an diesem Bändchen ist der Bericht über die Selenka-Expedition und ihre Ergebnisse in einer ebenso leicht zugänglichen wie faßlichen Form. Trotz des flüssigen Plaudertones, in dem das ganze Werkchen geschrieben ist und der interessanten Abschweifungen über Land und Leute von Java, erhält man einen sachlichen Einblick in die Schwierigkeiten, die sich der Klärung des Pithecanthropus-Problems von der geologischen Seite her entgegenstellen. Der Verfasser gehört bekanntlich zu den Autoren, die dem Pithecanthropus kein gliozänes, sondern „nur" ein diluviales Alter zubilligen; während Referent nach seinen eigenen Untersuchungen der Originalfossilien in Haarlem den Pithecanthropus als „Affenmenschen" anerkennen muß. Aber zwischen beiden Ansichten besteht kein unüberbrückbarer Gegensatz: der Pithecanthropus ist als solcher bereits ein Hominide, aber noch auf so tiefer Stufe, daß er noch nicht zum Neandertalerkreis gerechnet werden sollte. Wenn uns nun die Geologie einwandfrei nachweisen kann (leider ist das noch nicht der Fall!), daß der Pithecanthropus bis ins mittlere Diluvium hinauf angesetzt werden müßte, dann kann auch die Anthropogenie sich damit abfinden, ohne den Pithecanthropus als „Zeitgenossen des Menschen selbst" ansehen zu müssen; dann wäre das nur eine Bestätigung für die Ansicht derer, die den Neandertaler in noch spätere Zeit einreihen und damit das Paläolithikum näher an das Neolithikum heranbringen wollen. Jedenfalls kann auch nach der Selenka-Expedition der „Pithecanthropus" noch als solcher im Sinne des Entdeckers anerkannt werden.

Berlin. **Hans Weinert.**

Prof. Dr. **O. Jaekel**: Zur Urgeschichte des Menschen. Mitteilungen aus dem Geologisch-paläontologischen Institut der Universität Greifswald. Ratsbuchhandlung L. Bamberg. 1928. 20 S. M. 1.—.

In seiner Abschiedsvorlesung vom 21. Februar 1928 bringt der bekannte Greifswalder Eiszeitforscher noch einmal eine Zusammenfassung seiner Ansichten über die Menschheitsentstehung. Ungeteilte Zustimmung ist hierin heute von niemandem zu erlangen; es ist deshalb wichtig, daß man dem Verfasser in den Hauptzügen durchaus zustimmen und Verbreitung seiner Ansichten wünschen muß; das sind: „monophyletische Entstehung auf dem Wege über gibbonide und schimpansoide Formen; kein Mensch vor dem Diluvium; auch Pithecanthropus und Eoanthropus frühdiluvial". Die Entstehung der blonden Rassen und ihre Einteilung in sechs symmetrische Unterabteilungen ist wohl zu diffizil, um als sicher zu gelten; nicht möglich ist wohl auch die genaue Chronologisierung der einzelnen Neandertalerfunde, die der Verfasser auf Grund der Bestrahlungskurve unserer Eiszeitgebiete vornimmt. Alles in allem ist dieses Bekenntnis am Schlusse einer langen Lehrtätigkeit sehr zu begrüßen.

Berlin. **Hans Weinert.**

Dr. **Hans F. K. Günther**: Rassenkunde des deutschen Volkes. 12., wesentlich umgearbeitete Auflage. Mit 28 Karten und 256 Abbildungen. München, J. F. Lehmann. 1928. 12 und 14 Mark.

Im Sommer und im Dezember 1922 erschienen die ersten beiden Auflagen zu Günthers „Rassenkunde", jetzt nach 5 Jahren die 12. Auflage, die zahlreichen Anti-Günther-werke, die in der Zwischenzeit herauskamen, haben nicht vermocht, den Erfolg Günthers

Digitized by Google

zu beeinträchtigen. Bei diesem Erfolge dem Werke die Bedeutung absprechen zu wollen, wäre sinnlos. Eine Besprechung hat sich deshalb auch nicht mehr mit Wert oder Unwert zu befassen, sondern mit der Tatsache der 12. Auflage. Und in der steigenden Zahl der Auflagen ist so gebessert und gefeilt worden, daß auch ein kritischer Fachmann bei der Suche nach wissenschaftlichen Unterlagen nicht erfolglos suchen wird. Ob der weitere Leserkreis immer geneigt sein wird, solchen wissenschaftlichen Grundlagen nachzugehen, ist eine andere Frage. Hier sind und bleiben natürlich die Photographien das Bestrickende, und trotzdem Günther vom Erscheinungsbild und vom Erbbild spricht, wird wohl immer wieder das letztere unberücksichtigt bleiben und versucht werden, nach Bildern und Erscheinungen die „Rasse" zu bestimmen. Nach Ansicht des Referenten ist das der Hauptfehler des Werkes, dessen schlimmste Folgerung ja darin liegt, daß auch seelische Eigenschaften, geistiger Wert oder Minderwert der Rassen ohne gesicherte Unterlage vorschnell abgeurteilt werden. Auch in der 12. Auflage ist das nicht beseitigt, weil es wohl kaum mehr beseitigt werden kann. Wenn die falschen Schlüsse, die dadurch gezogen werden, ohne praktische Folgen bleiben, so wäre der entstandene Schaden durch den Vorteil, daß überhaupt einmal nach Rasse und Vererbung gesehen wird, reichlich wieder aufgewogen.

Die Photographien zeigen bekanntlich als Unterschrift die Rassenzugehörigkeit, z. B. „vorwiegend nordisch mit dinarischem Einschlag". Die Unterschrift wäre richtig, wenn der Stammbaum des Betreffenden weitgehend mit Ahnen und Nachkommen bekannt wäre und dann gesagt werden könnte: so sieht ein Mensch nordischer Rasse aus, zu dem von bestimmter Seite her ein dinarischer Einschlag gekommen ist. Der Gedankengang ist aber leider der umgekehrte: aus dem Erscheinungsbild wird die Rassenzugehörigkeit erschlossen. Vielleicht wäre es deshalb gut, wenn der Verfasser das 17. Kapitel: „Umwelteinflüsse, Vererbungserscheinungen, der Mischling, die Mischungen" an den Anfang stellen wollte und für alle flüchtigen Leser dick unterstreichen wollte, daß das Erscheinungsbild in den seltensten Fällen ganz dem Erbbild entspricht.

Die wichtigsten Neuerungen sind die, daß einmal das Kapitel über „Die Rassenkunde des jüdischen Volkes" herausgenommen und einem besonderen Buche vorbehalten ist, vor allen Dingen aber, daß wieder eine neue Rasse hinzugekommen ist. Statt der ursprünglichen vier — an denen die Fachanthropologie auch heute im Grunde noch festhält — sind es jetzt sechs, eigentlich sieben: die nordische, westische, ostische, dinarische, ostbeltische und neben der sudetischen nun noch die „fälische" Rasse. Diese Vermehrung zeigt, wie schwer es war, mit den vier anthropologischen Grundrassen bei der eingeschlagenen Arbeitsweise auszukommen, und damit auch, wie unmöglich es ist, vorwiegend auf das Erscheinungsbild gestützt, die Rassenzusammensetzung des deutschen Volkes überhaupt zu analysieren. Und die neue „fälische" Rasse ist unsere alte Rasse von Cro Magnon! Es ist ein naturwissenschaftlicher Brauch, daß der Entdecker und erste Bearbeiter seiner Entdeckung den Namen gibt, nicht aber spätere Bearbeiter, so lange es nicht unbedingt nötig ist. Günthers Rechtfertigung für die Neubezeichnung „fälisch" kann aber Verfasser keineswegs anerkennen. Wir wollen doch froh sein, wenn wir eine unserer Rassen bis ins Diluvium zurückverfolgen können und brauchen diese eine glückliche Verbindung nicht dadurch wieder zu unterbinden, daß wir für die Jetztzeit einen neuen Namen geben! Für die diluviale Menschheit wäre demnach auch eine eingehendere Bearbeitung erwünscht; sie bildet doch die reichlichste Grundlage für die heutigen Rassen. Hier ist z. B. aus der Mousttierschädel-Arbeit des Referenten zur Demonstration eines Neandertalers versehentlich ein falsches Doppelbild ausgewählt und nicht der neue, sondern der alte, von Krause zusammengesetzte Schädel dargestellt, der deshalb auch nicht in der Ohr-Augen-Ebene steht. Es ist zu begrüßen, daß auch Konstitutions- und Blutgruppenforschung im 11. Kapitel eingefügt worden sind.

Wenn wir aber trotz aller Einwendungen bedenken, daß bis vor kurzem die Anthropologie doch noch etwas sehr Unbekanntes war, daß selbst im akademischen Examen wohl Tier- und Pflanzenkunde als verbindliche Fächer geführt wurden, aber nicht verlangt wurde, daß der Mensch etwas vom Menschen wußte, dann hat auch die deutsche Anthropologie von der „Rassenkunde des deutschen Volkes" ihren Nutzen gehabt.

Berlin. **Hans Weinert.**

**Fischer-Günther**: Deutsche Köpfe nordischer Rasse. München, J. F. Lehmann. 1927. 2,50 Mark.

Durch ein Preisausschreiben wurden die besten Bilder nordischer Rassenköpfe gesucht; das Büchlein bringt das Ergebnis. Wie in allen Güntherschen Büchern werden auch hier die Bilder ihre Anziehungskraft nicht verfehlen; es sei also deshalb ganz besonders auf E. Fischers Texteinleitung hingewiesen: Man kann nach Photographien keine Rassen bestimmen! Das ist deutlich gesagt und begründet; trotzdem werden viele Leser doch glauben, nach diesen vorzüglichen Photographien sich und ihre Mitmenschen rassisch bestimmen

Digitized by Google

und einteilen zu können. Das Buch will aber nur ein Rassenschönheitsideal unseres Volkes geben, wobei „Schönheit" nicht im üblichen Sinne verstanden werden soll. Ähnliche Bücher über die anderen Rassenbestandteile unseres Volkes sollen folgen.

Berlin. **Hans Weinert.**

In der bei J. F. Lehmann, München, erscheinenden Reihe „Archiv für Rassenbilder" sind bisher zwei „Bildaufsätze" herausgekommen (Preis 2,— Mark), die auch von Wichtigkeit für den Vorgeschichtler sind:

Nr. 11. Dr. **Hans Weinert**: Der Neandertalerschädel von Le Moustier. In 20 Bildern, von denen drei die früheren Zusammensetzungen zeigen, bringt der Aufsatz das wichtigste über die 1923 durch den Verf. erfolgte Neuzusammensetzung. Den Schädel- und Gebißaufnahmen sind die entsprechenden Diagramme mit eingezeichneten Maßzahlen beigefügt, dadurch konnte der Text für die Beschreibung der Zusammensetzung und die wichtigsten Indizes frei bleiben. Der Moustier-Fund hat als Schädel eines etwa 15—16-jährigen Jünglings innerhalb der Neandertaler-Reihe (er nimmt sich ja in mancher Beziehung „menschlicher" aus als die Schädel der Erwachsenen) seine besondere Bedeutung. Das 1. Bild des Aufsatzes zeigt eine zeichnerische Ergänzung des neu zusammengesetzten Schädels, die die vorhandenen Lücken auffüllt; es brauchte aber eigentlich nur die Nase wirklich ergänzt zu werden.

Nr. 12. Dr. **K. Gorjanovic-Kramberger**: Der diluviale Mensch von Krapina. Hier werden die wichtigsten Knochenstücke aus der Krapina-Höhle (ebenfalls Neandertaler) dargestellt. Es sind die zerschlagenen und oft angebrannten Reste von über 20 Individuen verschiedenen Alters; es werden besonders die Stücke dargestellt und beschrieben, die einwandfrei als „Neandertaler" bezeichnet werden. An die Aurignacmenschen unter den von ihnen besiegten Neandertalern — wie Klaatsch einmal gedacht hatte — glaubt man ja nicht mehr; die „Schlacht bei Krapina" war doch eine zu anfechtbare Hypothese. Der Verfasser stellt die Funde zeitlich in das „warme Moustérien" oder „Micoquien" und damit in die letzte Interglazialzeit. Die beiden letzten Karten zeigen 4 Artefakte und eine Ansicht der Fundstelle. Bei Bestellung dieses Aufsatzes ist die Verbesserung einiger verstellter Unterschriftsnummern zu erbitten.

Berlin. **Hans Weinert.**

**Fritz Kern**: Stammbaum und Artbild der Deutschen und ihrer Verwandten. Ein kultur- und rassengeschichtlicher Versuch. Verlag: J. F. Lehmann. München 1927.

Kern belegt zunächst das von Paudler behauptete Fortleben cromagnonartiger Formen (dalische Rasse) in der heutigen Bevölkerung mit einem reichen Bildmaterial. Dieser Nachweis war zu erwarten, nachdem Kossinna in „Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit", Bd. 1, die Entstehung der nordischen Rasse aus Aurignac- und Cromagnonrasse nachgewiesen hatte, ein Buch, das dem sonst so belesenen Verfasser merkwürdigerweise unbekannt geblieben sein muß, denn sonst hätte er sich zweifellos damit auseinandergesetzt.

Kern folgt sodann durchaus Paudlerschen Gedankengängen, indem er die nordische Rasse in die Cromagnonrasse (dalische Rasse) und eine weichere, schlankere Form aufspaltet, die er statt an den Aurignac-Menschen an den offenbar schon einer weiteren Entwidlungsstufe angehörigen Schädel von Chancelade anknüpft, und den Namen „nordisch" nur diesem zweiten Bestandteil zuerkennt. Ganz folgerichtig bezeichnet Kern deshalb gerade die nordischsten Abbildungen als nordisch-dalische Mischung. An sich ist ja ein Name immer eine Sache des Übereinkommens, aber die ausschließliche Herausstellung der ursprünglichen Teile führt schließlich, wie wir hier sehen, zur Aufhebung des weltgeschichtlichen Vorganges der Entstehung der geschichtlich führenden nordischen Rasse aus zwei eiszeitlichen Rassen überhaupt, oder zum mindesten das Bewußtsein dieses Entwidlungsvorganges und der damit verbundenen Zeitstufen wird verwischt. Es ist um der Klarheit und Eindeutigkeit willen unbedingt erforderlich, für die Diluvialrassen die alten Fundbezeichnungen beizubehalten, abgesehen davon, daß man von einer nordischen Rasse erst dann reden kann, wenn sie da ist, nämlich in der geologischen Jetztzeit.

Kern stellt nun seine nordische Rasse in engstem Zusammenhang mit den Semiten und Hamiten; für alle zusammen prägt er den Namen „eurasische Rasse", — auch die vorderasiatische und die dinarische Rasse faßt er übrigens unter einem gemeinsamen Namen, dem der „taurischen Rasse" zusammen —, und sucht den gemeinsamen Ursprung dieser „eurasischen Rasse" in „einem steppenartigen Gebiet Westasiens". Zu einer Rasse gehört nun allerdings doch etwas mehr als nur eine vielleicht sogar große Ähnlichkeit des Skelettbaus! Es wird bei diesen Fragen immer wieder der Begriff der Zeit und der Entwidlung

Digitized by Google

vernachlässigt; an sich mag ja wirklich einmal ein Zusammenhang aller schmalen Langköpfe, aller Kurzköpfe usw. bestanden haben, aber das sind Zeiträume, die selbst für die hier in Frage stehenden Vorgänge der Entstehung der eiszeitlichen Rassen, geschweige denn für die geschichtlich-vorgeschichtlichen Rassen schon urweltferne Mythe gewesen sein müssen. Nach Kernscher Anweisung käme man schließlich zu dem Schluß, daß ein Semit der nordischen Rasse näher stände als etwa ein vierschrötiger niedersächsischer Bauer mit Cromagnonschädel! Die ganze Haltlosigkeit dieser Hypothesen zeigt sich auch darin, daß Kern die Trennung seines eurasischen Urvolks in Nordrasse, Hamiten und Semiten für den „früheren Teil der Jungsteinzeit" ansetzt und der dann zur Verfügung stehende Zeitraum soll genügen, um so grundlegende Rassenunterschiede auszuprägen! Sogar die Komplexion müßte ja in dieser kurzen Zeit erworben sein, oder soll man annehmen, daß so tiefgreifende Unterschiede in ein- und demselben Lebensraum unter denselben Lebensbedingungen nebeneinander entstehen könnten? Warum nun ausgerechnet wieder Asien für die berühmte „Urheimat" herhalten muß, ist nicht erfindlich; den Vorgeschichtler jedenfalls berührt es eigentümlich, daß man das vorhandene Fundmaterial als noch sehr unzulänglich erklärt, — was zweifellos vielfach zutrifft —, um dann in völlig fundleeren Gebieten ein rein gedankliches Hypothesengebäude zu errichten. Der Verfasser hat sich hier bedauerlicherweise ganz in das Fahrwasser der völkerkundlichen Kulturkreislehre begeben, deren verwirrende, für eine sachliche, von den tatsächlichen Bodenfunden ausgehende Vorgeschichtsforschung höchst bedenkliche Theorien und, wenigstens für vorgeschichtliche Zeiten, jeder sachlichen Grundlagen entbehrenden Hypothesen bereits bei Besprechung der Schrift des Pater Schmidt gekennzeichnet wurden (s. Mannus 20, S. 268). Daß Kern im Verfolg dieser Gedankengänge die Nordrasse zu Hirtennomaden und die Ostrasse zum Erfinder und Verbreiter des Ackerbaues macht, mag nebenbei erwähnt werden, denn nach Kennzeichnung der grundsätzlichen Einstellung des Verfassers zu diesen Fragen erübrigt es sich, auf den Versuch einer Gleichsetzung archäologischer Kulturen mit den völkerkundlichen Kulturkreisen und ihrer geschichtlichen Entwicklung im einzelnen näher einzugehen.

Hinsichtlich der Indogermanenfrage wurde bereits darauf hingewiesen, daß dem Verfasser Kossinnas letzte diesbezügliche Arbeit offenbar entgangen ist. Kern hält die Megalithleute, die er natürlich ebenfalls zu spät ansetzt, für reines Cromagnon und sucht seine nordische Rasse in der jütländischen Einzelgrabkultur. Körperliche Reste dieser Leute sind bekanntlich nicht erhalten, aber wenn wir bedenken, wie wenig auswanderungsfreudig diese Leute waren, ein Zug, der zu der eine Welt erobernden und erfüllenden Sinnesart der Nordrasse so gar nicht, um so besser aber zu der beharrenden, standhaften „dalischen" Wesensart paßt, wenn wir ferner bedenken, daß der einzige Wanderzug dieser Kultur gerade die Gebiete erfüllt, die noch heute durch ein Hervorstechen des „Dalischen" auffallen, und wenn einerseits das Germanentum aus dem Zusammenwachsen beider Kulturen entstanden ist und sich andererseits durch stärkeren Cromagnongehalt von den übrigen Indogermanen unterscheidet, so liegt im Gegenteil der Schluß nahe, hier ein stärkeres Erhaltungsgebiet reineren Cromagnonblutes anzunehmen.

Das Buch enthält in seinen übrigen Abschnitten, insbesondere hinsichtlich der Würdigung des germanischen Bauerntums, zum Teil ganz ausgezeichnete Gedanken, und wenn wir es in wesentlichen Punkten auch für verfehlt halten, so ist es doch zu begrüßen, daß endlich auch die Geschichtswissenschaft sich ernstlich um die rassenkundlichen und vorgeschichtlichen Fragen zu bemühen beginnt, besonders, wenn sich der Verfasser so erfreulich der Begrenztheit seiner Eignung bewußt bleibt, wie das hier der Fall ist.

Berlin. **Hertha Schemmel.**

**Heinrich Wolf:** Angewandte Geschichte, Bd. 5: Angewandte Rassenkunde. Verlag: Theodor Weicher. Leipzig.

**Der bekannte Historiker versucht in dem 5. Bande seiner „Angewandten Geschichte" die Ergebnisse der Rassenkunde und Vorgeschichtsforschung für die gesamte Geschichte nutzbar zu machen. Es ist klar, daß eine so umfassende Aufgabe in diesem verhältnismäßig engen Rahmen nur zu kurzen Andeutungen und Streiflichtern führen konnte. Bei einer eingehenden Durcharbeitung der einzelnen Teilgebiete dürfte man vielfach zu wesentlich anderen Gesichtspunkten gelangen; insbesondere dürfte die von Wolf immer wieder in den Mittelpunkt gestellte Geldherrschaft und Theokratie sich weit eher als Wirkung denn als Ursache des Rassenzerfalls erweisen. — Der Verfasser ist bekanntlich einer der bewährtesten Vorkämpfer gegen das Trugwort „Ex oriente lux". Gerade deshalb darf hier einmal die Frage aufgeworfen werden, ob die deutsche Geschichtsforschung nicht gut daran täte, nun, nachdem die europäische Herkunft der geschichtlich führenden Indogermanen und die europäische Vorgeschichte überhaupt einigermaßen geklärt ist, einmal ohne Rücksicht auf andere Gesichtspunkte mit dem alten Schema „Ägypten, Vorderasien, Europa" zu**



Digitized by Google

brechen, um die europäische Geschichte, also vor allem die der nordischen Rasse und ihrer Teilvölker, in ihrem vollen, organischen Aufbau klar und deutlich erstehen zu lassen. Erst dann wird sich auch die breite Öffentlichkeit der Selbständigkeit unserer Geschichts- und Kulturentwicklung voll bewußt werden.

Berlin. **Hertha Schemmel.**

Dr. **Karl Kynast.** Apollon und Dionysos. J. F. Lehmanns Verlag. München 1927.

Die Aufgabe, die sich der Verfasser stellt, in der griechischen Religion Nordisches von Unnordischem zu sondern, hat er gelöst. Abzulehnen jedoch wäre die Neigung, die sich in einigen Sätzen zu erkennen gibt: das Nordische als Ganzes im Griechisch-Nordischen aufgehen zu lassen.

Wenn Kynast den griechischen Tempel als reinste Prägung apollinischen Geistes versteht (S. 85, Anm. 2) und weiterhin das Apollinische mit dem Nordischen gleichsetzt (S. 96), so wird damit meines Erachtens ein Teil für das Ganze ausgegeben. Und es bleibt noch die Frage, ob der genannte Teil im Ganzen den wichtigsten bedeute. Sollte nordischer Geist in fremdem Lande sich deutlicher ausgesprochen haben als in der Heimat? Das wäre an sich unwahrscheinlich. Aber auch abgesehen von abstrakter Überlegung zeigt der geschichtliche Befund starke Betätigung nordischer Art in ihrer Heimat, z. B. in Deutschland.

Nehmen wir Beispiele der Baukunst, so haben wir bei uns den „romanischen" und den „gotischen" Stil. Beide unter sich verschieden und verschieden zugleich vom griechischen Tempel. Also drei Stilschöpfungen derselben Rasse. Wir werden wohl verschiedene Stämme und verschiedenen Geist innerhalb ihrer annehmen müssen. In Deutschland zeigt sich die Gestaltung kräftiger und umfassender als in Griechenland; eine Fülle von Formgedanken schließt sich zusammen zu starker Einheit.

Sieht man mit Recht im griechischen Tempel den Ausdruck apollinischen Wesens, so lassen sich die deutschen Bauten ableiten aus dem Geiste Thors und Odins, der beiden mächtigen Götter. (Vgl. Mannus 1927, Bd. 19, S. 318—320.) Gottheiten sind immer (neben anderem) Verklärungen bestimmter menschlicher Art, und ebendasselbe sind die Kunststile. Im „romanischen" Gotteshaus drückt sich das Wesen Thors, im „gotischen" das Wesen Odins aus, die christliche Bestimmung hat daneben nur untergeordneten Wert; der Stil ist geschaffen vom germanischen Geist, in ungermanischen Ländern bauen auch Christen anders. Nicht jeder griechische Tempel war dem Apoll geweiht, die „romanische" Kirche nicht Thor, die „gotische" nicht Odin. Aber geistig bezeugen sich die drei Stile den drei Göttern verwandt und man kann sie treffend nach ihnen benennen.

Überhaupt werden wir nordisches Wesen erst ganz verstehen, wenn wir vom Norden ausgehen; denn hier haben wir den Ursprung der Art. Kurz erwähnt Kynast die germanischen Götter auf S. 79—81. Odin kommt schlecht weg, weil er Seelenführer, der Toten Gott ist und mit dem (nach Kynast unnordischen) Hermes gleichgesetzt wird. Auch hing er am Baum und an Bäumen hängende Götter wären nach Kynast unnordisch. Ob es sich nicht auch an dieser Stelle erweist, daß der Blick allein auf das Griechentum zur Erklärung der Art nicht ausreicht? Nach Gustav Neckel gibt es keinen Beweis dafür, daß Odin ein von außen ins Nordische eingedrungener Gott wäre. Mögen einzelne Züge ihm von außen gekommen sein, seine Art im ganzen bezeugt sich als nordisch.

Betrachten wir die Kynast anstößigen Züge! Odin ist Seelengott und Totenführer. Ja, aber dürfte man daraus nicht schließen, daß die Vorstellung des ewigen Lebens im Norden (also im eigentlich Nordischen) stärker war als in Griechenland? Daß sie in Griechenland durch vorderasiatischen Einfluß verblaßte? Die Juden kannten ursprünglich keine Unsterblichkeit. Die Art des Seelendaseins gibt sich im Norden nordisch. Wir hören von einem Kampfesdasein, das die Scharen der Auserwählten unter Odins Leitung nach ihrem irdischen Tod weiterführen. Das bedeutet Lebensbejahung und Energie.

Ein Hängen am Baum wäre zunächst eine an sich belang- und inhaltlose Sache. Mag es auch von außen in die Phantasie des nordischen Geistes gedrungen sein! Aber was hat er daraus gestaltet? Welcher geistige Inhalt hat sich da hineingelegt? Überwindung des Leidens durch Weisheit und Tat! Eine köstliche Frucht rein nordischer Artung. Meiner Ansicht nach ist Odins Hängen am Weltenbaum eines der wichtigsten Stücke des germanischen Glaubens. Es bedeutet ein Vorbild und zugleich einen innerweltlichen Vorgang; ein Etwas, das innerhalb des geistigen Lebens sich dauernd wiederholt: eine Notwendigkeit, einen Gottesgedanken im All.

Und durch solche Beschreibung werden wir auf mystisches Erfassen der Gottheit gelenkt. Kynast lehnt die Mystik als unnordisch ab (S. 93). Meines Erachtens zu Unrecht. Es handelt sich nur darum, was man unter Mystik verstehen will. Im allgemeinen bedeutet sie das geheime Einssein der Seele mit der Gottheit; man kann es auch Allgefühl nennen: ein inneres Verbundensein mit den großen Zusammenhängen im Weltgefüge. Sollte das unnordisch sein? Warum treffen wir es innerhalb nordischer Bevölkerung so häufig an?

Digitized by Google

Aber das Allgefühl kann verschiedenen Inhalt haben. Es kann bestehen in vollständigem Verschweben und Aufgeben seiner selbst. Das wäre auch meiner Ansicht nach unnordisch. Es kann sein ein Sicheinsfühlen mit einem höheren Geiste und diesen Leib nur als Kerker, das irdische Dasein als Prüfung und Strafe auffassen und auf Erlösung Zielen. Auch unnordisch; deckt sich zum Teil mit dem ersten.

Doch gibt es auch ein anderes Weltgefühl, das in der Empfindung ewigen Werdens, Wollens und Gestaltens besteht, in das man selbst mit seiner Persönlichkeit eingeordnet ist. Äußerste Vitalität, der auch der Tod nicht Schranke zu setzen vermag. So sah es Fichte (vgl. meine Schrift „Fichtes deutscher Glaube". Berlin 1927). Und das halte ich für sehr nordisch und für nordischer als die Jenseitsvorstellungen der Griechen, die als zu matt dagegen abfallen. Tatsächlich ist das Leben ewig und unendlich. Wir, die wir die vielen Strahlungen kennen, die über und durch die Erde und durch den Weltenraum gehen, werden nicht annehmen dürfen, daß geistige Energien sich nicht irgendwie fortsetzen in Raum und Zeit. Die Frage nach persönlicher oder unpersönlicher Unsterblichkeit wird belanglos, da wir Genaueres vorläufig nicht wissen. Aber die Tatsache der ausströmenden und fortwirkenden geistigen Energien werden wir gelten lassen müssen. Und solcher Erkenntnis und Empfindung starken Ausdruck verliehen zu haben, ist das Verdienst Fichtes.

Es war aber auch der Gedanke unserer Vorfahren, die Odin mit den Scharen der Seligen ewig kämpfend sahen. Im wilden Jäger des Volksglaubens wird das nur banalisiert, während uns in der altnordischen Dichtung aus der Erhabenheit des Tones die Erhabenheit der Vorstellung entgegentritt.

Hier haben wir das eigentlich Nordische, das in diesem Punkt dem Griechentum Überlegene. Richtig bemerkt Kynast, daß bei uns das Christentum siegte hauptsächlich durch die dialektische Geschicklichkeit seiner Verkünder gegenüber dem abstrakt ungeschulten Germanen. So war es. Doch unterdes hat der Germane die Schulung sich erworben und vermag sein eigenes Weltbewußtsein gedanklich auszudrücken, wie es z. B. Fichte getan hat, während die Mystik vor ihm infolge überwiegender südlicher Einflüsse nicht zum rein Nordischen durchgedrungen war.

Mit der Mystik verbindet sich Ekstase, mit dem Geheimnis ein Entrücktsein, um deutsch zu sprechen, und auch die letzte kann nordisch oder unnordisch sein. Odin trinkt den Rauschtrank der Dichter und im gotischen Dom steigt eine keusche Leidenschaft himmelan. Dieses Entrücktsein, dieser *ἔρως οὐράνιος* ist nordisch und hat mit dem Dionysischen nichts zu tun. Es ist Begeisterung, ein Gottschauen, das sich kühn über alle Bindungen und Niederungen hebt. Es ist darin etwas Unirdisches, das aber mit Verachtung der Erde nichts zu tun zu haben braucht. Nur soviel weiß diese Begeisterung und weltumspannende Leidenschaft, daß das All größer ist als die Erde und als der Mensch.

Auch hängt das alles mit dem Nächtigen zusammen, das Kynast als unnordisch ablehnt. Man braucht die Nacht nicht nur als die Zeit der Toten und der „Erotik" zu sehen — vor allem ist sie die große Stunde des Allbewußtseins, wo sich dem andächtigen Blick die Unendlichkeit auftut, die das nahe Licht des Tagesgestirns verdeckt, um den Menschen im kleinen Irdischen festzuhalten.

Im gotischen Dom war die Decke öfter gemalt als blauer Himmel mit Sternen; entsprechend der Unendlichkeit des Raumes, die man in diesem Gotteshaus empfindet. Solches Allgefühl halte ich für nordisch, und auch im gotischen Dom verbindet es sich mit hoher Energie der einzelnen Formen, wie Wille und Tat die Jenseitsvorstellung der Germanen und die Mystik Fichtes bestimmen.

Wir werden uns dem nicht verschließen können, daß es mehrere Arten nordischer Menschen gibt. Sehen wir zunächst davon ab, sie auf die drei genannten Baustile und die drei Gottheiten zu verteilen und setzen, was sich leichter durchführen läßt, eine Zweiheit! Die eine Artung sieht Menschen und Dinge mehr als Einzelwesen und ist verstandesmäßiger eingestellt; die andere erfühlt den über den Menschen und die Erde hinausgehenden Allzusammenhang und die geheimen alldurchwirkenden Kräfte. Beide haben Recht. Entgleisungen kommen hier wie dort vor. Die erste Einstellung kann zu trocken und rational werden, die zweite verschwommen. Auf beiderlei Weise aber vermag edelstes nordisches Wesen sich zu offenbaren.

Kynast setzt, vom Griechentum ausgehend, das Epos als besten Ausdruck nordischer Dichtung. Doch die Eddalieder sind in der Hauptsache kleine Dramen und im Aufbau energischer, kürzer, lebhafter als das griechische Epos. Von Prof. Neckel ist, an Winckelmann anschließend, zur Beschreibung altnordischen Wesens die Formel geprägt worden „edle Einfalt und kraftvolle Größe". Dem Griechentum verwandt und doch ein Besonderes bildend.

Es hat also der Verfasser des Werkes „Appollon und Dionysos", wie er es beabsichtigte, das Nordische im Griechentum aufgezeigt. Doch darf man nicht vergessen, daß es außerhalb Griechenlands nordische Artung gegeben hat und gibt, die sich mit dem Griechisch-Nordischen nicht ganz deckt.



Digitized by Google

Befremdend wirkt in dem Buche die Herabsetzung des Weiblichen an sich, während der Verfasser selbst eine solche Einstellung als unnordisch ablehnt (S. 89). Seine darauf bezügliche Ausdrucksweise führt irre. **Dr. Maria Grunewald.**

**Ipek,** Jahrbuch für prähistorische und ethnographische Kunst. Herausgeber: Herbert Kühn, unter Mitwirkung von Breuil-Paris, Joyce-London, Karsten-Helsingfors, Lehmann-Berlin, Nordenskjöld-Göteborg, Obermaier-Madrid, Rivet-Paris. (Verlag Klinkhardt u. Biermann, Leipzig.)

Neu erschienen seit der ersten Besprechung (Mannus 1927, S. 210): der 2. Halbband 1926 — 94 S. und 40 Taf. —, der 1. Halbband 1927 — 111 S. und 32 Taf. —, der 2. Halbband 1927 — 124 S. und 44 Taf.

Von der Zeitschrift, deren Ziele bereits an dieser Stelle besprochen worden sind, liegen jetzt drei weitere Halbjahrsbände vor. An wichtigen Arbeiten für die Vorgeschichte sind die folgenden zu nennen:

2. Halbband 1926. Graf Bégouen (Toulouse): „L'art mobilier dans la caverne du Tuc d'Audoubert (Ariège): Eine Mitteilung über einige bisher unveröffentlichte Felszeichnungen und mehrere „mobile" Kunstwerke skulpturaler und graphischer Art aus der durch die bemerkenswerten Bisonskulpturen bekannten Höhle. Zeitlich gehören sie sämtlich dem entwickelten Magdalénien an. Eine besondere Bedeutung erhält diese Veröffentlichung durch den Umstand, daß ein abschließendes Werk über diese Station noch nicht vorliegt und sie so zu den im Anhang nachgewiesenen Notizen eine wichtige Ergänzung darstellt.

H. Breuil (Paris) — „Deux roches peintes néolithiques Espagnoles" — widmet der Genese der farbigen Felszeichnungen, die für das Neolithikum Spaniens so charakteristisch sind, eine eingehende Betrachtung. Entgegen der Ansicht Pachecos, der sie von den eiszeitlichen ostspanischen Malereien ableiten will, sucht Breuil ihre Wurzeln in der frühen jungpaläolithischen Kunst, zu denen im Epipaläolithikum Einflüsse aus dem östlichen Mittelmeergebiet und aus Afrika hinzutreten.

Just Bing (Bergen): „Der Sonnenwagen von Trundholm und die Götterdarstellungen der schwedischen Felszeichnungen" stellt über den mythologischen Gehalt schwedischer Felszeichnungen eine eingehende Untersuchung an. Angeregt durch Unstimmigkeiten hinsichtlich der Deutung des genannten Sonnenwagens, untersucht Bing eingehend die in den Felszeichnungen dargestellten nordischen Götter, ihre Insignien und Symbole — eine Analyse, die er bis auf die griechische und nach-griechische Mythologie ausdehnt.

In dem folgenden Artikel von Macalister (Dublin) — „The goddess of death in the bronze-age art and the traditions of Ireland" — bemüht sich der Verfasser um die Deutung der rätselhaften symbolischen Zeichen auf bronzezeitlichen Grabsteinen in Irland. Von den Figuren der nordfranzösischen Menhirs ausgehend, die in auffälliger Wiederkehr eine männliche oder eine weibliche Figur zeigen und stets mit bestimmten Insignien und Merkmalen ausgestattet sind, kommt er zu dem Schluß, daß es sich in Irland um verflachte, konventionelle Darstellungen der gleichen Figuren handelt, in deren weiblicher Form er die „Todesgöttin" zu erkennen glaubt. Eine kurze Übersicht über die frühirische Mythologie erläutert die Verbindung, die Macalister zwischen ihr und den Darstellungen aus der Bronzezeit anstrebt.

Die Arbeit von Fettich (Budapest) handelt: — „Über die Erforschung der Völkerwanderungszeit in Ungarn". — Der aus Arbeiten über Avarenkunst bekannte Verfasser gibt einen Hinweis auf das im Budapester Museum so reich vorhandene archäologische Material aus dieser Zeit. Weiter bemüht er sich um den Nachweis der kritischen Punkte im Ablauf der für Ungarn so bedeutsamen Völkerwanderungszeit, in der es zu einem Treffpunkt westlicher und östlicher Elemente wird. Fettich weist an Hand von avarischen, skythischen und anderen Stücken die verschiedenartigen Elemente der Völkerströme nach. Zum Schluß gibt er einen Bericht vom Stand der Forschung über die immer noch zweifelhafte Keszthely-Kultur.

Im 1. Halbband 1927 bringen Obermaier und Fraunholz einen Aufsatz: „Der skulptierte Renngeweihstab aus der mittleren Klausenhöhle bei Essing (Niederbayern)". Die Veröffentlichung enthält eine eingehende Darstellung der stratigraphischen Verhältnisse dieser Höhle, die bereits 1913 erschöpfend ausgegraben wurde.

Weiter folgt von Armstrong: „Notes on four examples of palaeolithic art from Creswell caves, Derbyshire". — Der Verfasser macht mit 4 Fundstücken aus Mother Grundy's Parlour bekannt. Die 3 bildlichen Darstellungen gehören scheinbar dem ausgehenden Aurignacien an, während das vierte — ein ornamentiertes Stück — wohl dem Magdalénien zuzuweisen ist. Eine Darstellung der stratigraphischen Verhältnisse erläutert die Situation der 1924 gegrabenen Station.

Der Herausgeber Herbert Kühn behandelt: „Alter und Bedeutung der nordafrikanischen Felszeichnungen". Der Verfasser bringt den Beweis für das paläolithische

Digitized by Google

Alter der Felszeichnungen aus dem Sahara-Atlasgebiet durch Funde von Capsienindustrie, die er 1927 am Zenagaberge und bei Tiout machte. Kühn gibt dann einen Überblick über die seit langer Zeit bekannten und nicht mehr beachteten nordafrikanischen Felszeichnungen. An Hand von Stilanalysen führt er den Nachweis ihrer Zusammengehörigkeit, so daß sich nunmehr lückenlos der Kunstkomplex der bisher isolierten Felsbilder schließt: vom Sahara-Atlasgebiet über die lybische Wüste bis zum Osten, nach Nubien. Eine ganz neue Lösung der Frage nach der Stellung Ägyptens im Paläolithikum, die der Forscher bereits auf dem Anthropologen-Kongreß in Köln (Sept. 1927) vortrug.

Im 2. Halbband 1927 bringt Martin (Paris) eine Darstellung, betitelt: „Manifestations artistiques solutréennes dans la Vallée du Roc (Charente)". Nach einer Zusammenstellung bereits bekannter Fundorte mit Kunstwerken, die er als aus dem Solutréen stammend betrachtet, führt der Verfasser einige Stücke an aus dem im Titel angegebenen Tale. Aus der stratigraphischen Situation heraus glaubt er schließen zu dürfen, daß es sich tatsächlich um Solutréenkunstwerke handelt. Es ist dies wichtig, da es bisher nicht gelungen ist, dieser Intrusivkultur mit Sicherheit eine eigene Kunst, d. h. eine Kunst, die sich gegen die franko-kantabrische abhöbe, nachzuweisen. Nach Ansicht des Verfassers sind die Vertreter der Chanceladeraſſe von mongoloidem Typ Träger dieser Kultur und zugleich die Reformatoren der Kunst des Aurignacien. Diese Aufstellung schneidet die große Frage der Nachfolge der Aurignacienkultur an.

Eine weitere Arbeit von Makarenko (Kiew) betitelt sich: „Sculpture de la civilisation Trypilliene en Ukraine". Der Verfasser stellt hier die systematische Untersuchung einer großen Anzahl von Tonfiguren aus der Tripoljekultur in der Ukraine an. Ganz besonders beschäftigt er sich mit der Bedeutung, dem Zweck dieser „spielzeughaften" Figuren. Nach seiner Ansicht ist ihnen nicht der Idolcharakter zuzusprechen, den man sonst den Skulpturen dieser Art im östlichen Mittelmeergebiet zuschreibt. Die angeführten Stücke, die meist aus den „Ploschtschadki" stammen, zeigen eine große Mannigfaltigkeit in der Haltung. Es gibt da stehende und sitzende Figürchen (z. T. mit Stuhl) und in Schalen liegende. Über ihre zeitliche Stellung und ihre Schöpfer besteht nach wie vor keine endgültige Klarheit.

Den neolithischen Skulpturen von Malta ist die Arbeit von Battaglia (Triest) gewidmet: „Le statue neolitiche di Malta e l'ingrassamento muliebre presso i mediterranei". In einer großen Anzahl von Abbildungen führt er Beispiele an für die fettleibigen Frauenstatuetten aus den Zeiten des Neolithikums. Seine Untersuchung gipfelt in der Feststellung, daß Fettleibigkeit und Nacktheit der Frauen in den religiösen Riten der mittelmeerischen Kulturen nicht nur in der Frühzeit eine besondere Rolle gespielt haben, sondern daß dieser rituelle Gedanke noch bis auf den heutigen Tag bei bestimmten Stämmen nachweisbar ist.

Norden (Stockholm) behandelt: „Neue Ergebnisse der schwedischen Felsbildforschung". Der Verfasser und bekannte Forscher schwedischer Felszeichnungen spricht nach einer einleitenden Übersicht über den augenblicklichen Stand dieser Untersuchungen über die Datierungsfragen, die an Hand von Grabfunden vor allem gelöst werden konnten. Interessant ist die Anführung einiger schiffsförmiger Steinsetzungen. Im Zusammenhange streift er auch die Frage möglicher Beziehungen zu den pyrenäischen Felsgravierungen (Ipek 25 und 26).

Reichhaltig sind die „Mitteilungen" in sämtlichen Bänden.

Band 1926/2. Obermaier berichtet über neuentdeckte Eiszeitmalereien in Teruel (Ostspanien), Bayer über den Fund einer zweiten Venus von Willendorf (Spät-Aurignacien). Kühn macht Mitteilung von neu gefundenen Felszeichnungen in der libyschen Wüste, Gaerte über den Mammutstein von Kumilsko. Weiter folgen Notizen über neolithische Funde in der Ukraine (Makarenko), über eine neolithische Widderskulptur aus Jordansmühl (Seger). Antonielli bringt eine Ergänzung über seine Arbeit im Ipek 1925 („Primi saggi" usw.). Kunkel berichtet über den Bernsteinbär aus Stolp, ebenso über ein verziertes Hirschgeweih von Uckerhof (Pommern). Von demselben Verfasser stammen weitere Mitteilungen über einen verzierten Streitkolben der Bronzezeit aus der Oder bei Stettin und einen frühmittelalterlichen Faltstuhlknauf aus Pommern. Von dem Stand der Untersuchungen über Glozel berichtet noch Kühn.

Band 1927/1. Auf eine Darstellung über das Lebenswerk und die Verdienste Bastians (Honigsheim) folgt ein Bericht Obermaiers über die Felsmalereien der Cueva del Civil (Dalltorta), der zugleich eine Berichtigung der Cabréschen Forschungsergebnisse gibt. Kühn gibt eine Darstellung der Beeinflussung von franko-kantabrischer und ostspanischer Kunst. Weiter folgen Mitteilungen über neolithische Keramikfunde aus China (Kühn) und über eine Urnenzeichnung aus der Hallstattzeit C in Niederösterreich (L. Franz).

Zum Schluß macht der Herausgeber mit der Absicht der Gründung einer Gesellschaft für prähistorische und ethnographische Kunst bekannt, deren Organ die Zeitschrift „Ipek" darstellen wird.

Digitized by Google

Band 1927/2. Breuil und Kühn geben eine Revision der Deutung der Magdalénienskulptur aus Oberkassel, die 1919 von Verworn, Bonnet und Steinmann gegeben worden war. Kühn bringt dann eine Notiz zu dem Fund der Frauenstatuette aus der Pekárna (Mähren). Ebenso über neugefundene paläolithische Malereien aus der Gegend von Rocamadour (Lot.). Über ebensolche aus der Nähe von Olonzac (bei Carcassonne) gibt Mac Curdy Nachricht. Weiter folgen drei Berichte über Felsbilder in der östlichen und mittleren Sahara und aus Nubien (Kühn, Funde der Expedition Frobenius 1926). Vom gleichen Verfasser sind die Artikel über die Beziehungen zwischen Mitteleuropa und China im Neolithikum und Bronzezeit, über prähistorische, japanische Zeichnungen und über das Problem der Skythenkunst. L. Franz schreibt über das Hakenkreuz. Kunike berichtet über ein altmexikanisches Tempelmodell.

Ein weiter Raum ist wieder der Buchbesprechung gewidmet. Eine begrüßenswerte und bedeutsame Neuerung stellt die seit Halbband 1927/2 eingerichtete „Umschau" dar, in der kurze Notizen in deutscher, französischer und englischer Sprache in Form von Besprechungen über die Vorgänge in der prähistorischen Forschung des In- und Auslandes berichten.

Wie die beiden ersten Bände sind auch die vorliegenden reich mit außerordentlich guten Tafeln ausgestattet. Den fremdsprachigen Arbeiten sind wiederum deutsche Zusammenfassungen beigegeben. Die fünf stattlichen Bände, die nunmehr vorliegen, bilden ein Quellenwerk, das der Vorgeschichtsforschung unentbehrlich sein wird.

**J. Dettmar.**

**Emile Lindenheld:** Les stèles funeraires en forme de maison chez les Mediomatriques et en Gaule. In: Publications de la faculté des lettres de l'université de Strassbourg. Paris 1927. 160 S., 30 Abb. und 4 Texttafeln, 6 Kunstdrucktafeln.

Eine für die Kultur der Kelten wichtige Denkmälergruppe unterzieht Lindenheld einer eingehenden Untersuchung. Die Hausgrabsteine bieten Stoff für die Erkenntnis des keltischen Wohnbaus und, in noch höherem Maße, der religiösen Vorstellungen der Kelten, so der Gedanke des Grabes als Totenhaus, die Türöffnung zur Verbindung des Toten mit der Außenwelt, die religiösen Sinnbilder an den Grabsteinen. Nach dem Verfasser kommt den Grabsteinen auch eine volksgeschichtliche Bedeutung zu; er weist die Verbreitung bei den Völkerschaften Galliens nach und vermutet, daß sie dem Gebiete einer bestimmten alten Einwanderungsschicht, und zwar den bei Plutarch genannten aber rätselhaften Celtorii, angehören. Weiter bringt er entsprechende Grabdenkmäler der Senonen in Norditalien, ferner aus Spanien, selbst aus Phrygien und Ägypten mit den gallischen Steinen in Verbindung und leitet sie ab von den unterirdischen Totenkammern der altkeltischen Bestattungssitte. Allerdings sind die Steine Galliens erst der römischen Zeit zuzuweisen, während aber die der Senonen in Italien noch dem 4. Jahrhundert v. Chr. angehören. Die Aufzählung der Steine ist auf Grund ihrer typologischen Entwicklung gegeben; auch das Denkmal von Igel findet als monumentale Ausgestaltung dieser Gruppe seine Einreihung. Das Buch ist übersichtlich gegliedert; der Verfasser legt offenbar besonderen Wert auf die Methodik seiner Darstellung. Da erfahren wir in einem Schlußabschnitte, daß der Verfasser die typologische Methode von Montelius verwirft gegenüber seiner „genetischen Methode", die aber doch nichts anderes ist als unsere gute typologische Methode.

Halle. **Walther Schulz.**

Dr. **Lily Weiser:** Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde. Ein Beitrag zur deutschen und nordischen Altertums- und Volkskunde. Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, herausgegeben von Eugen Fehrle. Heft 1. Verlag Konkordia A.-G., Bühl (Baden).

Die Arbeit stellt sich die Aufgabe, den vereinzelt bereits beobachteten Spuren von Männerbünden und Jünglingsweihen im Bereich der altgermanischen Kultur nachzugehen. Zu diesem Zwecke wird zunächst eine ethnologische Übersicht über das Wesen dieser Erscheinungen gegeben, bei der die Verfasserin stärker, als es sonst geschieht, ihre religiöse Wurzel betont. Für die südgermanischen Verhältnisse gewähren besonders einige Angaben der Germania willkommenen Aufschluß. Vor allem in den Nachrichten über die Chatten und Harier findet Dr. Weiser Kriegerbünde auf religiöser Grundlage bezeugt, die zugleich die Kerntruppe des Heeres bilden und die Erziehung der männlichen Jugend in der Hand haben. Für den Norden stehen Berserkertum und Wikingerbünde im Mittelpunkt der Untersuchung. Sie werden in der Hauptsache als Odinsbrüderschaften gefaßt, die zum Teil noch in religiös-kultischer Weise das Totenheer nachbilden, während andrerseits noch gewisse totemistische Einschläge spürbar sind. Doch treten die religiösen Ursprünge der Erscheinung, die sie in vorindogermanischer oder indogermanischer Urzeit einmal geschaffen und geprägt

Digitized by Google

haben müssen, in der geschichtlich erfaßbaren Zeit stark zurück. Die rein kriegerische Schulung überwiegt jetzt bei weitem. Die Nachrichten lassen überhaupt erkennen, wie die anfangs innerlich gebundenen Gebräuche allmählich verweltlicht und veräußerlicht werden. Damit vollzieht sich der Übergang zu den Initiationsriten des Mittelalters und der Neuzeit.

Was zunächst die allgemeinen Grundgedanken angeht, so scheint mir der religiöse Gesichtspunkt allzu stark betont zu sein. Ihm gegenüber kommen die jugendpsychologischen und soziologischen Erwägungen, die die Verfasserin selbst mit heranzieht, im ganzen nicht genug zur Geltung. Hinter der Jünglingsweihe dürfte doch in erster Linie der Gegensatz der Generationen stehen, aber in umfassenderer Weise, als die Psychoanalyse meint (vgl. S. 22—23). Die primitive Gesellschaft wird durch jedes neu heranwachsende Geschlecht vor die Frage gestellt, ob es ihr gelingt, sich dieses einzugliedern. Dem dient die Weihehandlung in erster Linie. Die jungen Leute werden hier in die Tiefe der jeweiligen Kultur eingeführt. Man läßt sie dabei deren Bedeutung und zugleich auch die tatsächlichen Machtmittel ihres Trägers, der älteren Generation, in möglichster Wucht fühlen. Die Jugend, die halb trotzig, halb ängstlich in diese Zeit hineingegangen ist, verläßt sie als Glied der Gemeinschaft. Je nachdem, was jedesmal die Religion für die betreffende Kultur überhaupt bedeutet, bemißt sich der religiöse Einschlag in den Bräuchen. Daß er fast immer vorhanden ist, soll nicht geleugnet werden; führt doch jede Kultur mehr oder minder stark an die Frage der Religion heran. Ebenso geben wir der Verfasserin unbedingt zu, daß der betreffende Abschnitt als Zeit des Übergangs für den jungen Menschen eine Zeit religiöser Empfänglichkeit sein kann. Aber beides ist doch nur ein Einschlag in einem weit reicheren Gewebe. Das eigentliche Wesen der Erscheinung läßt sich von da aus nicht erfassen. Die Verfasserin sieht selbst die Schwierigkeit, die in dem von ihr angenommenen Übergang vom religiösen Erleben zur sozialen Einrichtung liegt. Wir vermeiden sie, wenn wir in dieser den Ursprung der ganzen Erscheinung sehen, in die das Religiöse nur in wechselnd starkem Maße eingebettet ist. Ähnliches gilt dann auch für die Männerbünde, die gleichfalls nach dem jeweiligen Gepräge der Kultur Träger ganz verschiedener Aufgaben sein können.

Auf diese Weise gewinnen wir größere Unbefangenheit den überlieferten Tatsachen gegenüber. Wir sind nun nicht mehr gezwungen, überall Entartungen ursprünglich religiöser Erlebnisse zu sehen. Wir kommen los von der durchaus romantischen Vorstellung einer in den Quellen nirgends greifbaren, wesentlich religiös bestimmten Urzeit. So tragen denn auch alle Erscheinungen, die Dr. Lily Weiser aus den Quellen tatsächlich belegt, deutlich das kriegerische Gepräge der altgermanischen Zeit. Bei den Südgermanen finden wir einwandfrei bezeugt den kriegerischen Zusammenschluß der Mannschaft eines Volkes auf religiöser Grundlage (Harier) und eine Lehr- und Probezeit der Jugend im Kriege (Chatten, Heruler und Taifalen). Die religiösen Vorstellungen, die sich erkennen lassen, weisen auf die Toten und ihr Heer. Die Verfasserin geht nun aber über diesen Tatbestand hinaus, indem sie ihn in das vorher aufgestellte Schema hineinpreßt. Sie findet also etwa in dem berühmten Chattenkapitel der Germania einen kriegerischen, im Kult wurzelnden Männerbund bezeugt, der die Jünglings- und Männerweihe und damit die Ausbildung der Jünglinge zu volltauglichen Staatsbürgern vollzogen hätte. Gewiß, eine Jünglings- und Männerweihe wird uns bezeugt; aber von einem Kriegerbund, der ihr Träger wäre, wird uns nichts gesagt. Tacitus erzählt nur, daß ein Teil der Jungmannschaft sich in dem kriegerisch gesteigerten Jugendleben so gefällt, daß er in ihm bis in sein Alter hinein verharrt, eine Erscheinung, zu der ja die Jugendpsychologie der Gegenwart vergleichbare Gegenstücke bietet. Und auch damit ist vielleicht schon zuviel zugegeben. Wenn der chattische Jüngling das Heer wachsen läßt und erst über Blut und Beute die Stirn lichtet, so weist in dem Wortlaut nichts auf die gemeinsame Weihe einer Schar, hinter der die Gemeinschaft eines Stammes oder eines Ordens stünde. Persönliches Tun des Einzelnen bzw. der einzelnen Sippe oder des einzelnen Führers, wenn auch angesichts des Dinges (Germania, Kap. 13), ist ebensogut möglich. So bleiben also Jünglings- und Mannesweihe in dem ethnologischen Sinne einer Veranstaltung des Stammes oder eines Bundes unsicher. Sie werden in diesem eigentlichen Sinne, von dem die Untersuchung doch ausgeht, auch sonst bei den Südgermanen nirgends bezeugt. Ja die jüngeren Nachrichten bei Ammianus Marcellinus und Prokop sprechen direkt von Einzelverhältnissen.

Bei den nordischen Überlieferungen ist die Methode der Verfasserin die gleiche. Wieder werden die Berichte derart analysiert, daß die Züge hervortreten, die sich dem vorher gewonnenen Schema einfügen. Doch betont die Verfasserin, daß die eigentliche Blütezeit der Einrichtung jenseits der Wikingerzeit liegt. Was uns in dieser begegnet, sind nur noch versprengte Trümmer, hier und da auftauchende mythische Beziehungen im Berserkertum und gewisse Gemeinschaftsbräuche und Satzungen der Wikingerbünde. Wieder ist es der Schritt ins Unbekannte hinaus, den wir nicht mit der Verfasserin gehen können, weil wir die Gültigkeit ihres Schemas nicht anerkennen können, ehe uns nicht aus germanischen

Digitized by Google

Quellen dafür ein bindender Beweis erbracht ist. Gewiß, Berserkertum, Wikingerbünde, neuzeitlicher deutscher und nordischer Volksbrauch, ethnologische Bünde und Weiheriten, Totenglaube und Fruchtbarkeitszauber stellen Kreise dar, die sich mannigfach schneiden. Gerade die dankenswerten Zusammenstellungen und Vergleiche der Verfasserin beweisen das mit aller Deutlichkeit. Aber die Art, wie sie nun diese Kreise mehr oder weniger zur Deckung zu bringen sucht, zerstört gerade die feineren, echtgeschichtlichen Besonderheiten der einzelnen Erscheinungen. Erst ganz zum Schluß versucht sie, Schichten der Überlieferung zu scheiden, statt von vornherein sich das Ziel zu setzen, das in geschichtlicher Zeit greifbar überlieferte Bild in der Mannigfaltigkeit seiner Abschattungen zu erfassen und erst dann zur Rekonstruktion der mutmaßlichen Entwicklungszusammenhänge überzugehen. Was die Wikingerzeit tatsächlich an Kriegerbünden, Weiheriten und religiöser Steigerung des Kampfes kennt, setzt für die ältere Zeit die Stammesweihe durch wesentlich religiös bestimmte Männerbünde nicht voraus. Und da wir ein Zeugnis für diese auch in den südgermanischen Quellen nicht finden konnten, ist die ganze Einrichtung in der umfassenden Art, wie die Verfasserin sie zunächst auf Grund der ethnologischen Quellen schildert, für die gemeingermanische Zeit nicht erwiesen. Was die Germanen tatsächlich an Weihen und Bünden besitzen, ist deutlich geprägt durch den Persönlichkeits- und Sippenindividualismus, sowie andererseits den kriegerischen Geist ihrer Kultur. Dadurch hebt es sich scharf ab von dem Bild der religiös bestimmten Gemeinschaftskultur, von dem die Verfasserin ausgeht. Können wir so auch ihre Grundthese nicht anerkennen, so gestehen wir ihr gern das Verdienst zu, die Quellen vielseitig gesammelt und analysiert und in einen großen, beziehungsreichen Zusammenhang gerückt zu haben.

Schwedt a. O. **Konrad Jarausch.**

**Adolf Reinecke:** Armin-Siegfried. Das Drama der Deutschen in fünf Akten mit einem Vorwort und Vorspiel. Verlag: Theodor Weicher. Leipzig 1928.

Auch die größte unserer wenigen Armin-Dichtungen, Kleists Hermannsschlacht, behandelt nicht das Schicksal Armins, sondern ist der vaterländische Notschrei eines gequälten Dichterherzens, der in das unverfängliche Gewand eines fernen Geschichtsvorganges gekleidet wurde. Um diese schmähliche Lücke im deutschen Schrifttum zu füllen, schrieb Reinecke sein Drama „Armin-Siegfried". Es zeichnet sich insbesondere durch eine große Geschichtstreue und sorgfältigste Verwendung der neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse aus, und würde allein schon aus diesem Grunde weiteste Verbreitung verdienen. Aber der Verfasser verschmelzt auch die in unserer Überlieferung abgerissene Verbindung zwischen Armin und Siegfried zu einer neuen, lebensvollen Einheit. Und wir dürfen sagen, mit Recht, wobei wir selbstverständlich immer ein Zusammenfließen der auf geschichtlicher Grundlage erwachsenen Siegfriedssage mit uralten, mythischen Vorstellungen annehmen müssen.

Berlin. **Hertha Schemmel.**

**Sture Bolin,** Synden av romerska mynt i det fria Germanien; studier i romerska och äldre germansk historia. Lund (C. W. Lindström) 1926, IV und 331 und 216 Seiten, 27 Tabellen.

Die im freien Germanien gefundenen zahllosen römischen Münzen zusammenzustellen, ist eine Aufgabe, die lange gefordert, deren Erfüllung lange entbehrt wurde. Die zahlreichen Arbeiten, in denen römische Münzfunde verwertet wurden, haben hinreichend gezeigt, eine wie wichtige Quelle die Römermünzen aus germanischem Boden in ihrer Gesamtheit für die germanische Frühgeschichte sind. Bisher lagen nur aus einigen Teilgebieten Germaniens Zusammenstellungen der römischen Münzen vor. Im Jahre 1905 unternahm es der Nordwestdeutsche Verband für Altertumsforschung, die römischen Münzen seines Arbeitsbereiches zusammenzutragen. Trotz jahrzehntelangen Bemühens mehrer Bearbeiter ist dieses Unternehmen nicht zum Abschluß gekommen. Nun legt uns der junge schwedische Verfasser mit einem Schlage die Münzfunde des gesamten Germaniens, von Holland bis Ungarn, von Süddeutschland bis Polen, den baltischen Ländern, Finnland und Skandinavien, vor. In jahrelanger Tätigkeit hat er mit anerkennenswerter Zähigkeit und Gewissenhaftigkeit den arg zerstreuten Fundstoff zusammengetragen und bestimmt. Bei seinen Literaturstudien und Museumsreisen war er unablässig bemüht, zu den ersten und sichersten Quellen hinabzusteigen und die mannigfachen Fehler in den Fundnachrichten und bei den Bestimmungen der Münzen wegzuräumen. So bildet der umfangreiche Materialteil seiner Veröffentlichung eine zuverlässige Quellensammlung von dauerndem Wert.

Der Verfasser geht als Historiker an die Verwertung dieses riesenhaften Quellenstoffes heran. Er hat sich mit dem römischen Münzwesen wohl vertraut gemacht und gibt

Digitized by Google

in einer Reihe von Kapiteln Übersichten über die bisherigen einschlägigen Arbeiten. Den Hauptteil seiner Abhandlung nimmt die Bearbeitung der Schatzfunde ein, die von weit größerer Bedeutung sind als die einzeln gefundenen Münzen. Mit Recht betont der Verfasser, daß Münzschätze nur in unruhigen und kriegerischen Zeiten der Erde anvertraut wurden. Ein Vergleich der geschichtlichen Verhältnisse in Germanien und der Vergrabungszeit und Verteilung der Münzschatzfunde bestätigt diese Auffassung aufs beste. Die frühen Schätze von vorneronischen Denaren finden sich nur in Nordwestdeutschland, in dem Gebiet der Römerzüge am Beginn unserer Zeitrechnung. In den folgenden friedlichen Zeiten fehlen Schatzfunde fast ganz. Erst in den Zeiten der Markomannenkriege sind in ganz Germanien wieder Münzen in größerer Zahl im Erdboden versteckt worden. Die Auswanderung der Goten spiegelt sich in den Münzfunden des Weichselmündungsgebietes wieder. Den Weg der ersten Wanderungen von Burgunden und Wandalen nach Westdeutschland glaubt der Verfasser an gleichartigen Schatzfunden des 3. Jahrhunderts erweisen zu können, um nur diese Beispiele zu nennen. Aber sicher haben nicht nur kriegerische Ereignisse zum Versenken von Münzschätzen Veranlassung gegeben. Wenn der Verfasser für die in Schlesien verhältnismäßig häufig auftretenden Goldmünzen des 4. Jahrhunderts vergeblich nach geschichtlich belegten Fehden und Unruhen sucht, so scheint mir die Auswanderung der Wandalen in der Zeit um 400 eine genügende Erklärung für diese Münzvorkommnisse zu geben; denn es ist sicher, daß die Auswanderer nicht ihre sämtlichen Kostbarkeiten durch Mitnahme den Fährnissen der Wanderung aussetzten. Vielmehr vergruben sie wohl häufig Münzen, um sie beim Fehlschlag des Wanderzuges in der Heimat wieder vorzufinden oder sie nach Sicherstellung der neu eroberten Sitze nachzuholen. Die Verbindung mit der alten Heimat wurde nachweislich lange aufrecht erhalten. Wohl sicher geht der Verfasser irre, wenn er die ostdeutschen Goldmünzen des 5. Jahrhunderts auf die Kämpfe zwischen einwandernden Slawen und Germanen zurückführen will. Auch hier handelt es sich offenbar um zurückgelassene Verwahrfunde von auswandernden Germanen, die mit den Slawen, welche erst am Ende des 6. Jahrhunderts nach Ostdeutschland gelangten, überhaupt nicht in Berührung gekommen waren.

Sehr ausführlich behandelt der Verfasser das Problem der Art und Zeit der gewaltigen Münzeneinfuhr nach Deutschland. Er unterscheidet unter den nachneronischen Denarschätzen solche älteren Charakters, die durch friedlichen Handel und Verkehr aus dem Westteil des römischen Reiches nach Germanien kamen, und solche jüngeren Charakters, die mit Münzfunden der Donauprovinzen übereinstimmen und sicher infolge der Markomannenkriege als römische Tributzahlungen nach Germanien flossen. Dieser letztere Münzenstrom hat eine außerordentliche Stärke erreicht. Der Verfasser wendet sich also von den von Regling und Almgren vertretenen Auffassungen der friedlichen Herkunft dieser Münzen ab und kehrt wieder zu der früher vertretenen Erklärung durch die Markomannenkriege zurück. Ebenso schließt er sich in der Begründung des plötzlichen Abbrechens der Münzeneinfuhr zu Beginn des 3. Jahrhunderts im Gegensatz zu Almgren der älteren Meinung an; durch die unter Septimius Servus eingeführte Verringerung des Silbergehaltes verloren die späteren römischen Münzen bei den Germanen jede Kaufkraft. Die Germanen verweigerten ihre Annahme, verwendeten im Inlande nach Möglichkeit die alten vollwertigen Denare als Zahlungsmittel weiter und nahmen von den Römern nur noch Ware oder später Goldmünzen in Zahlung.

Die vielen einzeln in Germanien gefundenen römischen Münzen geben im allgemeinen keinen Anhalt für Handelswege, wie man früher annahm; vielmehr verbreiten sie sich ziemlich gleichmäßig über das germanische Siedlungsgebiet. Nur die Bernsteinstraße von der Donau durch Schlesien, Posen zur Weichselmündung läßt sich gut durch Häufung von Münzfunden verfolgen. Es ist sehr schade, daß es dem Verfasser aus wirtschaftlichen Gründen nicht ermöglicht wurde, seine Fundkarte der römischen Münzen im freien Germanien zu veröffentlichen. Das wertvolle Handbuch wird auch deswegen in Deutschland kaum so stark benutzt werden, wie es verdiente, weil es in schwedischer Sprache verfaßt ist. Sehr wünschenswert wäre es, wenn ein Weg gefunden würde, das Werk im ganzen oder in seinen Hauptteilen in deutscher Übersetzung herauszubringen, mit Anfügung der schwer zu entbehrenden Fundkarte. Bei dem Mangel an guten Handbüchern in unserer Wissenschaft ist eine solche Ausgabe dieser Abhandlung für weite Kreise ein dringendes Bedürfnis. Die Zusammenstellung der ostpreußischen Münzen hat bereits der Verfasser in deutscher Sprache im 26. Heft der Zeitschrift Prussia niedergelegt.

Ich erwähnte bereits, daß der Verfasser Historiker, nicht Prähistoriker ist. Da der behandelte Gegenstand ebenso den Historiker angeht wie den Vorgeschichtsforscher, ist die Einstellung des Verfassers im allgemeinen kein Nachteil für das Buch. Nur dort, wo der Verfasser rein archäologische Fragen selbständig zu entscheiden sucht, macht er mitunter einen Fehlschritt. So sucht er im Exkurs 3 mit ungenügenden Gründen gegen Tischler und Almgren nachzuweisen, daß die Fibeln mit umgeschlagenem Fuß in Ostpreußen

Digitized by Google

nicht erst im 3. Jahrhundert, sondern schon im 2. Jahrhundert nach Chr. aufkommen, und glaubt wegen des Zusammenliegens von Münzen und solchen Fibeln in ostpreußischen Gräbern unsere so fest gefügte absolute Chronologie der Kaiserzeit ändern zu können. Es entgeht ihm vollkommen, wie vielfach und sicher verankert gerade die ostdeutsche Zeitfolge der Stile in den ersten Jahrhunderten n. Chr. ist und daß römische Münzen, die von den Germanen, wie er selbst angibt, Jahrhunderte lang im Gebrauch waren, schlechtere Zeitansager sind als die dem Wechsel der Mode streng unterworfenen einheimischen Erzeugnisse. Schon auf S. 136 beurteilt der Verfasser den Wert der auf archäologischem Wege gewonnenen Chronologie mit einer Skepsis, die selbst ein Historiker heute nicht mehr vertreten sollte. Gerade er selbst muß in dem angeführten Falle ein schlagendes Beispiel liefern, wie irreführend eine Zeitbestimmung sein kann, die sich auf die Münzen stützt, und um wie vieles genauer und sicherer die archäologische Datierung in dem behandelten Zeitraum ist. Ich betone aber noch einmal, daß diese etwas einseitige Einstellung des Verfassers seinem Buche im ganzen kaum Abbruch tut. Es wird sich vielmehr einen dauernden Ehrenplatz in unserem Schrifttum erwerben.

Breslau, im April 1928. **M. Jahn.**

Dr. **Friedrich Wagner**: Die Römer in Bayern. 115 Seiten mit 54 Abbildungen auf 20 Tafeln, 30 Textabbildungen und 2 Karten. München. 1928.

Vor vier Jahren in erster Auflage erschienen, treten „Die Römer in Bayern" nun in vierter, erweiterter Auflage auf, ein erfreulicher Beweis für die Güte des Buches sowohl, wie für die rege Teilnahme, das dieser ersten brauchbaren zusammenfassenden Darstellung entgegengebracht wird. In knapper, aber inhaltreicher Form werden nach einem geschichtlichen Überblick das römische Heer, das Siedlungswesen, der Verkehr, Kunst und Kunstgewerbe, Religion und Kultus in anschaulichster Weise vorgeführt, verständlich für jeden, der Interesse an der Vorgeschichte hat; wer sich eingehender damit befassen will, findet in den vollständigen Literaturnachweisen den nötigen Wegweiser. Gegenüber der Entfaltung der römischen Kultur am Rhein und an der unteren Donau nimmt sich die rätische freilich ziemlich bescheiden aus, da deren wesentlichste Stütze, die Legionen, gerade während der Blüte der römischen Periode hier fehlte, war aber immer noch beachtenswert genug, um eine eingehende Behandlung zu verdienen.

Eichstätt. **Fr. Winkelmann.**

**Friedrich Hertlein**: Die Geschichte der Besetzung des römischen Württemberg. (Die Römer in Württemberg. Von Fr. Hertlein, O. Paret, P. Goeßler. Herausgegeben vom Württ. Landesamt für Denkmalpflege. Teil 1.) Stuttgart 1928. XVI, 200 S., 14 Taf. u. 5 Textfig.

Das Württembergische Landesamt für Denkmalpflege beabsichtigt ein dreiteiliges Werk über die Römer in Württemberg herauszugeben, von dem soeben der im Titel genannte 1. Teil erschienen ist. Die weiteren Bände werden sich mit den Straßen, den militärischen Anlagen, den bürgerlichen Siedlungen und den Münzfunden beschäftigen sowie die archäologischen Karten bringen, während auf eine ausführliche Schilderung der römischen Kultur verzichtet werden soll.

Fr. Hertlein hat in sorgfältiger Ausnützung aller literarischen und monumentalen Quellen den Verlauf der römischen Herrschaft in Württemberg geschildert. Es lag hierbei in der Natur der Sache, die Darstellung auch auf die außerhalb der württembergischen Grenze gelegenen Teile der Provinzen Rätien und Obergermanien übergreifen zu lassen. Bei der Behandlung strittiger Fragen hat der Verfasser eine anerkennenswerte Zurückhaltung gegenüber übertriebenen Schlußfolgerungen bewahrt. Es war dies zweckmäßig in einem Buch, das sich nicht bloß an Sachgelehrte wendet, sondern allgemein verständlich sein soll, und berufen ist, die in weiten Kreisen noch anzutreffenden phantastischen Vorstellungen über die Römerzeit auf das richtige Maß zurückzuführen und zu neuen Forschungen anzuspornen. Die Besprechung von Einzelheiten kann im Rahmen dieser Zeitschrift wohl unterbleiben. Aus der Fülle von Anregungen und Beobachtungen sei nur auf die Erklärung hingewiesen, mit der Hertlein den zwischen Strabo und Plinius bestehenden Widerspruch in der Zuteilung der Völkerstämme an die Räter und die Vindeliker löst (S. 5: Plinius begnügt sich die Vindeliker mit dem zusammenfassenden Ausdruck ‚Vindelicorum gentes quattuor, zu nennen, die anschließend genannten vier Stämme sind dagegen nicht auf die Vindeliker zu beziehen), und auf die von den bisherigen Anschauungen zum Teil abweichenden geographischen Festlegungen von Ortsnamen. Die warme Liebe zur Heimat, die dem Verfasser die Feder geführt hat, wird bei den Lesern nicht ohne Widerhall bleiben.

München. **Friedrich Wagner.**

Digitized by Google

**H. von Buttel-Reepen:** Über Fensterurnen. II. Sonderdruck aus dem „Oldenburger Jahrbuch" des Vereins für Altertumskunde und Landesgeschichte. XXXI. (Der Schriften 50. Bd.) 1927. S. 231—259. 2 Textabb. und 4 Taf.

Der Verfasser bringt hier den Nachtrag seiner gründlichen Bearbeitung der Fensterurnen (siehe Mannus 17, 1926, S. 390). Die Nachlese auf germanischem Gebiete ist nur gering, um so größer die in Transkaukasien (2. Hälfte des 2. Jahrtausends bis Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr.), der dazu eine weitere Gruppe noch höheren Alters (3. bis Mitte 2. Jahrtausend v. Chr.) von Troja angeschlossen wird. Aus der allgemeinen Betrachtung, die auch bedeutsame Hinweise auf religiöse Vorstellungen enthält (Seelenloch-Frage), ergibt sich als wesentlich, daß den Fensterurnen nicht einmal des germanischen Gebietes einheitliche Anschauung zugrunde liegt.

Halle. **Walther Schulz.**

**Fritz Röder:** Die sächsische Schalenfibel der Völkerwanderungszeit als Kunstgegenstand und siedlungsarchäologisches Leitfossil. Sonderdruck aus: Göttinger Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte. Göttingen 1927. 40 S. 7 Textabb., 6 Taf.

Der Verfasser gehört nicht zu den zünftigen Prähistorikern; um so erfreulicher ist es, daß in seiner geplanten „Geschichte der Eroberung und Besiedlung Englands durch die festländischen Germanen" auch die Bodenfunde ausgiebig Berücksichtigung finden sollen. Dabei ist die vorliegende Teilstudie über die sächsische Schalenfibel, die ein Leitfossil für die Ausbreitung des Sachsenstammes ist, eine mustergültige Leistung prähistorisch-archäologischer Methode und läßt für die Veröffentlichung des weiteren Materials das beste erwarten. Als Ergebnisse der Untersuchung über die Schalenfibel sei vermerkt, daß von den beiden „Hauptvarietäten" die „komponierte Spezies" (Basis aus Bronzeblech mit aufgelötetem Metallbelag) die ältere und in ganz Sachsen heimisch ist; auf der ersten Entwicklungsstufe zeigt sie flache Napfform mit gewölbter Rückseite, Zeit seit Mitte des 4. Jahrhunderts, in England noch nicht vertreten; in der zweiten: um die Scheibe gelegte Ringkonstruktion, hinzufügen eines besonders hohen Randes, seit 400. Als Vorbild sieht der Verfasser die fazettierte Gürtelrosette an, wofür die Ausschmückung einer holländischen Fibel spricht. Die zweite Varietät ist die gegossene Schalenfibel, auf einen Teil des Regierungsbezirks Stade beschränkt; ältere Gruppe, noch vor 400, mit leicht markiertem Rande, jüngere Gruppe, Ausbildung zwischen 400 und 450, mit wirklicher Randkonstruktion. Die siedelungsarchäologische Auswertung wird an der Eroberung Hollands durch die Sachsen gezeigt.

Halle. **Walther Schulz.**

**Gummel, H.:** Hannoversche Urgeschichte im Schrifttum der Jahre 1893—1923. Hannover 1927. Culemannsche Druckerei. S. 1—136. Preis 6 Mark.

Die vorliegende Arbeit war ursprünglich als Literaturübersicht für die Zeit von 1900—1927 nach der Art der bereits im Mannus erschienenen Zusammenstellungen über andere Provinzen geplant. Es ist jedoch ein wesentlich umfangreicheres Werk daraus geworden. Der Verf. hat durch diese Veröffentlichung in gleicher Weise den Fachleuten, wie den hannoverschen Heimatkundlern ein hervorragendes Nachschlagewerk von bleibendem Wert geschaffen. Er wählte als Ausgangspunkt das Jahr 1893, weil damals das bekannte Buch von Müller und Reimers: „Die Vor- und frühgeschichtlichen Altertümer der Provinz Hannover" erschien, in dem der größte Teil der Literatur bis 1893 berücksichtigt ist. Gummel erstrebt für den behandelten Zeitraum möglichste Vollständigkeit und hat sie auch tatsächlich erreicht. Dies ist um so bedeutsamer, als gerade für Hannover außerordentlich viel sehr zerstreute Schriftnachweise in Frage kamen. Der Verf. hat selbst die entlegensten mit größter Genauigkeit mit verarbeitet. Die Anordnung des Stoffes ist besonders klar und übersichtlich. Innerhalb der einzelnen Abschnitte wird eine Trennung nach der Lage der Fundorte in den verschiedenen Regierungsbezirken durchgeführt. Die Gliederung hält sich nicht nur an die Zeitfolge, sondern unterscheidet z. B. innerhalb der Bronzezeit 1. Gräber, 2. Siedlungen, 3. Goldfunde, 4. Depot- und Einzelfunde, 5. Typenverzeichnisse, 6. Sonstiges. Schon dieses Beispiel zeigt, wie leicht es dem Leser gemacht wird, sich über die Literatur aller ihn interessierenden Fragen sofort zurecht zu finden.

Ratibor O/S. **B. v. Richthofen.**

**Schirmann:** Mensch und Gesellschaft. Ein soziologischer Atlas. 1. Teil, Lieferung 1. 2 vielfarbige Tafeln und 8 Seiten Text. Format 44 × 62. Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart. Preis jeder Lieferung RM 4.20

Die Soziologie, der dieser Atlas Hilfsmittel sein will, versucht die Gesetzmäßigkeit klarzulegen, mit der sich die menschliche Gesellschaft entwickelte. Diese Entwicklung im Zusammenhange dargestellt und durch Tafeln illustriert zu haben, muß als dankenswertes

Digitized by Google

Unterfangen begrüßt werden. Die erste vorliegende Lieferung behandelt den Schauplatz alles menschlichen Geschehens, die Erde, und schließt dann die Entwicklung des menschlichen Geschlechtes in seinen Grundzügen an. Weitere Lieferungen sollen dann Nahrung, Wohnung, Kleidung, Werkzeug, Arbeit und schließlich die Entwicklung und Gliederung der Kulturstufen zeigen.

Dem Verfasser ist es gelungen, das durch viele Wissenschaften gelieferte Material logisch aufzubauen und zu zeigen, wie der Mensch von tierähnlicher Stufe zur Herrschaft auf der Erde gelangte, und daß er dieses Ziel nur durch den Zusammenschluß vieler, der Gesellschaft, erreichte. Die recht gelungene, anschauliche Darstellung soll durch die beiden Tafeln großen Formates unterstützt werden. Leider entsprechen die Tafeln nicht dem, was der Text erwarten ließ. Eine ungeheure Fülle von winzigen Illustrationen in oft unangenehmen Farbtönen klären nicht, sondern zwingen oft zum Erraten des Geschauten. Das Schlimmste ist aber nicht die Zusammendrängung von Dutzenden von Menschen und Tiergruppen (beispielsweise Höhlenlöwe, Mammut und menschliche Familie friedlich nebeneinander), sondern das Nichtinnehalten eines einheitlichen Maßstabes für Landschaft, Mensch und Tier. Ebenso fällt auf, daß die Körpergröße des Menschen vom Stadium der Tertiärzeit — wenn man es überhaupt wagt, einen sog. Tertiärmenschen zu zeichnen — bis zum Menschen der Gegenwart immer kleiner wird.

Wann sollten überhaupt Tafeln so großen Formates angewendet werden? Erstlich, wenn es sich darum handelt, durch Größe der Da stellung Klarheit der Anschauung zu erzielen, wenn ferner ein gleichzeitiges Betrachten durch viele Beschauer ermöglicht werden soll, und endlich, wenn durch das Nebeneinanderstellen der zu erläuternden Dinge ein Vergleichen oder ein erleichtertes Darstellen der inneren Beziehungen ermöglicht werden soll. An den letzten Fall hat anscheinend der Herausgeber gedacht. Es fragt sich nur, ob beispielsweise durch das unvermittelte Nebeneinanderstellen einer glazialen und einer interglazialen Landschaft das Wesen der genannten Zeiten und die Beziehung des Menschen zu ihr geklärt werden können. Ich würde vorschlagen, bei den folgenden Lieferungen auf die riesigen Tafeln zu verzichten und das Werk lieber mit guten Abbildungen zu durchsetzen, was dem in Volksbüchereien, Bildungsvereinen usw. sicher gern verwendeten Werk eine bessere Benutzungsmöglichkeit geben würde. **Fritz Geschwendt.**

**Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde,** Schriftleiter Prof. Dr. Eugen Fehrle, 1927. Jg. 1, 174 S. Verlag: Konkordia A. G., Bühl/Baden. Jährl. 4 Mk.

Eine stattliche Anzahl von Vereinen, insbesondere Lehrervereine, fördern die Herausgabe, zahlreiche Gelehrte von Namen stehen dem Schriftleiter zur Seite, bereits wenige Monate nach Erscheinen des ersten Heftes hatte die Zeitschrift den 1000. Leser erreicht, neue Verbände haben sich mittlerweile angeschlossen.

Eine oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde ist es geworden, nicht eine Zeitschrift für oberdeutsche Volkskunde. Sie will im oberdeutschen Gebiete wurzeln, aber von Fall zu Fall so weit ausgreifen, wie es die Probleme erfordern, und sie will auch in Überblicken zusammenfassen, was über Gegenstände der oberdeutschen Volkskunde in verschiedenen Heimatzeitschriften erscheint. Sie erstrebt die Zusammenarbeit von Wissenschaftlern und Laien und stützt sich vor allem auf die Lehrerschaft, die in den Schulen Volkskunde, z. Teil sogar als eigenes Unterrichtsfach, zu vertreten haben und mit dem Volke schon durch ihre Schüler in nächster Verbindung stehen.

Der Jahrgang zerfällt in zwei Hefte. Jedes enthält eine Anzahl Abhandlungen, kleine Mitteilungen, Bücherbesprechungen; das Schlußheft bringt ein Stichwörterverzeichnis. Eugen Fehrle behandelte in je einem Beitrage J. P. Hebel und die Predigtanweisungen des hl. Pirmin als Quelle für alemannischen und fränkischen Volksglauben, Max Walter die Kunst der Ziegler, Lily Weiser das Tiroler Bauernhaus, Wilh. Fraenger die Zizenhausener Terrakotten, Jos. Blau die Böhmerwälder Spitzenklöpplerinnen, Fritz Byloff die Wolfsbannerei, Richard Hünnerkopf den wilden Jäger in Oberdeutschland, Joh. Künzig den Pfeffer, ein Hochzeitslied im Fränkischen, Anton Pfalz angeblich fränkische Mundarten, Rud. Kapff schrieb von der schwäbischen Geschlechtsnamenforschung, August Lämmle vom Volkstum in Württemberg. Die materielle Kultur, Volksbrauch und Volksglaube und Sprachliches wurden also gleichmäßig berücksichtigt.

Auf die einzelnen Beiträge einzugehen, würde hier zu weit führen. Daß es sich um ein wohlüberlegtes und gut durchgeführtes Unternehmen handelt, das zur Vertiefung der vielfach noch in den Anfängen steckenden Volkskunde Wesentliches beitragen wird, ist auch so schon ersichtlich. Wir begrüßen die neue Zeitschrift, die hoffentlich die Verbindung zwischen Volkskunde und Vorgeschichte immer stärker aufzugreifen und auszugestalten wissen wird, und wünschen ihr auch fernerhin besten Erfolg.

Görlitz. **Wolfgang Schultz.**

Digitized by Google

# IV. Nachrichten.

## Berichtigung.

Die Schlußwendung meiner Anmerkung, Mannus 20, S. 240, daß Herrn Schultz bei seinem Angriff (Mannus 1927, S. 175ff.) einige Mißverständnisse unterlaufen sind", beruhte auf einem Mißverständnis meinerseits, und ich stehe nicht an, diese Bemerkung hiermit zurückzuziehen.

Bonn, 19. Oktober 1928. **J. Hopmann.**

## Zur Abwehr.

Die Akten über Haus Gierke sind, soweit der Mannus daran beteiligt ist, zwar geschlossen. Aber leider hat Herr Neugebauer in seiner Berichtigung (Mannus S. 227) einige persönliche Angriffe gegen mich unternommen, von denen ich nicht glaube, daß ich sie so einfach über mich ergehen zu lassen brauche. Da mir seinerzeit nur Riems Erklärung (Mannus S. 228), nicht aber Neugebauers Berichtigung vorlag, konnte ich auf sie damals nicht antworten.

Die erwähnten Angriffe waren doppelter Art: 1. Neugebauer versuchte, meine Einwendungen ohne irgendwelche Handhaben dafür als völlig laienhaft hinzustellen, 2. er warf mir im Falle Wendrin eine Wendung an den Kopf, die sehr entschieden aussieht und dadurch gegen mich Eindruck machen soll.

Ich sehe mich genötigt, dieses Verfahren nochmals und mit aller Entschiedenheit zurückzuweisen und bemerke dazu im einzelnen folgendes:

Jener Waisenknabe in Mathematik und exakter Naturwissenschaft, als den mich Neugebauer mit Berechnung auf Laien hinzustellen versuchte, bin ich nicht. Das muß meines Erachtens jeder Kundige schon meiner Ausdrucksweise entnehmen. Habe ich bei Mertens und Escherich ein Rigorosum über Algebra und Zahlentheorie mit Auszeichnung bestanden, so wird man schwerlich „Unvermögen, einem mathematischen Gedankengange zu folgen" bei mir voraussetzen dürfen, und das Unvermögen, Herrn Neugebauers Gedankengängen zu folgen, ist mit jener allgemeinen Behauptung kaum in eins zu setzen. Ich habe bei Boltzmann Physik gehört und bei meinem Lehrer und Freunde Alois Höfler Psychologie mit allen Feinheiten ihrer Anwendung auf die Methoden der Naturwissenschaft, bei Gegenbauer Wahrscheinlichkeitsrechnung. Höfler habe ich bei der Herausgabe von Kants „Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft" für die Berliner Akademie geholfen, und Bolzanos Wissenschaftslehre gebe ich seit Höflers Tode jetzt selbst heraus. Und da soll ich von Neugebauer lernen, was es mit Beobachtungsfehlern auf sich hat. Nein, ich fühlte mich in wissenschaftlich-methodischer Hinsicht den Fragen, um die es hier geht, vom ersten Augenblicke an völlig gewachsen, wenn ich auch heute z. T. nicht mehr in ihrer Praxis stehe und wenn ich auch nicht Astronom bin. Überblick im Ganzen und Gefühl fürs Einzelne braucht man gar nicht so viel zu haben, um zu sehen, wie bei Neugebauers Gutachten für Wendrin und Teudt die Gedanken ins Bodenlose abrutschen.

Meine angeblich laienhaften Bedenken der Verschiedenheit des mathematischen und des lokalen Horizontes waren offenbar gar nicht so ungerechtfertigt, denn Entsprechendes spielt auch in den Ausführungen des Astronomen Hopmann, S. 238 eine wesentliche Rolle. Daß die Frage, wie oft und auf welche Dauer einzelne Sterne die erforderliche Deklination erreicht haben, in der Tat wichtig ist, ergibt sich aus Hopmanns Widerlegung S. 242ff. Ich hatte von planmäßiger Auswahl gesprochen und soll dadurch mein „Unvermögen, einem mathematiischen Gedankengange zu folgen" gezeigt haben. Demgegenüber verweise ich auf Schönfelds anekdotischen Ausspruch S. 237, Anm. 5

Digitized by Google

Gewiß ist es nicht gar so schwer, die voluntaristischen Eierschalen von dem Kopfe des astronomischen Erkenntnistüchleins in der Aufmachung für Außenstehende abzustreifen. Auch in Hopmanns Endergebnisse: „Zahlenspielerei" liegt, daß nicht Zwang vom Gegenstande her, sondern die Absicht des Spielenden diese Art Argumentationen kennzeichnet. Endlich werde ich über Beobachtungsfehler belehrt; mit welchem Rechte, das kann man aus Hopmanns genau in derselben Richtung verlaufenden Ausführungen S. 237 f. entnehmen.

So laienhaft waren also meine Ausführungen keineswegs; sie deckten sich fast auf der ganzen Linie mit den späteren, ausführlichen Gründen der astronomischen Sachleute, wenn ich sie auch als ein Mensch mit zum Teil anderen geistigen Voraussetzungen nicht genau so faßte wie diese. Die Berechtigung und Zuständigkeit meiner Einwände wird dadurch nicht beeinträchtigt, sondern eher unterstrichen. Konnte das dem Sachmanne Neugebauer entgehen? Und wenn es ihm nicht entging — wie muß man da sein Verhalten einschätzen? So sieht sein Wille aus, eine „wissenschaftliche Erörterung rein sachlich zu führen", den er bei mir so schmerzlich vermißt.

Nicht Neugebauers verlorene Sache soll mit diesen Bemerkungen nochmals aufgerollt, sondern seine Kampfesweise gekennzeichnet werden. Auch im Falle Wendrin tritt sie zutage. Meine „Behauptung", er habe Wendrins Phantastereien unterstützt oder gar Ratschläge zu ihrer Ausgestaltung erteilt, könne, schreibt er, nunmehr nach seiner Erklärung „nicht mehr als nur fahrlässig gemacht bezeichnet werden". Demgegenüber nagle ich nochmals fest: Neugebauer schrieb am 30. 5. 1923 an Wendrin: „Es kommt nur darauf an, daß Sie die alten Bilder durch eine lückenlose Reihe allmählicher Veränderungen in die jetzige Form überführen können". Ist das kein Ratschlag zur Ausgestaltung dieser Phantastereien? Und hat er durch sein Gutachten Wendrin etwa nicht unterstützt? Und daß er in diesem Gutachten nicht bloß von einer Sicherheit für die Astronomie, sondern auch von einer solchen für die Datierung der Felsritzungen sprach — war das etwa keine Extratour außerhalb der Grenzen seiner Wissenschaft? Aber er redet von einer nunmehr abgegebenen Erklärung. Worin bestand sie? In nichts als in den gegen mich angesichts der von mir vorgebrachten Belege ausgestoßenen Vorwürfen: „Verdächtigung", „glatte Erfindung", „Mangel an gutem Ton", „ungehörig" u. dgl.! Und da beklagt sich Neugebauer über den Ton, den ich gegen ihn angeschlagen hätte.

Aber Neugebauer ist doch auch schon vorsichtig geworden. Was ist eine „nicht mehr als nur fahrlässig gemacht" zu bezeichnende Behauptung, die diese Eigenschaft übrigens erst nach Neugebauers Erklärung erhalten soll? Mir scheint dieses ganze, bei Lichte gesehen recht nichtssagende Herumfuchteln nur ein Ausdruck der Verlegenheit, die aber doch glaubte, auftrumpfen zu können. Vergeblich versucht Neugebauer meinen Nachweis, daß er schon im Falle Wendrin als Gutachter versagt hat, als persönlichen Angriff hinzustellen, während die Aufrollung dieses Falles von der Sache her dringend geboten war und grundsätzliche Bedeutung hatte. Der Fall Wendrin ist und bleibt ein Vergrößerungsspiegel des Falles Teudt, auch wenn das einzelnen der Betroffenen unangenehm ist. Was aber von Neugebauers Ausspielen des eigenen Faches, seinem in Abrede stellen der aus seinen eigenen Briefen belegten Tatsachen, seinen Versuchen, die sachliche Erörterung ins Persönliche zu ziehen, zu halten ist, das kann ich auch diesmal dem Urteile des einsichtigen Lesers überlassen, der den ganzen Fall im Mannus schwarz auf weiß vor sich hat, wie ich seinerzeit diesem Urteile auch das Verhalten des Herrn Riem überließ, dessen pathetischer Abgang mit dem Hinweise auf die Ausgrabung Trojas um so leerer war, als die astronomische These Neugebauer-Riem-Teudt ja gerade an dem Mangel an vorgeschichtlichen, ausgegrabenen Unterlagen krankt. Aber es kommt, scheint es, eben nicht darauf an, daß das, was man sagt, auch Hand und Fuß hat: wenn es nur großartig klingt und eine Zeitlang seine Wirkung tut!

Görlitz, 21. Oktober 1928. **Wolfgang Schultz.**

Digitized by Google

## Erwiderung.

Auf die von Herrn Bayer im Manus XIX, S. 82, gegen mich gerichteten Angriffe habe ich folgendes zu erwidern. 1. Aus meinen Ausführungen Wiener Präh. Zeitschr. XIII, S. 13 geht keineswegs hervor, daß ich darauf Anspruch erhebe, als erster Namen von Kulturkreisen nach führenden Artefakttypen zu bilden. Ich überlasse es anderen, sich mit solchen Ansprüchen lächerlich zu machen. 2. Den von B. geschaffenen Ausdruck Askalonkultur unterdrücke ich mit vollem Bewußtsein, da er keinerlei Berechtigung besitzt. Die von B. in Palästina an der Oberfläche aufgelesenen, vorsichtshalber nie publizierten Funde sind für die Stufen- und Kulturkreislehre des syrischen Paläolithikums so gut wie wertlos und können nur an Hand besserer Bestände gedeutet werden. B.'s Behauptung, daß ich an Stelle seines Askalonien den Ausdruck Gubanien einführen will, zeigt nur, daß er meine Arbeit nicht ordentlich gelesen oder verstanden hat. Letzteres gibt er eigentlich selbst zu, da er meine Ausführungen als „wirr" bezeichnet. Es beruhigt mich, daß andere Leute sie ganz klar und verständlich finden. Auf B.'s sonstige Bemerkungen über meine wissenschaftliche Arbeitsweise einzugehen, verlohnt sich mir nicht. 3. Die Beschwerde B.'s über das „Totschweigen" seines Eiszeitbuches erledigt sich eigentlich durch die Feststellung, daß der Redaktion der Wiener Präh. Zeitschr. niemals ein Rezensionsexemplar zugegangen ist. Hofrat Szombathy hat allerdings das Angebot einer Besprechung des Buches gemacht; ohne seiner Objektivität nahe treten zu wollen, schien mir aber sein amtliches und persönliches Verhältnis zu Dr. B. Rücksichten zu bedingen, die bei der Besprechung eines so umstreitbaren Werkes — sei es auch unbewußt — zur Auswirkung kommen konnten. Überdies deckt sich meine persönliche Meinung über das Buch mit der von Soergel im Mannus XIX, S. 225 und nicht der von Szombathy, Mitt. d. Anthr. Ges. LVII, S. 216 veröffentlichten Besprechung. Wie B. zur Behauptung kommt, ich hätte das Buch nicht gesehen, verstehe ich nicht. Ich hatte vielmehr gleich nach Erscheinen ein Ansichtsexemplar des Verlages vorliegen. 4. Der Ton, den Herr B. gegen mich anschlägt, ist derselbe, wie man ihn aus seinen Polemiken gegen Blankenhorn, Wiegers, Soergel usw. kennt. Er verhindert mich, künftighin auf seine Expektorationen einzugehen. Ich denke, die wissenschaftliche Welt wird über Bayers häufige Beschwerden, plagiiert, zu wenig zitiert, in Prioritäts- und anderen geistigen Eigentumsrechten gekränkt und totgeschwiegen zu werden, ohnehin allmählich zur Tagesordnung übergehen.

Oswald Menghin, Wien.

## Gegenäußerung.

Zu 1. Es ist erfreulich, daß Menghin endlich nicht mehr behauptet, der Urheber der nun allseits angenommenen Bezeichnungen für die paläolithischen Kulturkreise zu sein, nachdem er wiederholt versucht hat, diese Gliederung als sein geistiges Eigentum hinzustellen. Er hört übrigens auch jetzt noch nicht damit auf, fremdes geistiges Eigentum als sein eigenes auszugeben, so in seiner Arbeit „Zur Steinzeit Ostasiens", Anthropos, Festschrift für P. W. Schmidt, wo er Seite 928 eine „jungpaläolithische Faustkeilkultur" aufstellt, ohne mit einem Wort zu erwähnen, daß ich diesen Ausdruck für den gleichen Begriff bereits vor 10 Jahren gebraucht habe. Damit kommen wir

zu 2. Das Askalonien ist, wie aus meinen Arbeiten klar hervorgeht, die mit dem „Jungpaläolithikum" Europas gleichalterige F-Kultur außerhalb Europas, also eben identisch mit obigem Ausdruck „jungpaläolithische F-Kultur". Als erster, der die Zusammensetzung und Zeitstellung dieser Kultur richtig erkannt hat, war es meine Sache, diese Kultur zu benennen und diese Benennung hat auch in die Literatur Eingang gefunden. Ob M. sie annimmt oder nicht, ist so lange belanglos, als er mit der Ablehnung nicht den Versuch einhergehen läßt, sich durch einen neugeprägten Namen — Gubanien u. ä. — als den Erkenner dieses so wichtigen Entwicklungsabschnittes der Menschheit hinzustellen. Angesichts seiner krampfhaften Versuche als solcher zu gelten, versteht man auch seine Animosität gegen meine Bezeichnung.

Ihre Ablehnung begründet M. mit der wissenschaftlichen Wertlosigkeit meines Fundmateriales aus Palästina. Dazu bemerke ich:

a) Die allerdings zumeist oberflächlich gelegenen Fundstücke lagen auf Bildungen, die sicher beträchtlich jünger sind als die Horizonte des Chelléen-Acheuléen in Europa. Damit bin ich in Zusammenhalt mit typologischen Erwägungen und stratigraphischen Beobachtungen, vor allem an den gleichartigen Funden Nordafrikas, zu jener Altersansetzung gekommen.

Digitized by Google

b) Die Publikation meines Materials, das M. m. W. nie gesehen hat und daher auch nicht beurteilen kann, ist nicht „vorsichtshalber" bisher nicht erfolgt — man beachte diese Unterstellung, um die Psyche des Autors zu erkennen — sondern lediglich aus Zeitmangel, da ich nicht bloß die Ergebnisse anderer vom Lehnstuhl aus werte, sondern auch selbst Ergebnisse ergrabe, was allerdings weit unbequemer und zeitraubender ist. Was M. mit dem Gubanien wollte, sieht auch der Mindergebildete ein, wenn er die jüngst gegebene Kulturfolge dieses Autors betrachtet.

Zu 3. M.s Meinung über mein Buch ist mir deshalb gleichgültig, weil sie ja nur eine Gefühls- aber keine wissenschaftliche Meinung sein kann.

Wieweit ihn da die Animosität gegen meine Person blind macht, zeigt, daß er sich Soergel anzuschließen erklärt, dem Autor, der gerade im wichtigsten chronologischen Punkte, in der Frage der Altersstellung von Chelléen und Ilmien (Prämoustérien) genau das Gegenteil von dem lehrt, was die Prähistoriker einschließlich M. gegenüber einem Großteil der Geologen stets vertreten haben, die Gleichzeitigkeit beider Kulturen, während sie Soergel auf zwei verschiedene Interglaziale aufteilt. Man kann, glaube ich, doch verlangen, daß sich ein Hochschullehrer merkt, welche von anderen übernommene Ansicht er vertritt.

Zu 4. Mein Ton ist stets den Gegnern angepaßt. Er ist höflich auch bei Polemiken objektiven Autoren gegenüber, wie es z. B. Birkner, Hillebrand, R. R. Schmidt, Roska u. a. sind. Sobald ich aber bemerke, daß jemand auf meine gute Erziehung rechnet, um ungestraft die Tatsachen in eigennütziger Weise auf den Kopf stellen zu können, halte ich es für das Richtige, diese Maulwürfe rücksichtslos ins Licht zu halten. Daß sie darüber nicht erfreut sind, versteht sich. Aber es wirkt abschreckend. Recht und Gerechtigkeitssinn dürfen auch in der Wissenschaft nicht ganz beiseite gestellt werden. Zur Ehre der Vorgeschichtsforschung kann man feststellen, daß nur ein verschwindender Bruchteil ihrer Vertreter gegenteiliger Ansicht ist. J. Bayer.

Schlußbemerkung.

Für den Mannus ist die Auseinandersetzung zwischen den Herren Menghin und Bayer hiermit abgeschlossen. Der Herausgeber.

---

Die Kölner Anthropologische Gesellschaft und das von ihr begründete Städtische Museum für Vor- und Frühgeschichte begingen am 11. Oktober d. J. die Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens. Unser Vorstand hat dazu Herrn Direktor Dr. e. h. Rademacher die herzlichsten Jubelglückwünsche unserer Gesellschaft übersandt.

---

Unser Mitglied Museumskustos Prof. Dr. Walther Schulz in Halle a. S. hat sich an der dortigen Universität als Privatdozent für Vorgeschichte habilitiert. Seine Habilitationsschrift: Die Bevölkerungsverhältnisse des Saalegebiets im letzten Jahrhundert v. Chr. Eine methodische Untersuchung; Probevorlesung: Die Auswertung der Bodenfunde für die germanische Stammeskunde in der Zeit der ersten geschichtlichen Überlieferung; Antrittsvorlesung: Die Stellung Mitteldeutschlands in der Vorgeschichte Nordeuropas; Vorlesung im laufenden Wintersemester: jüngere Steinzeit nebst Übungen dazu.

---

Museumsdirektor Dr. La Baume in Danzig wurde zum außerordentlichen Professor an der Technischen Hochschule in Danzig und zum Honorarprofessor mit Lehrauftrag für Vorgeschichte an der Universität in Königsberg ernannt.

---

Digitized by Google

# Gustaf Kossinnas siebzigster Geburtstag.

Mit 1 Tafel.

Es ist das unvergängliche Verdienst unseres Altmeisters deutscher Vorgeschichte, die Vorgeschichtsforschung als selbständige Wissenschaft begründet und ihr neue fruchtbare Wege der Betätigung gewiesen zu haben. Das wichtigste Mittel hierfür war die von ihm erfundene Methode der Siedlungsarchäologie, der Feststellung der vorgeschichtlichen Kulturprovinzen, wodurch es ihm gelang, die Vorgeschichtsforschung aus einer rein beschreibenden, wie sie bis dahin war, zu einer wahrhaft historischen zu machen.

Als Universitätsprofessor hat sich Kossinna die sorgsame Heranbildung eines streng wissenschaftlich geschulten Nachwuchses junger Fachleute angelegen sein lassen. So schuf er eine eigene, nunmehr überall im Inlande wie im Auslande verbreitete Schule von Vorgeschichtsforschern, die auf den von ihm geschaffenen Grundlagen fortbauen und das Ansehen der vorgeschichtlichen Wissenschaft in weite Kreise hineintragen.

Über diesen engeren Fachkreis hinaus aber gelang es ihm, durch Gründung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte im Jahre 1909 auch alle anderen begeisterten Freunde der deutschen Vorzeit zusammenzufassen und ihnen den Stolz auf unsere germanische Vorzeit tief ins Herz zu legen.

Auf den Tagungen und in den Sitzungen der Gesellschaft war ihm und seinen Schülern Gelegenheit geboten, die neuen Fortschritte der vorgeschichtlichen Wissenschaft vorzutragen und den Kreis begeisterter Anhänger immer mehr zu vergrößern. In der gleichzeitig begründeten Zeitschrift der Gesellschaft „Mannus" wurde von ihm, seinen Schülern, namhaften Vertretern angrenzender Wissenschaften und einem nicht geringen Teil von ihm selbst liebe- und verständnisvoll in Sondergebiete eingeführter, nicht fachgelehrter Persönlichkeiten nunmehr zwei Jahrzehnte lang die Vorgeschichte streng wissenschaftlich, aber in geschickter, lesbarer und anregender Form in Wort und Bild dargeboten.

Damit wurde die deutsche Vorgeschichte nicht nur eine selbständige Wissenschaft, sie wurde auch bewußt als eine deutsche Heimat-Angelegenheit weiten Kreisen des deutschen Volkes vermittelt.

Angesichts dieser vielseitigen und erfolgreichen Tätigkeit Kossinnas kann es nicht wundernehmen, wenn sein siebzigster Geburtstag ein wahrhaft würdiger Gedenktag ward. Nicht rauschende Reden vorübergehender Feststimmung hörte man, sondern das tiefgehende ernste Treubekenntnis von Männern und Frauen der Wissenschaft und allen den Getreuen in Deutschlands Gauen, in denen Kossinna Begeisterung und Freude an unseren Altvordern, an der ruhmvollen germanischen Vorgeschichte erweckt hatte. Und dann noch ein ganz besonders wertvolles Zeichen der wahren Wertschätzung, der sich unser Kämpfer für deutsche Art und Wertgeltung an seinem Ehrentage zu erfreuen hatte: Auch eine nicht geringe Anzahl ihm sonst ferner stehender und oft kritisch eingestellter wissenschaftlicher Persönlichkeiten hatte an diesem Tage das Streitbeil begraben und dem Jubilar in besonders herzlicher Weise geschrieben. Durch diese Tat haben diese Herren sich selbst am meisten geehrt. Von den außerordentlich zahlreichen Briefen und Telegrammen konnte nur ein geringer Teil der Festversammlung zur Kenntnis gegeben werden. Erwähnt sei nur, daß drei ausführliche Glückwunschschreiben aus seiner Vaterstadt Tilsit, vom Oberbürgermeister, dem Gymnasialdirektor und dem Vorsitzer des Ostdeutschen Heimatdienstes Tilsit, den Jubilar besonders gerührt haben.

Und nun einiges von dem so würdig verlaufenen Fest selbst, das im Kaiserhotel in Berlin am 28. September stattfand.

Eingeleitet wurde der Abend durch Fräulein Liselotte Wrede mit dem von einer Blumengabe für den Jubilar begleiteten Vortrage eines in Versen abgefaßten sinnigen Vorspruchs. Prof. Dr. Paape würdigte dann die Familie Kossinnas und ihre Bedeutung für das wissenschaftliche Schaffen des Jubilars. Prokurist Melzer und der Sohn



Digitized by Google

des Verlegers unserer Zeitschrift, Hofrats Dr. Meiner in Leipzig, überbrachten die umfangreiche, glänzend ausgestattete Festschrift, die von 50 namhaften Vertretern der vorgeschichtlichen Wissenschaft Kossinna zu seinem siebzigsten Geburtstag dargebracht wurde.

Bildhauer Fritz Richter-Elsner in Friedrichshagen, der Schöpfer monumentaler Kriegerdenkmäler, der zuerst die wuchtigen Formen unserer Hünengräber für die Kriegerehrung bewußt auswertete, überreichte eine trefflich gelungene Bronzeplakette[1]) von Kossinna und feierte begeistert ihn als denjenigen, der in unserem Volke in Wort und Bild die Kenntnis und Wertschätzung germanischer Kraft- und Gefühlswerte nahe gebracht habe. Auch die deutsche Kunst und insonderheit er als Bildhauer verdanke Kossinnas Lebenswerk unendlich viel. Denn wenn jede große Kunst, die auf dauernde Geltung rechnen kann, nur aus dem Boden der Heimat in enger Verbundenheit mit dem Wesen des eigenen Volkes erwachsen könne, so habe Kossinna die deutschen Künstler erst gelehrt, auf das Erbe des eigenen Volkes aus uralter Vergangenheit wahrhaft stolz zu sein.

Der Vertreter der historischen Geographie an der Berliner Universität, Professor Dr. Walther Vogel gedachte in tiefempfundenen Worten des Umstandes, wie man früher Kossinna den ungerechten Vorwurf gemacht habe, daß er die Ergebnisse seiner vorgeschichtlichen Forschungen in den Dienst nationaler deutscher Bestrebungen gestellt habe. Er lobte gerade den deutschen Geist der Arbeiten Kossinnas gegenüber der nüchternen sogenannten objektiven Art der Wissenschaft und bewies an den Beispielen unserer großen deutschen Historiker, daß alles wissenschaftliche Forschen Ausfluß der persönlichen Einstellung des Gelehrten zu seinem Sache ist und daß alle vermeintliche Objektivität sich oft nur ungerechterweise gegen das eigene Volk wendet. Er feierte darum Kossinna als den Typus eines echten deutschen Gelehrten.

Frau Dr. Maria Grunewald rühmte als Kunsthistorikerin den umfassenden Geist Kossinnas, der mit großem Geschick und meisterhaftem Verständnis in so viele Nachbarwissenschaften eingedrungen ist. Durch die erstaunliche Vielseitigkeit seiner Interessen und seinen scharfen Blick für die wesentlichen Punkte anderer Wissenschaften hat er auch den deutschen Geist in der deutschen Kunstgeschichte als Erbteil unserer germanischen Vorfahren in der Überlieferung bestimmter Formen erkannt. Seine Ansicht ist die Wahrheit, und diese Erkenntnis wird trotz mancher heutiger Vorurteile als endgültige Anschauung sich durchringen.

Landesgeologe Professor Heß v. Wichdorff, der soeben aus Ostpreußen eingetroffen war, überbrachte die Grüße der ostpreußischen Heimatprovinz, insbesondere des Prussia-Museums in Königsberg. In humorgewürzter Rede schilderte er Kossinna als wurzelechten Ostpreußen, dessen ganzes Wesen, Charakter und Eigenart fest im Boden seiner ostpreußischen Heimat beruhe, jenes altpreußischen Koloniallandes, das markige, feste und streitbare Männer schafft.

Dr. Jörg Lechler sprach im Namen der Schüler und der Angehörigen des prähistorischen Seminars der Universität Berlin. Er feierte Kossinna als unvergeßlichen Lehrer, indem er zugleich heitere Züge aus dem Studentenleben vorführte, die beweisen, wie eng das persönliche Verhältnis des Lehrers zu seinen Schülern war und im Leben weiter geblieben ist.

Prof. Dr. Paape schilderte die großen Verdienste Kossinnas für die deutsche Art. Er hat uns Germanen erst den bisher fehlenden echten Rassestolz gegeben.

Fabrikbesitzer Stahel-Bielefeld feierte Kossinna als echten Deutschen, der ihn als geborenen Bayern, wie so viele andere aus allen Teilen des Vaterlandes nach dem Zusammenbruch von 1918 durch sein Werk „Deutsche Vorgeschichte" wieder aufgerichtet, für die deutsche Vorgeschichte glühend begeistert und seine Wissenschaft wahrhaft volkstümlich in alle Kreise getragen habe.

Während Kossinnas lebensvoll getroffene Büste, vom Bildhauer Richter-Elsner meisterhaft geschaffen (Tafel VI), aus geschmackvollem Pflanzenhain hervorleuchtete, schloß der Jubilar die ergreifende, würdige Feier mit seinem tiefempfundenen Dank an alle Redner und die in großer Anzahl erschienenen Getreuen für die ihm bewiesene treue Anhänglichkeit.

Berlin. **E. Snethlage.**

[1]) Diese Plakette, befestigt auf einer Marmorplatte in der Art eines Briefbeschwerers, ist von dem Künstler (Berlin-Friedrichshagen, Friedrichstraße 65) für 7,50 Mk. bei freier Zusendung zu erwerben.

* * *

Digitized by Google

**Glückwunsch des Rektors der Universität Berlin.**

Berlin, den 27. September 1928.

Hochverehrter Herr Kollege!

Es gereicht mir zur besonderen Genugtuung und Freude, daß die Feier Ihres 70. Geburtstages noch in meine Amtszeit fällt und ich daher zugleich im Namen des Akademischen Senats Ihnen die herzlichsten Glückwünsche aussprechen darf. Ihre Verdienste um die germanische Altertumskunde im einzelnen aufzuführen ist nicht dieses Orts. Es ist mir jedoch auf Grund meiner eigenen Forschungen, in denen ich, wie Sie wissen, wiederholt auf den Ihrigen fußen konnte, wohl bekannt, daß Sie auch über die Grenzen unseres engeren Vaterlandes hinaus als Lehrer und Meister auf diesem Arbeitsgebiete sich des höchsten Ansehens erfreuen. Mit unendlichem Eifer sind Sie forschend und lehrend tätig gewesen; viele Ergebnisse sind schon jetzt gesichertes und dauerndes Gut der völkerkundlichen Wissenschaft geworden, und viele Ihrer Schüler verbreiten den Ruhm Ihres Namens und sind selbst in Ihrem Geiste forschend tätig.

Möchten Ihnen zum Segen dieser Wissenschaft, die Sie haben begründen helfen, noch viele Jahre körperlicher Gesundheit und geistiger Frische beschieden sein.

Mit dem Ausdruck besonderer Verehrung

**Norden.**

# Geheimrat Professor Dr. Gustaf Kossinna.

Zu seinem 70. Geburtstage.

Von Theobald Bieder, Hamburg.

Rundfunkvortrag für Hamburg, nebst Kiel, Bremen, Hannover.

„Setzen wir die Vorgeschichte in den Sattel, reiten wird sie schon können". Mit diesem, ein bekanntes Bismarck-Wort umformenden Satze schloß Prof. Kossinna die gründende Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte. Es war am 3. Januar 1909, ein Datum, das sowohl in seinem Leben wie in der Entwicklung der deutschen Vorgeschichtsforschung einen Markstein bildet. Unter einem glücklichen Stern trat die Gesellschaft ins Leben. Trotz der ungünstigen Jahreszeit zählte man 43 Anwesende und etwa 200 Mitglieder hatten sich bereits zum Beitritt gemeldet. Für Prof. Kossinna begann nun die Zeit konzentriertester Arbeit, die sich ihm aus der Leitung der neuen Gesellschaft und der Herausgabe einer eigenen ebenso umfang- wie gehaltreichen Zeitschrift ergab. Und für die deutsche Vorgeschichte vollzog sich ein neuer Abschnitt, dessen Wichtigkeit noch erläutert werden wird.

So mag denn Prof. Kossinna an dem heutigen Tage, an dem er das 70. Lebensjahr vollendet, mit besonderer Befriedigung an jene Januar-Tagung zurückdenken. Vielleicht schweift aber sein rückschauender Blick über diesen Termin hinaus in jene Zeit zurück, in der er an der Berliner Universität unter Leitung des Meisters Karl Müllenhoff eifrig den germanistisch-philologischen Studien oblag, wie sich denn überhaupt sein Lebenslauf in den Bahnen der germanischen Philologie zu entwickeln schien. Das war Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Und als entscheidender Wegweiser stand der Dithmarsche Müllenhoff da. Die von diesem herausgegebene, leider — aber doch begreiflicherweise — Torso gebliebene fünfbändige Deutsche Altertumskunde sollte ja in erster Linie der Ergründung germanischer Stammes- und Siedlungskunde dienen, weshalb denn auch ein starker Band lediglich einen Kommentar zur „Germania" des Tacitus enthielt. Aber Müllenhoffs Wert war eine rein philologische Spitzenleistung, und in der Vorgeschichte gibt es eine Grenze, über die die Sprachwissenschaft nun einmal nicht hinausgelangt. Je weiter wir in die Vorzeit hinabsteigen, desto geringer werden die Anhaltspunkte für die Sprachgeschichte, und schließlich reden nur noch die Dinge, d. h. die archäologische hinterlassenschaft unserer Vorfahren. Wer von der nordischen Bronze- oder gar Steinzeit sprachgeschichtliche Aufklärungen fordert, wird vergeblich auf ein Echo warten. Aus dem Süden, z. B. aus Kreta, kennen wir allerdings aus jener weit zurückliegenden Zeit schriftliche Dokumente, aber selbst diese sind bis jetzt noch für uns stumm. Und doch schwebte schon einem Jakob Grimm eine Verbindung von Wörtern und Sachen vor, aber erst als Müllenhoffs arbeitsreiches Leben vor dem Ende stand, schien das Problem greifbare Gestalt zu gewinnen. Zu jener Zeit hatte der berühmte schwedische Archäologe und Reichsantiquar Oskar Montelius eine systematische Gliederung der Vorzeitfunde nach typologischer



Digitized by Google

und chronologischer Methode angebahnt, wie denn überhaupt die nordischen Länder und auch Belgien und Frankreich damals in systematischer Arbeit auf vorgeschichtlichem Gebiete Deutschland bei weitem überlegen waren. Überall dort war die Wichtigkeit des Gebietes längst erkannt worden, hatte man ihm „Sitz und Stimme" auf den Universitäten und in den Museen eingeräumt. Wertvolle Reihen von Spezial-Zeitschriften sorgten für die Verbreitung neuer Erkenntnisse. In Deutschland aber war die Vorgeschichte kein offiziell anerkanntes Fach; sie war lediglich ein Anhängsel anderer Disziplinen, wie Anthropologie, Ethnologie und Geologie.

In einer solchen prähistorisch unfruchtbaren Zeit mußte ein Vortrag, den Prof. Kossinna (damals noch Bibliothekar) in der 26. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft am 9. August 1895 in Kassel hielt, berechtigtes Aufsehen erregen. Sein Thema: „Über die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland" deckte sich fast mit einem Vortrage, den 8 Jahre früher Dr. Rudolf Much (seit langem Universitätsprofessor in Wien) an gleicher Stelle gehalten hatte, nämlich: Die Verbreitung der Germanen vor ihrem Eintritt in die Geschichte. Hier hatte wiederum ein sehr feinsinniger Philologe gesprochen, während Kossinna in seinem Vortrage von archäologischer Seite an das Problem herantrat. Welch intensive Arbeit einem solchen ergebnisreichen Vortrage vorangehen mußte, ist leicht ersichtlich.

„Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt,
und sein Gefühl belebt das Unbelebte,"

möchte man mit Goethes Tasso sagen. Bei der Zersplitterung aller vorgeschichtlichen Interessen war vor allen Dingen die Sichtung und Zusammenfassung des ungeheuren Materials notwendig, das lokaler Fleiß jeweils in seinen bestimmten und natürlich begrenzten Gebieten zutage gefördert hatte. So erscheint denn dieser Vortrag als das erste Aufleuchten der „siedlungsarchäologischen Methode", die Prof. Kossinna immer feiner und mit der Zielsicherheit, die einen jeden großen Forscher auszeichnet, durchgebildet hat. Zum ersten Male wird hier auch die viel umstrittene „Urheimat" der Germanen auf archäologischer Grundlage zu ermitteln versucht, ja die Prähistorie als erste Instanz für die Entscheidung dieser Frage angerufen. Dagegen kann die Sprachwissenschaft, die Philologie, „aus sich heraus in der Urgeschichte nichts entscheiden, sie kann hier nur lernen". Als Urheimatsgebiet der Germanen bestimmte Kossinna Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Jütland, die dänischen Inseln und Südschweden, und zwar „geht dieser Urzustand der Verbreitung bis in den Beginn des 3. Jahrtausends v. Chr. hinauf".

So war denn die erste Stufe auf dem Wege erklommen, der schließlich zur Befreiung der Vorgeschichte aus der Umklammerung von mehreren Disziplinen führen sollte. Die zweite war die Ernennung Kossinnas zum Professor für deutsche Archäologie und zum Vorsteher des prähistorischen Apparats der Universität Berlin, die im Jahre 1902 erfolgte. Damit war die Vorgeschichte endlich einmal an einer deutschen Universität heimatberechtigt geworden. Aber als ein einzeln dastehender Lehrer hätte Kossinna den wohlerwogenen Erkenntnissen auf dem ihm besonders am Herzen liegenden Gebiete nicht die Stoßkraft und die Verbreitung geben können, wenn nicht noch als Erfüllung die Vereinigung der gemeinsamen Interessen in einer großen Gesellschaft hinzukam, die zugleich über ein treffliches Publikationsorgan verfügte. Es bedeutet wohl keine Erneuerung alter Schmerzen, wenn heute daran erinnert wird, daß die Gründung dieser Gesellschaft, obwohl sie eine aus sich gegebene Notwendigkeit war, nicht ganz kampflos vor sich ging. Denn die Deutsche Anthropologische Gesellschaft hatte Ethnologie und Urgeschichte ihrem Arbeitsbereiche einverleibt und sah in der Gründung sicher einen „Abfall", stellte auch gleich dem von Prof. Kossinna herausgegebenen „Mannus", dem Organ der Gesellschaft, eine eigene Prähistorische Zeitschrift entgegen. Man könnte also auch diese „Gegenzeitschrift" auf das Konto der Verdienste Kossinnas setzen. Die Wogen haben sich bald geglättet, als immer mehr erkennbar wurde, wie unbeirrt Kossinna seinen einmal als richtig erkannten Weg weiterging und welcher Stab tüchtiger Mitarbeiter sich ihm bereitwillig zur Verfügung stellte. Erst von dieser im Jahre 1909 erfolgten Gründung der Gesellschaft an kann man von einer Selbständigkeit deutsch-vorgeschichtlicher Forschung in Deutschland reden.

Kaum 20 Jahre sind seitdem ins Land gegangen, und schon hat Deutschland dank der Tätigkeit Kossinnas und seiner Schule den Vorsprung, den die Nachbarstaaten in vorgeschichtlicher Arbeit vor ihm hatten, im friedlichen Wettstreit wieder eingeholt. Welch ein prachtvolles Material liegt aber auch heute vor uns ausgebreitet! Da ist die im 20. Jahrgange erscheinende Zeitschrift „Mannus" mit ihrem durch schöne Tafeln reich ausgestatteten Inhalt und neben ihr, ebenfalls von Kossinna geleitet, die Spezialthemen behandelnde „Mannus-Bibliothek", die es bis jetzt auf 42 Bände gebracht hat. Jährliche Versammlungen der Gesellschaft führen die Mitglieder zu bedeutungsvollen Vorträgen zusammen, sie führen sie aber auch unmittelbar an die Stätten praktischer vorgeschichtlicher Arbeit. Mehrere

Digitized by Google

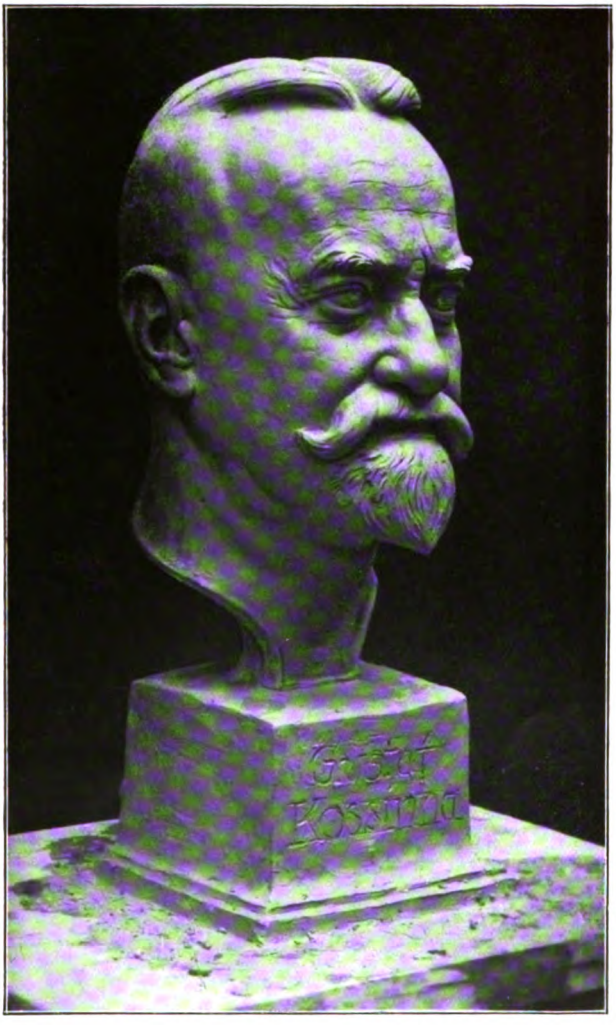
eigene Werke hat Kossinna innerhalb der Mannus-Bibliothek veröffentlicht. Unter ihnen ist das populärste, das reich ausgestattete „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft". Der nationale Charakter dieses Gebietes ist ja ohne weiteres gegeben; es hängt zusammen mit Heimatskunde und Denkmalschutz. Auch hier hatten die nordischen Reiche die Vorgeschichte längst ihren nationalen Geschichtswerken eingereiht, ebenso wie sie in einer planmäßigen Ordnung ihrer Museen für Vorgeschichte vorbildlich waren. Seit dem „Selbständigwerden" der Vorgeschichte in Deutschland haben sich auch bei uns die Verhältnisse wesentlich gebessert, und das verdanken wir in erster Linie Kossinna und seinem Schülerkreise. Zu dem eben genannten Werke Kossinnas wäre noch zu erwähnen, daß es in seiner vierten, 1925 erschienenen Auflage nicht weniger als 62 schöne Tafeln enthält. Nach wie vor ist die Materialbeherrschung Kossinnas ungeheuer, und er spendet gern aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen. Wie leuchten seine Augen, wenn er von der Kulturfreudigkeit und der Kulturhöhe der Germanen in der jüngeren Steinzeit und der Bronzezeit berichten kann! Im Oktober vorigen Jahres konnte man in Hamburg einen durch treffliche Lichtbilder unterstützten Vortrag Kossinnas hören, und die Gegenüberstellungen zeigten deutlich, daß die südlichen Länder Europas, die später die klassische Antike hervorgebracht haben, der germanischen Bronzezeit nichts Gleichwertiges entgegenstellen können. Damit man nicht denke, hier spräche irgendwelche Voreingenommenheit, will ich daran erinnern, daß im Stockholmer Museum eine Vitrine prächtiger Feuersteinarbeiten zu sehen ist, und der von Montelius verfaßte Führer bemerkt dazu mit berechtigtem Stolze, daß nirgends auf der ganzen Erde Steinarbeiten von gleich feiner Arbeit gefunden werden. — In einem anderen kleineren Werke der Mannus-Bibliothek „Die Herkunft der Germanen" betitelt, hat Kossinna seine Methode kurz charakterisiert: „Der leitende Gesichtspunkt, dessen Richtigkeit für die frühgeschichtlichen Zeiten tausendfach erprobt worden ist, sich stets von neuem bewährt und somit ebenso für die dicht angrenzenden wie für die weit zurückliegenden vorgeschichtlichen Perioden Geltung haben muß, ist folgender: scharf umgrenzte archäologische Kulturprovinzen decken sich zu allen Zeiten mit ganz bestimmten Völkern oder Völkerstämmen". — Gegenüber dem Vortrage von 1895 konnte Kossinna schon zehn Jahre später noch tiefer in die Vergangenheit zurückgehen, und heute erschließt sich ihm die germanische Vorzeit bis ins 7. und 8. Jahrtausend vor Chr. Damit ist auch von archäologischer Seite die Urwüchsigkeit des Germanentums auf europäischem Boden erwiesen und die früher angenommene Herkunft aus Asien zur Fabel geworden.

Zur größten Freude muß es Kossinna gereichen, daß jetzt auch von philologischer Seite seinen Ergebnissen Anerkennung gezollt wird. So schreibt Prof. Dr. Eduard Norden in seinem Werke „Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania": „Als ich vollends bei Kossinna las, seiner Ansicht nach hätten die Germanen in der frühen Eisenzeit, um 700 v. Chr., den Niederrhein erreicht, fand ich diesen Ansatz in so vollkommener Übereinstimmung mit dem ungefähren Datum, zu dem ich durch Schlüsse aus dem alten Periplus gelangt war, daß ich daraus eine gewisse Zuversichtlichkeit schöpfen zu dürfen glaubte". Und fernerhin ganz im Sinne Kossinnas: „Die Prähistorie hat die Vorstellung von der Urtümlichkeit eines nordeuropäischen Volkes (oder einer Völkerfamilie) geschaffen, das seine Eigenart in den Süden des Erdteils und über die kleinasiatische Völkerbrücke hinauswirken ließ". Das wäre der schönste Lohn für das reiche Schaffen Kossinnas, wenn die zwei ehemals feindlichen Schwestern, die Philologie und die Archäologie, sich endlich einmal die Hände reichten!

Zu diesem Wunsche gesellen wir den weiteren, daß Kossinna noch ein langer, heiterer, von gleicher Schaffensfreude überstrahlter Lebensabend beschieden sein möge. Und auch unser Dank sei ihm ausgesprochen für alle neuen Erkenntnisse, die er dem deutschen Volke durch seine Arbeit verschafft hat.

Digitized by Google

Digitized by Google



Büste des Geheimrats Universitäts-Professor

**Dr. Gustaf Kossinna**

nach dem Leben modelliert von Fritz Richter-Elsner, Bildhauer in Berlin-Friedrichshagen.
Mitglied der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Urgeschichte des Kreises Ostprignitz

von

**Dr. Walter Matthes, Beuthen**

**Herausgegeben vom Kreisausschuß des Kreises Ostprignitz**

X, 323 Seiten mit 143 Abbildungen im Text, 68 Tafeln und 1 Kreiskarte mit 5 Deckblättern der einzelnen Perioden. 1928. Lex. 8°. Rm. 25.—, geb. Rm. 30.—

Die Schriftlosigkeit der alteuropäischen Kultur hat zu ihrer Unterschätzung geführt, aber die moderne Urgeschichtsforschung hat es verstanden, die Zeugen der Vorzeit zur Sprache zu bringen und das früheste Kulturleben unserer Heimat vor unser Auge zu zaubern.

In diesem Buche ist nun zum ersten Male eine Auswertung der Bodenfunde für die Geschichte des Kreises Ostprignitz erfolgt und dadurch eine Verbindung zur schriftlich überlieferten Geschichte geschaffen worden. Die im Gange befindlichen archäologischen Landesaufnahmen der einzelnen Provinzen erhalten dadurch eine erhöhte Bedeutung. Aus jeder vor- und frühgeschichtlichen Periode wird ein Bild der Landschaft, der Besiedlung (letztere besonders anschaulich durch Kartendeckblätter), sowie der Funde gezeigt, ferner noch aus der Wendenzeit und dem Zeitalter der deutschen Kolonisation im Mittelalter.

Der Kreisausschuß als Herausgeber zusammen mit dem Verfasser haben hier etwas Vorbildliches geschaffen, das nicht nur das Interesse aller Prähistoriker und Museumsleute, sondern auch das der höheren Verwaltungsbehörden, der Schulen und der Lehrerschaft, sowie aller an der Heimatforschung Beteiligten finden wird.

# Festgabe
# für den 70jährigen Gustaf Kossinna

**(zugleich VI. Ergänzungsband des „Mannus", Zeitschrift für Vorgeschichte)**

X, 402 Seiten mit 4 Porträts und 276 Abbildungen im Text. 1928. Lex. 8°. Rm. 24.—

Wenn die deutsche Vorgeschichtswissenschaft in den beiden letzten Jahrzehnten einen Aufschwung genommen hat, dessen Ausmaß wohl niemand vorausgesehen hat, wenn sie heute, nach innen und außen gefestigt und anerkannt, sich neben ihren älteren Schwesterwissenschaften einen würdigen Platz im deutschen Geistesleben errungen hat, so hat Gustaf Kossinna, der erste Forscher auf einem deutschen Lehrstuhl, der sich mit ganzer Kraft und ungeteilter Hingebung der Vorgeschichtsforschung gewidmet hat, zu diesem schönen Erfolge in besonderem Maße beigetragen. Diesem Altmeister der deutschen Vorgeschichtsforschung ist zu seinem 70. Geburtstage diese Festschrift von Freunden, Mitarbeitern und Schülern gewidmet worden.

Sie enthält 49 reich illustrierte Beiträge aus den verschiedensten Gebieten der Vorgeschichtsforschung und den verwandten Wissensgebieten. Unter den Mitarbeitern finden wir bekannte Namen wie Nils Åberg, Pedro Bosch-Gimpera, Gordon Childe, Gustaf Eichhorn, Eugen Fischer, Alfred Goetze, Hans Hahne, Martin Jahn, Erich Jung, Herbert Kühn, Hans Reinerth, G. Rodenwaldt, Fritz Roeder, Walter Schmid, Wolfgang Schultz, Walter Schulz u.a.m.

**Verlangen Sie bitte den ausführlichen Prospekt „Gustaf Kossinna und die deutsche Vorgeschichte".**

**Curt Kabitzsch / Verlag / Leipzig**

Digitized by Google

## Neuere Bände der Mannus-Bibliothek

Herausgegeben von Geh.-Rat Professor Dr. Gustaf Kossinna

Bd. 39:

# Rassenlehre

### Neue Gedanken zur Anthropologie, Politik, Wirtschaft, Volkspflege und Ethik

Von **K. F. Wolff**

251 Seiten mit 40 Abbildungen im Text, 6 Tafeln und 3 Karten. 1927
Rm. 10.—, geb. Rm. 12.50; Vorzugspreis*) Rm. 8.—, geb. Rm. 10.50

Prinzipientreue Anhänger der Güntherschen Richtung begeistern sich für eine „allnordische Verbundenheit", d. h. sie fühlen sich mit Schweden, Schotten und Anglo-Amerikanern näher verwandt, als mit ihren süddeutschen Brüdern, sie stellen den Rassegedanken über den Volksgedanken. Es ist daher sehr erfreulich, daß einer der modernsten Rassenforscher, K. F. Wolff, diese Irrungen kritisch beleuchtet und in überzeugender Weise dartut, wie sehr die Anschauungen Günthers jeder tatsächlichen Grundlage entbehren. Bayerische Staatszeitung.

Band 40:

# Fränkisches Mesolithikum

### Die steinzeitliche Besiedelung der fränkischen Rezat und oberen Altmühl im Tardenoisien

Von **Carl Gumpert**

VII, 115 Seiten mit 180 Abbildungen
Rm. 6.—, geb. Rm. 7.60; Vorzugspreis*) Rm. 4.80, geb. Rm. 6.40

Enthält in sehr geschickter Stoffanordnung die Ergebnisse der seit 15 Jahren vom Verfasser planmäßig durchgeführten Aufsammlung von Steinwerkzeugen (nach einer auf Seite 93 ff. aufgestellten Übersicht über 11 000 Stück, die sich auf 111 Fundplätze verteilen). Es wäre zu wünschen, daß es recht viele zu ebenso gründlicher und begeisterter Vertiefung in die graue Vorzeit anregt.
Amtlicher Schulanzeiger (Mittelfranken).

Band 41:

# Der Urnenfriedhof bei Großromstedt

Von **Prof. Dr. G. Eichhorn**

VII, 322 Seiten mit 722 Abbildungen im Text. 1927
Rm. 29.—, geb. Rm. 31.20; Vorzugspreis*) Rm. 23.20, gebunden Rm. 25.40

Schon die in dem Werk abgebildeten Hunderte von Fundgegenständen (Waffen, Geräte, Zierstücke, Werkzeuge usw.) lassen die außerordentliche Bedeutung erkennen, die der hauptsächlichen den Jahren 1907—1913 erfolgten Ausgrabung dieses vorzeitlichen thüringischen Urnenfriedhofes beizumessen ist. Die vorliegende Arbeit stellt einen wertvollen Beitrag zur Vorgeschichte Thüringens dar. Alle Funde wurden vom Staatsministerium für das Germanische Museum angekauft und bilden einen unersetzlichen Schatz für die Heimatkunde des Thüringerlandes.

Band 42:

# Das Paläolithikum der Höhlen des Hönnetales in Westfalen

Von **Dr. Julius Andree.**

Privatdozent für Geologie und Paläontologie an der Universität Münster (Westf.)

V, 101 Seiten mit 55 Textabbildungen und 30 Tafeln. 1928. Rm. 7.50, geb. Rm. 9.50; Vorzugspreis*) Rm. 6.—, geb. Rm. 8.—.

Im Auftrag des Geologischen Instituts der Universität Münster fanden in den Jahren 1925 bis 1926 Ausgrabungen in den Höhlen des Hönnetales in Westfalen statt, die mit ministerieller, behördlicher und privater Unterstützung durchgeführt wurden. Der Verfasser, unter dessen Leitung die Ausgrabungen standen, berichtet jetzt über die gesamten Ergebnisse und belegt sie mit zahlreichen Abbildungen.

*) Der Vorzugspreis wird gewährt den Abonnenten des „Mannus" und der Mannus-Bibliothek oder bei Bestellung von 4 verschiedenen Bänden.

Curt Kabitzsch / Verlag / Leipzig

Mit Beilagen des Verlages Friedrich Brandstetter, Leipzig und C. L. Hirschfeld, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07029 0807

Digitized by Google